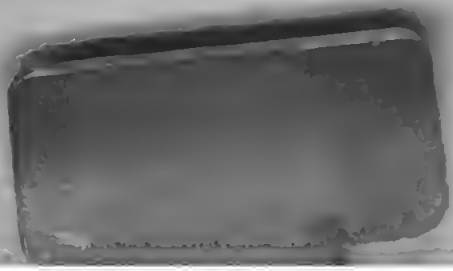
Annalen
der
Verbreitung
des
Glaubens.

Annalen
H. eccl.
38 n



<36629162210011

<36629162210011

Bayer. Staatsbibliothek

Annalen

der

Verbreitung des Glaubens

zum

Vortheil der Missionen

herausgegeben

durch den Ludwig-Missions-Verein.

Mit Erlaubniß geistlicher Obrigkeit.

1867.

Fünfunddreißigster Band.

35
1865

243 G

Digitized by Google

Annalen

der

Verbreitung des Glaubens.

Eine

mit Erlaubniss geistlicher Obrigkeit

durch

den Ludwig-Missions-Verein

herausgegebene

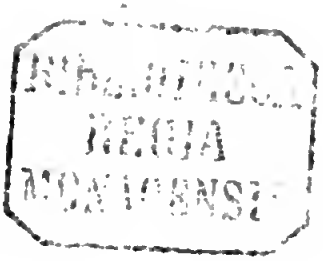
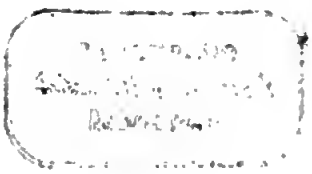
periodische Sammlung von Erlassen des heiligen Stuhles, dann der hochwürdigsten Ordinarien, sowie von Urkunden und Nachrichten, welche auf das Werk der Glaubensverbreitung Bezug haben.

Fünfunddreißigster Band.

München, 1867.

Im Verlag der Central-Direktion des Ludwig-Missions-Vereins.

Papier und Druck von Fr. Pustet in Regensburg.

Eccl. 33 n (18

Annal

der

Verbre

des

Glaube

zum Vortheil der Mission

und der

Ludwig-Missions

Nro.
195.

[illegible]

München, 1867

[illegible]

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

CXCV.

An

die Mitglieder des Ludwig-Missionsvereins

zur

Kenntnißnahme und Beachtung.

Da von mehreren Seiten der Wunsch geäußert worden, ein genaues Verzeichniß der Ablässe zu haben, welche auf den von unserm Vereine vertheilten Rosenkränzen aus Jerusalem ruhen, so bringen wir nachstehend dieses Verzeichniß nach einem Breve Unigeniti Dei Filii etc. Papst Innocenz XI. vom 28. Januar 1688, wie es schon in Nr. 160 unserer Annalen enthalten ist, auf's Neue zum Abdrucke.

Wer immer irgend ein an den geheiligten Stellen und heiligen Reliquien des heiligen Landes angerührtes Kreuz, Rosenkranz oder Krone bei sich trägt, gewinnt folgende Ablässe, wenn er nachstehende fromme Werke verrichtet, als:

Wer gewohnt ist, in der Woche wenigstens Einmal entweder die Krone des Herrn, oder der seligsten Jungfrau, oder den ganzen Rosenkranz (Psalter), oder nur den dritten Theil desselben, oder die großen, oder kleinen Tagzeiten der seligsten Jungfrau, oder jene für die Abgestorbenen, oder die sieben Buß- oder die Stufen-Psalmen andächtig zu beten, oder in der Christenlehre Unterricht zu geben, oder die Gefangenen oder Kranken zu besuchen, oder den Armen zu Hilfe zu kommen, oder die heilige Messe zu hören, oder — als Priester — zu lesen; — erlangt, wenn er wahr-

haft reumüthig einem vom Bischofe ermächtigten Priester beichtet, das allerheiligste Altarssakrament empfängt, und andächtig zu Gott betet für die Ausrottung der Ketzereien und Spaltungen, für die Verbreitung des katholischen Glaubens, für Frieden und Eintracht der christlichen Fürsten und für andere Anliegen der heil. Kirche, — einen vollkommenen Ablaß an folgenden Tagen, nämlich: am Feste der Geburt, der Erscheinung, der Auferstehung und Himmelfahrt Christi, am Pfingstfeste, am Feste der allerheiligsten Dreifaltigkeit, am Frohnleichnamsfeste, an den Festen der Reinigung, Verkündigung, Himmelfahrt und Geburt der seligsten Jungfrau, am Geburtsfeste des heiligen Johannes des Täufers, an den Festen der heil. Apostel Petrus und Paulus, Andreas, Jakobus, Johannes, Thomas, Philippus und Jakobus, Bartholomäus, Matthäus, Simon und Judas, Mathias, sowie am Allerheiligenfeste.

Wer das Nämliche an den übrigen Festen des Herrn, oder der seligsten Jungfrau verrichtet, gewinnt an jedem dieser Festtage einen Ablaß von 7 Jahren und ebensovielen Quadragenen; an jedem Sonntage oder anderen Festen im Jahre einen Ablaß von 5 Jahren und 5 Quadragenen; wer aber diese nämlichen Gebete oder Werke an was immer für einem Tage des Jahres verrichtet, einen Ablaß von 100 Tagen.

Wer seine Seele in der Todesstunde andächtig Gott empfiehlt, und nachdem er wahrhaft reumüthig gebeichtet und das allerheiligste Altarssakrament empfangen hat, oder wenn er es nicht vermochte, wenigstens mit zerknirschtem Herzen den Namen Jesus mit dem Munde, oder im Falle der Unmöglichkeit, im Geiste anruft, erlangt einen vollkommenen Ablaß.

Wer die Gefangenen oder die Kranken besucht, und ihnen mit einem frommen Werke beisteht, oder den katholischen

Religionsunterricht in der Kirche, oder zu Hause seinen Kindern, Anverwandten oder Dienstboten ertheilt, erhält jedesmal einen Ablaß von 200 Tagen.

Wer wenigstens Einmal in der Woche die Krone, oder den Rosenkranz, oder die Tagzeiten der seligsten Jungfrau, oder jene für die Abgestorbenen, oder die Vesperandacht, oder wenigstens einen Nokturn sammt Laudes, oder die sieben Bußpsalmen mit der Litanei und den beigefügten Gebeten andächtig betet, gewinnt an jenem Tage, an welchem er dieses verrichtet, einen Ablaß von 100 Tagen, außer jenen Abläßen, welche der hl. Pius V. verliehen hat.

Wer zum Gebetläuten irgend einer Kirche Morgens, Mittags und Abends das gewöhnliche Gebet: „Der Engel des Herrn u. s. w.," oder wenn das Zeichen zum Gebete für die Abgestorbenen geläutet wird, den Psalm: „Aus der Tiefe u. s. w.," oder wenn er keines von diesen weiß, für jedes dieser Gebete ein Vater Unser und ein Gegrüßet seist du Maria spricht, erlangt einen Ablaß von 100 Tagen.

Wer sich Freitags des bittern Leidens und Sterbens unsers Herrn Jesu Christi andächtig erinnert, und drei Vater Unser und drei Gegrüßet seist spricht, erlangt einen Ablaß von 100 Tagen.

Jeder, der sein Gewissen erforscht, seine Sünden wahrhaft bereuet, sich zu bessern sich ernstlich vornimmt, und drei Vater Unser und Ave Maria spricht, oder auch dieselben drei Vater Unser und Ave Maria zu Ehren der heil. Dreifaltigkeit, oder aber zur Verehrung der fünf Wunden Jesu Christi fünf Vater Unser und fünf Ave Maria betet, erlangt denselben Ablaß von 100 Tagen.

Wer andächtig für die sterbenden Gläubigen betet, oder wenigstens ein Vater Unser und Ave Maria für sie spricht, gewinnt an jenem Tage einen Ablaß von 50 Tagen.

Jeden der oben erwähnten Ablässe kann man an den benannten Tagen entweder für sich selbst erlangen, oder den Seelen im Fegfeuer fürbittweise zuwenden.

Es bleibt nur zu bemerken, daß man besagte Kreuze, Rosenkränze und Kronen umsonst, ohne irgend eine Art Bezahlung, erhalten muß, widrigenfalls gehen die Ablässe verloren, wie die heil. Congregation dutch ein Dekret vom 11. Mai 1721 erklärt, und Papst Innocenz XIII. am 4. Juni desselben Jahres bestätiget hat. Daher sind Diejenigen betrogen, welche sie von gewissen Personen, die selbe feilbieten, kaufen. Ueberdies können die bezeichneten Gegenstände, demselben Dekrete zufolge, nicht durch verschiedene Hände gehen (man darf nämlich dieselben auch nicht ausleihen); und ebendarum ist es am sichersten, die benannten Kreuze, Rosenkränze und Kronen unmittelbar von einem P. Commissarius, oder Ordensmanne, oder einem apostolischen Syndikus des heiligen Landes zu erhalten; denn durch ihre Hände erlangt man sie nicht nur rechtmäßig, sondern auch umsonst.

Der Gleichlaut vorstehenden Abdrucks mit dem aus der Buchdruckerei der PP. Franziskaner zu Jerusalem dem L.-M.-V. zugekommenen Originale wird unter der besonderen Bemerkung hiemit bestätigt, daß die von dem P. Custos Terrae Sanctae an die Central-Direktion des Vereins abgegebenen, und von diesem unentgeltlich, in der Regel dekadenweise periodisch vertheilten Heiligthümer vom heil. Grabe hienach von den Sammlern, oder einzelnen Mitgliedern auch nur gänzlich unentgeltlich und niemals leihweise an andere Personen abgetreten werden können, wenn nicht obige Ablässe für den Empfänger verloren gehen sollen.

Missionen von Asien.

Anam.

(Fortsetzung und Schluß.) *)

II. Tong-King.

Tong-King ist der wichtigste Theil des anamitischen Reiches. Es wohnen daselbst, auf einem Flächenraum von 150 Stunden Länge und 100 Stunden Breite zerstreut, 18 Millionen Einwohner, das heißt 2 Dritttheile der ganzen Bevölkerung, welche dem Könige Tu-Duc unterworfen ist.

1660 erhob Papst Alexander VII. Cochinchina und Tong-King zu gesonderten Vikariaten und stellte 2 französische Bischöfe an ihre Spitze, welche er aus der eben entstandenen Gesellschaft der auswärtigen Missionen nahm. Der hochwst. Herr de la Mothe-Lambert wurde mit Cochinchina und der hochwst. Herr Pallu mit Tong-King betraut. Ein Erlaß des Papstes Innozenz XI. theilte Tong-King in 2 Vikariate, eines östlich, das andere westlich von dem Flusse, welcher das Land in 2 beinahe gleiche Hälften scheidet. Das erste ging in die Hände der spanischen Dominikaner über, das zweite blieb unter der Obsorge der französischen Gesellschaft der auswärtigen Missionen. Das geschah im Jahre 1679. Aber hier, wie in Cochinchina, wurden neue Theilungen für nothwendig erachtet. Das westliche Tong-King wurde 1846 wie-

*) Siehe Nro. 194 des vorigen Jahrgangs.

der getheilt und bildete ein neues Vikariat, das südliche Tong-King. Zwei Jahre später, 1849, wurde noch ein anderes Vikariat, welches großentheils vom östlichen Tong-King abgelöst wurde, unter dem Namen Mittel-Tong-King errichtet.

So hat denn Tong-King nunmehr 4 apostolische Vikariate; 2 werden von den Priestern der auswärtigen Missionen besorgt, nämlich das westliche und südliche, und die beiden andern, das östliche und mittlere, von den spanischen Dominikanern aus der Ordensprovinz der Philippinen.

§. 1. Vikariat des westlichen Tong-King.

Das Vikariat von West-Tong-King dehnt sich am rechten Ufer des Song-Cai aus, welcher dasselbe als eine natürliche Grenze von dem östlichen und mittlern Vikariate scheidet. Es umfaßt sieben Provinzen: Thanh-Hoa, Nam-Dinh, Ninh-Binh, Ha-Noi (Kecho), Son-Tay, Hung-Hoa und Tuyen-Quang. Seine Länge beträgt 88, seine mittlere Breite 20 bis 30 Stunden.

Diese Mission ist durch die letzte Verfolgung gänzlich zu Grunde gerichtet worden. Wir haben dort eine große Anzahl Martyrer und Bekenner; 1500 Gläubige und 30 einheimische Priester, von 11, welche durch Entbehrungen gestorben sind, nicht zu reden, haben ihr Blut für den Glauben vergossen. Der damalige Provikar des westlichen Tong-King, der hochwst. Herr Charbonnier, hat in den Annalen den Bericht über diese Kämpfe und Siege veröffentlicht.

Der hochwst. Herr Jeantet verwaltet seit 1858 die Mission als apostolischer Vikar. Er ist der unmittelbare Nachfolger des hochwst. Herrn Retord, dessen Andenken immer fortleben wird in dem Gedächtniß und Herzen unserer Vereinsgenossen, welche so oft beim Lesen der Briefe dieses großen Bischofs gerührt worden sind. Vielleicht erinnern sie sich, daß man mitten in den Schrecken der Verfolgung den hochwst. Herrn Retord in Eile in einem Dorfe begraben mußte, welches nahe an dem Walde ist, in welchem er gestorben war, den 22. Oktober 1858. „Sein Leichnam, schrieb Herr Ma-

thevon, welchen Herr Charbonnier anführt, ruht zu Tong-Bau; aber wir hoffen denselben an einen schicklichern Ort zu übertragen, wenn der Himmel uns bessere Tage verleihen wird."

Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Einer der alten Mitarbeiter des berühmten Apostels von Tong-King, der hochwst. Herr Theurel, Bischof von Akanthus und Coadjutor des hochwst. Herrn Jeantet, gibt uns sehr interessante Berichte über die Uebertragung der Ueberreste des hochwst. Herrn Retord.

Oktober 1865.

. . . In den ersten Tagen des anamitischen Jahres hielt ich es an der Zeit, diesen theuren Ueberresten die verdienten Ehren zu erweisen. Mit Zustimmung des hochwst. Herrn Jeantet reiste ich ab, begleitet von einem unserer Mitbrüder, Herrn Perrier, zwei anamitischen Priestern und einigen andern Personen. Auf dem nächsten Wege hatten wir nur einen Tagmarsch durch die Berge zu machen. Die Reise ging ohne bemerkenswerthen Vorfall von Statten, außer daß wir auf einen Tiger trafen, der uns einige Zeit folgte, aber glücklicherweise ohne uns anzugreifen.

Als wir am Abend in der Christengemeinde von Tong-Bau anlangten, wo der hochwst. Herr Retord 1858 auf das sorgfältigste verpflegt worden war, wurden wir von unsern Wilden mit Begeisterung empfangen. Als wir aber den Zweck unseres Besuches kundgegeben hatten, widersetzte sich die ganze Bevölkerung einstimmig der Ausführung unsers Vorhabens. Seien sie denn nicht, sagten sie, so gut als die Christen in der Ebene, die Kinder des hochwst. Herrn Retord? Habe er ihnen in den Tagen, wo sie ihm allein in ihren Wäldern eine Zuflucht gewährten, nicht versprochen, im Leben wie im Tode bei ihnen zu bleiben? . . . Ich erwiederte, daß der hl. Bischof der gemeinsame Vater der ganzen Mission sei, und es sich daher gezieme, seine Ueberreste

an einen in der Mitte gelegenen Ort zu bringen, wo alle seine Kinder sein Grab besuchen könnten.

Die Wilden betheuerten, daß sie das bei ihnen hinterlegte kostbare Gut nicht ausliefern würden.

Ich sah ein, daß es unnütz sei, noch länger die Mittel der Ueberredung anzuwenden; ich erklärte darum rundweg, daß meine Leute und ich wohl im Stande seien, den Leichnam auszugraben und ihn des folgenden Tages mitzunehmen. Da brachen sie in Geschrei und Schluchzen aus. Gerührt von dem Schmerze dieser guten Leute, versprach ich ihnen, um sie zu trösten, ihnen einen beträchtlichen Theil dieses viel bestrittenen Leichnams zu lassen. Als die Häuptlinge des Dorfes einsahen, daß ihr Widerstand zu nichts führe, gingen sie zur Berathung auf die Seite, und kamen mit der Ankündigung zurück, daß sie den Vergleich annähmen, und daß am folgenden Tage der Leichnam ausgegraben und ausgeliefert werden solle.

Der hochwst. Herr Retord war in dem Dorfe begraben worden, im Garten eines ehemaligen Vorstehers, unter einer Areca-Palme, welche man ausgerissen und dann über dem Grabe wieder gepflanzt hatte. Wir fanden den Sarg stark beschädigt durch die weißen Ameisen, welche sich sogar schon an die Gebeine gemacht hatten. Diese waren, alle in ihrer natürlichen Lage, fleischlos und völlig getrocknet. Ein Priester und ein Diakon nahmen dieselben, eines nach dem andern, und gaben sie mir, um sie in weiße Leinwand einzuhüllen. Dann gab ich den Christen des Dorfes die Gebeine, welche ich ihnen versprochen hatte, wieder zurück.

Wir benützten diese Gelegenheit, um auch den Leichnam des Katecheten Loc, welcher in dieser Gegend gestorben war, auszugraben und mit uns zurückzunehmen. Dann machten wir eine kurze aber beschwerliche Wallfahrt zu den Höhlen und andern Orten, welche der hochwst. Herr Retord und seine zwei Begleiter bewohnt hatten, deren einer der hochwst. Herr Charbonnier, jetziger apostolischer Vikar des östlichen Cochinchina, der andere Herr Mathevon, apostolischer Provikar des

westlichen Tong-King ist. Endlich spendeten wir in den 5 Tagen, welche wir in Tong-Bau zugebracht, hier und in einigen kleinen Christengemeinden der Nachbarschaft die heil. Sakramente, was etwas über 400 Kommunionen ergab.

Als ich in das Dorf So-Kien zurückgekehrt war, wo der hochwst. Herr Retord seine endliche Ruhestätte finden sollte, legte ich die verehrten Ueberreste in meinem Zimmer nieder, in Erwartung einer günstigen Gelegenheit, um denselben die letzte Ehre zu erweisen.

Eine solche bot sich bald dar. Die Mandarine hatten uns ermächtiget, die Körper unserer gemarterten Priester, welche auf dem Platze ihrer Hinrichtung begraben worden waren, wegzunehmen. Wir benützten diese Freiheit, um dem hochwst. Herrn Retord eine Leichenfeier zu halten. Alle Christen des Vikariats warteten ungeduldig auf diese Gelegenheit, um ihrem ehemaligen Hirten den Dank zu bezeugen, welchen sie seinem Andenken bewahrt hatten. Aber, aus Besorgniß, durch eine zu zahlreiche Versammlung bei den Mandarinen Verdacht zu erwecken, schrieb der hochwst. Herr Jeantet an alle Priester, sie sollten ihre Christen abhalten, zur Feier zu kommen. Das war für Jedermann ein großes Opfer, allein man mußte sich fügen.

Den 8. November 1864, nach einem feierlichen Gottesdienste, gehalten vom hochwst. Herrn apostolischen Vikar, wurden die sterblichen Reste seines ehrwürdigen Vorgängers in einem Grabgewölbe aus Backsteinen beigesetzt, welches unter dem Platze, wo die ehemalige Kirche des Dorfes gestanden, hergerichtet worden war. Die Gebeine waren in einem kleinen Sarge aus unverweslichem Holze eingeschlossen, welcher zinnoberroth angestrichen war, und Zeichnungen mit Goldstift von den vorzüglichsten Gebirgsgegenden darstellte, die der Verstorbene nacheinander bewohnt hatte. Der Deckel zeigte ein Kreuz mit den Abzeichen der bischöflichen Würde. Endlich erinnerte eine steinerne Platte an die Zeit des Todes und der Uebertragung. Zwei Bischöfe, vier Missionäre, einige

20 einheimische Priester und ungefähr 5000 Christen wohnten der Feierlichkeit bei.

Das ist es, was wir thun konnten, um die Ueberreste desjenigen zu ehren, welcher der Gegenstand unsers Schmerzes ist und noch lange sein wird. Was seine Seele betrifft, so hoffen wir zuversichtlich, daß sich dieselbe der ewigen Ruhe erfreut, und wir bitten Gott, uns immer mit dem Geiste des Eifers zu beleben, als dessen Opfer dieses große Vorbild der Missionäre gefallen ist...

† Joseph Theurel,
Bischof von Akanthus, Coadjutor.

Der gegenwärtige Stand des Vikariates von West-Tong-King wird in sehr vollständiger Weise in folgendem Schreiben des hochwst. Herrn Jeantet auseinandergesetzt:

Schreiben des hochwst. Herrn K. H. Jeantet, Bischofs von Pentacomia, apostolischen Vikars des westlichen Tong-King, an die H. H. Präsidenten und Mitglieder des Centralrathes des Werkes der Glaubensverbreitung.

Ke-Non, (westliches Tong-King), 11. Jänner 1866.

Meine Herren!

Jetzt, da die Wuth der Verfolger unserm Eifer keine Fesseln mehr anlegt und unsere Anstrengungen nicht mehr zu nichte macht, erwarten Sie mit Ungeduld den Erfolg unserer Arbeiten in dieser schönen Mission zu vernehmen. Weniger glücklich als unsere Mitbrüder von Kouy-Tscheou, sehen wir, es ist wahr, die Dorfschaften nicht herbeieilen mit dem Verlangen, im Christenthum unterrichtet zu werden. Indessen sind unsere Anstrengungen, Gott sei Dank, nicht unfruchtbar und unsere einheimischen Priester können überall die Christengemeinden besorgen.

Man kann sagen, daß Gott unsere Verfolger in sichtbarer Weise gestraft hat; eine sehr große Zahl derselben hat in den letzten Kriegen gegen die Franzosen, Chinesen und besonders gegen die Rebellen den Tod gefunden. Auf den Krieg folgte die Hungersnoth und die Cholera. Wirklich sind zwei Ernten Schlag auf Schlag verloren gegangen. So stirbt eine Menge Unglücklicher Hungers; andere fristen nur elendiglich ihr Leben, indem sie sich mit Kräutern, Wurzeln und Insekten nähren und am Ende doch dahinsterben. Zu Hunderten belagern sie unsere Kollegien und unsere noch halbzerstörten Gotteshäuser. Eines ist hiebei merkwürdig. Alle diejenigen, welche sich des Vermögens unserer Neubekehrten zur Zeit ihrer Zerstreuung in die heidnischen Dörfer bemächtigt hatten, sind jetzt dahingekommen, daß sie das Mitleid dieser nemlichen Neubekehrten anflehen müssen, welche weniger elend daran sind, als sie.

Der Eifer der Christen wird durch die Mahnungen der Cholera unterhalten. Dieses Jahr ist die Geißel mit großer Heftigkeit aufgetreten, bis zu dem Grade, daß die anamitischen Priester in den Pfarreien an der Meeresküste täglich 8 bis 10 Personen mit den heil. Sakramenten versehen. Die französischen Missionäre konnten, ohne Furcht belästigt zu werden, ihren Antheil an diesem Dienste der Nächstenliebe nehmen. Die Mandarine wissen um unsere Anwesenheit, aber sie wünschen uns in der Dunkelheit zu lassen; das erspart ihnen eine Menge von Geschäften und Berichten, um den König fortwährend von unserm Thun und Lassen in Kenntniß zu erhalten. Wir gehen vollständig in ihre Anschauungsweise ein und vermeiden, auch noch aus vielen andern Ursachen, Aufsehen zu machen, ohne uns jedoch zu fürchten, öffentlich zu erscheinen, die Dörfer und Marktflecken zu durchwandern, die feierliche Einsegnung der christlichen Dörfer vorzunehmen, feierliche Aemter zu singen, zu denen selbst die Heiden herbeikommen.

Noch war Niemand bis in die Provinz vorgedrungen, wo die HH. Cornay, Schäffler und Neron den Martertod

erlitten haben, als die HH. Perrier und Huet am Anfange dieses Jahres dorthin gingen. Sie waren dort unter den Augen und mit Vorwissen des Obermandarins der Provinz, welcher es für klüger hielt zu schweigen. Was aber in der That bemerkenswerth ist, ist der Umstand, daß er nicht nur aufhörte, die Christen zu placken, sondern daß er eilig die Erlasse des Königs zu Gunsten der Religion veröffentlichte.

Der hochwst. Herr Huet, welcher im Jänner 1865 in Tong-King angekommen war, ist daselbst als Opfer seiner Hingebung für die Cholerakranken gestorben. Bei einer versengenden Hitze war er immer bereit, den Sterbenden zu Hilfe zu eilen. Als er sich in eine kleine Christengemeinde begeben hatte, wo die Cholera heftiger als anderswo wüthete, bat man ihn, einige Tage daselbst zu verweilen. Hier wurde er zu einem Kranken gerufen. Beim Eintritt in die Kammer des Sterbenden fühlte er sich dem Ersticken nahe, so verdorben war die Luft. Er spendete dessenungeachtet dem Kranken die Sakramente, worauf man ihn selbst hinwegtragen mußte; die Geißel hatte ihn ergriffen. Nach vier Tagen gab er, unter dem Beistande des Herrn Perrier und eines einheimischen Priesters, seine schöne Seele seinem Gott zurück, indem er sagte, daß er gerne sterbe. Es war am 12. September 1865. Herr Huet war in unserm Seminar zu Paris, den 21. Mai 1864, im Alter von 23 Jahren zum Priester geweiht worden. Er berechtigte zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft und sprach das Anamitische schon mit einer erstaunlichen Leichtigkeit.

Seit der Sturm sich ein wenig gelegt hat, beschäftigen wir uns angelegentlich mit der Wiedereinrichtung unserer Anstalten. Das ist in der That eine sehr wichtige Sache. Wo wären wir heutzutage damit, wenn nicht Herr Retord einen der vorzüglichsten Gegenstände seiner Sorge daraus gemacht hätte? Wie könnten wir uns Priester verschaffen, um die durch den Tod gerissenen Lücken wieder auszufüllen? Gleich von Anfang haben wir die wenigen Zöglinge, welche die Verfolgung verschont hatte, in 3 Dörfern vereinigt. Die

meisten von ihnen trugen im Gesichte ehrenvolle Narben und setzten ihre Studien, welche durch das Gefängniß oder die Verbannung unterbrochen worden waren, wieder fort. Daß sie nicht als Blutzeugen gefallen sind, kommt daher, daß die Verfolger ihnen den Schwertstreich, den Gegenstand ihrer Wünsche, verweigert hatten. Zuerst wurden sie in einigen elenden Hütten untergebracht; da aber die Zahl der Schüler anwuchs, mußte man nach Verlauf von 3 Jahren wohl darauf denken, ihnen einen geräumigern Zufluchtsort zu geben. Wir glaubten die Gelegenheit benützen zu sollen, sie wieder an die Orte zurückzuführen, wo sie zur Zeit des Hrn. Retord gewesen waren, das heißt in die Dörfer Hoang, Nguyen und Ke-Non.

Vor der Verfolgung empfingen alle Missionäre und alle einheimischen Priester von den Gläubigen einen Theil ihres nothwendigen Unterhaltes; jetzt müssen die Missionäre und Priester den Gläubigen zu Hilfe kommen. Ehedem konnte jede Pfarrei die verschiedenen Gegenstände kaufen, welche zur Verherrlichung des Gottesdienstes bestimmt sind; jetzt ist alles verschwunden, und unsere Priester wissen nicht, wie sich anständige Kirchengeräthe verschaffen, um unsere heiligen Geheimnisse nicht der Verspottung der Ungläubigen auszusetzen, welche denselben immer in großer Zahl beiwohnen.

Sie sehen, meine Herren, unsere Bedürfnisse sind groß; Sie werden mit einer Mission Mitleid haben, welche schon reich ist an Erfolgen, reicher noch an Hoffnungen. Im Laufe dieses Jahres habe ich 2 Weihungen vorgenommen, welche dem Vikariat 9 Priester mehr gegeben und ihre Gesammtzahl auf 56 gebracht haben. Das theologische Seminar zählt 26, lauter sehr fromme Studenten; unsere 2 Lateinschulen haben 240 Schüler. Zu den letztern können noch mehr als 100 Katecheten gerechnet werden, welche Latein studirt haben; 130 Katecheten sind mit ihrem Diplom versehen. Das ist das Personal der Mission.

Die Spendung der heil. Sakramente im Laufe des Jahres 1865 weist folgende Ergebnisse auf:

Taufen von Erwachsenen, 413: Taufen von Christenkindern, 2307; Beichten von Kindern unter zwölf Jahren, 5435; gewöhnliche Beichten, 100,238; erste Kommunionen, 3820; gewöhnliche Kommunionen, 91,203; heilige Wegzehrungen, 3125; letzte Oelungen, 4720; Ehen, 731; Firmungen, 1725.

Schließlich empfehle ich mich und meine theure Mission Ihren, meine Herren, und Ihrer frommen Vereinsgenossen eifrigen Gebeten.

Ich habe die Ehre zu sein, in Jesus und Maria,

Ihr ganz ergebener Diener

Karl Hubert Jeantet,
Bischof von Pentacomia, apostolischer
Vikar des westlichen Tong-King.

Die Ruhe, deren sich dieses Vikariat erfreut, fügt der Jahresbericht der Gesellschaft der auswärtigen Missionen an die Centralräthe hinzu, hindert weder örtliche Plackereien noch Erpressungen. Aber die den Christen gewährte Duldung ist schon eine große Wohlthat. Und wenn Ihre Nächstenliebe Ihnen, meine Herren, erlaubt, demselben eine seinen unermeßlichen Leiden auch nur einigermaßen entsprechende Gabe zuzuwenden, so zweifeln wir nicht, daß der Aufschwung der alten Tage sich daselbst wieder entwickeln und die katholische Kirche dort, Dank der Mitwirkung einer tugendreichen und eifrigen einheimischen Geistlichkeit, bald wieder aufblühen wird.

§. 2. Vikariat des südlichen Tong-King.

Ein Erlaß Papst Gregor's XVI. vom 27. März 1846 trennte einen Theil vom westlichen Tong-King ab, um das apostolische Vikariat des südlichen Tong-King zu errichten, welches dem hochwst. Herrn Johann Dionys Gauthier, Bischof von Emaus, Coadjutor des hochwst. Herrn Retord, anvertraut wurde. Dieses Vikariat umfaßt die 2 Provinzen Nghe-An und Han-Tinh, mit dem Bezirk Bo-Chinh.

Die Provinz Han-Tinh ist durch die Verfolgung besonders verheert worden; 20 einheimische Priester sind dort auf Befehl des Statthalters enthauptet worden. Der hochwst. Herr Gauthier hat den Centralräthen die Berichte mitgetheilt, welche er über den Tod dieser tapfern Glaubensstreiter einziehen konnte. Wir setzen voll Rührung und Hochachtung ihre Namen, welche im Buche des Lebens eingeschrieben sind, zu denjenigen, welche Gott dazu vorbestimmt hat, um von Zeit zu Zeit mit ihrem Blute vor den Menschen für ihn Zeugniß zu geben:

Matthias Khoa, gefangen den 4. Juni 1859, enthauptet den 18. Mai 1860;

Thomas Chau, gefangen den 21. Juli 1859, enthauptet den 21. November desselben Jahres;

Jakob Thong, gefangen den 24. Jänner 1860, enthauptet den 24. April 1860, mit Peter Can;

Lorenz Tang, achtzigjährig und gichtbrüchig, gefangen 1859, gestorben 1860;

Paul Triem, gefangen den 29. November 1860, enthauptet den 13. Februar 1861;

Peter Nang, enthauptet den 16. November 1861;

Anton Trach, gefangen den 17. September 1861, enthauptet den 11. Dezember desselben Jahres;

Johann Ngli, gefangen den 21. Dezember 1861, enthauptet den 29. desselben Monats, nach seinem Tode;

Paul Nien, enthauptet den 18. Juni 1862, 6 Tage, nachdem die Unterzeichner des Vertrages von Saigon nach Hue zurückgekehrt waren;

Johann Cai, gefangen im Jänner 1862, enthauptet den 17. Mai desselben Jahres, mit Peter Hien, seinem Vikar;

Paul Phe, Kleriker der niedern Weihen, am gleichen Tage erdrosselt;

Johann Baptist Ho, enthauptet im Dezember 1861;

Thadäus Lang, gefangen den 18. Juli 1861, enthauptet den 18. Februar 1862, nach seinem Tode;

Anton Xuan, gefangen den 16. Dezember 1861, enthauptet den 24. Mai 1862;

Franz Xaver Chan, gefangen 1861, enthauptet nach seinem Tode;

Benedikt Daong, gestorben im Gefängniß den 16. Mai 1861;

Paul Quang, gefangen den 19. Dezember 1861, enthauptet den 28. Juni 1862;

Paul Truc, gefangen im Februar 1862, enthauptet den 11. Juli desselben Jahres;

Johann Tinh, sein Schüler, erdrosselt am nämlichen Tage.

Keiner von ihnen, schreibt Herr Gauthier (14. Jänner 1864), ausgenommen Matthias Khoa, ist gefoltert worden, aber alle haben den Glauben vor den Mandarinen muthig bekannt.

Im November 1858 ist einer meiner Priester, Johann Cat, der seit 10 Jahren des Glaubens wegen verbannt gewesen, mit seinem Katecheten, Paul Jen, in der Provinz Binh-Thuan (Ost-Cochinchina) enthauptet worden. Zwei Christen aus meiner Mission, in die Provinz Hung-Yen (Mittel-Tong-King) verbannt, sind den 12. Juni 1862 enthauptet worden, da sie sich weigerten, vom Glauben abzufallen. Einer von ihnen, Paul Khoan, ehemaliger Diener in meinem Seminar, hat den Glauben mitten unter den fürchterlichsten Martern bekannt. Der andere, Johann Baptist Hoa, gebürtig aus dem Dorfe Dan-Sa, wo ich in diesem Augenblicke wohne, war gefangen genommen worden, weil er einen Katecheten in seinem Hause verborgen hatte. Man redet noch von mehreren andern, welche unter den Martern ihr Leben ausgehaucht haben. Unzählbar sind diejenigen, welche Hungers gestorben oder in den verpesteten Gefängnissen umgekommen sind; man müßte sie nach Tausenden zählen. Die Grausamkeit wurde so weit getrieben, sie mit in Verwesung übergegangenen Leichen beisammen liegen zu lassen. Beati, qui persecutionem patiuntur propter justitiam, quoniam ipso-

rum est regnum coelorum. (Matth. 5, 10.) Selig diejenigen, welche um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden, denn ihrer ist das Himmelreich."

Aus dieser Darstellung geht hervor, daß mehrere einheimische Priester aus Haß gegen das Christenthum getödtet worden sind, und zwar noch nach der Unterzeichnung des Vertrages, welcher die Religionsfreiheit gewährleistet, und das zudem in einer Nachbarprovinz der Hauptstadt.

Der Brief des hochwst. Herrn Gauthier führt mehrere Thatsachen an, welche über die wahren Gesinnungen der anamitischen Regierung keinen Zweifel übrig lassen.

Den 2. Jänner 1864, schreibt der Prälat, wurden ein Priester und drei Kleriker, welche ich zum Besuche der Christen ausgeschickt hatte, von einem Kreisvorsteher verhaftet, welcher dem Führer ihrer Barke 50 Bambusstreiche geben ließ. Die Person, welche des folgenden Tages zum Mandarin gegangen war, um den Grund dieser Verhaftung zu erfragen, erhielt aus seinem eigenen Munde folgende Antwort: „Der Vorfall, von dem ihr sprecht, geht mich nichts an; übrigens kann ich nichts für euch thun; das ist mir von meinen Vorgesetzten verboten worden." Derselbe Mandarin hatte uns 2 Monate vorher angezeigt, daß es uns ausdrücklich verboten sei, selbst einem nächtlichen und unerlaubten Angriff den mindesten Widerstand entgegenzusetzen. So sind wir außer dem Gesetz; alles ist gegen uns und unsere Leute erlaubt. Sed si Deus pro nobis, quis contra nos? (Röm. 8, 31.) Wenn Gott für uns, wer ist wider uns? Wir können daher von der unendlichen Barmherzigkeit Gottes noch die Gnade des Marterthums hoffen.

Vu-Traong-Binh, Vizekönig von Han-Tinh, wo sich 3 Viertheile unserer Christen befinden, hat mir nicht nur den Eintritt in meine Mission verschlossen, sondern auch einen Befehl veröffentlicht, welcher den Christen mich zu besuchen verbietet; und, um mir jedes Mittel zur Verbindung mit dieser Provinz zu nehmen, werden diese guten Leute Plackereien unterworfen, welche ihre Lage unerträglich machen.

Ich rechne mehr als 20,000 Christen, welche der Tröstungen der Religion beraubt sind, in Folge der gegen diejenigen verübten Plackereien, welche den Priestern Gastfreundschaft erweisen. Die Mandarine der gleichen Provinz wenden in diesem Augenblicke alles an, um dem Gerücht Glauben zu verschaffen, daß die Christen die Brunnen und Cisternen mittelst Stoffen vergiften, welche sie von einem französischen Dampfer erhalten hätten. Deßwegen wird ihnen nicht mehr gestattet herumzugehen, noch in den Wirthshäusern zu logiren.

Um den Fall des Christenthums zu beschleunigen und zugleich ihre Verantwortlichkeit in den Augen der französischen Regierung sicher zu stellen, haben der Hof von Hue und die Mandarine dieser Provinz mehrere schlechte Subjekte zu Würden erhoben und sie ermächtigt, nach Gutbefinden die Christen zu necken, mit dem Vorbehalte jedoch, daß sie dieselben nicht tödten.

Seit dem verflossenen 12. Dezember hat man mir schon zum drittenmale einen Vertreibungsbefehl gegen diejenigen meiner Leute mitgetheilt, welche aus der Provinz Han-Tinh gebürtig sind, zu welcher mir der Zutritt untersagt ist. Nun aber sind alle meine Leute, was Jedermann weiß, aus der besagten Provinz gebürtig. Man will mich demnach absondern. Zu welchem Zweck? Gott weiß es.

So war die Lage im Jänner 1864.

Den 19. Juli desselben Jahres schrieb der hochwürdigste Herr Gauthier nach Folgendes:

Täglich werden mir Verhaftungen von Christen gemeldet, welche die Priester aufnehmen. Diese Unglücklichen werden eingekerkert und braun und blau geschlagen. Eben ist ein Priester, den ich nach Han-Tinh geschickt hatte, von den Mandarinen gefangen genommen worden, welche ihn wie einen Böswicht von Provinz zu Provinz führen. Ich mag noch so viele Einsprachen erheben; dieselben bleiben erfolglos.

Hat nun das Toleranzedikt, welches einige Tage später veröffentlicht wurde, einer Lage ein Ende gemacht, welche den Vereinbarungen des Vertrages vom 5. Juni 1862 so

schnurstracks entgegen ist? Darüber wird man aus den folgenden Anführungen urtheilen, welche den Berichten unserer Missionäre entnommen sind.

Der Jahresbericht der Gesellschaft der auswärtigen Missionen bringt folgenden Auszug aus einem Schreiben des hochwst. Herrn Gauthier vom Oktober 1864, das heißt ungefähr ein Vierteljahr nach der Veröffentlichung des Edikts:

Es sind immer die gleichen Neckereien von Seite der Mandarine. Der apostolische Vikar wird, wie vorher, nahe an der Grenze von Tong-King scharf bewacht von einer sogenannten Ehrenwache, die in Wirklichkeit nur eine Bande von Spionen ist; bis jetzt hat er die Erlaubniß nicht erhalten können, in seine Mission zurückzukehren, von der er nur durch einen Fluß getrennt ist. Die Christen können zu ihm kommen, aber es ist ihnen unter schweren Strafen verboten, ihn bei sich aufzunehmen. Der Vorsteher einer Christengemeinde und eine alte Frau, welche der Uebertretung dieses Punktes schuldig waren, haben viel zu leiden gehabt, und der erstere ist noch im Gefängniß. Der hochwst. Herr Gauthier wünschte einige Gegenstände in das Innere seiner Mission zu schicken und lud sie auf eine Barke. Der Mandarin erhielt davon Kenntniß, und alsbald wurde die Barke mit Beschlag belegt, und ihr Führer in ein finsteres Gefängniß gesetzt. Man fürchtet, daß die benannten Gegenstände als gute Beute erklärt werden. Immer noch besteht die Gefängnißstrafe gegen die Christen, welche den Priestern erlauben, bei ihnen die hl. Messe zu lesen.

Mehrere Mandarine verfahren noch wie zur Zeit der Verfolgung. Man nennt unter andern einen, der sich nicht begnügte, die Christen zu zwingen, das Kreuz mit Füssen zu treten, sondern der auch erst neulich die Kirche und das Haus eines unserer Mitbrüder hat niederreißen lassen. In einer großen Zahl von Dörfern ist es noch verboten, die Gebete laut herzusagen, bei Strafe mit Bambusrohr geschlagen zu werden. Die einen von den Gegenständen des Gottesdienstes, welche während der Verfolgung weggenommen wurden

und welche ihnen taugen, eignen sich die Mandarine an, die andern verbrennen sie.

... Tu-Duc, so lesen wir in einem Briefe des hochw. Herrn Gauthier vom 10. Mai 1865, Tu-Duc hat mich zu fünfzig Bambusstreichen verurtheilt, weil ich einem Schiffseigenthümer ein Zeugniß ausgestellt hatte, durch welches ich mich zum verantwortlichen Eigenthümer der an Bord gebrachten Bücher erklärte.

Einer meiner Priester hatte dreißig Bambusstreiche erhalten, weil er mit einem Schriftstück versehen war, welches meine Unterschrift trug.

Man kündet mir an, daß ich ohne Paß nirgendhin gehen dürfe; in Folge dessen habe diesen Paß verlangt; er wurde mir verweigert.

Endlich schrieb der hochwst. Herr Gauthier am 25. Okt. 1865 Folgendes:

Heiden haben das ganze Dorf Mauh-Sou verbrannt, mit Ausnahme von fünf Häusern, welche den Heiden gehören. Die Räuber haben sich, nachdem sie mehrere Neubekehrte niedergemacht, in ein heidnisches Haus begeben, um da ihre Beute zu theilen. Hier entdeckten sie den Priester dieses Dorfes; sie erwürgten ihn sammt einem Katecheten und warfen ihre Leichname in den Fluß. Es wurde vor den Mandarinen Klage geführt, welche sich wohl hüten gegen die Räuber, die gelehrigen Vollstrecker ihrer Befehle, scharf einzuschreiten. Dieses Dorf lag am Ufer des Meeres und zählte wenigstens tausend Seelen.

Die Lage des Vikariats läßt sich daher, wie man sieht, in zwei Worte zusammenfassen: keine amtliche Verfolgung mehr von Seite der Regierung, aber ein übel verhaltener Haß von Seite der meisten Mandarine, und willkürliche Neckereien auf allen Punkten zugleich. Uebrigens genügt es, sich nur zu erinnern, daß der apostolische Vikar in einer großen Stadt als Gefangener zurückgehalten wird, unter dem Vorwand, daß die Obrigkeit ohnmächtig wäre, ihn gegen die Volkswuth zu schützen, wenn er das Land durchziehen würde.

Das apostolische Vikariat von Süd-Tong-King wird von vier französischen Missionären und vierundzwanzig anamitischen Priestern versehen.

§. 3. Vikariat des östlichen Tong-King.

Dieses Vikariat umfaßt, im Osten, am Meerbusen von Tong-King, die Provinzen Hai-Duong und Yen-Quang; im Süden, diejenigen von Bak-Ninh, Say-Son (Cao-Bang) und Tay-Nguyen, und den nördlichen Theil der Provinz Tuyen-Quang.

Im Jahre 1838, zur Zeit der großen Verfolgung unter Minch-Menh, sah das östliche Tong-King das Haupt des hochwürdigsten Herrn Henares[1]) fallen, dann den hochwst. Herrn Delgado[2]) im Gefängnisse sterben. Die letzte Verfolgung unter Du-Tuc hat dieses Vikariat neuerdings seines Bischofs, des hochwst. Herrn Hieronymus Hermosilla beraubt, welcher den 1. November 1861 den Martertod gelitten hat; der hochwst. Herr Hilarius Alcazar, Bischof von Paphus, seit 1849 Coadjutor des hochwst. Herrn Hermosilla, führt jetzt den Titel des apostolischen Vikars. Seine Briefe setzen uns in den Stand, die Lage des apostolischen Vikariats während diesen letzten Jahren übersichtlich mitzutheilen.

Gegen Ende 1862 suchte der hochw. Herr Alcazar in seine Mission einzudringen, welche den Schrecknissen des Bürgerkrieges anheimgegeben war.

Es ist Ihnen nicht unbekannt, schrieb er am 14. Oktober 1864, daß der Bürgerkrieg alle unsere Provinzen verheert hat. Als der Thronbewerber Phung und seine Par-

[1]) Der hochwst. Herr Henares, Bischof von Feisseiten, Coadjutor des hochw. Herrn Delgado seit 1803, wurde mit seinem Katecheten, Franz Thieu, den 25. Juni 1838 enthauptet. Er war 41 Jahre alt, und war mit Herrn Delgado seit 1790 in Tong-King eingedrungen.

[2]) Der hochwst. Herr Delgado, Bischof von Mellipotamia, apostolischer Vikar des östlichen Tong-King seit 1799, starb den 12. Juli 1838 im Gefängniß, 84 Jahre alt, nach 49jährigem Apostolat in Tong-King.

teigänger, heftig verfolgt, ſich gegen das Meer zurückgezogen hatten, ergriffen meine Neubekehrten beinahe ſämmtlich trotz meiner Warnungen die Flucht. Sie fürchteten in die Hände der Mandarine zu fallen. Aber durch ihre Flucht verloren ſie all ihr Beſitzthum, und kamen noch überdies als Mitſchuldige der Aufrührer in Verdacht. Die erſte Folge dieſes Fehltrittes war daher die, daß ſie in das entſetzlichſte Elend geriethen, und ihre Häuſer ſogar verbrannt oder niedergeriſſen wurden. Da die Gefahr immer näher kam, mußte ich mich in das weſtliche Tong-King flüchten.

Aber ſeit dem Jänner 1863 gefiel es der Vorſehung, mir den Weg nach meinem eigenen Vikariat zu öffnen, wo die Aufrührer vom Landheer ſich noch mit den Truppen des Königs ſchlugen. Meine erſte Sorge war, meine Prieſter zu ſammeln, und ſie in die verſchiedenen Bezirke zu ſenden. Ich that mein Möglichſtes unſere Neubekehrten, welche theils in den Bergen, theils in heidniſchen Dörfern zerſtreut waren, wieder in ihre betreffenden Chriſtengemeinden zurückzuführen. Die Kunde von meiner Rückkehr lockte alsbald eine unzählbare, ausgehungerte und von Allem entblößte Volksmenge zu mir herbei, deren Glaubenseifer mich jedoch tröſtete. Nachdem ich den Tag angewandt hatte ſie aufzurichten, brachte ich die Nacht damit zu, ſie Beichte zu hören. Der hochw. P. Fernandez war bei unſern Studenten im weſtlichen Vikariat zurückgeblieben, wo der Bürgerkrieg nicht wüthete. Ich war daher allein: aber Gott verdoppelte meine Kräfte; ich nahm wahr, daß meine Gegenwart und mein öffentliches Auftreten den Muth Aller hob.

In kurzer Zeit konnten die meiſten Chriſtengemeinden wieder erſtehen. Mittelſt eigener Entbehrungen gelang es mir, Niemanden Hungers ſterben zu laſſen.

Man weiß, mit welcher Sorgfalt die Kirche die Reliquien der Martyrer ſammelt, mit welcher Ehrfurcht ſie dieſe geheiligten Ueberreſte umgibt, welche einſt zur glorreichſten Verklärung beſtimmt ſind, und deren ſich Gott ſchon jetzt

bedient, um seine Barmherzigkeit und seine Macht zu offenbaren. Der Feind des Guten weiß das nicht weniger, und deßwegen sucht der Haß der Verfolger hartnäckig diese heiligen Reliquien zu vernichten. Aber Gott läßt es bisweilen auch geschehen, daß gerade dieser Haß ihre Erhaltung sichert. Ein Beispiel hievon berichtet der hochwst. Herr Alcazar in einem Briefe an die Centralräthe vom 28. September 1864.

Alle unsere Vereinsgenossen kennen die Prüfungen, welchen der unüberwindliche Glaube unserer Martyrer in der nördlichen Provinz des Vikariats ausgesetzt war. Diese edlen Bekenner sangen im Gefängniß mit lauter Stimme ihre Gebete, und so groß war, mitten unter den Leiden, ihre Freude, daß, wenn sie auf dem Antlitz ihrer sie besuchenden Weiber, Kinder und Verwandten, einen Ausdruck der Betrübniß bemerkten, sie zu ihnen sagten: „Hier leidet man kein trauriges Gesicht.“

Die Besucher waren von diesem übernatürlichen, traurigen Schauspiel so ergriffen, daß sie nicht mehr fortwollten; das Gefängniß schien ihnen ein Ort des Vergnügens und der Fröhlichkeit eher, denn eine Stätte des Schmerzes und der Qual zu sein.

Als die Rebellen sich der Stadt näherten, ließen die Mandarine auf Befehl des Hofes, oder vielleicht einfach aus Furcht, am Fuße der Mauern im Innern der Stadt große Gräben ziehen; dann wurden die Martyrer gefesselt und mit dem Halsblock beladen, hineingestürzt und lebendig begraben. Es waren ihrer 73 . .; 27 andere wurden gleichfalls hineingestürzt, nachdem sie zuvor enthauptet worden waren.

Die Anamiten sind abergläubisch. Als die Rebellen sich 8 Monate hernach wieder entfernt hatten, wollten sie der Leichname der Martyrer los werden. Deßwegen erliessen die Mandarine an die Christen den gerichtlichen Befehl diese Leichen auszugraben, mit der Erlaubniß, dieselben in ihre betreffenden Bezirke zu übertragen. Unsere Freude war groß. Ich berief die Missionäre der Provinz zusammen, um

uns am bestimmten Tag und Ort in hinreichender Anzahl einzufinden. Zwei Priester und einige Katecheten wurden mit der Leitung der Ausgrabung beauftragt. Ich gab ihnen schriftlich die nöthigen Weisungen, um die Aechtheit der Reliquien festzustellen, und zu ihrer billigen Vertheilung zu schreiten.

Mehrere 100 Christen begaben sich in die Hauptstadt. Die Gräber wurden geöffnet; man fand in denselben eine große Zahl kostbarer Leichname, vollständig erhalten mit den Halsblöcken, Ketten und Kleidern, trotz der langen Zeit, welche seit ihrem Martyrthum, im April 1862, verflossen war; wir waren am Ende Oktober 1863.

Die Reliquien, welche unserm Dorfe gehörten, kamen gerade in dem Augenblicke an, wo die Gläubigen zum Feste Allerheiligen und Allerseelen versammelt waren. Die unvorgesehenen Ereignisse ergreifen die Seele gewöhnlich stärker. Ich ließ daher diese ehrwürdigen Reliquien mit der größtmöglichen Feierlichkeit in die Kirche übertragen.

Es war die Nacht von Allerheiligen. An meiner Seite waren mein Generalvikar, mehrere Priester, einige Diakonen, die Seminaristen und eine große Zahl Studirender. Ein Theil der Geistlichkeit und die Sänger holten die Reliquien unserer Martyrer. Wir gingen dem Zuge entgegen, indem wir aus vollem Herzen das Te Deum sangen. Bei den heiligen Reliquien angekommen, küßten wir dieselben ehrfurchtsvoll, was auf unsere Christen einen lebhaften Eindruck machte. Des folgenden Tages hielt ich die Lobrede auf die Glaubensbekenner. Der Glaube der Neubekehrten machte sich in Ausbrüchen der Freude und heiligen Neides Luft, alle wünschten sich in diesem Augenblicke sehnlich das Loos ihrer Brüder.

Diese Festlichkeiten fanden ihren Wiederhall, und alle Christengemeinden baten mich, ihre Martyrer so zu ehren, wie ich es hier gethan habe. Ich willfahrte diesem Verlangen gern, und begab mich selbst in drei andere Ortschaften der Provinz, oder ordnete zu diesem Behufe einheimische

Prieſter und Seminariſten ab. Die Heiden ſtrömten in Menge herbei; wir benutzten überall die Gelegenheit, ihnen die chriſtlichen Wahrheiten zu verkünden, und ihnen die Ehren zu erklären, die wir denjenigen erweiſen, welche für Jeſus Chriſtus ihr Leben opfern. Voll Bewunderung prieſen die Heiden die Bekenner einer Religion, welche ſolche Heilige erzeugt.

Den 2. Februar 1864 machte der hochwſt. Herr Alcazar von den ihm vom apoſtoliſchen Stuhle übertragenen Vollmachten Gebrauch, und wählte ſich den hochw. P. Kaſpar Fernandez, ſeinen Generalvikar, zum Coadjutor, mit dem Rechte der künftigen Nachfolge.

Die Weihe des neuen Biſchofs, ſchreibt der hochwſt. Herr Alcazar, wurde auf den Oſtertag angeſetzt. Seit der Charwoche war der Zudrang der Gläubigen und der Heiden, welche durch die Ceremonie angezogen wurden, ſo bedeutend, daß wir einen Augenblick die Empfindlichkeit der Mandarine zu reizen fürchteten. Der hochwſt. Herr Theurel, welcher als aſſiſtirender Biſchof aus dem weſtlichen Vikariat kam, wurde mit großem Glanze empfangen. Er hielt ſeinen Einzug in die Stadt auf einem ſehr ſchönen Pferd, welches einem heidniſchen Präfekten aus der Umgegend gehörte, und geleitet von einer großen Anzahl von Gläubigen, welche ihm entgegen gegangen waren. Auf dem ganzen Wege hörte man nichts als den Lärm der muſikaliſchen Inſtrumente, die Klänge der Lieder und Böllerſchüſſe. Der hochwſt. Herr Theurel war erſtaunt über den Frieden, deſſen wir uns in der Provinz zu erfreuen ſchienen. Ich ſelbſt wußte es mir nicht zu erklären, und ſah die Hand Gottes darin, welche uns auf eine ſo ſichtbare Weiſe beſchützte.

Wir benutzten die Anweſenheit ſo vieler tauſend Heiden, um die Wahrheit des Glaubens auseinanderzuſetzen und die gegen die Religion ausgeſtreuten Verläumdungen zu widerlegen. Die Mandarine dieſes Bezirks verlangten ſogar eine Unterredung mit uns; ich ſprach lange mit ihnen, und ſie ſchieden befriedigt von mir. Am Oſtertage war bei der Bi-

schofsweihe des hochw. Herrn Fernandez eine große Menschenmasse Zeuge, welche nach der mäßigsten Schätzung, nicht unter 20,000 Personen betrug.[1])

Seit dieser Zeit hatten wir in der Umgegend zahlreiche Bekehrungen von Heiden, und ich schreibe diese religiöse Bewegung theilweise dem Eindruck zu, welchen die besprochenen Feierlichkeiten gemacht haben.

Der neueste Brief des hochwst. Herrn Alcazar an die Centralräthe ist vom 16. Juni 1865. Er entwirft ein herzzerreißendes Gemälde von der Noth des Vikariats; er zeigt auch, was man von dem Edikt vom Juli 1864 erwarten darf.

Ich bin an der Spitze einer Mission, welche durch die Wuth der letzten Verfolgung, die Verheerungen des Bürgerkriegs und den Verlurst der Reisernte darniederliegt. Seit acht Monaten haben wir eine Trockenheit, wie sie noch nie da gewesen. Landstrecken, wo das Wasser meistens die Getreidepflanzungen zerstörte, konnten dieses Jahr nicht ein einziges Reiskorn erzeugen, und sind dürre wie eine Landstraße mitten im Sommer. Ich übertreibe nichts, wenn ich Ihnen, meine Herren, sage, daß viele Unglückliche nur ein wenig wild wachsendes Gras haben, um ihren Hunger zu stillen. Man kommt von allen Seiten zu mir; die einen bitten mich um ihr tägliches Brod, die andern um einige Vorschüsse, um ihre Felder anbauen zu können; denn es fehlt ihnen an Allem. Um so vielen Bedürfnissen zu genügen, beschränken sich alle meine Hülfsmittel auf die Spenden Ihres Werkes.

Man gestattet unsern Priestern die Christengemeinden zu besuchen, und unsern guten Neubekehrten die Tröstungen der Religion zu bringen, welche ihnen unter den gegenwärtigen Verhältnissen doppelt nöthig sind. Jedoch ist diese Freiheit weder eine allgemeine, noch unbeschränkte. Die östliche Provinz unseres Vikariats, wo die Christen zahlreicher

---

[1]) Der hochw. Herr Kaspar Fernandez, Coadjutor des hochw. Herrn Alcazar, hat den Titel eines Bischofs von Meletopolis. Er ist 1827 geboren.

sind, hat einen Mandarin zum Statthalter, welcher unser bitterster Feind ist, und das letzte Edikt Tu-Ducs hat ihn nicht gehindert, Proben seines Hasses abzulegen. Seine Unterbeamten erhielten den förmlichen Befehl, die Versammlungen der Neubekehrten, die Erbauung von Kirchen, und den Besuch der Priester in den Christengemeinden zu verhindern. Er hat Himmel und Erde in Bewegung gesetzt zu dem Zwecke, daß die Gelehrten und Würdenträger jeder Art sich darüber verständigten, den Widerruf des königlichen Ediktes zu erwirken. Inzwischen verpflichtet er sie, die Priester und Gläubigen zu verfolgen. Es gibt Christengemeinden, welche den Priester nicht mehr aufzunehmen wagen; doch der größere Theil läßt sich glücklicherweise nicht einschüchtern, und ihre Festigkeit scheint den Mandarinen eine gewisse Zurückhaltung aufgelegt zu haben.

In der nördlichen Provinz, in welcher ich mich befinde, haben durch die Begünstigung einiger Statthalter Gelehrtenversammlungen stattgefunden. Die religiöse Bewegung, welche in mehrern heidnischen Dörfern bemerkbar war, ist dadurch alsbald gelähmt worden; einige von diesen Dörfern haben unter dem Drucke der Furcht den Katecheten ihre Thore verschlossen; andere, die muthiger sind, kehren sich an diese Drohungen nicht. Setzen wir indessen hinzu, daß die Urheber dieser christenfeindlichen Wühlereien in ihrem ersten Eifer schon nachgelassen haben, und daß für den Augenblick die Hungersnoth vielleicht das ernsthafteste Hinderniß bei der Bekehrung der Heiden ist. Wenn es wahr ist, daß der Reichthum für viele Menschen eine Ursache des Unterganges ist, so ist es ebenso wahr, daß der Mangel des unentbehrlichen Lebensunterhaltes für den Menschen ein Gegenstand so ausschließlicher Beschäftigung wird, daß ihm weder Zeit noch Sinn für etwas anderes mehr übrig bleibt. Er hat nur mehr Augen, nur mehr Ohren für die materielle Hülfe, mittelst derer er sich von den Banden des Elends losmachen könnte. Es wäre zweifelsohne nicht schwer, die Heiden, denen man die leibliche Nahrung reichte, zu taufen; aber die An-

wendung dieſes Mittels würde, außer daß es über unſere Kräfte geht, die Zahl unſerer Chriſten nur zum Schein vermehren. Solche Bekehrungen hängen viel von den Umſtänden ab, wenn dieſe ſich ändern, ändert ſich zugleich das Herz dieſer angeblichen Chriſten. Wir haben die Erfahrung davon gemacht.

Hier folgt eine Ueberſicht über das gegenwärtige Miſſionsperſonal des öſtlichen Tong-King, und die Spendung der Sakramente während des Jahres 1864:

2 Biſchöfe: der hochwſt. Herr Alcazar, apoſtoliſcher Vikar, und ſein Coadjutor, der hochwſt. Herr Fernandez;

3 europäiſche Miſſionäre;

29 einheimiſche Prieſter, 2 Diakonen und 6 Kleriker;

33 Katecheten.

Die katholiſche Bevölkerung beträgt 47,315 Seelen, die ungläubige 5,000,000.

Taufen von Erwachſenen, im Jahr 1864, 145; Taufen von Chriſtenkindern 2,864; Taufen von Heidenkindern in Todesgefahr 13,370 (von dieſer Zahl ſind 509 am Leben geblieben); Firmungen 1056; letzte Oelungen 518; Ehen 494. — Das Vikariat hat ein Seminar mit 9 Studenten, ein Kollegium mit 23 Schülern, 2 Frauenklöſter vom dritten Orden des heiligen Dominikus, und 2 Waiſenhäuſer für die von heidniſchen Eltern gekauften Kinder.

§. 4. Apoſtoliſches Vikariat von Mittel-Tong-King.

Die Provinz Hun-Yen, und der auf dem linken Ufer des Song-Cai gelegene Theil der Provinz Nam-Dinh wurden durch ein päpſtliches Breve vom 5. September 1848 vom öſtlichen Vikariat getrennt, und bildeten, unter dem Namen von Mittel-Tong-King, ein neues Vikariat, welches dem hochwſt. Herrn Dominikus Marti übergeben wurde. Mittel-Tong-King bildet ein Dreieck, welches ſich weſtlich an den Song-Cai, und ſüdlich an den Meerbuſen von Tong-King lehnt. Seine größte Ausdehnung von Süden nach Norden beträgt 20 Stunden, von Oſten nach Weſten 15 Stunden.

Von allen Vikariaten des anamitiſchen Reiches hat dieſes durch die Verfolgung am meiſten gelitten. Die Chriſten waren hier zahlreich (155,000), und ſie hatten den grauſamſten aller Mandarine, Nguyen-Dinh-Tan, zum Statthalter, welcher mit Recht der Nero von Tong-King heißt. In vier Jahren begoſſen drei apoſtoliſche Vikare dieſe Miſſion mit ihrem Blute: Der hochwſt. Herr Diaz Sanjurjo, den 20. Juli 1857; der hochwſt. Herr Garzia San Pedro, den 28. Juli 1858; der hochwſt. Herr Berrio-Ochoa, den 1. November 1861. Die einheimiſche Geiſtlichkeit folgte den Fußſtapfen ihrer Führer, ſie zählt von 1858 bis 1862 dreißig Martyrer. Was die Menge der einfachen Gläubigen betrifft, ſchrieb der hochw. P. Eſtevez, den 2. Auguſt 1862, ſo beſchränke ich mich darauf, Ihnen zu ſagen, daß die Zahl der Opfer nur in unſerm Vikariat allein auf 16,000 ſteigt; andere nehmen vielleicht mit Recht das Doppelte an. In der Hauptſtadt der obern Provinz allein zählt man 5,000. Der hochw. P. Lezon (Brief vom 2. September 1864) erhöht die Zahl derer, welche während 6 Jahren einer beinahe beſtändigen Verfolgung, den Qualen des Hungers, des Kerkers und andern Todesarten erlegen ſind, auf wenigſtens 40,000. „Tong-King", ſo ſchließt er, „iſt nur mehr ein Kirchhof von Martyrern."

Nach dem hochw. Herrn Ochoa blieb der hochw. P. Riagno als Provikar mehr als 3 Jahre mit der Verwaltung des Vikariats betraut. Folgende Auszüge aus einem ſeiner Briefe an die Centralräthe werden den Zuſtand der Miſſion, vom Junivertrag 1862 bis zum Edikt vom Juli 1864, genugſam erkennen laſſen.

Wir haben eben erſt den Namen Nguyen-Dinh-Tan ausgeſprochen. Als dieſer Elende, nachdem er ſich durch die Niedermetzlung der Chriſten über ſeine Niederlagen im Kriege[1])

[1]) Beim Anblick der Fortſchritte, welche der Aufſtand machte, übergab Du-Duc den Befehl über die Truppen dem Statthalter der ſüdlichen Provinz, Nguyen-Dinh-Tan, mit dem Auftrag, die Empörung mit einem Schlage zu erſticken. Dieſer marſchirte wirk-

getröstet hatte, der Verwaltung seiner Provinz enthoben worden war, konnten unsere Neubekehrten hoffen, daß sie einige Ruhe erhalten würden. Dem war aber nicht so. In der That erschien bald die Verordnung, welche den Statthaltern und andern Mandarinen, den Präfekten und Unterpräfekten befahl, bei allen ihnen untergebenen Christen im sechsten und zwölften Monat jedes Jahres auf die Abschwörung des Christenthums zu dringen.

Zur Ausführung dieses Erlasses wurden, wie der hochw. P. Riagno schreibt, Sendlinge in alle Dörfer ausgeschickt, um Abschwörungsformeln unterschreiben zu lassen.

Während diese Sendlinge den Schwachen durch List oder Drohung Unterschriften abzwangen, nöthigten die Mandarine die Christen vor den Präfekten zu erscheinen, um den Landesgöttern Verehrung zu erweisen und auf hinterlistige Fragen zu antworten. Sie mußten auch aus ihrem eigenen Geld zur Wiederherstellung und zum Baue von Pagoden beitragen, und das verehrungswürdige Zeichen unserer Erlösung mit Füßen treten. Um dieser fortwährenden Forderungen los zu werden, gaben unsere Christen das Wenige, das ihnen die vorausgehende Verfolgung übrig gelassen hatte, hin; diejenigen, welche nichts besaßen, verbargen sich oder verließen ihre Dörfer. Unberechenbar ist der Schaden, welcher in geistiger und materieller Beziehung durch diesen Erlaß verursacht worden ist; denn, wenn es auch wahr ist, daß Dörfer sich entschlossen geweigert haben, die Abschwörungsformeln zu unterschreiben, ohne den Verlurst ihres Eigenthums und selbst des Lebens zu fürchten, so muß man doch auch eingestehen, daß wir einige Abfälle zu beweinen gehabt haben.... Ich richtete ein Rundschreiben an die ver-

---

lich gegen den Feind; aber er wurde geschlagen, und die Aufrührer, welche er zu vernichten beauftragt war, rückten rasch gegen die Hauptstadt vor. Mit Schande bedeckt und von Furcht ergriffen kam unser Statthalter, unter dem Vorgeben einer Krankheit, jämmerlich wieder an seinen alten Posten zurück. Hier ließ er seinen Zorn an unsern Christen aus.

schiedenen Christengemeinden, um den wankenden Muth aufrecht zu halten. Dieses Mittel hatte Erfolg: die Unterschriften wurden zurückgezogen, man weigerte sich in Masse einem ebenso tyrannischen als gottlosen Befehle zu gehorchen. Die Kommissäre, welche in ihren Hoffnungen betrogen waren, schlugen wieder den Weg nach der Hauptstadt ein. Aber es war vorauszusehen, daß ein solcher Widerstand nicht unbestraft bleiben würde.

Im Dezember 1863 wurden zwei andere Katecheten in dem Bezirk Qan-Anh von einem Mandarin ergriffen, welcher sie grausam schlagen ließ, ein Lösegeld von 20 Taels (165 Fr.) von ihnen forderte, und ihnen einschärfte, daß weder sie noch ihre Priester ferner im Bezirk sich zeigen sollten, indem er hinzufügte, wenn ein Katechet in seine Hände falle, so werde er ihn ohne Barmherzigkeit ausstäupen und hernach in die Hauptstadt abführen lassen. Es ist hier wohl zu bemerken, daß die Mandarine an dem Orte ihrer Residenz eine beinahe unbeschränkte Macht in Händen haben.

Im Anfang Februar 1864 wurde der junge Priester Johann Thai, welcher eben zwei Kranken im Dorfe Ke-Tan die heiligen Sakramente spendete, durch einen heidnischen Rechtsgelehrten und einen Richter überrascht. Er wurde geknebelt und nach Phu-Tai, einer Präfektur erster Klasse, geführt. Der Mandarin, welcher die Christen grimmig haßt, war erfreut, seinen Haß sättigen zu können. Zuerst ließ er zwei Christen, welche den Priester zu den Kranken begleitet hatten, mit Ruthen peitschen, worauf er sie wieder frei ließ. Ebenso behandelte er die Gehilfen des Missionärs. Diesen selbst suchte er durch Einwürfe gegen die Religion in die Enge zu treiben. Aber der Priester antwortete mit solcher Kraft und solcher Klarheit, daß er seinen Gegner zum Schweigen brachte. Der erzürnte Mandarin ließ dem Priester, nachdem er ihm mit eigener Hand Ohrfeigen gegeben, zehn Bambusschläge ertheilen. Dann befahl er dem Offizier der Wache, ihn über die Grenzen der Präfektur zu führen, was mitten in der Nacht vollzogen wurde.

Der hochw. P. Thue wurde im folgenden Mai mit einem Katecheten und zwei Dienern gefangen, als er eben zu Ninh-Cuong einem Kranken die Sakramente reichte. Sogleich wurde er in die Präfektur von Huyen abgeführt. Der Präfekt empfing den Pater sehr freundlich, denn er hoffte Geld von ihm zu erhalten. Als er sich aber in seinen Hoffnungen getäuscht sah, nahm er zu den gewöhnlichen Mitteln seine Zuflucht: 30 Ruthenstreiche jedem Diener und dem P. Thue 100 Bambusschläge, Gefängniß, Ketten, Halsblock. Der junge Priester blieb einen Monat lang im Gefängnisse. Man weigerte sich seine Wunden zu verbinden, und als er wieder frei gelassen wurde, fand er sich zum Krüppel geschlagen und für die Zukunft außer Stande, sich den Obliegenheiten seines heiligen Amtes zu widmen.

Zu diesen Plackereien gesellten sich noch andere Unglücksfälle: wie ein zweischneidiges Schwert forderten die Seuche und die Hungersnoth in den Monaten April, Mai, Juni und Juli 1864 unzählige Opfer. Der hochw. P. Estevez widmete sich nach seiner Rückkehr von der Bischofsweihe des hochwst. Herrn Fernandez dem Dienste der Pestkranken; er wurde selbst ergriffen, und starb den 7. Juni in den Armen des hochw. P. Riagno.[1]) Drei Tage hierauf kam der hochw. P. Lezon, jetziger apostolischer Vikar, wie von der Vorsehung gesandt, von Manilla, mit noch einem andern Missionär an, um diesen Verlurst wieder zu ersetzen. Beide hatten 1000 Gefahren zu trotzen gehabt, bevor sie in den Mittelpunkt ihrer Mission gelangten, da ihre Gegenwart von den Heiden eines Küstenbezirks angezeigt worden war.

Die Verordnung vom Juli änderte diese Lage nicht merklich.

---

[1]) P. Manuel Estevez wurde den 31. März 1831 in Galizien (Spanien) geboren. 1852 nach den Philippinen gesandt, drang er 1856 mit den Patres Riagno und Almato in Tong-King ein. Die Annalen haben mehrere sehr interessante Briefe des P. Estevez über Tong-King veröffentlicht. Der letzte ist vom 17. März 1864.

Noch heute, schrieb der hochw. P. Riagno am 24. Aug. 1864, sind wir gezwungen, so verborgen zu leben, wie mitten im Sturme von 1862. Wenn wir nicht mehr mit solcher Strenge aufgesucht werden, so kommt das von daher, weil man glaubt, mit den Europäern aufgeräumt zu haben. Kaum war der Präfekt von unserer Anwesenheit im Lande in Kenntniß gesetzt, als er sich auch schon zu unserer Verfolgung anschickte. In der Nacht vom 16. August fanden wir drei europäische Missionäre uns im Dorfe Tra-Du zusammen, alsbald wurden wir umringt. Der Präfekt hielt sich seiner Beute für so gewiß, daß er sich begnügte, zwei Soldaten als Schildwache vor der Thüre des Hauses zu lassen, in dem wir uns befanden, und sich selbst inzwischen mit seiner übrigen Schaar bei Seite hielt. Aber Gott wachte über uns; unsere Katecheten sorgten für unser Entwischen, und es gelang uns, in Sicherheit zu kommen. Als der Präfekt erschien, war es zu spät, und obwohl er keinen Europäer, noch irgend eine Spur ihrer Anwesenheit entdeckte, erhob er nichtsdestoweniger eine Auflage von allen Einwohnern des Dorfes.

Mit einem Worte, schließt der Missionär, dieses Vikariat ist ein wahres Schlachtfeld: Krieg, Zerstörung, Brände, Plackereien, Ungerechtigkeiten und endlich Hungersnoth und Cholera, nichts hat gefehlt.

Auf derartigen Schlachtfeldern ist es, wo unsere Brüder, sei es durch den Tod, sei es durch die Bereitwilligkeit in Ertragung der größten Leiden, von der Göttlichkeit der Religion Zeugniß ablegen, auf diesen Schlachtfeldern bereitet sich der endliche Sieg der Kirche vor. Nichts ist mehr geeignet unsern Glauben zu befestigen, als ein solches Schauspiel.

Von allen Seiten, schrieb P. Lezon (Brief v. 2. Sept. 1864), bieten sich uns Gegenstände des Trostes dar. Eine große Zahl Christen trägt auf ihrer Stirne das Zeichen ihres Sieges eingegraben. Andere verrathen durch die völlige Bläße ihres Antlitzes die Entbehrungen einer langen und grausamen Verbannung. Diejenigen, welche erst noch Vor-

steher des Dorfes gewesen, sind nun für die Götzendiener ein Gegenstand der Verachtung; diejenigen, welche erst noch reich an Gütern dieser Welt gewesen, betteln jetzt voll Freude von Thüre zu Thüre ihr Almosen von denjenigen, welche ihnen ihren Reichthum genommen haben. Eine bewunderungswürdige Frömmigkeit herrscht unter unsern Neubekehrten; sie beten viel, und thun sich familienweise zusammen, um ihrem Gebete vor Gott mehr Kraft zu geben. Die Art, wie sie dem Opfer der hl. Messe beiwohnen, würde die eifrigsten Christen in Europa beschämen: Thränen fließen aus ihren Angen, Seufzer entsteigen ihrer Brust, besonders wenn sie sich im Augenblicke der Wandlung, mit der Stirne gegen die Erde geneigt, in der Gegenwart Gottes verdemüthigen. Und welches Schluchzen, welche Kundgebungen einer schmerzlichen Reue, wenn sie im Richterstuhle der Buße ihrer Fehler sich anklagen! Diesen Morgen habe ich einem Dutzend Kinder die erste heilige Kommunion gereicht. Sie haben mich durch ihre frommen Seufzer, durch ihre unschuldigen Thränen so sehr gerührt, daß ich nur mit Mühe die Feier der heiligen Geheimnisse fortsetzen konnte. Wenn Gott so vielen Tong-Kinesischen Christen die Ehre des Marterthums zu verleihen sich gewürdiget hat, so zweifle ich nicht, daß dieses eine Belohnung ihres Eifers ist.

Es ist der hochw. P. Barnabas Garzia Lezon, den wir oben angeführt haben, und der von dem heil. Vater zum Nachfolger des hochw. Herrn Berrio-Ochoa gewählt wurde, welcher 1861 den Martertod erlitten hatte. Der neue apostolische Vikar ist den 16. April 1865 geweiht worden; den 22. Juni richtete er an die Centralräthe folgendes Schreiben:

22. Juni 1865.

Meine Herren!

Da Gott in seinen unerforschlichen Rathschlüssen dieser zerstreuten und schon so viele Jahre umherirrenden Heerde einen Hirten geben wollte, so ist diese furchtbare Bürde mir, dem unnützesten und schwächsten Sohne des heiligen Domi-

nikus, aufgelegt worden; und so bin ich denn mit dem apostolischen Vikariat von Mittel-Tong-King betraut.

Ich gebe Ihnen demnach zum erstenmale Bericht über die im Jahre 1864 und bis heute vorgefallenen Ereignisse, und füge die Zahl der in diesem Zeitraum gespendeten heil. Sakramente bei. Vorerst aber muß ich Ihnen für den Jahresbeitrag, den wir Ihrer Freigebigkeit schulden, meinen Dank aussprechen. Ich kann keinen passenden Ausdruck finden für die Freude, die mich erfüllt, wenn ich sehe, wie die Hand unserer Wohlthäter so edelmüthig ihre freigebigen Spenden über die meiner Obsorge anvertrauten Schafe ergießt. Diese sind in Folge der gegen sie verübten Räubereien in das größte Elend gebracht. Wohl tritt jetzt einige Ruhe ein, aber um so besser erkennt man jetzt auch die Verheerungen des Sturmes. Unsere Neubekehrten können in voller Wahrheit mit dem heiligen Apostel Petrus sprechen: „Ecce nos reliquimus omnia, et secuti sumus te.“ (Matth. XIX, 27.) „Siehe wir haben Alles verlassen, um dir nachzufolgen. Unsere Besitzungen, unsere Kinder, unser Leben, wir haben sie auf's Spiel gesetzt, um der Fahne des Evangeliums zu folgen; unsere Besitzungen sind von unseren Feinden geraubt oder verwüstet worden; unsere Söhne und Töchter sind durch die Bosheit eines heidnischen Mandarins umgekommen; unser Leben haben wir der Willkühr eines gottlosen Königs anheimgegeben.“ Aus dem Grunde unseres Herzens preisen wir Gott, und danken wir Ihnen für Ihre Almosen.

Das bemerkenswertheste Ereigniß des Jahres 1864 war die Verschwörung der Gelehrten. Ihrer 5000 waren aus verschiedenen Provinzen nach Nam-Dinh, der Stadt der Martyrer gekommen, und verlangten von den Groß-Mandarinen dringend die gänzliche Vertilgung der Christen. Als ihr Verlangen abgewiesen wurde, wollten sie sich nicht mehr zu den Prüfungen stellen; und nicht damit zufrieden, die Straßen der Stadt zu durchziehen, und mit lautem Geschrei den Tod der Christen zu fordern, empörten sie sich offen, und suchten

einen Groß-Mandarin zu ermorden, welcher an der königlichen Gesandtschaft nach Europa theilgenommen hatte. Bei diesem Anlasse waren die Gelehrten aber nur das Werkzeug einer politischen Partei, welche ihren Sitz in der Hauptstadt hatte, und deren hauptsächlichster Anstifter derselbe Nguyen-Dinh-Tan war, welcher in den verflossenen Jahren das damals ihm untergebene mittlere Vikariat mit Christenblut überschwemmt hatte. Dieser Mann wollte Tu-Duc entthronen, weil derselbe einen Vertrag mit den Europäern geschlossen hatte, und er verfolgte das Christenthum mit grimmigem Hasse. Aber Gott fügte es so, daß die Verschwörung gerade in dem Augenblick, wo sie ausbrechen sollte, entdeckt wurde. Die Hauptschuldigen wurden verhaftet, die meisten der Gelehrten unterzogen sich den Prüfungen, und alles wurde wieder ruhig. Inzwischen erschien der Erlaß Tu-Duc's zu Gunsten der Christen. Ohne Verzug wurde mit dem Bau von Kirchen begonnen; aber die Freude war von kurzer Dauer. Da der Erlaß nichts von der Freiheit, Kirchen zu erbauen, sagte, hielten sich die Mandarine für berechtigt ihr Veto einzulegen, ja sie befahlen sogar, die im Bau begriffenen Kirchen niederzureißen.

Der Vize-Provinzial und ein anderer Missionär wagten ein Seminar zu besuchen, welches wir in der südlichen Provinz zu Ngan-Duong bauten. Dann schlugen sie die Richtung nach dem christlichen Dorfe Cao-Xa ein; aber auf dem Wege wären sie beinahe das Opfer der Bosheit von Seite der Einwohner eines heidnischen Dorfes geworden. Männer, Weiber und Kinder stürzten, mit Steinen und Stöcken bewaffnet, auf die Missionäre und ihr Gefolge los. Fast alle Katecheten und Diener wurden getroffen und schwer verwundet; einer von ihnen erlag nach einer Krankheit von einem Monat. Sie hielten den Anfall während anderthalb Stunden aus, und entgingen dem Tode nur durch einen augenscheinlichen Schutz von Oben.

Kurz nachher veröffentlichte Tu-Duc einen zweiten Erlaß, welcher die spanischen Missionäre ermächtigte, das Evan-

gelium in seinen Staaten, jedoch unter folgender Beschränkung zu predigen: „Wir erlauben den spanischen Missionären von Nam-Dinh — so lautet der Erlaß — ihre Religion in dem ganzen Königreich zu predigen, vorausgesetzt, daß sie sich von dem Ortsmandarin einen Paß erwirken, welcher ihren Aufenthaltsort bezeichnet und die Zahl ihrer Missionäre angibt.“ Die Falle war so plump, daß wir sie nicht verkennen konnten: man wollte jederzeit freie Hand gegen uns haben. Wir thaten, als ob wir nichts hörten, und hielten uns auch ferner so gut als möglich verborgen, während unsere einheimischen Priester überall ziemlich frei umhergingen, um ihre Amtsverrichtungen auszuüben.

So konnte am 14. Jänner 1865 das feierliche Leichenbegängniß der 97 Martyrer von Phu-Nhai gehalten werden. Die Volksmenge war groß, und die Heiden scharrten sich massenhaft zusammen, um die Leiber derjenigen im Triumphe einhertragen zu sehen, welche wenige Jahre zuvor als der Auswurf des Königsreichs verfolgt worden waren. Die 97 Altäre der Martyrer waren mit Blumen geziert, von Licht strahlend, und mit allem Schmucke, den man in dem Lande hatte auftreiben können, ausgestattet. Die Kirche von Tong-King ist sicher die einzige Kirche der Welt, welche gegenwärtig in einem einfachen Dorfe von tausend Seelen so viele edle Martyrer besitzt.

Im April haben wir eine neue Verordnung erhalten, in welcher Du-Tuc zu Gunsten der Christen einige Worte sagte, indem er sie ermächtigte, Kirchen und Wohnungen für die Missionäre zu errichten, und Jedermann die freie Wahl seiner Religion gestattete. Auf diese Nachricht machten sich unsere Neubekehrten wieder ans Werk, und jetzt gibt es bereits kein christliches Dorf mehr, welches nicht eine kleinere oder größere Kirche, aus Holz oder Stein hätte. Diese Kirchen, die ärmlichsten, die man sich denken kann, besitzen jedoch unschätzbare Schätze, denn alle enthalten die Leiber mehrerer Blutzeugen.

Die göttliche Gerechtigkeit hört nicht auf, Tong-King für seine Verbrechen zu züchtigen. Der Krieg, die Pest, die Hungersnoth verheeren dieses unglückliche Land.

Eine furchtbare Trockenheit hat dieses Jahr in dem mittleren Vikariat Alles vernichtet. Unsere Christen, welche keinen Reis haben, und auch kein Geld, um solchen zu kaufen, fristeten einige Zeit mit Wurzeln und Kräutern ihr Leben, dann kamen sie herbei, um zu unsern Füßen zu sterben; ihre Körper sind aufgebläht oder mit der Pest behaftet, welche ihnen sehr oft nicht einmal Zeit zum Empfange der Sakramente läßt. Die Pest ist im März ausgebrochen; nun stehen wir schon am Ende Juni, und noch hat sie ihre Verheerungen nicht eingestellt.

. . . Ich betrachte meine Armuth und die dringenden Bedürfnisse dieses Vikariats. Aber ich freue mich bei dem Gedanken an den Jahresbeitrag, den Sie mir gewähren. Ist es auch in Anbetracht der Bedürfnisse fast nichts, so habe ich doch die Zuversicht, daß der liebe Gott diese Unterstützung vervielfältigen wird. Süß sind die Bande, welche dem Missionär und seinen Neubekehrten die Pflicht der Dankbarkeit gegen Ihren mildthätigen Verein auflegen. Daher werden wir alle nie aufhören, unsere Hände zum himmlischen Vater zu erheben, und ihn zu bitten, Ihnen eine lange Reihe von Tagen voll der Verdienste für das ewige Leben zu verleihen."

Ihr gehorsamster Diener in Jesus und Maria, der sich Ihrem eifrigen Gebete empfiehlt,

Fr. Barnabas-Garzia Lezon,
aus dem Orden des hl. Dominikus, Bischof
von Bybliena, apostolischer Vikar des
mittlern Tong-King.

Ein anderer Brief des nämlichen Prälaten, v. 20. Okt. 1865 an die Centralräthe, bestätigt die oben mitgetheilten Berichte über die Noth des Vikariats:

. . . Da die ganze Hoffnung des Lebensunterhaltes auf einer kleinen Reisernte beruht, so sterben die Einwohner in einem Fehljahre aus Hunger zu Hunderten dahin. Das ist nun dieses Jahr der Fall. Ich habe alle meine Hülfsquellen erschöpft, um einige Christen dem Tode zu entreißen; aber Pest und Hunger dauern fort. Bei einer so großen und völligen Hülflosigkeit habe ich Niemanden, an den ich mich wenden könnte, als an Sie und das Werk, dessen Leiter Sie sind. Ich beschwöre Sie daher, unser Nothgeschrei anzuhören und uns zu Hilfe zu kommen . . . Um diese Gnade flehe ich Sie aus tiefstem Herzen zu Gunsten meiner armen Heerde an, welche, nachdem sie eine so furchtbare Prüfung bestanden hat, jetzt eine andere nicht minder grausame zu überstehen hat. Ueberdieß fürchte ich, daß die Hungersnoth auch das nächste Jahr wieder unsere Christen heimsuchen werde. Denn wenn die Ernte auch eine reiche wäre, was würde das denjenigen nützen, welche kein Land mehr zur Aussaat haben, nachdem ihnen die Heiden alles entrissen haben?

Berichte des hochw. P. Pedro Payo, Prokurator der Dominikaner-Missionen von Tong-King, aus Hong-Kong (China), vom 14. Jänner 1866 melden, daß die Hungersnoth immer fortdauerte.

Das apostolische Vikariat des mittleren Tong-King zählt:

4 europäische Missionäre;

22 einheimische Priester;

121 Katecheten.

Die katholische Bevölkerung beträgt 127,852 Seelen, die heidnische 4 Millionen.

Die Spendung der Sakramente im Jahre 1864 weist folgende Ergebnisse auf:

Taufen von Erwachsenen, 127; Taufen von Christenkindern, 3,230; Taufen von Heidenkindern in Todesgefahr, 35,241; (805 blieben am Leben, und von diesen wurden 260 losgekauft); Beichten 55,530; Kommunionen 48,847; Letzte Oelungen 2,353; Ehen 686.

Wir begnügen uns am Schlusse dieser Uebersicht über die anamitischen Missionen an dasjenige wieder zu erinnern, was ein Missionär von Tong-King, aus der Gesellschaft Jesu, vor 200 Jahren geschrieben hatte:

Ich bitte inständig alle diejenigen, welche einen Funken Liebe für die Ehre Jesu Christi und für die Seelen von Tunquin haben, ihre Gebete für die Erhaltung dieser Christengemeinde zu verdoppeln, über welche der Sohn Gottes so viele Segnungen und Gnaden auszugießen geruht; und gegen welche die Hölle vielleicht bald die Waffen eines heidnischen Verfolgers anwenden wird. Derjenige, in dessen Händen die Herzen der Fürsten sind, kann auch das des Königs von Tunquin wenden, und alles Uebel, daß wir befürchten, abwenden, der Art, daß die Götzendiener und Verfolger seines Namens am Ende die Anbeter seiner Liebe und die Erben seiner Herrlichkeit werden.[1])

Wir wissen, wie schmerzlich sich die Befürchtungen des Missionärs noch in unsern Tagen erfüllt haben. Möchten wir gleichfalls seine Hoffnungen sich verwirklichen sehen! Möchten wir Zeugen eines Triumphes sein können, welcher die friedliche Herrschaft Jesu Christi über ein Land sichern würde, welches schon so lange mit dem Blute der Martyrer getränkt worden ist!

Indien.

Apostolisches Vikariat des westlichen Bengalen.

Seit der Aufhebung der Jesuiten, im vorigen Jahrhundert, waren die portugiesischen Augustiner allein mit der Mission von Bengalen betraut gewesen. Als aber Gregor XVI. diese Mission von dem Bisthum St. Thomas von Meliapur (Präsidentschaft Madras) getrennt hatte, wurde der Gesell-

[1]) Reisebericht des hochw. P. Joseph Tissanier, aus der Gesellschaft Jesu, von Frankreich nach Tunquin; nebst den merkwürdigsten Begebenheiten in dieser Mission, während den Jahren 1658, 1659 und 1660. Paris 1663.

schaft Jesu gestattet, ihr Werk der Aufopferung wieder aufzunehmen. Daher ließen sich im Oktober 1834 einige englische, irländische und französische Jesuiten unter der Führung des hochw. P. Robert Saint-Leger in Kalkutta nieder.

Eine ihrer ersten Sorgen war es, eine Schule, und hierauf ein Kollegium zu errichten. Zu Anfang des Jahres 1836 war die Schule schon von 200 armen Kindern von Kalkutta, das Kollegium von 56 Zöglingen, wovon 10 Pensionisten, besucht.

Im Jahre 1838 wurde P. Saint-Leger in der Leitung der Mission zeitweise durch den hochwst. Herrn Taberd, apostolischen Vikar von Cochinchina ersetzt, welchen die Verfolgung zur Entfernung aus seinem Vikariat genöthigt hatte. Nach seinem Tode, welcher im Juli 1840 erfolgt war, erhielt das westliche Bengalen den hochwst. Herrn Carew, Coadjutor von Madras als apostolischen Vikar, welcher das Vikariat bis zu seinem Tode, 1855, verwaltete. Im folgenden Jahre wurde der hochwst. Herr Oliffe, apostolischer Vikar des östlichen Bengalen (Dakka), als sein Nachfolger berufen. Er starb 1858. Ein Provikar, Herr Aug. Goiran, verwaltete dann das Vikariat bis zu der Zeit, wo die Propaganda, 1862, das westliche Bengalen neuerdings der Gesellschaft Jesu anvertraute.

Die Mission mußte jedoch noch mehr als zwei Jahre auf den Führer warten, welcher ihr ihren vollen Aufschwung geben sollte. Der hochwst. Herr Van Heule wurde den 28. Oktober 1864 zu Antwerpen zum Bischof geweiht, und kam im folgenden Hornung, von acht Ordensmännern begleitet, in Kalkutta an.

Wie groß auch der Eifer der Männer gewesen war, welche nacheinander zur Leitung der Mission berufen worden waren, so hatte doch die ungenügende Zahl der Schulen, Kirchen und Priester, namentlich seit etwa vierzehn Jahren, die religiöse Gleichgültigkeit befördert, und unter den Katholiken manchen Abfall verursacht. So fanden sich in der einzigen Stadt Kalkutta dreitausend Personen, welche von

Geburt katholischen Familien angehörten, unter den Anhängern der verschiedenen protestantischen Sekten. Der hochwst. Herr Van Heule erkannte gar wohl die Wichtigkeit, zuvörderst denjenigen die Mittel des Heiles und der Beharrlichkeit zu sichern, welche die Taufe schon zu Kindern der Kirche gemacht hatte. Er sandte daher auf die entferntesten Punkte des Vikariats Missionäre, um die verirrten Schafe aufzusuchen und in den Schafstall zurückzuführen, während er selbst, im Mittelpunkte der Mission, allen Unternehmungen den Schwung seiner Jugend und seines Eifers mittheilte.

Man erinnert sich, wie ein unvermutheter Tod, schon nach viermonatlicher bischöflicher Amtsführung, ihn seiner Heerde entriß. [1]) Dieser Verlust hat indessen das begonnene Werk nicht aufgehalten. Darüber wird man nach den Auszügen aus einem Bericht über den gegenwärtigen Zustand des westlichen Bengalen an die Centralräthe urtheilen können.

Wir werden zuerst von den Anstalten der Stadt Kalkutta, dann von denen in dem übrigen Theile des Vikariats sprechen.

I.

I. **Kirchen.** — Kathedralkirche. — Kalkutta ist 2 Stunden lang und 1 Stunde breit. Der beträchtlichste Theil der Stadt liegt auf dem linken Ufer des Hooghly, des westlichen Armes des Ganges. Wenn diese Hauptstadt eine ihren Bedürfnissen auch nur einigermassen entsprechende Seelsorge haben sollte, müßte sie in wenigstens 12 Missionsstationen eingetheilt werden, während sie deren nur 8 hat. Die erste von allen ist die der Kathedralkirche; sie liegt in dem westlichen Mittelquartier, welches Moorghuatta heißt. Es ist eine große, schöne Kirche im byzantinischen Stil, und unserer lieben Frau vom Rosenkranz geweiht. Gegenwärtig ist man eben damit beschäftigt, Beschädigungen, welche der Wirbelsturm des verflossenen Jahres an ihr angerichtet, wieder auszubessern.

---

[1]) Der hochw. Herr Aug. Van Heule starb d. 5. Juni 1865.

Mit der Kathedrale sind ein Haus und eine Schule der christlichen Schülbrüder und ein Waisenhaus, welches 140 kleine Knaben erzieht, verbunden. „Was einem das Herz durchsticht," schrieb in dieser Beziehung der hochwst. Herr Van Heule, „ist, daß ein Kind zurückweisen so viel ist, als es den protestantischen Zufluchtshäusern überlassen, welche dasselbe begierig aufnehmen."

Einer der an der Kathedrale angestellten Patres ist Herausgeber und Hauptredakteur der katholischen Zeitung von Kalkutta. „Eines der ersten, um was Priester und Laien mich angingen," schrieb der hochwst. Herr Van Heule weiter, „war die Gründung einer Wochenzeitung, welche das Organ der katholischen Interessen sein sollte. Ich willfahrte diesem Verlangen, und P. Cordonnelle stellte sich mit Herz und Seele zu meiner Verfügung, um dieses Unternehmen zu begründen und zu leiten. Die Mitwirkung einiger tüchtigen Federn aus dem Laienstande ist ihm gesichert. Möge Gott dieses Werkzeug seiner Ehre segnen!" Diese Zeitung erscheint seit dem 1. Juli 1865; sie hat den Titel: Indo-European Correspondence. In neuer Gestalt und unter andern Verhältnissen ist sie die Fortsetzung der ersten katholischen Zeitung, welche 1840 von den Jesuiten, unter Mitwirkung einiger Laien, gegründet worden war. Dieses Blatt, dessen Erscheinen gleichsam das Zeichen zum religiösen Erwachen gegeben hatte, war nachher, aus Mangel an Unterstützung, nach und nach in völligen Mißkredit gefallen.

— Unsere liebe Frau de-Bon-Vogoge. — Diese Kirche ist der Mittelpunkt der Mission von Howrah, des auf dem rechten Ufer des Hooghly gelegenen Quartiers von Kalkutta. Sie war während vielen Jahren ohne Priester geblieben, und man begnügte sich damit, am Sonntag darin Messe zu lesen; und doch gibt es dort eine Bevölkerung von Arbeitern und Seeleuten, welche dem Eifer mehrerer Missionäre Beschäftigung geben würde. — Dem Weltgeistlichen, welcher kurz vor der Ankunft des hochwst. Herrn Van Heule an die Spitze dieser Mission gestellt wurde, ist

es gelungen, mittelst Sammlungen von Beiträgen seine Kirche auszubessern, und sie mit den zum Gottesdienste nothwendigsten Gegenständen zu versehen. Die so lange Zeit vernachläßigten Einwohner kehren unvermerkt wieder zur Uebung ihrer religiösen Pflichten zurück. Noch fehlt in diesem Quartier eine katholische Schule.

— St. Franz Xaver. — Das Quartier Bow-Bazar, wo die Kapelle von St. Franz Xaver ist, befindet sich im Mittelpunkte von Kalkutta, und enthält die Mehrzahl der katholischen Bevölkerung, seit das Quartier der Kathedrale von den Muselmännern, Chinesen und Juden eingenommen worden ist. Es macht sich das Bedürfniß einer größern Kirche geltend. Bis jetzt gibt es da nur eine Kapelle, oder vielmehr ein Haus, dessen Erdgeschoß in einen Betsaal, und dessen oberer Stock in eine Schule für die Mädchen umgewandelt worden ist. Ein benachbartes Haus dient als Knabenschule. Die erstere, welche durch drei Schwestern von Loretto geleitet wird, hat 200 Schülerinnen; die zweite, unter den christlichen Schulbrüdern, 220 Schüler. Diese zwei Schulen, die sich im Mittelpunkte einer armen Bevölkerung befinden, sind für die größte Zahl der Kinder unentgeldlich, sie wirken beträchtlich viel Gutes. Viele von diesen Kindern gehören sogar protestantischen Familien an.

Der hochwst. Herr Van Heule konnte dem Wunsche der Bevölkerung entsprechen, und dem Quartier Bow-Bazar einen eigenen Priester zutheilen.

— Kirche vom hl. Herzen. — In Rücksicht auf Größe wie auf Schönheit der Bauart ist die Kirche vom hl. Herzen, nach der Kathedrale, die bedeutendste Kirche der Stadt. Sie liegt fast im Mittelpunkte derselben. Durch die Bemühungen eines der beiden an ihr angestellten Priester hat sich eine Genossenschaft von jungen Leuten unter dem Namen des kostbaren Blutes gebildet. Diese jungen Leute versammeln sich wöchentlich ein Mal zum Gebet, zur gemeinsamen Berathung über die zu unternehmenden guten Werke. Sie leiten eine Sonntagsschule, welche 125 Kinder zählt,

und deren Kosten sie durch Almosen bestreiten, welche sie einsammeln oder selbst geben. Sie suchen zu Wagen die Kinder in den ihnen zugewiesenen Bezirken auf, lehren sie eine Stunde lang den Katechismus, und führen sie dann wieder nach Hause zurück. Um das ganze Verdienst dieser Genossenschaft schätzen zu können, muß man nicht allein den Erfolg ihrer Arbeiten, sondern auch die Schwierigkeiten in Anschlag bringen, welche aus dem Klima, den Entfernungen, und sogar aus dem Charakter der Vereinsgenossen hervorgehen. Diese sind mit einem gewissen Eifer für den Anfang ausgerüstet, bedürfen aber, um auszuharren gegenüber ihrer natürlichen Unbeständigkeit gar sehr der Unterstützung.

— St. Patrizius. — Der Kaplan des Fort William besorgt die Katholiken des süd-westlichen Theils und der Vorstädte von Kalkutta, sowie die fremden Katholiken, welche auf die hunderte von Schiffen gehören, die in der Nachbarschaft liegen. Die Kapelle des hl. Patricius dient diesem ganzen Stadttheile als religiöser Mittelpunkt. Die drei grossen Spitäler, welche in diesem Umkreise liegen, werden gewöhnlich von dem Kaplan des Fort William besucht. Auf einem so weitausgedehnten Felde würden vier Missionäre reiche Arbeit für ihren Eifer finden.

Zur Zeit, als die Blattern Kalkutta verheerten, verlor sich der Pater, welcher die Verrichtungen eines Festungskaplans, Pfarrers von St. Patrizius und Spitalgeistlichen in einer Person vereinigte, eines Tages in die unbekannten Gäßchen von Coolie-Bazar. Da begegnet ihm eine arme Frau, welche ihn ehrfurchtsvoll grüßt. Der Pater fragt sie, ob sie katholisch sei, ob es noch andere Katholiken hier gebe, und wo sie seien. Sie führt ihn mitten in einen Ho[illegible] von Hütten, klopft an eine Thüre, welche sich öff[illegible] sehe eine ganze Familie, Vater, Mutter und [illegible] Kinder, alle von der Krankheit ergriffen [illegible] gen Entblößung. Es war hohe [illegible] von sechzehn Jahren empfing [illegible] folgenden Tage. Der [illegible]

das Spital bringen. Er entdeckte, als er diesen Unglücklichen wie ein Engel der Vorsehung zu Hülfe kam, in diesem verlornen Quartier ein halbes Dutzend katholische Familien, von deren Dasein man keine Ahnung gehabt hatte.

— St. Johann. — Ein Pater des Kollegiums hat sich in einem engen Hause, nahe bei der Kapelle bei St. Johann niedergelassen. Dieses Quartier war einst der Herd des portugiesischen Schisma von Goa. Jetzt hat Alles ein anderes Aussehen gewonnen: die Kirche wird fleißig besucht, eine Mädchenschule ist daselbst errichtet, der Verein des heiligen Vincenz von Paul eingeführt, und durch die Mitwirkung seiner Mitglieder wird unter Anrufung ihres hl. Patrons ein Zufluchtshaus für Frauen gegründet. Endlich besitzt diese Station eine gute Bibliothek.

— St. Thomas. — Einer der Patres Jesuiten vom Kollegium versieht zu St. Thomas die Verrichtungen eines Pfarrers. Die Bevölkerung ist sehr zahlreich aber im Allgemeinen sehr arm.

— St. Joseph. — Gerührt von dem Zustande der Unwissenheit und Verlassenheit, in welchem die Katholiken von Bengalen und Madras, welche meistens als Bediente bei den Europäern von Kalkutta angestellt sind, verkommen, beschloß der Pater, welchem die Pfarrei von St. Thomas übertragen ist, vor drei Jahren, ihnen in dem vorzüglich von ihnen bewohnten Quartier eine Kapelle zu bauen. Mittelst Beiträgen erreichte er seinen Zweck. Die Kapelle ist dem hl. Joseph geweiht. Ein Pater aus dem Kollegium liest dort täglich die hl. Messe, und ein angesehener Kaufmann aus der Stadt ertheilt daselbst jede Woche in bengalischer Sprache Unterricht im Katechismus. Die Madrassischen Katholiken unterrichtet ein Katechet in ihren Hütten.

II. **Schulen.** — Kloster von Loretto. — Diese Anstalt liegt im schönsten Theile der Stadt, nicht weit von der Kirche St. Thomas. Seit ihrer Gründung hat sie in

der öffentlichen Achtung immer nur zugenommen und sich das Vertrauen der Familien durch die treffliche Erziehung gewonnen, welche die jungen Töchter daselbst erhalten. Nicht nur die Katholiken, sondern auch die Protestanten, Armenier und sogar die Juden vertrauen dieser Anstalt ihre Kinder an.

Möge man uns gestatten, hier einige Stellen aus einem Schreiben des protestantischen Bischofs von Kalkutta anzuführen, welches er 1863 veröffentlichte, als er von einem Besuche zurückgekehrt war, den er als Metropolit in den englischen Besitzungen gemacht hatte. Seine ihm abgenöthigten Geständnisse über die katholischen Schulen im Allgemeinen, und die der Klöster im Besonderen, verdienen aufbewahrt zu werden.

„Es ist," sagt der anglikanische Bischof, „eine für uns entehrende Thatsache, daß eine große Anzahl protestantischer Töchter in römisch-katholischen Klöstern erzogen werden, und daß die Eltern zu ihrer Entschuldigung, daß sie ihre Kinder in diese Anstalten schicken, geltend machen, daß sie sonst nirgends eine so wohlfeile und so gute Erziehung finden können ... Es ist ein Aergerniß, daß wir den katholischen Ordensfrauen und Priestern die Sorge für die jungen Glieder unserer Heerde noch länger überlassen. Daher ist es unsere Pflicht, ernstlich damit zu beginnen, die Erziehung der Töchter auf eine befriedigende christliche Grundlage zu stellen. Deßhalb muß ich hier eine allgemeine Bemerkung machen. Während meiner Reisen habe ich oft Gelegenheit gehabt, mit Personen zu reden, welche mit der Wirksamkeit dieser Klöster wohl vertraut sind; und über einen Punkt sind ihre Zeugnisse einstimmig, ich hörte sogar bisweilen einen Gegensatz aufstellen, welcher zu unserm Nachtheil ausschlug. Man sagt demnach, daß die Ordensfrauen sich rückhaltlos den selbst auferlegten Pflichten hingeben; man sagt, daß ihre Sorgfalt für die Kinder sich nie verleugnet, daß sie dieselbe als eine wesentlich religiöse Pflicht betrachten, welche einen Theil des Dienstes der Kirche Christi ausmacht."

Eine Thatsache, welche die Besorgnisse des Bischofs rechtfertigt, ist, daß gerade jetzt unter den Ordensfrauen von Loretto zu Kalkutta sieben sind, welche noch vor wenig Jahren protestantisch waren, und im Kloster ihre erste Erziehung erhielten.

— Schule und Waisenhaus von Entally. — Das Waisenhaus von Entally, welches von dem Quartier, in dem es sich befindet, so genannt wird, wurde 1842 gegründet, und unter die Leitung des Institutes von der heiligen Jungfrau Maria gestellt. Es erzieht 180 junge Mädchen, von denen 160 Eurasische oder Hindus sind. Dieses Haus hat kein anderes gesichertes Einkommen, außer das von der göttlichen Vorsehung, welches ihm noch nie gefehlt hat.

— Kollegium von St. Franz Xaver. — Die Wichtigkeit dieser Anstalt für das allgemeine Beßte der Religion in Indien wird Niemanden entgehen. In einer Stadt, wo die protestantischen Sekten so zahlreiche und materiell so wohl eingerichtete Schulen, berühmte wissenschaftliche und gelehrte Anstalten besitzen, muß die katholische Religion nothwendig ein Kollegium haben, welches einen ehrenvollen Vergleich aushalten kann. Da haben wir ein Werk Gottes, und sein Segen ist dabei sichtbar; denn ohne diesen wäre es uns, menschlicherweise gesprochen, unmöglich, den Kampf aufzunehmen.

Während unser neues Kollegium in Beziehung auf Einkünfte, Glanz und Größe, im Vergleich mit den meisten protestantischen, indischen und muhamedanischen Anstalten, hinter diesen bedeutend zurücksteht, steht es hinsichtlich der Studien und der guten Erziehung in erster Reihe. Die Klassen zählen 270 Schüler, wovon 70 Pensionäre sind. Ungeachtet des Widerwillens, welchen die Vorurtheile der Sekte ihnen in den Weg legen, vertrauen uns viele andersgläubige Familien ihre Kinder an. Wir zählen bei 50 Zöglinge, welche sich nicht zur katholischen Religion bekennen; es steht ihnen

frei, wenn die Eltern es so verlangen, weder dem Gottesdienste noch den religiösen Unterweisungen beizuwohnen. Das hindert sie indeß nicht, ihren Lehrern sehr anhänglich zu sein. Uebrigens bringt die christliche Erziehung, unter dem unbemerkbaren aber andauernden Einfluß des Beispiels in ihre Seelen ein, und jedes Jahr kehren einige dieser jungen Leute, sei es im Kollegium, oder sei es nach ihrem Austritt, in den Schafstall der Kirche zurück. Das Gleiche ist in den andern Schulen der Fall. Dieser heilsame Einfluß erstreckt sich bis auf ihre Familien.

Das Kollegium befindet sich in einem ehemaligen Theater, dessen Gebäulichkeiten für ihre gegenwärtige Bestimmung sich freilich schlecht genug eignen. Im vergangenen Jahre erklärte der Arzt, daß die Gesundheit der Lehrer und Schüler Neubauten nothwendig mache. Der Pater Rektor richtete einen Aufruf an das Publikum, welcher auch Anklang fand. Ungefähr 20,000 Rupien (50,000 Frcs.), welche durch Beiträge von Protestanten und Heiden, mehr noch als von Katholiken gesammelt worden, machten es möglich, den Bau mehrerer Schulzimmer und für die gegenwärtigen Bedürfnisse ausreichender Gemächer zu unternehmen. Da die Hülfsmittel erschöpft sind, hat Pater Rektor eben einen zweiten Aufruf für Vollendung des schon weit vorgeschrittenen Werkes erlassen. In wenig Tagen stiegen die Unterschriften auf 3,000 Rupien (7,500 Frcs.).

Dank dem Wohlwollen des General-Statthalters von Bengalen, eines rechtlichen und unparteiischen Mannes, erhält das Kollegium endlich einen Antheil an den Unterstützungen, über welche die Regierung alljährlich zu Gunsten des öffentlichen Unterrichts verfügt. — Der nämliche General-Statthalter geruhte am verflossenen 9. Dezember die Preisvertheilung im Kollegium zu präsidiren. Der Erzbischof von Goa und der Bischof von Patna saßen an seiner Seite. Mehrere Generäle und hochgestellte Civil- und Militärper-

sonen nahmen an dieser Feier Antheil und bezeugten so ihre Theilnahme für unsere katholischen Anstalten[1]).

Anderseits hat sich der protestantische Bischof, trotz seiner Anstrengungen und trotz seiner Hülfsquellen, vor zwei Jahren genöthigt gesehen, sein Kollegium in Kalkutta (S. Paul's school) zu schließen, und dasselbe nach Darzeeling zu verlegen. Aber auch dieser Versuch ist nicht gelungen, das Kollegium ist feil. Zur gleichen Zeit und am gleichen Orte eröffnete er drei Mädchenschulen, um, wie er sagte, die Klosterschule durch eine dreifache Konkurrenz zu Grunde zu richten. In weniger als zwei Jahren sind die drei Schulen eine nach der andern eingegangen, und das bedrohte Kloster ist blühender als je.

II.

Wir wollen nur einige Worte über die vorzüglichsten Missions-Stationen außerhalb Kalkutta sagen. Sie sind übrigens wenig zahlreich; die Nothwendigkeit, die Mission im wichtigsten Mittelpunkt des Vikariats erst fest zu begründen, hat den Missionären noch nicht gestattet, sich so weit zu verbreiten, als sie es wünschen und später thun zu können hoffen.

Dumdum. — Die Militär-Station von Dumdum, 7 Meilen (gegen 3 Stunden) von Kalkutta, hat 200 bis 400 katholische Soldaten mit Protestanten vermischt, und 2 Spitäler. Ein Katechet ist mit dem Unterricht der Katholiken inländischer Abkunft und mit der Vorbereitung der Heiden-Bekehrung beauftragt. Der Glaube und die Frömmigkeit der katholischen Soldaten machen ihrem Caplan viele Freude.

---

[1]) Das Werk der Glaubensverbreitung ist im Kollegium von St. Franz Xaver eingeführt; seit 1861 trug es 150 Rupien (375 Frcs.) ein.

Serampore. — Ehemaliger Hauptplatz der protestantischen Missionen in Bengalen, 13 Meilen (5 Stunden) nördlich von Kalkutta. Die katholische Mission daselbst ist erst seit kurzer Zeit eröffnet, und schon besitzt sie eine Kirche und ein Haus. Die Bevölkerung der Stadt beträgt 16,000 Seelen: auf diese Zahl kommen 50 — 100 Katholiken und ebensoviele Protestanten; alle übrigen sind Muhamedaner oder Heiden.

Burdwan. — Das nämliche Verhältniß besteht zu Burdwan, einer Stadt von 15,000 Seelen, welche 60 Meilen (24 Stunden) nordwestlich von Kalkutta liegt. Es gibt nur 30 — 50 Katholiken. Burdwan ist durch die Paläste und Gärten des ehemaligen Rajah merkwürdig, welcher sehr reich ist und von seinem Reichthum, selbst zu Gunsten der Katholiken, einen freigebigen Gebrauch macht. Dessenungeachtet sind die nach einander gemachten Versuche aller apostolischen Vikare, daselbst in den Besitz von Land zu gelangen, ohne Erfolg gewesen. Einer der an der Kathedrale angestellten Patres begibt sich jeden Sonntag von Kalkutta nach Burdwan.

Midnapore und Balasore. — Diese südwestlich von Kalkutta gelegene Mission ist zum großen Theil von halbwilden Stämmen bewohnt. Diese Stämme, welche in ihren Wäldern zerstreut leben und von jeder Bildung beinahe abgeschnitten sind, führen ein einfaches Leben, welches von vielen anderswo herrschenden Lastern unberührt ist, und sie würden sich in Masse bekehren, wenn Missionäre bei ihnen wohnen könnten. Die Protestanten zählen daselbst bereits eine Anzahl Anhänger.

Midnapore ist eine Stadt der Hindu's von 30,000 Seelen, 70 Meilen (26 Stunden) von Kalkutta. Der vom hochwürdigsten Herrn Van Heule dorthin geschickte Missionär fand nur etwa 20 Katholiken, welche schon lange jeder religiösen Hülfe ermangelten. Zur Taufe, Beicht und Kom-

munion mußten sie nach Kalkutta gehen oder einen Priester kommen lassen. Daher wurde der Missionär mit lebhaftem Dankgefühle aufgenommen. Er verweilte dort 4 Monate in einem Hause, welches einst von einem Einwohner der Station dazu geschenkt worden war, um als Kapelle und Wohnung für den Priester zu dienen. Er führte den Gebrauch der heil. Sakramente wieder ein und bereitete die Wege zur Bekehrung der Heiden vor. Als Erstling seines Apostolats bekehrte er eine eingeborne Frau.

Zu Balasore, einem einst sehr besuchten, gegenwärtig aber sehr heruntergekommenen Hafen, ist von den ehemaligen französischen, dänischen und holländischen Christen, welche mitten unter den Portugiesen eine freie Niederlassung hatten, nur mehr eine alte Bettlerin übrig. Der Missionär fand dort im Hause eines irländischen Katholiken Aufnahme. Ein Zimmer diente als provisorische Kapelle. Nachdem der Missionär von den Bedürfnissen des Landes Kenntniß genommen, kehrte er nach Kalkutta zurück, um sich die nöthigen Hülfsmittel zum Bau einer Kapelle zu verschaffen.

Das Personal des Vikariats von Bengalen besteht aus 15 Patres Jesuiten, 4 Scholastikern, 7 Laienbrüdern, 9 Weltpriestern, 10 Schulbrüdern, 51 Ordensfrauen und einigen Katecheten. Die Schulen des Vikariats werden von 1200 Kindern besucht.

Die statistische Tabelle des Jahres 1865 weist folgende Ergebnisse auf: Bekehrungen von Ungläubigen und Ketzern 56; Taufen von Kindern und Erwachsenen 307; Beichten 15,516; erste Kommunionen 60; österliche und gewöhnliche Kommunionen 14,937; Firmungen 1081; Ehen 138.

Ceylan.

Die Insel Ceylan ist seit drei Jahrhunderten abwechselnd von den Portugiesen, Holländern und Engländern erobert worden. Dieser politische Wechsel war den Interessen der katholischen Religion bald förderlich, bald nachtheilig; blühend unter der portugiesischen Herrschaft (1518), auf das heftigste verfolgt von den Holländern (1650), fand sie endlich unter der englischen Kolonialregierung (1796), wenn auch nicht Schutz, doch eine Art von Freiheit.

Die Oratorianer des hl. Philipp Neri, welche mit der Sorge für diese Christengemeinde betraut sind, stehen unter dem Bisthum Cochin (Malabar). Aber im Jahre 1836 wählte Papst Gregor XVI., welcher Ceylan zu einem Vikariat erheben wollte, den hochw. P. Vinzenz von Rosario, welcher damals als Generalvikar die Mission leitete, um ihn zur Würde eines apostolischen Vikars zu erheben. Und wenn auch die schismatische Widersetzlichkeit des Administrators von Cochin die Weihe des Bischofs bis gegen Ende des Jahres 1838 verzögern konnte, so war es ihr doch nicht möglich über die oberste Auktorität desjenigen Meister zu werden, welcher allein die Macht, die gesammte Kirche zu regieren, empfangen hat. Der hochwst. Hr. Rosario starb nach einer ziemlich kurzen bischöflichen Amtsführung.

Zum Nachfolger hatte er einen andern Oratorianer, den hochwst. Hrn. Cajetan Anton Musulce, welcher von indischen Eltern geboren, im Oktober 1843 durch den hochwst. Hrn. Bonnand, apostolischen Vikar von Pondichery zum Bischof von Usula geweiht wurde. Nicht volle zwei Jahre später wurde der hochw. P. Horaz Bettachini, ein Oratorianer aus Italien, dem hochwst. Hrn. Musulce als Coadjutor, mit dem Recht der Nachfolge beigegeben. Der Coadjutor, welcher besonders mit dem Provikariate des nördlichen Theiles der Insel betraut war, schlug seinen Sitz zu Jaffna, der Hauptstadt der Provinz auf. Er hatte nur fünf Missionäre als

Mitarbeiter. Da er sich selbst von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, mit einer so geringen Zahl Arbeiter das Gute zu wirken, so begab er sich um Verstärkung zu suchen nach Europa.

Während seines Aufenthaltes in Rom erlangte der hochwst. Hr. Bettachini beim hl. Stuhle die Trennung von Ceylan in zwei Vikariate, dasjenige von Colombo, welches die drei Provinzen im Süden, Südwesten und in der Mitte in sich faßt, und dasjenige von Jaffna, welches aus den drei Provinzen des Nordens, Nordostens und Osteus besteht. Dieser schon im Jahre 1847 gefaßte Plan gelangte erst zwei Jahre später durch die Ernennung des hochwst. Hrn. Bettachini, zum apostolischen Vikar von Jaffna zur Ausführung; zu gleicher Zeit wurde der hochw. P. Joseph Maria Bravi zum Coadjutor von Colombo ernannt.

Das ist der Ursprung der zwei Vikariate, in welche die Insel Ceylan gegenwärtig getheilt ist.

Diese Insel zählt eine Gesammtbevölkerung von 1,800,000 Seelen. Unter dieser Anzahl rechnet man ungefähr 157,000 Katholiken, 17,000 Protestanten, und 100,000 Muhamedaner, alle übrigen sind Götzendiener.

Mit Ausnahme der Muhamedaner und ungefähr 6,500 Europäer oder Nachkommen von Europäern sind alle Einwohner der Insel entweder Singhalais oder Tamouls. Die ersten sind die eigentlichen Eingebornen von Ceylan, während die Tamouls aus Indien stammen. Gegen den Beginn des zweiten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung brachen diese Tamouls in die nördlichen Gestade von Ceylan ein, vertrieben die Eingebornen aus denselben, setzten sich darin fest und bauten eine Stadt, welcher sie den Namen ihres Häuptlings Jalpana gaben, was einen Harfenspieler bedeutet. Das ist der Name, den sie heute noch trägt, und den ihr die Landeseinwohner geben, obschon die Europäer dieselbe mit dem Namen Jaffna bezeichnen. Nach und nach drängten die Tamouls die Singhalais gegen Süden zurück, und hatten endlich die Hälfte der Insel in Besitz. Daher sind

denn die drei Provinzen, welche das Vikariat von Jaffna bilden, faſt ausſchließlich von Tamouls bewohnt, während die Singhalais das Vikariat von Colombo innehaben. Dieſe zwei Völkerſchaften ſind vielleicht ebenſo ſehr durch ihre phyſiſchen Eigenſchaften wie durch ihren ſittlichen Charakter völlig von einander verſchieden. Obſchon ſie die nämliche Inſel, und zuweilen die nämliche Stadt bewohnen, vermiſchen ſie ſich doch nie miteinander. Jedes der beiden Völker hat ſeine urſprüngliche Bildung, Sitten, Sprache, Religion beibehalten. Die Singhalais ſind Buddhiſten, die Tamouls bekennen ſich zur Religion des Brahma. (Denkſchrift des hochwſt. Hrn. Semeria vom Sept. 1864.)

§. 1. Vikariat von Colombo (Südliches Ceylan).

Bei der Errichtung der zwei Vikariate von Ceylan (1849) erſetzte, wie wir eben geſagt, der hochwſt. Hr. Bravi den hochwſt. Hrn. Bettachini als Coadjutor des apoſtoliſchen Vikars von Colombo.

Der Prälat fühlte das Bedürfniß, Prieſter aus Europa zur Hülfe herbeizurufen, denn er hatte deren nur drei. Er wandte ſich zuerſt an den hochwſt. Hrn. Mazenod, Biſchof von Marſeille, Gründer und Oberer der Oblaten von der unbefleckten Empfängniß, welcher ihm vier Miſſionäre ſandte. Dann begab er ſich ſelbſt nach Rom, gegen Ende 1855, und da der hl. Vater die Miſſion von Colombo den Sylveſtrinermönchen aus dem Orden des hl. Benedikt übertragen hatte, nahm er mehrere Prieſter dieſer Kongregation mit ſich. Die Geſammtzahl der europäiſchen Miſſionäre wurde ſo auf vierzehn gebracht, war aber immer noch unzureichend, um die oft ſo grobe Unwiſſenheit der Katholiken zu heben, und der Bekehrungsſucht der Proteſtanten zu widerſtehen, welche von der nach dem ſüdlichen Theil der Inſel ſtrömenden engliſchen Ariſtokratie unterſtützt wird.

Im folgenden Jahre wurde der Coadjutor, wegen dem hohen Alter und den Kränklichkeiten des hochwſt. Hrn. Mu-

sulce, selbst apostolischer Vikar.[1]) Der hochwst. Hr. Bravi beschäftigte sich angelegentlich mit der Gründung von Schulen, als 1861 der Tod seinem Wirken ein Ziel setzte.

Der hochw. Hr. von Saint-Elie, apostolischer Vikar von Quilon[2]), welcher zum provisorischen Verwalter des Vikariats ernannt worden war, besuchte im Juni 1863 die Mission von Colombo. Das katholische Leben gab sich dort fortwährend durch die Errichtung von neuen Anstalten kund. Im verflossenen Februar war der Grundstein zu einem Seminar-Kollegium gelegt worden, welches die Bestimmuug hatte, die Jugend zu erziehen und einheimische Priester zu bilden, und eben wurde der Bau einer Erziehungsanstalt für junge Töchter begonnen.

Einige Monate später finden wir den hochwst. Hrn. von Saint-Elie in der Kirche von Cottar dem hochwst. Hrn. Hilarion Sillani aus dem Orden der Sylvestriner, ernannten Bischof von Callinique und apostolischen Vikar von Colombo[3]), die bischöfliche Weihe ertheilen. Der neue Bischof benützte seine erste Rundreise, um die Christen zu geistlichen Uebungen zu versammeln, und er hatte den Trost, eine große Anzahl von Seelen, welche seit länger in religiöser Gleichgültigkeit und den unausbleiblich mit ihr verbundenen Unordnungen versunken waren, wieder zu Gott zurückkehren zu sehen.

Man muß zugeben, daß die Thätigkeit der Missionäre in diesem Vikariate, wenigstens in gewissen Beziehungen, nicht auf so viele Schwierigkeiten stoßt, wie in dem benachbarten Vikariat. Der südliche Theil von Ceylan ist wirklich beinahe ausschließlich von der singhalesischen oder einheimischen Bevölkerung bewohnt. Nun aber haben die Singhalais im Allgemeinen einen sanften Charakter, welcher sie, mehr als die Tamouls des Nordens, für die Uebung der christlichen

---

[1]) Der hochwst. Hr. Musulce starb 1857.

[2]) Päpstliches Breve vom 9. September 1862. Der hochwst. Hr. Saint-Elie blieb immer mit seinem eigenen Vikariat betraut.

[3]) Konsistorium vom 22. September 1863.

Tugenden vorbereitet; sie zeigen eine große Anhänglichkeit an den Missionär, und machen sich eine Pflicht und eine Ehre daraus, seinen Bedürfnissen nach ihrem Vermögen abzuhelfen. Da anderseits der südliche Theil der Mittelpunkt des Handelsverkehrs auf der Insel ist, so sind die Verbindungswege daselbst viel zahlreicher, und die Verkehrsmittel viel schneller als anderwärts. Daher kann der Missionär die verschiedenen Christengemeinden häufig und ohne allzugroße Anstrengungen besuchen, und sein Amt mit mehr Frucht ausüben.

Die drei Patres Oblaten, welche seit 1851 in dem apostolischen Vikariat von Colombo arbeiteten, sind so eben in das von Jaffna zurückberufen worden, welches ihrer Kongregation besonders anvertraut ist; es sind die HH. Pulicani, Perrard und Duffo. Wir entnehmen ihren letzten Berichten einige Angaben über den Zustand der Christengemeinden, in welchen sie so lange Zeit gewirkt haben. Sie besorgten die drei Missionen von Candy, Sina-Corle und Caltoura.

1. Candy. — Die Mission von Candy zählt keine große Anzahl Katholiken, ist aber die ausgedehnteste des Vikariats, sie umfaßt die ganze mittlere Provinz. Candy war einst die Hauptstadt der Insel und die Residenz eines ziemlich mächtigen Königs; jetzt ist sie nur mehr die zweite Stadt von Ceylan und der Hauptort der mittleren Provinz. Diese Provinz, in welcher sich ungeheure Kaffeepflanzungen befinden, ist voll von Buddhisten. Die Missionäre bedauern, sich nicht auf besondere Weise mit diesen armen Heiden befassen zu können, welche für die Religion ziemlich günstig gestimmt sind. Doch haben die Missionäre jedes Jahr die Freude, einige von ihnen in den Schooß der Kirche aufnehmen zu können.

Die katholische Bevölkerung besteht aus Tamouls, Singhalais, Portugiesen und Engländern. Diese Verschiedenheit der Nationen, Sprachen, Charaktere, Erziehung, Gewohnheiten ist für den Erfolg des hl. Amtes nicht günstig.

Die Tamouls sind meistentheils Coolis, welche zur Bearbeitung der Kaffeepflanzungen von der Küste gekommen sind. Sie sind mehr oder weniger von Candy entfernt, und beinahe fortwährend sich selbst überlassen. Wir können fast nichts anderes für sie thun, als sie beichthören und ihnen, wenn sie uns rufen, die andern Sakramente spenden. Es gibt unter ihnen eine große Anzahl Heiden, welche gleichfalls von allen Theilen der Küste herbeigeströmt sind. Die Bekehrungen, welche unter den Letztern stattfinden, werden hauptsächlich durch die Heirathen veranlaßt, welche sie mit Katholiken eingehen wollen.

Die Nachkommen der Portugiesen verdienen nicht alle Lob. Jedoch bemerke ich, daß sie bei eindringlicher Ermahnung nach und nach zu bessern Gesinnungen zurückkehren.

Die Engländer, deren größte Zahl die Besatzung bildet, sind in Erfüllung ihrer Pflichten ziemlich genau; sie hören jeden Sonntag mit gewissenhaftester Aufmerksamkeit die Predigten an, welche für sie in ihrer Sprache gehalten werden. Es gibt vortreffliche Katholiken unter ihnen.

Die Singhalais sind am zahlreichsten und vielleicht auch am treuesten. Sie sind es, welche für den Unterhalt der Missionäre die nothwendige Unterstützung leisten, und denselben den größten geistlichen Trost gewähren.

2. Sina-Corle. — Diese Mission umfaßt 14 Kirchen und 6,000 Katholiken. In dem einzigen Jahr 1862 sind daselbst 56 erwachsene Buddhisten oder Protestanten in den Schooß der Kirche aufgenommen worden.

3. Caltoura. — Die zu Caltoura gehörenden Christengemeinden sind längs der großen und prächtigen Straße von Galles nach Colombo, in gleicher Entfernung von beiden Städten gelegen. Es gibt da 15 Kirchen, und ungefähr 8,000 Katholiken; leider sind unter letztern viele bloß Namenkatholiken, welche Gleichgültigkeit, Unwissenheit und Laster vom Besuche der Sakramente fern halten.

Der hochw. P. Duffo wurde auf einer seiner apostolischen Wanderungen im Jahre 1863 von einigen buddhi-

stischen Priestern eingeladen, sie in ihrer Residenz zu Wataraina, einige Meilen von Kaigalle, zu besuchen. Er folgte der Einladung, und wurde von den Bonzen auf das freundlichste empfangen.

Ihre Residenz heißt Panchala, welches singhalesische Wort Wohnung der Glücklichen und der Tugendhaften bedeutet. Sie hat eine herrliche Lage am Eingang in einen Wald, und ziemlich nahe bei den großen und schönen Flüßen, welche aus demselben herkommen. Die gewaltigen Trümmer, welche sie umgeben, zeugen von der Pracht, womit die ehemaligen Könige von Candy sie geschmückt hatten. Noch bewundert man daselbst die Ueberreste eines großartigen Tempels und man behauptet, daß die Schätze dieses Tempels hier in der Tiefe vergraben sich befinden. Die Wächter dieser Schätze sind nicht etwa die Priester, sondern — werden Sie es wohl glauben? — die Klapperschlangen. Und damit diese Bestien ihr Amt recht erfüllen können, hat sie Buddha mit seinem eigenen Geiste erfüllt. Daher werden sie als eben so viele kleine Gottheiten betrachtet; Niemand denkt daran sie zu beunruhigen, noch weniger sie zu vertilgen. Wehe demjenigen, welcher eine einzige zu mißhandeln wagte! Alle andern würden sich, ich weiß nicht auf was für einen geheimnißvollen Laut hin, versammeln und diese gottesschänderische Verwegenheit schwer bestrafen.

Neben diesem alten Viahara (Tempel) wird eben ein neuer gebaut, welcher an Pracht dem ersten beinahe gleichkommen wird. Die Verzierungen und Malereien sind fertig. Die Bildsäulen des Buddha sind schon auf ihre bestimmten Plätze gestellt. Da ist ein großer liegender Buddha, hier ein kleiner aufrechtstehender, weiterhin ein sitzender, mit gekreuzten Beinen. Nur sind diese Bildsäulen noch ohne Augen, und werden so sein bis zur Einweihung des Tempels, welche bald stattfinden soll. Die Priester werden einfache Zuschauer bei der Feierlichkeit sein, während der Maler, welcher die Mauern des Gebäudes mit Kitt bestrichen, und die Buddhas mit Ausnahme der Augen vom Kopf bis zu den Füßen gemalt hat, die Hauptrolle spielen wird.

Am festgesetzten Tage wird er mit großem Gepränge sich den Standbildern nähern, und ihren Augen den letzten Pinselstrich geben. Darin besteht die feierliche Handlung der Einweihung; das nennen sie ihrer Gottheit das Gesicht geben, und Buddha in seinem Tempel auf den Thron setzen. Das ist ein großes Fest für alle Buddhisten des Landes. Nur Einer wird die allgemeine Freude nicht theilen, und dieser Eine wird der einweihende Künstler sein. Und warum? Weil er nach einer sehr beglaubigten Ansicht die Vollendung seines Werkes nicht lange überleben soll. Das Gesicht, welches er seinem Gott gegeben hat, wird ihn selbst unausweichlich zum Verluste seines Lebens verurtheilen. Daher sorgt man zum voraus für die Aussteuer seiner Familie, welche bald ihres Hauptes und ihrer Stütze beraubt sein wird. Der Maler des neuen Tempels hat zu dem Ende bereits eine Summe von 750 Franken erhalten, und wahrscheinlich wird er noch mehr bekommen.

In der That schien er sich nicht allzu sehr beeilen zu wollen, mit dem Pinsel sein Todesurtheil auf die Augen des Buddha zu malen. Aber er wird sich, mag er nun wollen oder nicht, wohl zum Opfer bringen müssen. Wird er daran sterben? Das wird die Zukunft lehren; aber es ist sehr zu fürchten, daß die Furcht vor dem Tode ihm den Tod wirklich zuziehen werde. (Denkschrift des hochw. Hrn. Semeria, vom September 1865.)

Die am 31. Jänner 1866 vom hochwst. Hrn. Sillani aufgenommene Statistik des Vikariats von Colombo weist folgende Zahlen auf:

Katholiken, 98,914; Häretiker, 15,000; Ungläubige (Götzendiener und Muhamedaner), 1,077,497. Taufen von Erwachsenen im Jahr 1865, 901 (Götzendiener, 505; Protestanten, 396); Osterkommunionen, 37,596: Firmungen, 1,398. Missionäre, 26; Kirchen, 145; Seminarium, 1. Die Schulen werden von 2018 Knaben und 530 Mädchen besucht. Diese Schulen, 63 an der Zahl (53 für die Knaben, 10 für die Mäd-

chen) vertheilen sich folgendermaßen: 5 englische, 45 einheimische, 2 gemischte, für die Knaben; 2 englische und 5 einheimische für die Mädchen.

§. 2. Vikariat von Jaffna (Nördliches Ceylan).

Die Erhebung des nördlichen Theiles von Ceylan zu einem Vikariat datirt von 1849 an. Sie war durch die vierjährige geschickte Amtsführung des hochwst. Hrn. Bettachini, Coadjutor von Colombo, vorbereitet worden, und als dieser Prälat den Titel eines apostolischen Vikars von Jaffna erhielt, hatte er schon 16 europäische Missionäre, 18 Schulen und zahlreiche Kirchen unter sich. Aber Alles, Kirchen, Schulen, Missionäre waren in Bezug auf die örtlichen Bedürfnisse sehr ungenügend. So forderte zum Beispiel die Theilung der Tamouls in Kasten eine weit größere Zahl von Kirchen und Priestern, als sie in andern Missionen von gleicher Bedeutung nothwendig wären. Aus Mangel an Schulen gingen die katholischen Kinder an mehreren Orten des Vikariats zu den Protestanten. Dem unermüdlichen Eifer des hochwst. Hrn. Bettachini ist es gelungen, in allen Werken der Mission in wenigen Jahren einen allgemeinen Fortschritt zu bewirken. In der Folge wurde er durch den hochwst. Hrn. Semeria, den er 1857 zum Coadjutor erhielt, unterstützt.

Zu dieser Zeit war die Aufgabe noch eine unermeßliche. Es gab in dem Vikariat weder Seminar, noch Ordenshäuser, noch Katechumenat. Die Schulen ließen, trotz ihrem steigenden Wachsthum noch vieles zu wünschen übrig. Mädchenschulen gab es nur eine, und auch ihr Fortbestand hing nur von einer irländischen Dame ab, welche sich edelmüthig diesem Werke gewidmet hatte. [1]) Die Knaben waren einheimi-

[1]) Madame Flanagan. Gegen Ende 1849 wurde diese Dame von dem hochwst. Hrn. Bettachini mit der Leitung der katholischen Mädchenschule in Jaffna betraut. Später wurde sie von ihren beiden Töchtern unterstützt. Auch ihr Sohn, Hr. Patrizius Flanagan, hat sich dem Werke der Erziehung gewidmet und ist in die Kongregation der Oblaten eingetreten. Seit die Schwestern der

schen Lehrern anvertraut. Die Nothwendigkeit, die katholischen Schulen zu vermehren, um gegen die Protestanten, die mit aller Anstrengung sich der Erziehung zu bemächtigen suchten, den Kampf aufzunehmen, diese Nothwendigkeit wurde von dem apostolischen Vikar und seinem Coadjutor lebhaft gefühlt. Das war einer der hauptsächlichsten Gründe, welche den hochw. Hrn. Semeria im Jahre 1862 zu seiner Reise nach Europa bestimmten. Gegen Ende desselben Jahres kam er mit zahlreichen Gehülfen: Priestern, Schulbrüdern und Schwestern, wieder in Jaffna an. Die Schwestern, sechs an der Zahl, gehörten der Gesellschaft der hl. Familie von Bordeaux an, und übernahmen im folgenden Jänner die Leitung der Schule in Jaffna.

Seit der Vertreibung der Portugiesen, gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, war keine Ordensschwester mehr in Ceylan erschienen. Die Ankunft der Schwestern der hl. Familie war daher eine zu auffallende Erscheinung, um unbeachtet vorübergehen zu können; die Protestanten geriethen darob in Aufregung. In einem Brief an die Centralräthe vom 8. März 1864 gibt der hochwst. Hr. Semeria einige nähere Nachrichten über den Anfang der neuen Anstalt.

Ueberall steht die christliche Erziehung des weiblichen Geschlechts in Bezug auf ihre Wichtigkeit in erster Reihe, mehr noch ist dies aber in Ceylan der Fall, wo das Weib, wenn es nicht in Unwissenheit verkommt, doch in sittlicher Beziehung nur eine wesentlich mangelhafte, oder in religiöser Beziehung verderbliche Erziehung empfängt. Das begriffen die Katholiken meines Vikariats, und obgleich unsere Mädchenschule in Jaffna unter der Leitung der frommen Dame, welche sich derselben so viele Jahre widmete, in einem sehr blühenden Zustande war, so verhehlte sich doch Niemand ihre

---

heiligen Familie sich in Jaffna niedergelassen haben, hat Madame Flanagan ihren Eifer nach Trincomalie, einer Stadt, welche bis dahin jeder Unterrichtsanstalt entbehrte, übertragen.

ungesicherte Lage, und Aller Wünsche riefen die Lehrschwestern herbei.

Die Protestanten, welche ganz umsonst so kostspielige Anstrengungen für die Mädchenerziehung gemacht haben, bleiben bei der Nachricht von der Ankunft der Schwestern von der hl. Familie nicht gleichgültig. Sie sehen ein, daß sie sich trotz ihrer Hülfsmittel an Geld von den Katholiken überflügeln ließen, und sie mußten fühlen, daß es, wie groß auch in unsern Tagen die Bedeutung des Geldes als Mittel für den Erfolg sein mag, dennoch Dinge gibt, welche weder Gold noch Silber verschaffen können, nämlich sittliche Eigenschaften und Hingebung. Die Lehrerinen, welche die Protestanten mit großen Kosten aus Europa kommen lassen, suchen sich häuslich niederzulassen, oder sind wohl schon durch die Sorgen einer Haushaltung und Familie gänzlich in Anspruch genommen, und so vernachläßigen sie so oder anders ihre Obliegenheiten oder kehren nach Europa zurück. Daher die allgemeine Regel, so viel Unternehmungen der Art auf Ceylan, so viel Schlappen. Schließen Sie daher auf die Eifersucht, welche unsere Ordensschwestern naturgemäß wecken mußten. Die üble Laune brach los, man griff die Klöster, den Cölibat, den Unterricht der Klöster, und weiß was noch alles an. Man versuchte Mißtrauen zu säen, gegen die Schwestern ungünstige Urtheile zu wecken. Obschon nun aber der Sieg auf dem Felde der Diskussionen nicht der protestantischen Parthei verblieben ist, so kann ich doch nicht behaupten, daß wir auf dem Felde der Wirklichkeit triumphirt haben. Die Entfernung Jaffna's vom Mittelpunkte der Geschäfte, des Handels, des Reichthums läßt für unsere Schule nur geringe Hoffnung übrig, sich aus eigenen Mitteln halten zu können.

Aber wenn auch das Werk unter diesen Verhältnissen ein besonders schwieriges ist, so zweifle ich dennoch nicht, daß es eine Zukunft haben werde. Das eben abgelaufene Jahr 1863 liefert uns hiefür werthvolle Unterpfänder. Obschon mehrere unserer Schwestern durch das Klima ziemlich hart

mitgenommen worden sind, haben sie ihre Aufgabe doch über mein Erwarten gut gelöst. Mehr als 150 Töchter aus allen Ständen erhalten bei ihnen eine fromme, gediegene und ihrem Stande entsprechende Erziehung. Die Erfolge dieser Erziehung haben auf das Publikum einen tiefen Eindruck gemacht.

Korea.

Mehrere unserer Vereinsgenossen haben bereits durch die Zeitungen die traurigen und glorreichen Ereignisse vernommen, deren Schauplatz neulich die Mission von Korea gewesen ist. Nichtsdestoweniger werden sie mit frommer Rührung die nähern Berichte lesen, welche einer der Missionäre, und vielleicht der einzige übrig gebliebene, uns eben zukommen ließ. Diejenigen unserer Vereinsgenossen aber, welche diese Ereignisse noch nicht kennen, werden in denselben einen Anlaß zur Erbauung finden, den wir ihnen nicht vorenthalten dürfen. Zudem sind unsere Annalen ein Denkmal des Ruhmes für die Religion, welches durch die Arbeiten der Missionäre mit jedem Tage höher emporsteigt, und die Leidensgeschichten der Martyrer werden stets eine der schönsten Zierden desselben sein.

Brief des hochw. Hrn. F. C. Ridel, apostolischen Missionärs in Korea an Hrn. Libois, Generalprokurator der auswärtigen Missionen in Hong-Kong.

Posengi, Bezirk von Hong-Tsiou,
25. April 1866.

Mein Herr und lieber Vater!

Was ich jetzt schreibe, ist nicht eine Antwort auf Ihren lieben Brief von 1865, sondern nur ein Abriß unserer Prüfungen, vielleicht ein Lebewohl! ... Die Hand Gottes hat unsere trostlos gewordene Mission schwer getroffen. Doch

sein heiliger Wille geschehe! Wir wollen seine unerforschlichen Rathschlüsse anbeten, und die Hand segnen, welche oft nur aus Barmherzigkeit schlägt.

Eine grausame Verfolgung ist ausgebrochen. Unsere Christen werden gefangen, geschlagen, getödtet; die hochwst. Hrn. Berneux und Daveluy haben mit sieben unserer Mitbrüder die Martyrpalme erlangt. Was aus den Herren Feron und Calais geworden ist, weiß ich nicht. Ich selbst, seit drei Monaten zum Tode verurtheilt, halte mich in einem christlichen Hause, zwischen zwei Mauern verborgen. In jedes Dorf ist mein Steckbrief mit einem Verhaftungsbefehl geschickt worden, und ich erwarte stündlich, den mich aufsuchenden Trabanten in die Hände zu fallen. Nur durch einen ganz besondern Schutz der Vorsehung habe ich den tausend mich umringenden Gefahren entgehen können.

Ich glaube Ihnen in einem frühern Briefe gesagt zu haben, daß wir am Hofe mächtige Feinde haben. Mehr als einmal hatten sie, wenn auch umsonst, unsern Tod verlangt. Sie warteten nur auf eine günstige Gelegenheit. Diese hat sich dargeboten; sie haben dieselbe ergriffen und triumphirt.

Russische Schiffe haben sich der Küste genähert und die Abtretung eines Stückes Land gefordert, um darauf eine Handelsniederlassung zu gründen. Die Regierung gerieth in großen Schrecken. Sogleich ließ der Prinz-Regent, welcher der Vater des jungen Königs, eines Adoptivsohns der Königin Tso ist, die Bischöfe, die, wie er ganz gut wußte, in seinem Königreich waren, zu sich bitten, um sich mit ihnen über die erforderlichen Mittel zu berathen, wie diese Schiffe unter einem anständigen Vorwand zurückzuschicken und der Krieg zu vermeiden sei. Der hochwst. Hr. Berneux befand sich eben in den nördlichen Provinzen, wo er nur in einigen Monaten 800 Erwachsene getauft hatte. Im Namen des Königs aufgerufen, begibt er sich, wenn auch ungern, und ohne sein Geschäft vollendet zu haben, in die Hauptstadt. [1])

---

[1]) Hang-Yang oder Seoul.

Im Dezember 1865 war eine koreanische Gesandtschaft nach Peking gereist. Diese Gesandtschaft scheint einen Brief eingesandt zu haben, in welchem geschrieben stand, daß die Chinesen die in ihrem Reiche zerstreuten Europäer tödteten. Der Brief kam im Jänner, das heißt gerade in dem Augenblicke an, in welchem der Regent den hochwst. Hrn. Berneux zu sich beschied. Mehr bedurfte es nicht, um die Verfolgung heraufzubeschwören. Die vier Minister mißbilligten den Schritt des Regenten offen. „Haß den Europäern," schrieen sie, „kein Bündniß mit ihnen, sonst ist es um das Königreich geschehen!"

Inzwischen hatten sich die Schiffe zurückgezogen. Der Todesschrecken des Regenten schwand; aber er war nichtsdestoweniger schwach genug, den Ministern nachzugeben und grausam genug ihrem Vorhaben beizupflichten.

— „Tod allen Europäern im Königreich! Tod allen Christen!"

— „Aber, die europäischen Schiffe," bemerkte dagegen der Regent, „werden zurückkommen, um sie zu rächen."

— „Ich nehme alles auf mich," erwiederte der erste Minister. „Haben wir nicht mehrere dieser Europäer getödtet? Wer hat je ihren Tod zu rächen versucht? Welcher Schaden ist uns daraus erwachsen?"

Ohne Zweifel spielte er damit auf die Ermordung des hochw. Hrn. Imbert und seiner zwei verehrungswürdigen Gefährten, die Herren Mauband Chastan an, welche 1839 gemartert worden waren; vielleicht auch auf einige Schiffbrüchige, welche zu verschiedenen Zeiten an den unwirthlichen Küsten des Königreichs Korea niedergemetzelt worden waren.

Der Regent unterzeichnete unsern Todesbefehl. Indessen kehrte der hochwst. Hr. Berneux gegen Ende Jänner friedlich in seine Residenz zurück. Aber vierzehn Tage später sieht er sein Haus im Namen des Regenten durch Trabanten umringt; er selbst wird gefangen, und in das Gefängniß der Verbrecher geworfen.

Am folgenden Tage erſchien er vor dem Regenten, welcher von zwei Miniſtern umgeben war. „Die Haltung des Prälaten," ſchrieb mir der hochwſt. Daveluy, „war ruhig, feſt und voll Würde." Der hochwſt. Hr. Berneux mußte ohne Zweifel gegen die Verrätherei, deren Opfer er war, proteſtiren: im Namen des Königs, zum Wohl des Reiches aufgerufen, wird er in's Gefängniß geworfen; als Freund aufgerufen, wird er als Feind behandelt. Aber der Regent, welcher keine Furcht mehr hatte, war grauſam geworden.

Einige Tage ſpäter erfuhr ich, daß der hochwſt. Hr. Berneux, die Herren Bretenieres, Dorie und Beaulieu Donnerſtag, den 8. März, enthauptet worden ſeien. Welches ſchöne und rührende Schauſpiel mußte dieſer heilige Biſchof darbieten, welcher ſechsundzwanzig Jahre des Apoſtolats auf ſich hatte, und dem Martyrtod entgegenging, begleitet von jungen Miſſionären, die nur dazu hieher gekommen zu ſein ſchienen, um zu ſterben!

Drei Tage darauf hatten die Herren Petitnicolas und Pourthie, welche in dem zur Stadt Tiaitſchen gehörigen Kollegium von Paiſouc verhaftet worden waren, das nämliche Glück. Ihre Häupter ſind Sonntags, den 11. März, unter dem Schwert des Tyrannen gefallen, und ihre Seelen in den Himmel aufgeflogen. Die Chriſten konnten die Ueberreſte dieſer heiligen Opfer ſammeln.

Das ſind Thatſachen, die ich nur kurz angeben kann, da ich ſelbſt keine Chriſten aus der Hauptſtadt geſehen, und keinen nähern Bericht über Ereigniſſe habe, welche für die koreaniſche Kirche ſo werthvoll ſind. Selbſt nur mit meiner Flucht beſchäftigt, oder in meinem Verſteck zuſammengekauert, verkehre ich nur mit zwei Perſonen; ich weiß nicht, wem ich trauen darf, denn derjenige, welcher uns alle angegeben und unſere Wohnorte angezeigt hat, iſt ein abtrünniger Chriſt. Aber wenn durch Gottes Gnade der Friede einſt wiederkehrt, werde ich die Ueberreſte unſerer Martyrer mit den nähern Nachrichten über ihre letzten Augenblicke aufzufinden ſuchen.

Alle Christen sind auf der Flucht; sie verlassen ihre Häuser, Felder, Hab und Gut, und verbergen sich in heidnischen Dörfern oder auf den Bergen. Viele von ihnen werden getödtet, andere werden leider abtrünnig.

Einige Mandarine haben sich indessen menschlich betragen. Derjenige des Bezirkes, in welchem ich mich befinde, hat bis jetzt noch keine Christen verhaften lassen; andere begnügen sich damit, dieselben auspeitschen zu lassen; noch andere endlich fordern, aber nur zum Schein, eine Art von Abfall. Ihren Trabanten ist es nur um Raub und Plünderung zu thun. Die Furcht vor einem Aufstand hat die Regierung genöthiget, die Trabanten aus den Provinzen für einige Zeit einzuberufen. — Aus diesen und ähnlichen Thatsachen geht hervor, daß ein großer Theil der Mandarine und anderer hochgestellten Personen das Verfahren des Regenten, welcher wegen seiner Bedrückungen sonst schon verwünscht wird, nicht billigen. Hier erwartet Jedermann, die Europäer ankommen zu sehen, welche, wie man versichert, nicht unterlassen werden sich des Königreiches zu bemächtigen, um den Tod ihrer Landsleute zu rächen und alles wieder auf den frühern Fuß zu stellen. Wirklich wurde am Ostertage die Ankunft europäischer Schiffe gemeldet. Ich richtete zwei Briefe an sie, welche aber nicht an ihre Bestimmung gelangten; die Schiffe hatten schon wieder die hohe See gewonnen.

Noch muß ich Ihnen zum Schlusse vom hochwst. Hrn. Daveluy sprechen. Nach der Gefangennehmung des apostolischen Vikars war sein Coadjutor zwar sehr beunruhigt, aber doch weit entfernt vorauszusehen, was kommen sollte. Der hochwst. Hr. Daveluy wurde zu Kesou, Bezirk Hang-Tsiou, mit Hr. Huin gefangen genommen. In die Hauptstadt geführt, kamen sie mit Hrn. Aumaitre wieder zurück, und wurden den 30. März am Ufer des Meeres, in der Nähe des gleichen Bezirks enthauptet. Die Ursache dieses sonderbaren Verfahrens liegt darin, daß die Hochzeit des jungen Königs auf die Zeit des zweiten Mondes festgesetzt

war, und bis zu dieſer Zeit in der Hauptſtadt das Blut keines Fremden fließen durfte, weil ſie ſonſt verunreinigt worden wäre. So war es denn, o wunderbares Zuſammentreffen, am Charfreitag, Mittag, den 30. März, am Tage, an welchem unſer Heiland durch ſein Blut die Welt erlöst hat, daß unſere edeln Mitbrüder das Glück hatten, ihr Blut für ihn zu vergießen!

Mit ihnen wurden noch mehrere Prieſter hingerichtet; faſt alle Diener und Hausherrn der Miſſionäre theilten ihr Loos. Ich habe meinen Chriſten empfohlen für die Körper unſerer Mitbrüder Sorge zu tragen, und dieſelben, ſobald ſie es ohne allzu große Gefahr thun könnten, an einen ſichern Ort zu bringen.

Welch ein beneidenswerther Tod! Noch habe ich ſelbſt Hoffnung auf einen ſolchen; ich bereite mich in meiner Einſamkeit darauf vor, und bemühe mich, meine Fehler abzubüßen, welche mich ohne Zweifel verhindert haben, das Glück meiner lieben Mitbrüder zu theilen.

Die Miſſion hat durchaus alles verloren: Unſere Häuſer wurden geplündert; unſer Eigenthum iſt die Beute des Regenten geworden, welcher ſich alles, ſogar unſere Meßgewänder angeeignet hat; die religiöſen Bücher wurden verbrannt, die Buchdruckereien zerſtört. Ein allgemein verbreitetes Gerücht ſagt, daß, wie einſt in Japan, ein Ueberwachungsſyſtem zur Ausrottung des Chriſtenthums eingeführt worden ſei. Was aus den Schülern des Kollegiums geworden iſt, weiß ich nicht. Man hat mir nur geſagt, daß zwei oder drei ſich eingeſchifft hätten, um entweder europäiſche Schiffe zu ſuchen, oder nach China überzuſetzen. In dieſem Falle müßte man ſie in das allgemeine Kollegium von Pinang ſchicken, damit ſie dort in Erwartung beſſerer Zeiten ihre Studien vollenden könnten. Aber die Ausſicht iſt leider ſehr trübe; alles läßt vermuthen, daß die Verfolgung, welche wegen der Hochzeit des Königs und dem Anpflanzen des Reiſes etwas nachgelaſſen hat, im Herbſt viel heftiger als je wieder ausbrechen werde. Die uns feindſeligen Miniſter ſind

zu weit vorangegangen, um wieder zurückgehen zu können. Darf ich Ihnen unter solchen Umständen von den Mitbrüdern sprechen, welche unsere Martyrer nothwendig ersetzen müssen? Sie dieses Jahr hieher schicken, hieße sie einem sicheren Tode zuschicken. Indessen wird es gut sein, wenn sie sich bereit halten. Wenn uns Gott den Frieden wieder schenken wird, werden wir dafür sorgen, daß sie in das Land hineinkommen. Ich werde Ihnen diesen Winter einen Boten zukommen lassen.

Ich schreibe unsern lieben Hrn. Direktoren von Paris diesmal nicht, weil ich nur mehr zwei Blätter Papier übrig habe; denn auch ich habe fast alle meine Habseligkeiten verloren. Uebrigens hätte ich ihnen keine andern Nachrichten als diese zu geben. Wollen Sie ihnen daher den Inhalt dieses Briefes mittheilen.

Auf Gott allein setze ich all mein Vertrauen; ich übergebe mich gänzlich seinem heiligen Willen, und bereite mich nur zu einem guten Tode vor.

Leben Sie wohl, mein lieber Mitbruder; mein Herz bewahrt für Sie, ungeachtet der großen Bitterkeit, welche ihm unsere Prüfungen verursachen, für immer die Gefühle eines ergebenen und demüthigen Sohnes. Beten Sie für mich, für unser armes und liebes Korea.

F. Ridel,
apostolischer Missionär von Korea.

Folgende Zeilen, welche in Form eines Tagebuches von Hrn. Ridel niedergeschrieben und an seine Familie gerichtet sind, mögen, trotz ihrer Kürze, zur Vervollständigung des vorausgehenden Briefes dienen.

3. Mai 1866. — Durchaus keine Nachricht. Wir sind am Fuße des Kreuzes, ich mache mich darauf gefaßt, mich muthig an dasselbe anheften zu lassen. Ich verzeihe meinen Feinden und bete für alle. Gottes heiliger Wille geschehe! Ob diesem Gedanken, den ich überlege, schlage ich jede Be-

sorgnitz aus dem Sinn. Ich konnte das Buch „Geist des christlichen Rom" wieder in die Hand bekommen. Während meiner langen Mußestunden las ich einige Seiten in demselben und finde darin Gemälde, welche eine treffende Aehnlichkeit mit dem gegenwärtigen Zustand dieses Landes haben; die Kirche ist hienieden wirklich immer und überall die streitende Kirche; in Korea befinden wir uns in dem Zeitalter der Katakomben.

8. Mai. — Ich habe Nachrichten von Hrn. Feron erhalten. Dieser liebe Mitbruder ist nicht weit von hier. Wir suchen nun ein Mittel, um uns treffen zu können. Die Verfolgung dauert fort.

18. Mai. — Endlich habe ich Hrn. Feron getroffen. Wir sind jetzt unser zwei, um uns zu trösten und aufrecht zu halten: das ist ein großes Glück in unserm Unglück. Sonst gibt es nichts Neues, man sucht immer nach uns. Ich konnte nur Nachts hieher kommen; wir machten ohne Unfall vier Stunden.

13. Juni. — Unsere Lage hat sich in nichts geändert. Die Verfolgung hat aufgehört, aber immer noch werden die Europäer aufgesucht. — Wir haben Nachrichten von Hrn. Calais. — Wie lange uns die Tage doch erscheinen! Den ganzen Tag in einem Winkel eingeschlossen, können wir nur Nachts ein wenig ausgehen, um unsere Füße wieder gelenkig zu machen. Wir haben gerade so viel, um nicht Hungers zu sterben, und dazu was für eine Nahrung! Sehr oft können wir uns des Lächelns nicht enthalten, wenn wir denken, was für ein Gesicht man in Frankreich zu einer solchen Mahlzeit machen würde. Doch suchen wir unsere Entbehrungen durch Ergebung und Heiterkeit zu würzen, und darin unterstützt uns der liebe Gott sichtlich. Seine Gnade muß wohl mächtig sein, denn welch einen trostlosen Zustand haben wir vor unsern Augen!

Für den Augenblick sind wir in einem Weiler von zehn Häusern, bei einer armen Wittwe mit 6 Kindern, die noch

ärmer ist als wir. Unsere Lage daselbst ist schlimm genug, aber man thut wenigstens Alles, uns so gut als möglich zu halten. Wir haben da eine ziemlich sichere Zuflachtsstätte, eine offene herzliche Aufnahme, eine auch äußerlich fühlbare Ergebenheit gefunden; deßwegen bleiben wir in Erwartung eines Entscheides der Vorsehung hier.

Die letzten Berichte melden, daß Hr. Ridel gegen seinen Willen und auf den Wunsch seiner beiden Mitbrüder mittelst einer kleinen von 11 Christen geleiteten Barke Korea verlassen, und nach siebentägiger Fahrt den 7. Juli in Tsche-Fou (China) landen konnte. Er begab sich sogleich nach Tien-Tsing, um den Gegen-Admiral Roze, Kommandanten der Seestation in den chinesischen Gewässern, von den eben vorgefallenen schweren Ereignissen in Kenntniß zu setzen. Dieser Offizier schickte sich eben an, den noch mit dem Tode bedrohten französischen Missionären Hülfe zu bringen, als die Nachricht eines Aufstandes in Nieder-Cochinchina ihn eine andere Richtung einzuschlagen nöthigte.

Nach seiner Rückkehr in Tsche-fou sollte sich Hr. Ridel in Begleitung seiner 11 Koreaner in die Generalprokuratur der auswärtigen Missionen in Hong-Kong begeben, wo er auf den 24. Juli erwartet war; aber er entschloß sich in Tsche-Fou zu bleiben, um die Ereignisse in der Nähe zu verfolgen.

Von den zwölf Missionären, welche im Königreich Korea das Evangelium verkündeten, sind demnach nur noch die Herren Feron und Calais übrig, welche umherirren und in den Bergen sich verstecken, wenn sie nicht bereits den Ruhm ihrer neun Mitbrüder theilen.

Unsere Vereinsgenossen werden bei der Nachricht von diesen Ereignissen ihre Gebete zu Gunsten dieses Landes verdoppeln, welches nicht müde wird, die zu ihm gesandten Propheten zu tödten (Matth. XXIII, 27). Kaum hört das Blut in dem anamitischen Reiche zu fließen auf, so bricht die Verfolgung in Tibet, Su-Tschuen, Korea aus, als ob die Hölle durch eine letzte äußerste Anstrengung unsere Hoffnungen zu

nichte machen wollte. Aber die Liebe ist stärker als der Tod. Neue Missionäre werden die Stelle der getödteten einnehmen, und sie werden kommen mit der Hoffnung auf das Martyrthum, völlig versichert, daß auch sie wiederum Nachfolger haben werden. Und so wird es sein, bis die Welt endgültig für den christlichen Glauben erobert sein wird. Die Kirche, welche durch das Blut unsers Herrn Jesu Christi auf dem Kalvarienberge gegründet worden, wird nur durch das Blut seiner Apostel verbreitet, und heute, wie zu Tertullians Zeit gilt immer das Wort: sanguis martyrum semen christianorum (das Blut der Martyrer ist der Saame der Christen).

Alles, was auf das Andenken derjenigen Bezug hat, welche ihr Blut für den Namen Jesu Christi und für den Triumph des Glaubens vergossen haben, hat eine Art Vorrecht, die christliche Seele zu interessiren und zu rühren. Es wird daher unsere Vereinsgenossen freuen, in den folgenden, *in Eile* gesammelten Notizen einige Andeutungen über das Leben eines jeden, der 9 in Korea gemarterten französischen Missionäre zu finden. Mit diesen Andeutungen über ihr Leben verbinden wir neue Einzelheiten, welche uns über die letzten Augenblicke der Martyrer bekannt geworden sind.

I.

Hr. Bernard Alois Beaulieu, der jüngste dieser glorreichen Bekenner des Glaubens zählte noch nicht 26 Jahre; er war den 8. Oktober 1840 zu Langon (Bisthum Bordeaux) geboren. Er war schon Diakon, als er den 28. August 1863 in das Seminar der auswärtigen Missionen eintrat, und wurde den 21. Juni des folgenden Jahres zum Priester geweiht.

II.

Hr. Simon Maria Anton Justus Ranfer de Bretenieres, geboren den 28. Februar 1838 zu Chalons-sur-Saone, wo seine Eltern zeitweilig wohnten, stammte aus dem Bisthum Dijon. Sein von der Familie bewohntes väterliches Haus befindet sich wirklich in Dijon. Nachdem Hr. von Bretenie-

res die Philosophie studirt und im Seminar von Issy (bei Paris) die Tonsur erhalten hatte, trat er den 25. Juli 1861 in das Seminar der auswärtigen Missionen. Er wurde den 21. Mai zum Priester geweiht.

III.

Hr. Petrus Heinrich Dorie, geboren den 22. September 1839 zu Saint Hilaire-de-Talmont (Bisthum Luçon), trat den 13. August 1862 mit den niedern Weihen in das Seminar der auswärtigen Missionen. Er wurde am gleichen Tage wie Hr. von Bretenieres zum Priester geweiht.

IV.

Hr. Martin Lukas Huin wurde den 10. Oktober 1836 zu Guyonville (Kanton La Ferte, Bisthum Langres) geboren. Er war schon mehr als 2 Jahre Priester, als er am 10. August 1863 in das Seminar der auswärtigen Missionen trat.

Diese vier jungen Apostel verließen Frankreich am 19. Juli 1864. Zu Schang-Hai angekommen wurden sie in die Mandschurei geschickt, um dort bei dem hochwst. Hr. Verolles den Winter zuzubringen, und sich dem Gebete und dem Studium der chinesischen Sprache zu widmen, deren Kenntniß in Korea nicht ohne Nutzen ist.

Sie langten, nachdem sie große Gefahren bestanden, im Juni 1865 an ihrem Bestimmungsorte an.

Ihr Aufenthalt in Korea dauerte demzufolge nur einige Monate. Sie kannten die Landessprache hinreichend, um die Ausübung ihres heiligen Amtes zu beginnen. Der hochw. Hr. von Bretenieres hatte noch am Tage seiner Gefangennehmung selbst 27 Katechumenen getauft.

Die Mission von Korea bietet ganz besondere Schwierigkeiten dar. Diesen hatten die Direktoren des Seminars der auswärtigen Missionen Rechnung getragen, als sie die Herren Beaulieu, von Bretenieres, Dorie und Huin hiefür bezeichneten, und sie setzten große Hoffnungen auf die von ihnen Auserwählten. Aber Gott hat sie für den Himmel reif ge-

funden, und es hat ihm in seiner unbegränzten Güte gefallen, denselben von der ersten Stunde an die höchste Belohnung zu geben, nach welcher ein Apostel streben kann. In Wahrheit konnten die jungen Aspiranten, welche vielleicht einst ihre Stelle einnehmen werden, bei der Nachricht von ihrem Triumphe singen: [1])

O Glückliche, ihr habt kaum Zeit gefunden
Zu eilen in das ferne Land für Gott,
Um theilzunehmen an der Brüder Feierstunden,
An ihrem Kampf und Sieg und Heldentod!

Herr Beaulieu, welcher zu Tountery und Hr. von Bretenieres, welcher in der Hauptstadt, und Hr. Dorie, welcher zu Sonkol gefangen wurden, wurden mit dem hochwst. Hrn. Berneux vereint, und hatten die Ehre ihren edeln Führer zum Martyrthum zu begleiten. Wie er, mußten sie vor der Enthauptung furchtbare Martern erdulden; ihre Füße wurden durch heftige Schläge halb gebrochen. Hr. Huin war der Gefährte des hochwst. Hrn. Daveluy.

V.

Hr. Petrus Aumaitre, geboren zu Aizeq, (Kanton Ruffec, Bisthum Angouleme) den 8. April 1837, trat den 18. August 1859 in das Seminar der auswärtigen Missionen und brachte hier drei Jahre zu, um seine theologischen Studien zu vollenden. Kaum zum Priester geweiht, reiste er nach Korea (18. August 1862). Im folgenden Februar setzte ihn der Pilote der chinesischen Barke, welche ihn von Tsche-Fou nach Melinto führen sollte, sei es aus Ungeschicklichkeit, sei es aus Berechnung in der Mandschurei ans Land, und so konnte Hr. Aumaitre erst im Juni 1863 in Korea eindringen.

So hat denn dieser junge Missionär nur 2 Jahre und 8 Monate gearbeitet. „Er war," schreibt Hr. Feron, ein liebenswürdiger Mitbruder, voll Frömmigkeit, Sanftmuth

[1]) Diese Verse sind von den Aspiranten des Seminars der auswärtigen Missionen.

und Heiterkeit.“ Die Verfolgung fand Hr. Aumaitre mit der Seelsorge seiner Christen beschäftigt. Da er sich den immer eifriger betriebenen Nachforschungen nicht entziehen konnte, näherte er sich dem hochwst. Hrn. Daveluy, aber nur um sich bald wieder von ihm zu trennen und sich in eine Barke zu werfen, in der Hoffnung, seinen Verfolgern zu entrinnen. Aber ein Gegenwind trieb ihn wieder an das Ufer. In den Willen Gottes ergeben, und ohne auch nur etwas von seiner Ruhe zu verlieren, machte er sich zum hochwst. Hrn. Daveluy auf den Weg, um dessen Rathschläge einzuholen. Da nun fiel er in die Hände der Trabanten, und vollendete an der Seite des heiligen Bischofs unter zwei Säbelhieben sein Opfer.

VI.

Hr. Michael Alexander Petitnicolas war den 21. Aug. 1828 zu Coinches (Bisthum Saint-Die) geboren. Seine schwache Gesundheit nöthigte ihn anfangs, das Seminar der auswärtigen Missionen wieder zu verlassen. Aber, treu seinem Berufe, trat er den 17. Juni 1853 wieder in dasselbe ein, und reiste, nach einem sehr kurzen Noviziate, am 10. August desselben Jahres in die Mission von Pondichery. Nach zwei Jahren wegen seiner schlechten Gesundheit nach Hong-Kong zurückgerufen, wurde er einige Monate später nach Korea gesandt, und langte mit dem hochwst. Hrn. Berneux und Hrn. Pourthie den 27. März 1856 in Hang-Nang an. So sind denn die Hrn. Pourthie und Petitnicolas, welche am gleichen Tage in die Mission eingetreten, und mit derselben Aufgabe, der Leitung des Seminars beschäftigt gewesen sind, auch am gleichen Tage und auf dem gleichen Wege in das himmlische Vaterland eingegangen.

Die Kränklichkeiten, welche Hr. Petitnicolas während seiner ersten apostolischen Arbeiten sich zugezogen, haben ihm während seines noch übrigen Lebens grausame Schmerzen verursacht. Aber seine Willenskraft ersetzte bei ihm die körperlichen Kräfte. Die koreanische Sprache, welche sonst für alle so schwer ist, schien es für ihn nicht zu sein. Was ihn be-

sonders auszeichnete, war seine scharfberechnete Amtsführung und die unvergleichliche Sicherheit, mit welcher er alle Schwierigkeiten anfaßte und löste. Sein Eifer war unermüdlich: beschwerliche Märsche, das Uebersteigen von Schneebergen, die Unterweisung und das Beichthören der Christen, das war sein Element.

Obwohl Thätigkeit in der Seelsorge das Leben des Hrn. Petitnicolas ausmachte, so verließ er doch heiter diese seine Beschäftigung, als ihm der hochwst. Hr. Berneux seinen Wunsch zu erkennen gegeben, daß er sich mit Hrn. Pourthie dem Seminar widmen möchte. Er befand sich seit fünf Jahren in demselben, und arbeitete an einem vollständigen und wissenschaftlichen Wörterbuch der koreanischen Sprache. Dieses Werk war sehr weit vorgerückt und sein Verlust wird sehr schwer zu ersetzen sein.

VII.

Hr. Karl Anton Pourthie, apostolischer Provikar, wurde den 20. Dezember 1830 in einem Weiler des Kantons Valence-en-Albigeois (Bisthum Alby) geboren. Er war erst einige Tage Priester, als er am 30. Juni 1854 in das Seminar der auswärtigen Missionen aufgenommen wurde. Nach seiner am 27. Juni 1855 erfolgten Abreise betrat er, wie schon gesagt, seine Mission Korea den 27. März des folgenden Jahres mit dem hochwst. Hrn. Berneux und Hrn. Petitnicolas.

Die zehn Jahre, welche er in Korea zubrachte, müssen für ihn sehr reich an Verdiensten gewesen sein. Er hatte eine große Vorliebe für die thätige Wirksamkeit des Apostelamtes; aber er stand auch nicht an, auf den einfachen Wunsch seines Bischofs seine Neigung zum Opfer zu bringen, und das Seminar der Mission zu leiten. Indem sich Hr. Pourthie so angelegen sein ließ, das Werk der Heranbildung eines einheimischen Klerus auf feste Grundlagen zu stellen, hat er einen unermeßlichen Dienst geleitet.

Seit beinahe zwei Jahren war seine Gesundheit tief erschüttert; er litt auf der Brust und bekam Blutspeien. Die

Mission wäre vielleicht mit seinem nahen Verluste bedroht gewesen, wenn auch Gott die Stunde seiner Belohnung nicht dadurch näher gerückt hätte, daß er ihn zum Martyrthum berief.

Hr. Pourthie liebte die Naturwissenschaften, und widmete ihnen gern seine Erholungsstunden. Er hatte über Botanik, Geologie, Zoologie Notizen gesammelt, welche der Wissenschaft wirkliche Dienste geleistet hätten. Alle diese Arbeiten sind nun wahrscheinlich für immer verloren. Aber der bedauernswertheste Verlust ist derjenige der Studien, welche er über die koreanische Sprache unternommen hatte, welche so verwirrt ist, und deren Regeln er sich seit langem festzustellen bemüht hatte.

Den 1. März (schrieb Hr. Calais unterm 10. Juni 1866) gegen zehn Uhr Vormittags, drangen neun Schergen in das Kollegium von St. Joseph, sie ergriffen Hrn. Pourthie in seinem Zimmer, banden ihm die Hände und begaben sich dann zu Hrn. Petitnicolas, welcher sie bei offener Thür erwartete. Diesem banden sie gleicherweise die Hände und führten noch am Abend die beiden Gefangenen nach der Hauptstadt. Den 11. März, am 25. Tag des ersten Mondes, wurden diese beiden Mitbrüder eine Stunde von Hang-Yang enthauptet. Sie starben, wie ihr göttlicher Meister, außerhalb der Mauern der Stadt; gleich ihm erlitten sie auf ihrem Todesgang die Schmähungen der Menge; gleich ihm wurden sie endlich ihrer Kleider beraubt, welche durch die Stockschläge, welche sie vorn auf den Beinen erhalten hatten, mit Blut getränkt waren; endlich wurden sie mit gebundenen und kreuzförmig ausgestreckten Händen zum Tode geführt, gleichsam um die Todesart wieder darzustellen, mittelst welcher unser Herr die Welt erlöst hat. Sie standen mitten in einem Kreise von Soldaten, welche während der Enthauptung einen höllischen Reigen aufführten und ihre Säbel schwenkten.

Die Annalen haben zwei Briefe des Hrn. Pourthie in den Jahrgängen 1859 und 1860 veröffentlicht.

VIII.

Der hochwſt. Hr. Maria Nikolaus Anton Daveluy, Biſchof von Akkon, Coadjutor des hochwſt. Hrn. Berneux, wurde den 16. März 1818 zu Amiens geboren.

Im Jahre 1841 zum Prieſter geweiht, war er zuerſt Vikar in der Pfarrei St. Peter, dann Beichtvater des Urſulinerinnenkloſters in der kleinen Stadt Roye (Somme). Am 4. Oktober 1842 trat er in das Seminar der auswärtigen Miſſionen und war im Auguſt des folgenden Jahres zu Makao, wo er auf eine Gelegenheit wartete, um ſich auf die Lieou-Kiou-Inſeln zu begeben. Um die nämliche Zeit kam der hochwſt. Hr. Ferreol, apoſtoliſcher Vikar von Korea, nach Makao. „Da wurde meine Beſtimmung geändert," ſchrieb ſpäter Hr. Daveluy, „und ich folgte dem Prälaten, um bis zu ſeinem Tode der unzertrennliche Gefährte ſeiner Reiſen und Arbeiten zu ſein." [1])

Nach einer gefahrvollen Fahrt auf einer Barke, welche ein junger koreaniſcher Diakon führte, drang Hr. Davaluy mit dem hochwſt. Hrn. Ferreol am 12. Oktober 1845 in Korea ein. „Ich trennte mich, ſchrieb der apoſtoliſche Vikar, ſogleich von Hrn. Daveluy und ſandte ihn in eine kleine Chriſtengemeinde, um die Sprache zu erlernen. Er iſt voll Eifer, ſehr fromm, und mit allen Eigenſchaften eines apoſtoliſchen Miſſionärs begabt. Für das Glück der Koreaner wünſche ich, daß Gott ihn lange Zeit am Leben erhalte." [2])

Zwölf Jahre ſpäter wählte der Nachfolger des Hrn. Ferreol, der hochwſt. Hr. Berneux, Hrn. Daveluy zu ſeinem Coadjutor und ertheilte ihm die biſchofliche Weihe; dieß geſchah im März 1857. Dieſe Feier, die erſte dieſer Art in Korea, fand bei verſchloſſenen Thüren und begünſtigt von den Finſterniſſen der Nacht ſtatt.

---

[1]) Brief vom 6. September 1863; Annalen Jahrgang 1854.

[2]) Brief des hochwſt. Hrn. Ferreol, vom 29. Oktober 1845; Annalen Jahrgang 1847.

Trotz der Schwäche einer oft wankenden Gesundheit, trotz den erschöpfenden Anstrengungen eines unter den beständigen Schlägen der Verfolgung ausgeübten Apostelamtes fand der hochwst. Hr. Daveluy noch Zeit, sich mit der Mission nützlichen Wissenschaften und Künsten zu befassen. In einem seiner Briefe, dem letzten, welchen die Annalen veröffentlicht haben, [1]) finden wir folgende Stelle:

„Was meine Person betrifft, so habe ich mich über heftige Leiden nicht zu beklagen, Gottes Güte erspart mir dieselben. Vor der Zeit gebrochen und abgelebt bin ich mit keiner Krankheit behaftet, aber doch unfähig große Anstrengungen zu ertragen, und mich Arbeiten, welche Geistesanstrengung verlangen, zu widmen. Dennoch kann ich mich nicht beständig nur mit gewöhnlichen Dingen abgeben, und so habe ich, Gott sei Dank, meine Zeit nicht verloren. Nach einem langen Aufenthalt in der Hauptstadt in Geschäften der Mission, widmete ich meine letzte Sorge der Herausgabe zweier Werke, welche für die Unterweisung unserer Christen von Wichtigkeit sind. Von Büchern, Uebersetzern, Abschreibern umgeben, kostbare Handschriften durchsehend und die mündliche Ueberlieferung zu Rathe ziehend, habe ich Denkmäler von höchstem Interesse gesammelt, und diese unerwarteten Schätze, welche mir die Thätigkeit der Jugend wieder zurückgegeben, haben mich in den Stand gesetzt, nebeneinander Gelehrsamkeit, Geschichte und Theologie in Anwendung zu bringen. Wenn ich die Annalen unserer Martyrer auch nur um hundert und fünfzig Seiten bereichert habe, so habe ich doch die Lebensgeschichte aller Bekenner geschrieben, und fünfundsiebenzig Jahre des koreanischen Kalenders, Tag für Tag, mit unserm kirchlichen Kalender in Einklang gebracht. Als ich daher nach Mariä Himmelfahrt auf einige Tage bei Hrn. Petitnicolas Ruhe zu suchen ging, hatte ich sie sehr nothwendig; mit meinem Kopf und meinen Kräften war es zu Ende.

---

[1]) Siehe in den Annalen die genannten Jahrgänge.

Bei diesen Arbeiten, welche gleichsam die Ferien unsers Apostolates sind, konnte ich seit zwei Jahren auch nicht einen Blick auf das Wörterbuch werfen, welches ich zur Vollständigkeit bringen sollte; zum Glück widmet Hr. Pourthie demselben seine Sorge. Dieser theure Mitbruder ist der Arbeiter, welcher, wie ich glaube, uns große Dienste zu leisten berufen ist, er unternimmt bereits viele nützliche Forschungen."

Der Hochwst. Hr. Daveluy schrieb diese Zeilen im Jahre 1859. Schon seit mehreren Jahren bereitete er eine Geschichte der Martyrer in Korea vor. Zweimal erhielten die Annalen einige Bruchstücke dieses wichtigen Werkes mitgetheilt. Im Jahr 1856 veröffentlichen sie den Bericht über das Martyrthum von Paul Ni (1798), und 1859 denjenigen über das Martyrthum von Laurenz Pak (1799). Der Geschichtschreiber der Martyrer ist nun seinerseits selbst Martyrer geworden; er hat durch seinen Tod eine neue Seite in die blutgefärbten Jahrbücher der koreanischen Kirche eingefügt, und ist nun hingegangen, um auch seinen Platz im Himmel unter den Glaubenshelden, welche er verherrlicht hat, einzunehmen.[1])

Es war, wie gesagt, ein Charfreitag, an welchem der hochwst. Hr. Daveluy enthauptet wurde. Ein besonders schmerzvoller Umstand, welcher seinen Todeskampf verlängerte, vermehrte noch seine Aehnlichkeit mit dem Erlöser. Nach-

---

[1]) Die „Geschichte der koreanischen Martyrer" bildet sieben Bände. — Der hochwst. Hr. Daveluy hat noch folgende Werke herausgegeben: 1. Koreanisch-chinesisch-französisches Wörterbuch, sehr unvollständig; dieses Wörterbuch ist das einzige Hülfsmittel der neuen Missionäre zum Studium. 2. Der erste Schritt im geistlichen Leben, eine ausgezeichnete Sammlung von Betrachtungen. 3. Verschiedene Schriften über Taufe, Beicht, Gewissenserforschung. 4. Abriß der heiligen Geschichte, ein noch unvollendetes Werk. — Die Uebersetzung der Bücher für den Sonntag, von P. Tsoi begonnen, ist vom hochwst. Hrn. Daveluy vollendet worden, welcher auch mehrere Bücher zum Gebrauche der Christen verbessert und von neuem herausgegeben hat.

dem der Henker seinem Opfer den ersten Streich versetzt hatte, welcher eine tödtliche Wunde verursachte, hielt er plötzlich an. Das war berechnete Habsucht, indem der Preis für seinen Dienst nicht bestimmt worden war. Die Angestellten der Präfektur mußten sich daher versammeln, um mit ihm darüber zu verhandeln; dies dauerte lange und der Leidende lag hingestürzt in seinem Blute da. Endlich war der Handel geschlossen, und zwei neue Streiche mit dem Säbel brachten den Martyrer in den Besitz der Herrlichkeit.

Die Leichen des hochwst. Hrn. Daveluy und der Herren Aumaitre, Huin, Lukas Hoang und Paul Tschang, seiner Leidensgefährten blieben drei Tage unbeerdigt. Die reißenden Thiere, welche in diesen Gegenden häufig vorkommen, hatten Scheu vor den Ueberresten der Martyrer, welche die Christen endlich im Sande begraben konnten. Noch mehr als zwei Monate nachher, im Anfang Juni, zeigten diese kostbaren Ueberreste, welche von den Gläubigen besucht wurden, noch keine Spur von Verwesung.

Wir haben nach und nach von 1846 bis 1861 neun Briefe des hochwst. Hrn. Daveluy veröffentlicht.

IX.

Der hochwst. Hr. Simeon Franz Berneux, Bischof von Capsus, apostolischer Vikar von Korea, war den 13. Mai 1814 zu Chateau-du-Loir (Bisthum Mans geboren).

Er war Professor der Philosophie im Priesterseminar des Bisthums, als er den 15. Juli 1839 in die Gesellschaft der auswärtigen Missionen eintrat; ein halbes Jahr später schiffte er sich in Havre nach dem westlichen Tong-King ein.

Hr. Berneux hatte das doppelte Glück, durch den hochwst. Hr. Retord in das Leben eines Apostels eingeführt, und gleich bei seinem ersten Auftreten zum Bekenntniß des Glaubens berufen zu werden. Als er in Begleitung des hochwst. Hrn. Retord, des Hrn. Galy und des Dominikaners P. Rivas am 16. Jänner 1841, vier Tage nach dem Tode Minh-Menh's in Tong-King angekommen war, wurde er eines der

erſten Opfer der Verfolgung, mit welcher die Regierung Tieu-Tri's begann. Er ward an Oſtern mit Hrn. Galy zu Phuk-Nhac verhaftet. In einem Käfig in die Stadt Namdinh geführt und der Neugier Aller preisgegeben, verkündete er der Menge, welche ſich um ſeinen Käfig drängte, nach dem Beiſpiel des heiligen Paulus in Banden, das Evangelium. Nachdem er vier Verhöre beſtanden, wurde er in die Hauptſtadt Hue geſandt, wo ihn der Bambus, das Todesurtheil, und jener für ihn ſo ſchreckliche Aufſchub erwartete, welcher, während 23 monatlichem Kerker und Banden die Ausſicht auf das Ziel aller ſeiner Wünſche, das Martyrthum, immer wieder in die Ferne rückte. Als Gefährten der Gefangenſchaft erhielt er zuerſt Hrn. Charrier, dann die Herren Miche und Duclos. Wer erinnert ſich nicht an die Briefe dieſer heldenmüthigen Gefangenen, und wie ſich dieſe fünf Miſſionäre im März 1843, gerade vor dem Tage, an dem ſie die Martyrkrone erlangen ſollten, durch die entſchloſſene Dazwiſchenkunft eines franzöſiſchen Seemannes, Hrn. Leveque, Kapitän der Korvette Heroine, auf einmal wieder in Freiheit geſetzt ſahen?

Es mußte wieder der Weg nach Frankreich eingeſchlagen werden. Da aber Hr. Berneux auf der Inſel Bourbon durch ſeine dringenden Bitten ausgewirkt hatte, nach Macao zurückkehren zu dürfen, um ſich den chineſiſchen Miſſionen zu widmen, ſo ſchiffte er ſich auf der franzöſiſchen Korvette Alkmene ein, und langte den 23. Auguſt 1843 bei dem Hrn. Libois, Prokuratur der auswärtigen Miſſion in Macao an.

— Mein lieber Pater, ſagte er auf das Martyrthum anſpielend zu letzterem, ich habe eine glückliche Gelegenheit verfehlt, ſchicken Sie mich, wenn ich bitten darf, dafür in eine Miſſion, wo ich dieſelbe wieder finden kann.

Am folgenden 28. Oktober wurde Hr. Berneux als Provikar in die Mandſchurei geſchickt, wo Mangel an Miſſionären war. —

Die Mandſchurei und Korea grenzen an einander, ſagte ihm der Prokurator. Wer weiß, ob Sie nicht eines Tages

die Grenze überschreiten können, um in Korea das zu suchen, was sie in Tong-King verloren haben?

Der hochwst. Hr. Verolles, der das seltene Verdienst seines Provikars zu würdigen wußte, machte ihn im Jahre 1854 zu seinem Coadjutor. Die Feier der Bischofsweihe war auf den 27. Dezember angesetzt, als der Koadjutor am 24. gleichen Monats ein Schreiben des Papstes erhielt, welches ihn zum apostolischen Vikar von Korea ernannte.

Welchen Eindruck machte wohl dieser unerwartete Befehl auf die Seele eines Mannes, der die Hoffnung auf das Martyrthum von neuem aufleuchten sah? Interessant ist es, dasjenige wieder zu lesen, was der hochwst. Hr. Berneux bei der Erinnerung an diese Zeit seines Lebens einige Jahre später geschrieben hat. „Eine geschwächte Gesundheit und mein vorgerücktes Alter ließen mich fürchten, daß ich keine neue Sprache mehr lernen, und mich auch nicht mehr in die Gebräuche eines neuen Volkes schicken könne. Und überdieß hatten mir, ich muß es Ihnen auch gestehen, 11 Jahre, die ich in der Mandschurei zugebracht, an die Christen dieses Landes eine besondere Anhänglichkeit verursacht. Aber Korea! welches das Land der Martyrer vor allen ist; Korea! dessen bloßer Name alle Fasern im Herzen eines Missionärs in Schwingung versetzt! Wie sich weigern es zu betreten, wenn einem die Thüre zu demselben geöffnet ist?“ [1]) Ist das nicht die Sprache der Martyrer der ersten Kirche? Es waren dies prophetische Worte.

Am 15. März 1856, am Vorabend des Palmsonntags, landete der hochwst. Hr. Berneux an der Küste von Korea, und betrat am 27. heimlich Hang-Yang. „Unter dem Schutze des Trauerkleides, welches mich von Kopf bis zu den Füßen bedeckt, ohne auch nur das Gesicht sehen zu lassen,“ schrieb der Prälat, „betrat ich am hellen Tage die Haupt-

[1]) Brief vom 15. Sept. 1857 an Hrn. Baron von Bouillerie; Annalen Jahrg. 1858.

ſtadt des Königreichs, eine Stadt, von welcher ſo viele Todesurtheile gegen die Miſſionäre und Chriſten ausgegangen und wo die Verfolger ſo oft durch die Standhaftigkeit der Martyrer beſiegt worden ſind![1]) Er war von den HH. Petitnicolas und Pourthie begleitet, welche auch ihrerſeits, in der nämlichen Stadt, und beinahe zur nämlichen Stunde, das Loos ihres Biſchofs theilen ſollten. Aber derjenige, welcher ſeine Brüder in das apoſtoliſche Leben eingeweiht und ſo viele Chriſten zum Kampfe herangebildet hatte, ſollte auch vorangehen, um dieſe Legion der Martyrer in den Himmel einzuführen.

Ein Brief des Hrn. Feron vom 22. Mai 1866 berichtet uns, daß der hochwſt. Hr. Berneux vor ſeiner Enthauptung furchtbare Martern zu leiden hatte, daß ſein Körper ganz mit Wunden bedeckt, die Knochen ſeiner Beine völlig blosgelegt waren.

Die Annalen haben von 1842 bis 1863 zehn Briefe des hochwſt. Hrn. Berneux veröffentlicht.

Der hochwſt. apoſtoliſche Vikar hatte drei Miſſionäre zu Genoſſen des Martyrthums: die HH. Beaulieu, von Bretenieres und Dorie. Der hochwſt. Hr. Daveluy, ſein Koadjutor, hatte deren zwei: die HH. Aumaitre und Huin. Der Hr. Provikar Pourthie einen: den Hrn. Petitnicolas. So wurden denn alle, welche von Gott mit der Leitung der Miſſion betraut waren, auch beauftragt, ihre Brüder in dem Kampfe zu führen, um ihnen das Beiſpiel des Muthes und der Beharrlichkeit zu geben; und ſo hat die Stufenleiter der Würde auf dieſer Welt in der Stunde des Martyrthumes durch ein wunderbares Zuſammentreffen gleichſam die höchſte Weihe erhalten.

Die Leiber der beiden Biſchöfe und der ſieben Miſſionäre ſind von den Chriſten weggenommen und an einen ſichern Ort gebracht worden.

---

[1]) Brief vom 15. Sept. 1858 an Hrn. Baron von Bouillerie; Annalen Jahrg. 1858.

Auch unter den einheimiſchen Gläubigen hat es eine ziemlich große Anzahl Martyrer gegeben. „Man kann etwa vierzehn in Hong-Tſiou rechnen," ſchreibt Hr. Feron, ſiebenzehn in Song-To, und mehrere auch bei den neuen Chriſten im Norden. Aber in dem Zuſtand der Verfolgung, in dem wir uns befinden, fehlen mir genauere Berichte. Ich werde mich ſpäter, wenn mir Gott das Leben erhaltet, beſtreben, das hierauf Bezügliche zu ſammeln."

Wir wollen dieſen blutigen und glorreichen Bericht nicht ſchließen, ohne unſern Vereinsgenoſſen den Eindruck mitzutheilen, welchen die Nachricht vom Tode der neun Miſſionäre in der Schaar der jungen Männer hervorgebracht hat, aus denen ſich die Blüthe des Apoſtolates ergänzt.

„Unſere Aſpiranten befanden ſich auf dem Lande," ſchreibt uns einer der HH. Direktoren des Seminars der auswärtigen Miſſionen, „als die große Neuigkeit anlangte. Sogleich improviſirten ſie eine Beleuchtung in den Aeſten der großen Ahornbäume, welche das Standbild der heiligen Jungfrau beſchützen; und um unſere gute Mutter verſammelt, ſangen ſie das: Herr, Gott Dich loben wir, mit neunmaliger Anrufung der Königin der Martyrer."

Missionen von Afrika.

Religiöse Bewegung unter den Kabylen.

Unter dieser Aufschrift finden wir im „Méssager du Sacré Coeur“ folgenden Artikel. Die darin erzählten Thatsachen werden ein Trost für die Katholiken sein, und sie werden ihre Gebete verdoppeln, um von Gott zu erlangen, daß er sich in seiner Barmherzigkeit würdige, das Werk der Bekehrung, welches schon zu schönen Hoffnungen berechtigt, zu vollenden.

Seit 35 Jahren vergießt Frankreich das Blut seiner Soldaten, um in Algier Frieden zu stiften, und verschwendet seine Schätze, um es zu colonisiren. So viele Anstrengungen und Opfer haben uns noch keine friedliche Herrschaft sichern können. Aber während die größten Politiker diese Frage Algiers studiren, scheint sie Gott auf seine Art lösen zu wollen, und die Lösung, welche er ihr geben zu wollen scheint, ist unbestreitbar die günstigste in jeder Beziehung. Die Kabylen, welche eine wirklich dürftige Bevölkerung bilden, zeigen für unsere heil. Religion die günstigsten Anlagen. Mögen diese glücklichen Keime gepflegt werden, mögen sie Früchte bringen, und dieses arbeitsame und tapfere Volk wird durch den Glauben und den Kultus, eben so wohl als durch die Interessen und die Kraft wieder mit Frankreich vereint werden. Von nun an wird es weit entfernt ein Hinderniß zu sein, vielmehr der mächtigste Schutz unserer Herrschaft werden.

Folgende Auszüge aus der Correspondenz des Missionärs, welcher in Mitte dieses guten Volkes wohnt, zeigen, wie sehr die Hoffnung begründet ist, die wir soeben ausgedrückt haben.

Vom 30. April 1865.

Ich fühle mich glücklich, Ihnen wieder neue Einzelnheiten von unserer Mission in Kabylien geben zu können. Seit mehreren Monaten schon haben unsere Streifzüge nach den kabylischen Dörfern aufhören müssen, weil ich hier mehr Gutes zu thun finde. Ohne daß ich sie aufsuche, kommen die Kabylen zu mir in das Pfarrhaus; wo ich mit ihnen frei über die Religion sprechen kann. Unglücklicher Weise verliere ich dadurch die Gelegenheit, dem Himmel die kleinen Kinder zuzuschicken, welche ich vielleicht in Todesgefahr treffen würde. Deßwegen wünsche ich so sehr einen Gefährten. Er würde in den Umgegenden Gutes thun, während ich mich in Fort-Napoleon nützlich beschäftige. Möchten Sie bald im Stande sein, mir einen unserer Brüder zu schicken!

Meine Besucher sind großentheils Marabouts. So arm sie auch sind, bilden sie doch die Aristokratie des Volkes. Sie heirathen nur Frauen von ihrer Kaste. Sie allein besitzen einigen Unterricht. Ich habe noch keinen Mann von rein kabylischem Blute gesehen, der lesen konnte; auch haben die Marabouts einen großen Einfluß. Man glaubt ihnen auf's Wort. Ein einziger Marabout kann das ganze Land aufwiegeln, indem er die abgeschmackteste Fabel vorträgt. Es ist also sehr wichtig, sie zu bilden. Alle jene, welche ich sehe, versichern mir, daß die Kabylen sich in Menge bekehren werden, wenn sie sehen, daß ihre Marabouts Christen werden. Gehen wir jetzt mehr in das Einzelne ein, ich will es dem Zufall überlassen, mir die Begebenheiten in's Gedächtniß zurückzurufen.

Moham und Tahar, Marabouts des Dorfes Beni-Frah, besuchen mich häufig, vorzüglich der erste, welcher vorgerückter und fähiger ist. Er begreift die Nothwendigkeit der Taufe

und hat mir versprochen, selbst jedes Kind, das in Todesgefahr wäre, zu taufen, wenn er mich nicht davon benachrichtigen könnte. Er fängt an, ziemlich gut französisch zu lesen. Das kleine Werk des P. Grizet: „Neuvaine à Notre-dame de la consolata," hat ihm besonders gefallen. Er hat mich darum gebeten, um zu Hause fromme Lektüre zu pflegen. Er bleibt manchmal mehrere Tage bei mir, empfängt meine andern kabylischen Besucher im Pfarrhof und weiht sie nach und nach in seine Kenntnisse ein.

Dieser Moham ist wirklich in der besten Stimmung; es gehen in ihm wunderbare Dinge vor. Als ich ihn lehrte, er habe noch in seiner Seele die Erbsünde und könne nur durch die Taufe in die Kirche Jesu Christi aufgenommen werden, da beugte er traurig das Haupt, dachte lange nach, dann rief er aus: O mein Gott, könnte ich denn nicht getauft werden? Beim Lesen der Stelle vom heil. Lukas, wo von der Freude gesprochen wird, welche die Bekehrung eines Sünders im Himmel veranlaßt, sah ich sein Antlitz sich aufheitern und das Glück in seinen Augen glänzen; er fand sich etwas getröstet über den traurigen Zustand seiner Seele bei dem Gedanken, daß er einer von denen sei, welche den Himmel erfreuen können. Eines Tages, als wir beide nebst Tahar das Leiden unsers Herrn Jesu Christi lasen, folgten Moham und Tahar im Geiste der Entwicklung dieses blutigen Schauspiels; sie waren bis zu Thränen davon gerührt: „O Gott," sagten sie, „wie sehr hat uns Sidna Issa geliebt!" Aber als wir zur glorreichen Auferstehung unsers Herrn und zur Enttäuschung der Juden kamen, hätten sie gerne in die Hände geklatscht. Mohamed-el-Resqui und Amar-el-Effi, zwei innige Freunde, kommen fast immer zusammen. Sie wünschen lebhaft das Christenthum bei ihnen eingeführt zu sehen. Sie tragen zur Verbreitung desselben bei und führen mir alle jene zu, welche sie für fähig halten, aus meinen Lehren Nutzen zu ziehen und Einfluß zu üben. Neulich kamen sie, begleitet von dem Caid Ahmed, welchem der Kaiser bei seinem ersten Besuche in Algier einen Orden ver-

lieh. Ahmed hörte aufmerksam einen langen Abschnitt des Evangeliums an, dann sagte er zu mir mit sichtbarer Rührung: „Du kennst den Amraoua, der unten in der Ebene fließt, an dessen Ufer ich wohne; jedes Jahr, im Winter, zur Zeit des Hochwassers, tritt er aus und scheint seinem Laufe eine andere Richtung geben zu wollen, aber er kehrt immer wieder in sein Bett zurück. So wird es auch mit den Kabylen gehen; unsere Vorfahren sind auf den Wegen des Evangeliums gewandelt, wir werden darauf zurückkommen."

Sidi-Said von den Beni-Bou-Drar, einer der verständigsten, die ich je gesehen, kam vor einem Monat zum ersten Male zu mir. Ich gab ihm die Bibel, den Katechismus von Bellarmin und noch andere religiöse Werke in arabischer Sprache. Said las geläufig, schien gut zu verstehen, fand Alles sehr schön und ergoß sich endlich in Lobsprüche über den Koran, den er hoch schätzte, und der nach seiner Meinung gar nicht im Widerspruch mit dem Evangelium steht. Ich setzte ihm dann einige Stellen auseinander, er dachte darüber nach und verstand endlich, daß kein weiser Mann die Lehre Christi mit derjenigen Mohameds verwechseln kann. Die Schönheiten des Evangeliums fesselten ihn, so daß er mich fast täglich besuchte. Ich rechne viel auf ihn.

Ein anderer Marabout gleichen Namens, Professor in der Zaouia (eine Art Seminär oder Schule) zu Tifrit brachte mir vor 8 Tagen die Begrüßungen des Scheik Tahar von den Beni-Groubi. Er schlief im Pfarrhaus mit einem seiner Zöglinge, einem Jüngling, dessen Physiognomie voll Offenherzigkeit ist. Wir haben mit einander lange Abschnitte des Evangeliums und mehrere Kapitel des Katechismus gelesen, Alles mit Erklärungen verbunden. Sie hatten nichts einzuwenden, im Gegentheil, sie unterbrachen mich jeden Augenblick, um ihrer Bewunderung freien Lauf zu lassen. Als sie mich verließen, mußte ich ihnen versprechen, die Zaouia zu besuchen und vorzüglich meine Bücher mitzunehmen, damit die andern Zöglinge davon Kenntniß nehmen. Wann ich

einen Gefährten habe, werde ich dieſe Einladung annehmen können.

Ich ſah vorgeſtern einen andern Jüngling von 16 oder 17 Jahren, den ich für ſein Alter ſehr unterrichtet fand. Zuerſt ſprach er ſich zu Gunſten des Korans aus. Meine Antworten befriedigten ihn vollkommen und wir gingen zum Evangelium über. Ich ließ ihn das Geſpräch Jeſu nach dem Abendmahl leſen. Dieſe Worte, aus dem Herzen Jeſu kommend, rührten ihn tief, er dachte lange nach und ſchwieg. Als er genug nachgedacht hatte, beſah er meine Bücher, und fand, daß ich gut verſehen ſei. Er fragte mich, ob ich die Geographie kenne, von der er nur einen außerordentlich verwirrten Begriff habe; anſtatt ihm zu antworten, öffnete ich einen Balbi. Als er dieſes dicke Buch ſah, von dem er vorausſetzte, daß ich den ganzen Inhalt auswendig wüßte, näherte er ſich mir und indem er meinen Kopf berührte, ſagte er: „Da iſt viel Wiſſen darin!“ Seit dieſer Zeit ſind wir die beſten Freunde.

Beinahe alle Donnerstag beſuchen mich die jungen Kabylen, Zöglinge der arabiſch-franzöſiſchen Schule zu Fort-Napoleon. Ich laſſe ſie leſen, ſpreche zu ihnen von Gott, von der Sünde, zeige ihnen zwei ſchöne Gemälde, welche den mit Dornen gekrönten Heiland und die ſchmerzhafte Mutter Gottes vorſtellen. Die Einen weinen, den Andern kommt es ſchwer an, ſie zu betrachten, Alle verwünſchen die Juden und verſprechen mir, recht gut zu ſein.

Am Sonntag wohnt immer eine Zahl Kabylen, große und kleine, alte und junge, unſerm Gottesdienſte bei; das thut ihnen wohl. Sie hatten ſich eingebildet, die Franzoſen hätten keine Religion; es reicht hin, daß ſie einmal einer unſerer Ceremonien beiwohnen, um ſich vom Gegentheil zu überzeugen, aber ſie begreifen ſchwer, wie, mit einer ſolchen Religion, wie die katholiſche, nicht alle Franzoſen große Heilige ſind. „O Vater!“ ſagen ſie zu mir, „wenn wir Chriſten wären, wir könnten den lieben Gott nicht mehr beleidigen!“

Sie sehen es, mein ehrwürdiger Vater, der gute Same faßt leicht Wurzel bei diesen armen Leuten; mehrere fragen, ob sie nicht die Taufe empfangen oder beichten könnten, um ihrer Sünden los zu werden. Sie erkennen es, daß sie damit beladen sind. Amar-el-Effi, ein ernster und bejahrter Mann, scheute sich nicht, mir vor seinen Freunden, die ihm alle beistimmten, zu sagen, daß die Kabylen große Sünder sind, und daß sie täglich ihre Schuld aufhäufen. Ich lade sie ein, ein guter Sauertaig zu sein, und so viel als möglich die kabylische Bevölkerung vorzubereiten und überall den Wunsch, getauft zu werden, zu entzünden; denn unser direktes Apostolat muß, um nicht unklug zu sein, auf einer großen Leiter beginnen. Uebrigens braucht es Zeit, um die alten Vorurtheile zu entwurzeln und den armen Kabylen begreiflich zu machen, daß man sich zum Christenthum nicht wie zum Mohamedanismus bekennt, indem man mit den Lippen eine gewisse Formel spricht. Und dann, wie viele abscheuliche Gewohnheiten, die ihnen theuer sind, werden wir zu entwurzeln haben!

Amar-Ben-Said hat nun 17 Tage im Pfarrhaus zugebracht; er war krank, wir haben ihn gut verpflegt. Er ist seit 5 oder 6 Jahren mit Thoçadith (Felicitas), welche er von ihrem Bruder rechtmäßig gekauft und um 200 Fr. bezahlt hat, verheirathet. Die zwei Gatten leben gut mitsammen; die Geburt eines kleinen Mädchens, für welches F. Janin eine Wiege machte, hat das Glück vervollständigt. Diese junge Mutter ist soeben von ihrem Gatten und ihrem Kinde gewaltsam getrennt worden. Ihr Bruder ließ sie wieder zurücknehmen und in sein Haus bringen. Die Gewohnheit verleiht ihm dieses barbarische Recht; die Geschichte ist so: dieser tyrannische Bruder will, daß Amar seine Frau einem Liebhaber, der 450 Fr. dafür darbot, verkaufe; es gäbe bei diesem Handel 250 Fr. Profit, von welcher Summe die Hälfte ihm zufiele. Der Gatte wollte sich nicht von seiner Frau trennen, der Bruder ließ daher ganz einfach seine Schwester zurücknehmen. Glücklicher Weise hat er schließlich

gefunden, daß Thoçadith für ihn nicht eine Gelegenheit zum Profit, sondern eine große Last sei, und er schickte sie deßhalb ihrem Gatten zurück. Aber das der Brust seiner Mutter beraubte Mädchen wäre beinahe gestorben.

So werden die Frauen bei den Kabylen behandelt. Sie gehören sich selbst nicht an. Die Waise wird das Eigenthum ihres Bruders, ihres Onkels oder sogar eines entfernteren Verwandten. Nicht allein, daß sie nicht erbt, sie macht auch noch einen Theil des Erbes aus. Ihr Mann kann sie zurückschicken oder verkaufen; nachdem man sie verkauft hat, kann man sie wieder kaufen, und es versteht sich von selbst, daß man gar nicht daran denkt, sie zu fragen.

Ich wollte soeben meinen Brief schließen, als der Hodscha von Beni-Mimoum bei mir ankam. Er ist noch jung und seine Physiognomie sehr offen. Der Bruder führte ihn in den Salon, ich kam und nach der gebräuchlichen Begrüßung lasen wir mitsammen das erste Kapitel des Evangeliums vom heil. Johannes. Bei jedem Worte unterbrach er mich, um mich um Erklärungen zu bitten. „O Gott! wie schön ist diese Lehre," rief er aus, „das ist der rechte Weg, ich werde oft wiederkehren, ich werde mit dir lesen und den rechten Weg betreten."

Es wäre schwer, in all Diesem nicht das Werk der Gnade zu sehen. Beten Sie und lassen Sie beten, damit diese ersten Keime zu einem großen Baume werden, dessen Aeste sich über ganz Kabylien ausbreiten.

Am 30. Juli 1865.

Unser Werk macht zusehends Fortschritte. Die Besuche der Marabouts lassen mir nicht Zeit, auszugehen. Sie kommen von allen Seiten zu mir.

Der Scheik Tahar ist wieder gekommen und zwar in ebenso günstiger Stimmung als das erste Mal. L'Amine-l'Oumena, Unterpräfekt von Beni-Ouasif, Houssin Ben-l'Areb und sein Hodscha blieben zwei Tage hier, um mich lange zu sehen und sich durch die Lektüre unserer hl. Bücher zu erbauen.

Ein von Mekka kommender Fremde hörte von mir sprechen und verlangte mich zu sehen. Nachdem er mich angehört hatte, sagte er seinem Führer, daß er das, was er von mir erfahren habe, Allem vorziehe, was man ihm während seiner langen Wanderung sagen konnte.

Ein Häuptling der Beni-Mansour kam von jenseits des Jurjura, um sich von dem zu überzeugen, was er von mir gehört hatte. Er verließ mich erbaut und gestehend, daß er wohl einsehe, daß wir auf dem guten Wege sind. Einige Tage später kamen zwei andere Personen aus demselben Grunde: „Gott sei Dank," sagten sie beim Abschied, „du bringst uns das Licht."

Neulich führte mir einer unserer Stammgäste den l'Amine-l'Oumena der Beni-Tour zu, es ist das ein ehrwürdiger, siebzigjähriger Greis. Einige Tage später kam er allein zurück. Seit 10 Jahren ißt und trinkt er nur nach Sonnenuntergang. Ich fragte ihn, warum er beständig so streng faste. „Ich thue es für Gott," sagte er zu mir, „um Barmherzigkeit zu erlangen." „Was du da thust, ist sehr gut," antwortete ich ihm, „es ist Schade, daß du nicht auf dem guten Weg bist." „Gott wird mich auf denselben führen, ich werde dich wieder besuchen."

Wir hatten eine kleine Prozession, sie machte auf unsere Kabylen einen sehr guten Eindruck. Der eine von ihnen, den ich beauftragte, während der Prozession zu klingeln, fand sich durch dieses Zeichen meines Zutrauens sehr geehrt.

Ich erhielt soeben von der Propaganda eine Sammlung arabischer Bücher, unter denen sich auch die Betrachtungen des hl. Liguori über die letzten Dinge und das Leiden unsers Herrn Jesu Christi befanden. Der Scheik Mohan Ben, von dem ich Ihnen schon erzählte, bedient sich bereits mit Erfolg dieses Werkes. Nachdem er eine Stunde allein in der Kirche der Betrachtung gewidmet hatte, kam er zu mir und sagte mir mit Thränen in den Augen: „Gott! welch' schöne und neue Dinge für mich; ich versichere dich, daß es keinen Kabylen gibt, der nicht gern Christ wird, wenn er dieses hört."

Ich finde dieſe Worte nicht ſehr übertrieben und ich wäre nicht erſtaunt, wenn ich bald das Chriſtenthum ſich mit einer wunderbaren Schnelligkeit bei unſern 400,000 Kabylen verbreiten ſähe.

Beni-Frah iſt eines der größten Dörfer der Beni-Frater; es hat ungefähr 1100 Einwohner. Hier wohnen Moham Ben und Tahar, die beſten unſerer Katechumenen. Freitag den 14. dieſes Monats mußten wir ſie in ihr Dorf begleiten. Wir wurden ſehr gut empfangen, und waren beſtändig von einer großen Menge, meiſtens Kinder mit verſchmiertem Geſichte, aber lebhaften, durchdringenden Augen, umgeben. Einige Stückchen Zucker, etwas Geld, Medikamente und die Pflege, die wir den Kranken angedeihen ließen, ſpielten eine große Rolle in unſerem Apoſtolat.

In dieſem Dorfe ſind die Marabouts zahlreich, vielleicht 80 mit ihren Frauen und Kindern; ſie haben ihren eingeſchloſſenen, eigenen Wohnplatz, welchen die Fremden nie betreten, die Frauen nie verlaſſen dürfen. Unſer guter Moham hat heute dieſe Ordnung übertreten und wir ſind in dieſe Art von Heiligthum eingeführt worden. Unter intereſſanten Dingen haben wir einen ziemlich großen, mit Ruinen bedeckten Platz gefunden, auf den wir eine Kirche bauen könnten. Mohan iſt geneigt, uns denſelben abzutreten. Dieſer gute Mann hat bereits angefangen, ſeine ganze Familie, welche aus 13 Perſonen beſteht, zu unterrichten; alle wünſchen ſehnlichſt, die Taufe zu empfangen. Sie werden ohne Zweifel unſere erſten Chriſten ſein. Hier will ich Ihnen eine Epiſode mittheilen, welche, Gott ſei Dank, gut ausgegangen iſt, mir aber viel Angſt bereitete. In den Dörfern der Kabylen ſind gewöhnlich zwei Parteien, welche immer in Feindſchaft leben. Wenn eine Partei eine Maßregel ergreift, ſo verwirft ſie die andere gewiß. Bei einer Kleinigkeit ſuchen ſie Streit und kommen gar oft ſogar zu Handgemengen. Beni-Frah hat ſeine zwei ſehr entſchiedenen Parteien. Der ſchwächere Theil nahm mich auf das freundlichſte auf, daher die Kälte von Seite des größeren, welcher ſich einbildete, daß ich ſeine

Feinde bevorzuge. Vier junge Unbesonnene glaubten ihren Gegnern einen guten Streich zu spielen, indem sie einen der Steine, welcher ihnen an einem Tage, an dem sie uns erwarteten, als Sitz dienen sollten, beschmutzten. Dieß galt für eine der größten Beleidigungen, und man hätte sich in den nächsten Tagen geschlagen, wenn man nicht die französische Obrigkeit gefürchtet hätte. Da der beleidigte Theil keine Rache nehmen konnte, so wandte er sich an das arabische Bureau von Fort-Napoleon, und um seine Klage zu bekräftigen, verwickelte er uns in den Prozeß. Die große Partei protestirte und leugnete vollständig. Von beiden Seiten kamen Abgesandte zu mir. Man entschuldigte sich, überhäufte mich mit Freundschaftsbezeigungen, aber man gestand nichts. Die kleine Partei, unzufrieden über die ungenügende Entschädigung, klagte laut. Man kerkerte die vier Beschuldigten ein. Das Gewitter begann immer drohender zu werden; bei den Beni-Frah kommt es leicht zu Thätlichkeiten. Ich fing an, sehr unruhig zu werden, denn ich wußte, daß man mich binnen 24 Stunden von meinem Posten entfernen konnte, wenn die geringste Böswilligkeit mich beschuldigte, etwas zu der Sache beigetragen zu haben. Es ist wahr, daß beide Theile nicht aufhörten, mich aus dem Prozeß zu ziehen und mich sowohl beim arabischen Bureau als auch vor dem Oberst, welcher das Militär vom Fort-Napoleon befehligte, mit Lobsprüchen zu überhäufen; dennoch war ich nicht beruhigt und ich sehnte mich, die Ruhe wieder hergestellt zu sehen; ich ging also zum Oberst und bat ihn, die Schuldigen frei zu lassen; er wollte jedoch nicht einwilligen, und ich nahm nun meine Zuflucht zum allerheiligsten Herzen und versprach ihm, daß die erste Kirche in Kabylien ihm geweiht sein solle, wenn dieser unglückliche Prozeß keine nachtheiligen Folgen hätte; dann ergab ich mich in Gottes heiligen Willen. Nachmittags jedoch führte man mir die vier Gefangenen zu. Nachdem ihnen der Oberst einen derben Verweis gegeben hatte, schickte er sie mir, indem er mich bat, ihr Richter zu sein; sie waren bleich und niedergeschlagen; man sah, daß sie nicht viel von

meiner Barmherzigkeit erwarteten. Wie waren sie deßhalb erstaunt, als ich ihnen sagte, daß ihnen verziehen sei. Einer nach dem andern küßte mir alsdann die Hände und das Haupt und sie gingen fort, ohne andere Erklärungen zu verlangen. Die kleine Partei war jedoch gedemüthigt. Die große Partei schien gesiegt zu haben, und dennoch war erst am Morgen einer der Häupter des beleidigten Theils nahe daran, erdrosselt zu werden und trug am Halse große Narben. Der Prozeß nahm einen sehr ernsten Charakter an. Den nächsten Morgen las ich die Messe zu Ehren des allerheiligsten Herzens und erneuerte mein Versprechen; dann ging ich mit dem Bruder Janin hinab zu den Beni-Frah. Ich bat um Aufnahme beim Amine der Partei, die sich verachtet glaubte, er empfing mich freundlich. Ich ließ die Häupter der andern Partei kommen; ich zeigte ihnen, wie nothwendig es sei, sich zu verständigen, und Gott segnete meine Worte, so daß Alle sich versöhnten. Es gab ein großes Versöhnungsfest und es ging so gut, daß ich die fünf Stunden, die ich bei unsern Kabylen zubrachte, benützen konnte, um sie zu unterrichten; Alle schienen ganz zufrieden. Noch mehr, sie beschworen mich, bei ihnen zu wohnen, um sie im Frieden zu erhalten und ihnen den rechten Weg zu zeigen; sie machten sich verbindlich, Alles zu thun, was ich ihnen befehlen würde. Wahrlich, das allerheiligste Herz hat einen schönen Sieg davon getragen. Wir gingen nach Fort-Napoleon zurück, indem wir den Herrn priesen. Bei hereinbrechender Nacht kamen Mohan und Tahar voll Freude zu mir, um mir zu sagen, welch ausgezeichnete Wirkung unser Besuch in Beni-Frah gemacht hatte. Die Versöhnung war vollkommen, und Alle waren zufrieden. Nur Ein Wunsch herrschte überall: daß ich mich bei ihnen niederlasse und ihnen meine Religion lehre. Mohan fügte im Uebermaße seines Glückes hinzu: „Das ist ein Wunder Gottes!“ Ist es möglich, daß unser ganzes Dorf deinen Weg zu betreten verlangt?“

Wir könnten es unterlassen, den Briefen, welche wir soeben unsern Lesern mitgetheilt haben, noch etwas beizu-

fügen. Die dort angeführten Thatsachen sprechen von selbst und die Hoffnungen sind mächtig genug, um unser Herz zu rühren und unsern Eifer anzufachen. Sollte es aber wahr sein, daß wir bald die Kirche Afrika's, die Kirche eines hl. Augustinus, Cyprianus, Fulgentius, Perpetius und einer hl. Felicitas wieder erstehen sehen werden? Bis zu diesem Tage hatte die kathol. Kirche wohl wieder von dem Boden Afrika's Besitz genommen, aber die Inländer hatten sich beinahe ganz ihrem Einfluß entzogen; ihre Heerde sowohl als ihre Geistlichkeit bestand nur aus Europäern; es war eine Kirche in Afrika, aber keine Kirche Afrika's. Da, wie in Japan, standen diejenigen, welche in der Geschichte die Wege der Vorsehung studiren, vor einem schmerzlichen Geheimniß. Sie sahen eine blühende, durch die Gewalt, in dem Augenblicke, wo sie die ganze Fülle ihres Lebens erreicht zu haben schien, zerstörte Kirche; sie sahen den hl. Augustin ohne Nachfolger und die Länder, welche dieser glänzende Geist mit seinem Lichte erleuchtete, wieder hinein versenkt in die tiefe Nacht, die schon 13 Jahrhunderte dauerte. Sie sahen dann die Apostel und Martyrer, welche einander in diese mörderischen Gegenden folgten; sie sahen den heil. Vinzenz von Paul und seine heldenmüthigen Jünger mit ihrem Schweiße dieselben benetzen und sich als Lösepreis zu ihrer Erlösung darbieten. Gott hat ohne Zweifel diese Opfer belohnt, und in Bezug auf Einzelne hat sich seine Gerechtigkeit im vollsten Maße gezeigt. Aber scheint es nicht, daß es auch für die Völker eine Gerechtigkeit geben solle, und können wir nicht glauben, daß, als Gott vor 36 Jahren diese früher so blühenden, nun so verwüsteten Gegenden Frankreich einverleibte, er das Blut der Martyrer fruchtbar machen, die Kette der alten Traditionen wieder anknüpfen und den Ländern, welche ehemals so viel Wissenschaft und Tugend in sich schlossen, ihren ersten Glanz wieder verleihen wollte? Sollten sich diese bis jetzt gescheiterten Hoffnungen nun verwirklichen? Es scheint, daß wir es glauben dürfen. Von Seite der Araber ist ohne Zweifel ebenso wenig Aussicht auf Erfolg als in den ersten

Tagen der Eroberung. Aber die eigentliche einheimiſche Bevölkerung bietet uns, wie wir es ſo eben geſehen haben, die tröſtlichſten Hoffnungen dar. Beſchleunigen wir die Verwirklichung dieſer Hoffnungen durch unſere Gebete. Bitten wir den Herrn der Ernte, daß er zahlreiche und treue Arbeiter ſende, um dieſe fruchtbare Erde zu bebauen; daß er ihnen die völlige Freiheit ihrer Handlungsweiſe in dem wichtigen Werke ihres Apoſtolats verleihe, daß er den guten Willen derer, welche ſchon dem Chriſtenthum geneigt ſind, vermehre, und die Feindſeligkeiten derer, welche verſucht wären, den Fortſchritten des Evangeliums Schranken zu ſetzen, mildere; und daß er Frankreich als Lohn für die treuen Miſſionäre, welche es jährlich in alle Theile der Welt hinausſchickt, das Glück verleihe, ſeine unglücklichen Unterthanen angelangt zu ſehen beim Lichte der Wahrheit.

Inhalt der Lieferung 195.

Seite

An die Mitglieder des Ludwig-Missionsvereins zur Kenntnißnahme und Beachtung 5

Missionen Asiens.

Anam. (Fortsetzung und Schluß.) 9

Indien. Apostolisches Vikariat des westlichen Bengalen . 44

Ceylan. 57

Korea. Brief des hochw. Herrn J. C. Ridel, apostolischen Missionärs in Korea an Herrn Libois, Generalprocurator der auswärtigen Missionen in Hong-Kong . 68

Missionen Afrikas.

Kabylien. Religiöse Bewegung unter den Kabylen . 91

Annalen
der
Verbreitung
des
Glaubens,

zum Vortheil der Missionen herausgegeben
durch den
Ludwig-Missions-Verein.

Nro. 190. **1867. II.**

Mit Erlaubniß geistlicher Oberkeit.

München, 1867.
Im Verlage der Königl. Direktion des Ludwig-Missionsvereins
[illegible]

Der Ludwig-Missionsverein

CXCVI.

Missionen von Asien.

Korea.

Die wichtigen Ereignisse, welche rings um uns sich folgen, haben die Aufmerksamkeit des Publikums von dem Blute der Martyrer, welches im äußersten Osten geflossen ist, nicht abzulenken vermocht. Daher glauben wir auf einen Gegenstand noch einmal zurückkommen zu müssen, welcher überdies noch das Vorrecht schmerzlicher Gegenwart für sich hat.

Ist die Verfolgung des Monats März 1866 vorbereitet gewesen? Oder ist sie mit einem Male ausgebrochen, ohne daß etwas dieselbe zum Voraus ahnen ließ? In welchem Zustand befand sich die Kirche von Korea, als die Prüfung sie überrascht hat? — Diese verschiedenen Fragen wollen wir dadurch zu beantworten versuchen, daß wir einen raschen Ueberblick über die vier Jahre geben, welche den in unserm letzten Heft berichteten Ereignissen vorangegangen sind.*)

Die letzten Nachrichten, welche wir früher in den Annalen mitgetheilt haben, sind vom 31. August 1861. Unter diesem Datum entwarf der hochwst. Hr. Berneux ein ziemlich tröstliches Bild von seinem Vikariat. Das Gerücht von

*) Annalen, Jahrg. 1867, S. 68—90.

der Einnahme Peking's durch die französischen und englischen Heere hatte bis in die Hauptstadt von Korea seinen Widerhall gefunden, und brachte hier eine tiefe Bestürzung hervor. Die Christen schienen zu der Hoffnung berechtigt, daß die Furcht vor den europäischen Mächten ihnen einen dauerhaften Frieden sichern werde. „Wenn wir Religionsfreiheit hätten, sagte der hochwst. Hr. Berneux, so wage ich zu behaupten, daß wir bald alljährlich mehr als zehntausend Bekehrungen zählen würden. Das koreanische Volk ist sehr geneigt, den Glauben anzunehmen."

Der Glanz des Sieges hätte damals vielleicht hingereicht, um von der Regierung von Seoul die so heiß ersehnte Religionsfreiheit zu erlangen. Sie wurde nicht gefordert, und so blieb die Lage die gleiche wie zuvor. Die Mission setzte ihren Entwicklungsgang langsam und im Stillen fort, um nicht die Aufmerksamkeit einer argwöhnischen Staatsgewalt zu wecken. Von dieser Entwicklung wird man sich aus folgendem Verzeichniß der Taufen von Erwachsenen während den vier letzten Jahren überzeugen können: Im Jahre 1862 zählt man 684; 1863, 829; 1864, 805; 1865 907 Taufen.

Diese verhältnißmäßig beträchtlichen Erfolge sind, wie man bald sehen wird, um den Preis vielfacher Prüfungen, und unter dem beständig drohenden Schwert der Verfolgung errungen worden.

Der hochwst. Herr Berneux schrieb am 15. November 1862:

Dieses Jahr ist unter Mühsalen hingeschwunden. Obgleich die Regierung es darauf abgelegt zu haben scheint, sich weder mit uns, noch mit unsern Christen zu befassen, so haben wir doch Vieles zu leiden. Zwar fließt das Blut nicht unter dem Beile des Henkers, aber man bringt unsere Neubekehrten dahin, daß sie Hungers sterben. Der Haß der Ungläubigen und die Habgier der Büttel haben uns dieses Jahr mit einer wahren Hartnäckigkeit verfolgt. Die Provinz Tieung-Sang, diese schöne Provinz, in der wir etwa

1000 Katechumenen zählten, ist jetzt ganz zu Grunde gerichtet. Die Heiden haben sich gegen uns verschworen, und Bittschriften an die Mandarine gerichtet, welche dahin zielen, uns aus ihren Gebieten zu vertreiben. Diese Schritte sind fast überall beifällig aufgenommen worden, und unsere Christen, in diesem Theil des Vikariats, wissen nicht mehr, wo ihre Wohnung aufschlagen, irren ohne Hülfsmittel überall umher, entbehren der Beihülfe der Sakramente, und sogar des Trostes, sich zu gegenseitiger Ermuthigung versammeln zu können.

In der Provinz Tieng-Kei, in welcher die Hauptstadt des Königreiches liegt, sind 6 oder 7 Dörfer von den Soldaten, ohne Befehl der Mandarine, überfallen, die Häuser geplündert und verbrannt, die Einwohner grausam geschlagen und in das Gefängniß geschleppt worden. Einige konnten sich um Geld loskaufen, welches sie zu hohem Zins borgen mußten, und das nun viele Jahre auf ihnen lasten wird.

Ungeachtet all' des Elendes, welches unsere Christen zu erdulden hatten, um ihrem Glauben treu zu bleiben, war doch die Zahl der Katechumenen nie so bedeutend gewesen. Die Provinz Hoang-Hai, in welcher es seit 8 Jahren nur einige Frauen gab, welche ohne Vorwissen ihrer Männer ihre Religion ausübten, hat uns dieses Jahr einen reichlichen Beitrag geliefert: 15 Männer haben diesen Herbst die Taufe schon empfangen und 4 andere sind eben in der Hauptstadt angelangt, um der gleichen Gnade theilhaft zu werden. Es sind dieß Gelehrte, welche erst dann den Glauben anzunehmen sich entschlossen, nachdem sie zuvor alle Beweise für denselben sorgfältig studirt hatten. In Zeit von einigen Monaten sind sie aus Heiden, die sie waren, eifrige Christen und feurige Apostel geworden. Bereits haben durch ihre von der Gnade gesegneten Bemühungen 150 Personen dem Götzendienste entsagt und sich unter die Katechumenen einschreiben lassen. Gepriesen sei Gott dafür, der uns in unsern Trübsalen tröstet! Möge seine Güte diesem noch jungen Weinberge nur noch einige Jahre der Ruhe schenken, und

demſelben Zeit geben, noch tiefere Wurzeln zu faſſen, bevor der Sturm über ihn hereinbricht!“

Das Jahr 1863 ſah 2 Miſſionäre, die HH. Joanno und Landre, gerade in dem Augenblicke ſterben, in welchem ſie berufen zu ſein ſchienen, dem Vikariat die größten Dienſte zu leiſten. Sie waren im April 1861, nach dreijährigen vergeblichen und koſtſpieligen Verſuchen, mit den HH. Calais nnd Ridel in Korea eingedrungen. Im März 1858 waren ſie von Frankreich abgereist.

Die letzte Freude des Hrn. Joanno beſtand in dem Beiſtand des Hrn. Ridel. Dieſer ſchrieb unter dem 22. Juli: „Ich kam am Charſamſtag zurück; die Krankheit machte ſo raſche Fortſchritte, daß ich unſerm geliebten Mitbruder die letzte Oelung und die Wegzehrung ſpenden mußte. Darauf verlor er das Bewußtſein, und blieb 9 Tage in dieſem peinlichen Zuſtande. Es war ein Todeskampf für ihn und für mich. Allein, fern von jeder Hilfe, konnte ich ihm nur eine ſehr unzureichende Sorge widmen. Endlich, am 13. April gab er ſeine Seele ſeinem Schöpfer zurück. Wir hatten miteinander das Vikariat betreten, und unſere Miſſionsbezirke grenzten aneinander. Es war ein ſehr ſchmerzlicher, aber auch ein tröſtlicher Verluſt. „Was für ein ſchöner Tod! ſagten die Chriſten. Ja, es iſt ſüß zu ſterben, wenn man nur für Gott und das Heil der Seelen gelebt hat.“ — Hr. Peter-Maria Joanno ſtammte von Merinec, Kanton Goarec, im Bisthum St. Brieuc.

Fünf Monate ſpäter, den 15. September, fiel Hr. Landre als Opfer einer anſteckenden Krankheit. — Herr Johann Landre war aus dem Bisthume Auch gebürtig.

Die durch dieſe zwei jungen Miſſionäre offen gelaſſene Lücke war um ſo fühlbarer, weil das apoſtoliſche Vikariat mehr als je apoſtoliſcher Arbeiter benöthigt war.

„Es regt ſich von allen Seiten, ſchrieb der hochwſt. Hr. Berneux am 24. November 1863, man will die Religion kennen lernen, man lieſt unſere Bücher, es finden Bekehrungen ſtatt. Die höhern Stände haben keine Verachtung

mehr gegen diejenigen, welche die Religion annehmen; man hofft, dieselbe werde wie in China Anerkennung erlangen. Es war nur mehr eine Provinz übrig, wo Gott keine Anbeter zählte, und siehe, im vergangenen Mai kamen acht Männer aus dieser entlegenen Provinz zu mir. Sie hatten die Gebete und den Katechismus vollkommen erlernt, und ich ertheilte ihnen die Taufe. Jetzt arbeiten sie an der Bekehrung ihrer Nachbarn.

Der Ruf dieser Bekehrungen mußte natürlich gegen die Neubekehrten Verfolgungen erregen. Wirklich wurde eine Anzahl derselben von den Mandarinen aus dem Bezirke vertrieben, und sahen ihre Häuser durch die Heiden zerstört. Diese Plackereien schaden dem Fortschritt der Religion, weil sie diejenigen von den Katechumenen, welche im Glauben noch schwach sind, schrecken."

Um die nämliche Zeit schrieb Hr. Ridel seinem Bruder: „Manche Ortschaften sind von der religiösen Bewegung ergriffen, und es bereiten sich viele Bekehrungen vor. Ich habe vor einiger Zeit von einer jungen Prinzessin, welche seit 3 Jahren Wittwe ist, einen Brief erhalten. Sie hat alle unsere Religionsbücher gelesen, und ist entschlossen, Christin zu werden; aber dabei stellt sich ein großes Hinderniß in den Weg, welches darin besteht, daß sie noch immer in die abergläubischen Gebräuche verwickelt ist, welche bei ihrem Schwager, bei dem sie wohnt, im Schwunge sind. „Der Körper, schrieb sie zu mir, befindet sich ganz gut; aber meine Seele ist öde und vertrocknet, wie die Blätter im Herbste." Ich ließ ihr sagen, daß sie zuvor jedem Aberglauben entsagen solle, und daß sie alsdann in die Zahl der Katechumenen aufgenommen werden könne. Sie ist eine sehr reiche und gut gebildete Person, der es aber ein wenig an Muth gebricht, und dessen bedarf es in der Lage, in welcher sie und so viele andere Seelen sich befinden, eben sehr viel.

Die von Hrn. Ridel berichtete Thatsache war durchaus nicht etwa eine vereinzelte. Nachdem das Evangelium in Korea wie überall zuerst die Armen und Geringen erobert,

gelangte es nun auch an die Reichen und Vornehmen, und auch da rührte die Gnade die Herzen.

„Wir haben, schreibt der nämliche Missionär am 9. Mai 1864, sogar unter den Mandarinen viele Freunde. Eine große Anzahl durch Geburt und Stellung bedeutende Männer sind für die Religion günstig gestimmt, und nur die Furcht vor der Regierung hält sie ab, sich offen zu erklären."

Diese zahlreichen, wenn auch nur geheimen Sympathien konnten den Christen zu einer Art von Stütze dienen, und die Arbeit der Missionäre erleichtern: nichts destoweniger war aber die persönliche Lage dieser letztern eine schwierige. Hr. Riedel erzählt, daß er Anfangs Mai 1864 mit einem seiner Mitbrüder beim hochwst. Hrn. Berneux war, wo sich auch der hochwst. Hr. Daveluy befand. „Es war eben, wie er bemerkt, die Zeit der Erholung. Alle waren wir in einem Zimmer verborgen, dessen Thüre nur ein wenig geöffnet war, um frische Luft zu schöpfen. Ausgehen konnten wir nicht wegen der Gefahr, von den Heiden gesehen zu werden, sprachen immer nur leise und glichen so eher einer Schaar Gefangener, als einer Versammlung von Leuten, die sich in der Erholungszeit befinden. Aber das Glück, sich zu sehen, französisch zu sprechen, sich über Frankreich zu unterhalten, wiegt die Unannehmlichkeiten einer nothgedrungenen Einschließung wohl auf."

Es ist wahr, man muß hier beifügen, daß diese Zusammenkunft in der Hauptstadt stattgefunden, wo die Ueberwachung von Seite der Polizei thätiger, und die Zahl der Christen geringer ist. An anderen Orten nahmen sich die Neubekehrten, wenn sie sich zahlreich genug glaubten, mehr Freiheit, sie gingen sogar so weit, sich die öffentliche Ausübung ihrer Religion zu erlauben. Der hochwst. Hr. Daveluy [1]) versichert, daß seine Amtsführung in den meisten Ortschaften

[1]) Brief des hochwst. Hrn. Daveluy an seine Familie, vom Oktober 1864.

am Ufer des japanesischen Meeres von jedem Hemmniß frei war, und daß die Christen in ganz augenfälliger Weise ihren Todten die letzten Ehren erwiesen. Er führt unter andern folgenden Zug an:

„Ein Greis, welcher in einer volkreichen Ortschaft eine ehrenvolle Stellung einnahm, wurde in Abwesenheit seines Sohnes krank. Die Christen der Umgegend versammelten sich und eilten, ihm ihre Sorge zuzuwenden. Nach seinem Tode hüllten sie ihn in das Leichentuch, und legten ihn an einem anständigen Orte nieder, bis der Sohn nach seiner Zurückkunft die Beerdigung vornehmen ließe. Die Heiden waren von dieser christlichen Sorgfalt sehr überrascht, und diejenigen von ihnen, welche kinderlos waren, wünschten die Religion kennen zu lernen, indem sie das Verlangen bezeugten, sie zu befolgen, um auch ihrerseits in ihrer letzten Stunde einen gleichen Beistand zu erhalten. Der Sohn des Verstorbenen kommt zurück, und hält es zur Verherrlichung der Religion für seine Pflicht, ein glänzendes Leichenbegängniß zu veranstalten. Er ladet daher eine große Anzahl Christen dazu ein. Der Leichenzug setzt sich am bestimmten Tage, gegen Abend, in Bewegung; voraus wurde das Kreuz getragen, und auf dasselbe folgten ungefähr 200 brennende Laternen an langen Spießen befestigt. Die Christen beteten laut und in 2 Abtheilungen die kirchlichen Gebete. Es war ein ergreifendes Schauspiel; die ganze Gegend wollte dasselbe mitansehen. Einige übelgesinnte Menschen hatten den Ortsmandarin davon benachrichtigt. Dieser kam selbst herzu, um die Feier anzusehen, und sagte zu denen, welche dieselbe gerne gestört hätten: „Lasset sie doch ihre Verwandten nach ihrer Weise ehren.“

Hier ist es auch am Platze, zu bemerken, welchen entscheidenden Einfluß die christliche Nächstenliebe auf Geist und Herz der Heiden ausübt. Wir lesen in dem nämlichen Briefe des hochwst. Hrn. Daveluy:

„Ein vornehmer Koreaner hatte unsere heil. Religion angenommen; da er aber bei näherer Erwägung fand, daß

er dieſelbe in ſeiner Heimath wegen ſeiner noch heidniſchen Familie nicht ausüben könne, wanderte er mit ſeiner Frau und ſeiner jungen Tochter aus, und nahm die Gaſtfreundſchaft eines Chriſten in Anſpruch. Er wurde bald darauf krank. Die Krankheit währte lange; die Chriſten leiſteten ihm alle, auch die widrigſten Dienſte mit einer bewunderungswürdigen Liebe und Ausdauer. Inzwiſchen beſuchte ihn einer ſeiner Verwandten, und hielt ſich einige Zeit bei ihm auf. Dieſer nun kam beim Anblick der unermüdlichen Sorgfalt, welche die Chriſten dem Kranken ſo reichlich zu Theil werden ließen, ganz außer ſich. „Ein Sohn, rief er aus, würde für ſeinen Vater nicht ſo viel thun.“ Er fragt, was denn das für eine Religion ſei, welche ſo ſchöne Geſinnungen einflößt. Man gibt ihm die Bücher, er erkennt die Wahrheit der in ihnen enthaltenen Lehre, und entſchuldigt ſich, daß er dieſelbe nicht auch annehme, mit den Anforderungen ſeiner Stellung in der Welt; aber er verlangt auch die Gebete, um ſeine Frau und ſeine Tochter dieſelben zu lehren. „Dieſe, fügte er hinzu, werden nicht die gleichen Hinderniſſe wie ich haben.“

Wir laſſen hier noch einen bewunderswerthen Zug folgen, welchen wir dem eben angeführten Briefe entnehmen.

„Ich traf, ſagt der hochwſt. Hr. Daveluy, eine Katechuchene von etwa über 60 Jahren an, deren Glauben mir über jedes Lob erhaben vorkam. Sie hatte, die einzige in einem großen Dorfe, von der heil. Religion ſprechen gehört, und ſogleich beſchloß ſie, dieſelbe anzunehmen. Sie wußte noch nicht beſtimmt, worin dieſe Religion beſtehe, aber ſie enthielt ſich von abergläubiſchen Sachen, was ihr den Unwillen ihrer beiden Söhne und Schwiegertöchter zuzog. Plötzlich brechen im Dorfe die Blattern aus, und eine große Anzahl der Kinder erliegt den Anfällen der Krankheit. Auch ihre 5 Enkel werden davon befallen. In ſolchem Falle pflegen die Heiden tauſenderlei Aberglauben zu treiben. Unſere Katechumene aber erklärte ihren Söhnen und Schwiegertöchtern entſchieden, daß ſie keinen dieſer abergläubiſchen Gebräuche in ihrem Hauſe dulden würde. Da entſteht im

Dorfe große Aufregung, man behandelt sie als eine Wahnsinnige, und Jedermann sagt ihr den unfehlbaren und baldigen Tod ihrer 5 Stiefkinder voraus. Während dessen betete sie mit unerschrockenem Gottvertrauen. Sie kannte zwar die Gebete der Christen nicht, aber ihr feuriger Glaube gab ihr ein Gebet von rührender Einfalt ein.

„— Gott des Himmels, wiederholte sie Tag und Nacht, blicke auf diese kleinen Geschöpfe herab. Wenn sie sterben, so werden alle Heiden deinen Namen lästern und sagen, daß deine Religion nicht gut ist. Erhalte sie darum am Leben."

„Gott erhörte ihr Gebet; keines der 5 Kinder starb. Darob staunte die ganze Gegend, und seither sagt man sich gegenseitig, daß diese Religion vielleicht doch nicht schlecht sei."

Der Anfang des Jahres 1864 machte sich durch ein Ereigniß bemerkbar, dessen Folgen für die koreanische Kirche sehr verderblich werden sollten. Der hochwst. Hr. Berneux meldete es in einem Briefe vom 18. August 1864 an die HH. Direktoren des Seminars der auswärtigen Missionen mit folgenden Worten:

„Unsere Hoffnung, die Religion in Korea bald frei zu sehen, hat sich nicht verwirklicht; ja wir sind sogar in Folge des Thronwechsels mit einer gänzlichen Vernichtung bedroht gewesen. — Der König ist im Jänner gestorben, wie denn fast alle Könige dieses Landes an den Folgen einer ausschweifenden Lebensweise starben. Niemand hat ihn bedauert. Und doch liebte er sein Volk; aber zu schwach, um den Leuten zu widerstehen, unter deren Abhängigkeit er sich befand, und die durch ihre Habgier das Volk in's Elend brachten, schloß er die Augen vor den Mißbräuchen ihrer Verwaltung. Da dieser Fürst ohne Nachkommenschaft gestorben ist, so ging die Regierungsgewalt auf ein Weib, die Königin Tsio, die Wittwe eines der frühern Könige, über. Am Tage ihrer Thronbesteigung nahm sie ein Kind von 12 Jahren, den Sohn eines koreanischen Fürsten, an Kindesstatt an, und übergab die Regierung dem Vater des jungen Königs.

„Dieser Mann hat keine feindselige Gesinnung, weder gegen die Religion, die er für gut hält, noch gegen die Missionäre, die er von mancher sehr günstigen Seite kennt. Es ist ihm nicht unbekannt, daß wir hier unser 8 Europäer sind, und er hat selbst mit einem mir bekannten Mandarin insbesonders vom Bischof gesprochen. Die Veranlassung dazu war folgende: Er hatte gerade einen Brief von einigen Russen erhalten, welcher das Verlangen enthielt, in Korea Handel treiben zu dürfen, und er äußerte gegen den Mandarin, daß er uns Religionsfreiheit gewähren würde, wenn ich ihm diese Fremden vom Halse schaffen könnte. Ich ließ ihm antworten, daß ich trotz meines Wunsches, dem Könige nützlich zu sein, auf dieselben nicht einwirken könne, weil ich weder dem gleichen Volke, noch der gleichen Religion wie die Russen angehöre. Ich fügte noch hinzu, daß ich so sehr wie Einer die Gefahr fürchte, welche dem Königreich von Seite dieser Leute drohe, die schließlich doch früher oder später auf dem koreanischen Gebiete sich niederlassen würden; aber die standhafte Weigerung der Regierung mit den europäischen Mächten in Beziehung zu treten, eine Weigerung, die ich übrigens zu tadeln mich enthielt, lasse mir kein Mittel übrig, die Gefahr zu beschwören. — Die Frau des Regenten und Mutter des Königs kennt die Religion; sie hat einen Theil des Katechismus gelernt, verrichtet täglich einige Gebete, und ließ mich bitten, zur Danksagung für die Thronbesteigung ihres Sohnes Messen zu lesen. Da sie aber einen schwachen Charakter hat, und jetzt mehr als je sich bloszustellen fürchtet, so wird sie uns keinen Dienst leisten, und ich zweifle, ob sie sich bekehren wird.

„Die Königin-Regentin gehört der Familie Tscho an, welche in Korea durch ihren Haß gegen die Christen eine Berühmtheit erlangt hat.[1]) Bei ihrem Regierungsantritt

[1]) Die Königin-Regentin ist die Tochter und Nichte zweier großer Feinde des christlichen Namens, welche sich in der Verfolgung des Jahres 1839 hervorthaten. Sie ist von den nämlichen Gesinnungen wie ihr Vater und Oheim beseelt.

entfernte sie die Kim, welche unter der vorangegangenen Regierung allvermögend gewesen, und welche uns eben deßwegen günstig waren, weil sie Allem seinen Lauf ließen. Sie sind nun durch Leute ersetzt, welche augenfällig feindselig gegen uns gesinnt, und vermöge ihres Charakters zur Anwendung der härtesten Maßregeln fähig sind. Was können wir daher von diesem Gemisch von theils uns günstigen, theils feindseligen Leuten erwarten? Noch kann ich hierüber nichts bestimmen. Im dritten Monate verlangten mehrere an die Regierung gerichtete Bittschriften, daß das Königreich zur Reinheit der alten Gebräuche zurückgeführt, und die christliche Religion mit der Wurzel ausgerottet werde. Zu gleicher Zeit verbreitete sich überall das Gerücht, daß die Verfolgung alsbald ausbrechen werde. Am 15. des dritten Monats sollten alle Europäer, alle Katecheten, alle nur einigermaßen einflußreichen Personen im ganzen Umfang des Vikariats verhaftet und dem Tode überliefert werden. Man behauptet sogar, daß am 13. schon der Befehl gegeben war, mich in meinem Hause, welches die Polizei kannte, zu ergreifen, daß er aber nachher widerrufen worden sei. Diese Nachricht, welche ich für wohl begründet halte, verbreitete einen großen Schrecken in der Mission, und viele Katechumenen, deren Glaube noch schwach war, sind vor der Gefahr zurückgetreten.

Der einzige ernstlich beunruhigte Bezirk ist der des hochwürdigsten Hrn. von Acones, nämlich die Provinz Tieung-Sang. In dieser Provinz hat sich seit 3 Jahren eine neue Sekte, unter dem Namen Tong-hac (Lehre des Ostens), gebildet, um sich vom Christenthum zu unterscheiden, welches mit dem Namen Seu-hac (Lehre des Westens) bezeichnet wird. Die Soldaten, welche zur Aufsuchung dieser Sektirer abgeschickt wurden, haben diesen Anlaß zur Befriedigung ihrer Habgier wie ihres Hasses benutzt, und eine große Anzahl Christen gefangen genommen. Die Bewohner mehrerer Ortschaften sind ausgewandert, haben ihre Häuser und Felder verlassen und sind in die äußerste Noth gerathen!"

Diese Ruhestörungen fanden im Frühling 1864 statt. Hr. Riedel, welcher die Provinz gegen Ende desselben Jahres und beim Beginn des folgenden besuchte, fand noch überall äußerst betrübende Spuren dieser neuen Art von Verfolgung, der die Regierung übrigens fremd geblieben war.

„Alle Christengemeinden dieser Provinz, welche ich besucht habe, sagt Hr. Riedel in einem Briefe vom 17. Jänner 1865, haben viel zu leiden gehabt. Von den Soldaten, wie von den Dieben verfolgt, welche beide das nämliche Gewerbe treiben, hatten die Christen Mißhandlungen jeder Art zu erdulden, ihre Häuser wurden geplündert und verbrannt. Aus ihren Dörfern vertrieben, mußten sie die Schmähungen und Plackereien ihrer Nachbarn, ja selbst ihrer Verwandten, sich gefallen lassen."

Mitten in diesen Prüfungen zeigten sich die Christen ergeben und fest im Glauben. Sie machten 10, 15, 20 Stunden, um einen Missionär zu finden, ihr Gewissen zu reinigen, ihren Muth zu stählen; und so bereiteten sie sich, ohne es zu wissen, zu jenem furchtbaren Kampfe vor, den sie bald aufnehmen sollten, ein Kampf, der sie verwaisen und dadurch jedes religiösen Beistandes berauben sollte.

Das Jahr 1865 verlief in jener trügerischen Ruhe, welche großen Stürmen vorangeht. Der hochwst. Hr. Daveluy faßt die Lage in einem Briefe an seine Familie in folgenden Worten zusammen:

„Dieses Jahr ist ohne etwas besonders Merkwürdiges hingegangen; ziemlich vollständige Amtsführung, die gewöhnlichen Plackereien ohne großes Aufsehen, Erschöpfung aller Missionäre, Krankheit dreier von ihnen, besonders aber die gegenwärtige Krankheit des hochwst. Hrn. apostolischen Vikars, welcher durch seine zu gehäuften Arbeiten völlig erschöpft ist, und der uns, wie ich sehr fürchte, noch vor dem Winter durch den Tod entrissen werden dürfte.

„Taufen von Erwachsenen zählen wir 907; 4 Mitbrüder sind angekommen." (Brief vom 16. Oktober 1865.)

Diese 4 Mitbrüder waren die HH. Beaulieu, von Bretenieres, Dorie und Huin, welche kamen, um der Mission von Korea das Zeugniß ihres Blutes zu überbringen. Das Uebrige ist bekannt. Die Ereignisse, welche unsere Leser bereits kennen, bilden den glorreichen Schluß dieses Berichtes.

China.

Apostolisches Vikariat von Thibet.

Man erinnert sich noch an die blutigen Vorgänge, welche seit dem Jahre 1864, der Zerstörung von Bonga und der Vertreibung der Missionäre aus Thibet vorangegangen sind. Von den 10 Christen, welche als Gefangene nach Men-Kong [1]) geführt worden waren, erlag einer den Wunden, welche er bei dem Ueberfall von Long-Pou erhalten hatte, und zwei andere wurden enthauptet. Die 7 Ueberlebenden wurden dann vom Lama Aton nach Kerta oder Serka [2]) geschickt.

Hr. Goutelle schrieb am 10. März 1865, daß 2 von ihnen bereits den Martern erlegen seien. Es war leicht vorauszusehen, daß die 5 noch übrigen Bekenner bald dasselbe Loos haben würden. Der untenfolgende Brief des hochwst. Hrn. Chauveau läßt in dieser Hinsicht keinen Zweifel mehr übrig; er bestätigt die schon durch Hrn. Goutelle mitgetheilte Nachricht, und meldet den Triumph zweier neuen Blutzeugen. Es war im Oktober 1865, als Seunamdoguie und Yongdrong ihr Blut vergossen, nachdem sie den Glauben heldenmüthig bekannt hatten. Zu der gleichen Zeit bereitete sich die Kolonie von Bonga auch ihrerseits zum Marterthum vor. Es ist bekannt, daß die 40 Christen in derselben nur zufolge des kräftigen Eingreifens der HH. Despodins und F. Biet

[1]) Men-Kong ist die Hauptstadt des kleinen Königreichs Tsa-Kong, welches unmittelbar unter Lassa steht.

[2]) Kerta, oder Serka ist eine thibetanische Ortschaft, 7 bis 8 Tagreisen von Kiang-Ka.

für den Tod die Verbannung eintauschten. Der nämliche Glaube flößte seinen Vertheidigern auf allen Schauplätzen der Verfolgung den nämlichen Muth ein.

Auszug aus einem Briefe des hochwst. Hrn. Chauveau, apostolischen Vikars von Thibet, an Hrn. Rousseille, Direktor im Seminar der auswärtigen Missionen in Paris.

Ta-Tsien-Lou, den 26. März 1866.

Mein Herr und theurer Mitbruder!

..... In dem Augenblicke, in welchem es unserm Herrn gefällt, seine Kirche durch Demüthigungen und Leiden zu verherrlichen, werden Sie nicht ohne Rührung vernehmen, daß auch unsere fernen Gegenden an diesen Prüfungen theilnehmen. Für meinen Theil habe ich mein Te Deum zwar allein, es ist wahr, aber mit dem ganzen Feuer meiner Seele gesungen. Worüber dürften wir uns übrigens beklagen, wir gemeine Soldaten, wenn unser erlauchter Führer, der Statthalter Jesu Christi, von der Welt verlassen und mit Bitterkeit getränkt wird?

Vergangenen 27. April hat ein furchtbares Erdbeben die Stadt Pa-Tang zerstört; kaum einige Häuser sind stehen geblieben. Die Erschütterung nahm die Richtung von Nordost nach Südwest, demzufolge unsere Mitbrüder in große Gefahr gerathen sein müssen, weil sie alle sich nach dieser Richtung hin befinden. Wir fürchten hauptsächlich für Hrn. Fage, der in Pa-Tang wohnt, und dessen Haus gar nicht fest gebaut ist.[1]) Wir warten mit Ungeduld auf Berichte. Voll Vertrauen auf Gott geben wir die Hoffnung nicht auf, Thibet einst wieder zu betreten, und das trotz allen Erdbeben, wenn nur das

---

[1]) Nach der Zerstörung der Ansiedlung von Kiang-Ka, haben sich die Christen zu Hrn. Fage nach Pa-Tang zurückgezogen.

Himmelsgewölbe über unsern Häuptern nicht einbricht, das einzige, was unsere Väter fürchteten.

Ich theile Ihnen noch eine andere tröstlichere und glorreichere Nachricht als die ebenangeführte mit, obwohl das natürliche Gefühl sich darob noch mehr betrüben könnte. Wir erhalten eben neue Mittheilungen über unsere 7 Thibetaner, welche des Glaubens wegen gefangen genommen wurden. Diese Mittheilungen erscheinen uns glaubwürdig, denn sie sind uns durch Tse-ring-ouang-ngiue, einen thibetanischen Soldaten und Augenzeugen zugekommen, welcher immer zu unsern Freunden zählte und kein Interesse uns zu täuschen hatte.

Zwei unserer Bekenner haben im Jahr 1864 unter den Schlägen geendet, wir wußten bereits, daß sie in das himmlische Vaterland eingegangen waren. Zur Stunde wissen wir dagegen noch nichts vom Schicksal von Dzi-dzi, Pong-gu-song und Dzong-brou. Seunamdoguie dagegen, der treueste Diener, den wir je hatten, und Yong-drong, der angesehenste der bekehrten Lama's, haben eben ihr Opfer vollendet.

Anfangs Oktober 1865 wurden die 2 tapfern Kämpfer Christi, welche Tag und Nacht bewacht wurden, im Gefängniß beim Beten überrascht. Gleich schlägt man Lärm, rottet sich zusammen, überhäuft sie mit Beschimpfungen; sie werden aus dem Gefängniß herausgeschleppt, und um den Grund befragt, warum sie, entgegen den Befehlen des Tale-lama, fortfahren ihre Gebete zu verrichten. Man wiederholt ihnen fast Wort für Wort die nämlichen Worte, welche einst die Juden an die Apostel richteten: Haben wir euch nicht ausdrücklich verboten, in diesem Namen zu lehren?[1])

Unsere 2 armen Gefangenen fanden auch, ohne es zu wissen, fast dieselbe Antwort wie die Apostel.

„— Wir müssen, sagten sie, Gott mehr gehorchen als euch."

Alsdann befahl ihnen der kleine thibetanische Rath, noch weniger duldsam als der von Jerusalem, den Glauben

[1]) Apostelg. V, 28.

zu verleugnen, wenn sie nicht auf der Stelle enthauptet werden wollen.

„— Wenn wir feige genug wären, den Glauben zu verläugnen, erwiederten sie, so würde das Herz gegen den Mund Verwahrung einlegen. Ihr könnt uns daher wohl tödten, uns aber dahin bringen, dem Gott der Christen zu entsagen, das könnt ihr nie. Wir sind bereit zu sterben."

Die Lama's bemächtigen sich der beiden Christen, binden ihnen die Hände, stacheln die Wuth der Volksmenge gegen sie auf, und schleppen sie aus der Stadt hinaus![1])

Einige Minuten später waren die Häupter der Martyrer schon den Blicken der nach einem solchen blutigen Schauspiel begierigen Menge ausgesetzt. Der thibetanische Soldat Tse-ring-ouang-ngiue hat das Gesicht des Seunamdoguie ganz deutlich erkannt und sich dann voll Traurigkeit zurückgezogen, denn er hatte einen Freund verloren. Unsere eigenen Empfindungen waren dagegen ganz anderer Art; wir hatten ja einen neuen Beschützer im Himmel gewonnen.

So wählt sich Gott nach den unerforschlichen Rathschlüssen seiner Vorsehung diejenigen aus, welche er auf eine außergewöhnlichere Weise zu seinen Zeugen machen will; diese werden am Tische des himmlischen Mahles die ersten Plätze einnehmen, denn sie sind gekommen mitten aus großer Trübsal, nachdem sie ihre Kleider gewaschen haben im Blute des Lammes[2]), und in ihrem eigenen Blute. Wir, so armselig wir auch sind, werden sie einst wiederfinden; das ist unsere süsseste Hoffnung. Indessen bis Gott uns diese Gnade verleihen möge, genehmigen Sie u. s. w.

Ihr ergebenster

Joseph Maria Chauveau,
Bischof von Sebastopolis, apostolischer Vikar von Thibet.

---

[1]) Apostelgesch. VII, 57. — [2]) Apokalypse, VII, 14.

Indien.

Apostolisches Vikariat von Jaffna.

Brief des hochwst. Herrn P. Bonjean, Oblaten der unbefleckten Empfängniß, an die Herren Präsidenten und Mitglieder der Centralräthe des Werkes der Glaubensverbreitung.

Jaffna, den 9. September 1865.

Meine Herren!

Seine Gnaden der hochwst. Herr Semeria wünscht, daß ich Ihnen eine Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse im Vikariate während des letzten Jahres mittheile. Dieser Wunsch verschafft mir die Ehre, diese Zeilen an Sie zu richten. Mögen dieselben Ihren Vereinsgenossen willkommen sein, die Interessen des Ihnen anvertrauten Werkes fördern, und das Wohlwollen noch vermehren, welches Sie der wichtigen Mission von Jaffna schenken!

Am 18. Juli 1864 verließ der hochwst. Herr Semeria seine bischöfliche Residenzstadt, um mehrere Christengemeinden des Südens zu besuchen. Da die Bedürfnisse unserer verschiedenen Anstalten nicht erlauben, einen Missionär von seinem Posten wegzunehmen, so mußte Seine Gnaden nur von einem einzigen indischen Diener begleitet, abreisen. Die Straße, welche eingeschlagen werden mußte, war die sogenannte Straße der Mitte, welche als der Verbindungsweg zwischen Jaffna und Candy gilt; das Transportmittel war ein mit Ochsen bespannter Wagen mit seinem Palmdache und Strohlager. Aber welche Reise! welches Fuhrwerk! Sie müssen sich, meine Herren, um ein halbes Jahrhundert zurückversetzen, vor das Zeitalter der Eisenbahnen, und des reißend schnellen Verkehrs; Sie müssen sich vorzüglich nicht nach Frankreich versetzen: sondern sich eine Straße vorstellen, welche mitten durch einen dichten Wald gebrochen, der Aufenthaltsort wilder Thiere und die Werkstätte ist, in welcher sich die giftigen Dünste, die Vorläufer des Fiebers, der Ruhr und der Cholera an-

sammeln, welche aus den einst so fruchtbaren Bezirken von Vanny und Newerakalawa eine grausige Wüste machen.

Lassen wir hier die dichterischen Beschreibungen unsers berühmten Taprobane[1]) bei Seite, dieses irdischen Paradieses im indischen Meere, dieser schönen Thräne, welche aus den Augen des weinenden Indus gefallen, dieser glücklichen Insel, von welcher der Wohlgeruch des Zimmt aufsteigt, dieser reichen brittischen Kolonie, wo hunderte von Europäern Schiffsladungen eines Kaffee, welcher dem von Moka fast gleichkommt, einsammeln und damit ein ungeheures Vermögen machen. Von allem dem mochte etwas zu jener Zeit stattfinden, wo die von den einheimischen Königen erbauten riesigen Teiche ihr befruchtendes Wasser über diese Ebenen ergossen. Ueberbleibsel eines solchen Wohlstandes finden sich sogar noch in der gebirgigen Provinz Candy, welche in den letzten Jahren ihren Jahrhunderte alten Mantel von Wäldern mit den weniger wilden Schönheiten eines reichen Gartens vertauscht hat. Aber heutzutage, und in allen mittlern Gegenden der Insel findet man nur Holzwuchs, Gehau, schauriges Waldesdickicht, oder wohl auch brennenden Sand. Wohnungen gibt es keine, außer da und dort einige Erdhaufen, welche menschlichen Wesen, deren krankhaftes Aussehen das ungesunde Klima beweist, zum Zufluchtsort dienen; nirgends Wasser, um den Durst zu löschen, außer etwa in weiten Entfernungen in einer Höhlung eines ausgetrockneten Wildbaches oder in einem morastigen Teich. Die Straße werden Sie, zur Ehre unserer Beamten, auf die Strecke von einigen Meilen gut unterhalten finden; aber kommen Sie zu einer der Schluchten, welche sie durchschneiden, und die jeder Regenguß immer tiefer aushöhlt; betrachten Sie diesen klaffenden Abgrund und fragen Sie sich, wie die Ochsen und ihr Fuhrwerk diese schroffen Ränder hinabsteigen, und vor allem, wie sie am entgegengesetzten Ufer wieder hinanklimmen können. Welches Schreien, welche Anstrengungen von Seite der Führer! Wie

[1]) Alter Name von Ceylan.

oft werden die Ochsen zusammensinken, sich wieder erheben, und neuerdings zusammensinken, bevor sie das Hinderniß überwinden können!

Doch die Straße wird wieder eben, keine tiefen Schluchten zeigen sich mehr, keine Geleise im Koth, welchen die Sonne hart wie Eisen gemacht hat, keine spitzigen Felsen, keine Hindernisse, welche Leib und Seele erschütternde Stöße verursachen. Aufgepaßt! die Straße bekleidet sich mit einem weichern Teppich, zwei Fuß hoher Sand bedeckt sie; wohl brennt das blendende Weiß dieses Leintuches die Augen, wie ein Brennspiegel, wohl steigen aus demselben Gluthströme einer verzehrenden Hitze, wie aus einem Glühofen auf, aber Sie finden sich doch am Ende sanft gewiegt. Und mag es Ihnen auch scheinen, daß Sie nicht vorwärts kommen, weil die keuchenden Ochsen bei jedem Schritte anhalten, so trösten Sie sich mit dem Gedanken, daß Sie in Ceylan, nicht fern von der berühmten Stadt Anuradhapura sind; trösten Sie sich mit der Hoffnung, daß Sie vielleicht gegen Mittag oder Sonnenuntergang einen jener schönen und bequemen Gasthöfe antreffen werden, in welchen der Reisende seine Strapazen vergessen kann.

Endlich hält das Fuhrwerk an. Indem Sie aus der Betäubung erwachen, in welche Sie halb aus Langeweile, halb aus Ermüdung gefallen sind, öffnen Sie die Augen und suchen Sie den Ort, dessen Annehmlichkeiten Sie für alles Ungemach des Weges entschädigen sollen. Ein Schoppen zeigt sich ihrem Blicke. Er ist zwar bereits von einer Heerde des Dorfes in Besitz genommen, aber bald wieder ausgeräumt. Ein Mensch stellt sich Ihnen mit freundlicher Miene vor, und macht Ihnen eine tiefe Verbeugung: wer ist der Wächter da drinnen, der einen schweren, groben Schlüssel trägt. Eine kleine dunkle Kammer öffnet sich vor Ihnen, aus derselben fahren eine Schaar Fledermäuse und verdorbene Dünste heraus, welche Sie zu ersticken drohen; vielleicht schlüpft auch wohl eine in ihrem Verstecke aufgeschreckte Schlange zu einer Ritze heraus. Ein dreibeiniger Stuhl ohne Sitzbrett,

ein Tisch, worauf die düstern Kostgänger, welche sich eben davon machen, noch die Spuren ihrer Anwesenheit zurückgelassen haben, ein Bett, welches mit einem Tiger- oder Wildschweinfell bedeckt ist, und dessen schlecht in einandergefügte Theile einer Menge unangenehmer Insekten zur Zufluchtsstätte dienen, das ist Ihr Hausrath. Bald kommen zwei neue Wesen an. Das eine bietet Ihnen drei Eier an, welche es aus seinem Gürtel hervorzieht; das andere trägt in einem kleinen irdenen Topf von zweideutiger Reinlichkeit etwas, das die Farbe von Milch hat: ein kleiner Bündel Reißig, ein Krug Wasser, bisweilen ein Geflügel, oder ein paar Eierpflanzen, Salz, Pfeffer, Gewürz, aller Zubehör einer indischen Küche kommen nach und nach. Das wäre nun der Küchenzettel für Ihre Mahlzeit. Was braucht es mehr? Sie sind in den Augen der Eingebornen wie ein Fürst logirt. Diese hat Ihre Ankunft aus ihren Lagerstätten hervorgelockt, sie pflanzen sich mit offenem Munde und starren Augen vor Ihnen auf, und beobachten auch die geringsten Ihrer Bewegungen.

Das ist nun eine Reise auf der Mittelstraße der Insel Ceylan. Die Engländer, welche immer mit großem Gefolge reisen, und selbst in den wildesten Gegenden mit allen nur wünschbaren Bequemlichkeiten reichlich versehen sind, mögen eine solche Reise sehr romantisch finden. Pferde und Tragsessel für den Marsch, Zelte für das Lager, Koffern voll Lebensmittel und Flaschen, ein hinreichender Hausrath, Bediente voraus und hintendrein und als Gesellschafter, um alles vorzubereiten, für alles zu sorgen, und auch den kleinsten Grillen des Reisenden zuvorzukommen. Aber von da ist es weit bis zum katholischen Missionär, welcher von seinem schlechten Fuhrwerk, auf dem er manche Quetschung erhalten, herabspringt, und nichts oder so viel wie nichts aus seinem Reisesack hervorzuholen hat.

So war es in mancher Beziehung um die Reise des hochwst. Herrn Semeria bestellt, dessen Wagen die Führer eines Tages sogar umschlagen ließen.

Seine Gnaden hielt in Rambacoulam, 100 Meilen südlich von Jaffna, wo wir eine kleine Christengemeinde haben, an. Der hochw. P. Gourdon war von Mantotte gekommen, um ihn hier zu erwarten, und um diese guten Christen des Waldes auf die Firmung vorzubereiten. Nach vollendetem Besuch machte sich der Prälat wieder auf den Weg; dieses Mal verminderte wenigstens die Gegenwart eines Mitbruders die Unbequemlichkeiten des Weges. In Anuradhapura machten unsere Reisenden Halt, um einige Christen zu besuchen.

Die Stadt Anuradhapura wurde durch einen Fürsten der Tamouls, welche im fünften Jahrhundert vor Christus Ceylan eroberten, gegründet. Später wurde sie die Hauptstadt eines blühenden Königreiches, und unter der Regierung von Devenipatissa (300 Jahre vor Christus), eines Fürsten, den die Buddhisten als einen Heiligen verehren, wurde sie der Mittelpunkt des Buddhismus. Trotz der Nebenbuhlerschaft von Anuradhapura (in Birmanien), bewahrt die alte singhalesische Stadt doch noch einen großen Zauber. Diesen Vorzug erhielt sie nach der Sage auf folgende Weise:

In Magadha[1]), einem in der indischen und buddhistischen Literatur berühmten Königreiche, war ein Baum, Namens Sri-maha-bodi, unter welchem Gotama, als er Buddha wurde, ausruhte. Darmaska, der König dieses Landes, welcher den Buddhismus in Ceylan verbreiten wollte, zog auf diesem Baume mit einem Pinsel einen rothen Strich; da löste sich plötzlich der Ast, welcher der Stirne des Buddha zum Schutz gedient hatte, von selbst ab, und wurde mit großem Gepränge nach Ceylan gebracht. — Ich mache im Vorbeigehen die Bemerkung, daß der erste Ort, an welchem er niedergesetzt worden sein soll, Colombogam, jene Vorstadt von Jaffna ist, wo wir das Waisenhaus von St. Joseph errichtet haben. — Ein Tempel (Viahara) erhob sich an dieser Stelle. Jetzt wohnt der wahre Erlöser der Welt, der König der Weisen, die menschgewordene Weisheit daselbst im Sa-

[1]) Heutzutage Behar in Bengalen.

kramente seiner Liebe, um hundert zweiundzwanzig junge Heiden zu erleuchten und zu heiligen, welche den Irrthümern und Unlauterkeiten des Heidenthums entrissen, in der Tugend erzogen werden. — Zu Anuradhapura wurde der Wunderast gepflanzt; er verwandelte sich in einen Baum von ungeheurem Umfang, welcher unter dem Namen Bo bekannt ist. Der Baum ist schon seit langer Zeit verschwunden, aber durch einen andern ersetzt worden, der ihm gleich sieht und die nämliche Verehrung genießt. Die mit einem solchen Schatze versehene Stadt wurde ein Wallfahrtsort, und ihre Trümmer ziehen noch immer die Volksmenge an. Von allen Theilen der Insel und selbst von jenseits des Meeres kommt man dort hin.

Unter den verschiedenen singhalesischen und tamoulischen Herrschergeschlechtern, welche während acht Jahrhunderten sich nacheinander folgten, erfreute sich das Königreich, dessen Hauptstadt Anuradhapurâ war, eines strahlenden Glanzes und eines beständigen Wohlstandes. Der Sivaismus und der Buddhismus stritten sich daselbst um die Herrschaft, aber der Sieg blieb dem Buddhismus, dessen denkwürdiger Ueberrest Anuradhapura ist und noch lange sein wird. Der Alterthümer gibt es auf diesem geschichtlich merkwürdigen Boden die Menge. Jeder Stein, an den der Fuß des Wanderers stößt, ist ein merkwürdiger Gegenstand, entweder eine Inschrift, ein Bildhauerwerk, oder ein Säulenkapitäl. Die Wissenschaft würde hier ein fruchtbares Feld für ihre Forschungen eröffnet sehen, wenn nicht die englische Regierung, aus Furcht die buddhistischen Vorurtheile vor den Kopf zu stoßen, jede Art von Nachgrabungen, ja sogar das Wegnehmen oder Verrücken jedes Steines ausdrücklich verboten hätte. Es sind da Trümmer von Bewunderung erregender Größe vorhanden. Die zehn Dagobas oder Pyramiden, von denen eine 260 Fuß hoch ist und 456,071 Kubikfuß Inhalt hat, die zerfallenden Ueberbleibsel ihrer schönen Bildhauerwerke, würden genügsam von der Herrlichkeit vergangener Zeiten reden, selbst wenn die Trümmer des Lowi-Maha-Paya (Palastes von Bronze)

gänzlich verschwunden wären. Dieses Gebäude, welches den Priestern zur Wohnung diente, soll neun Stockwerke gehabt haben, deren jedes hundert mit unerhörter Pracht verzierte Zimmer in sich schloß. Der Bau ruhte auf 1,600 je aus einem Stücke bestehenden Pfeilern von Stein, welche im Viereck aufgestellt, und 11 Fuß hoch waren; sie haben den Verheerungen der Zeit getrotzt. Mit Recht hat man daher Anuradhapura das Palmyra von Ceylan genannt. Denken Sie sich die Residenz des Unterstatthalters der Nordprovinz, die Pansalla, ein Kloster der buddhistischen Mönche und das jährliche Fest im Mai hinweg, und Anuradhapura wird nur mehr ein Grab sein. Der Boden ist schon theilweise mit freiwachsender Vegetation bedeckt, das Klima ungesund, die Landschaft zerklüftet, der Aufenthalt langweilig, und die große Stadt kaum wie ein Flecken.

Der hochwst. Herr Semeria und sein Gefährte brachten bei den wenigen Christen von Anuradhapura einen Tag zu; mehrere von ihnen näherten sich den heil. Sakramenten und empfingen die Firmung; dann kehrten die beiden Reisenden zu ihrem Fuhrwerke zurück, um nach Putlam zu gelangen: von dem sie nur 80 Meilen entfernt waren. Seine Gnaden wünschten sich zu dem Heiligthum der heil. Anna zu begeben, welches unfern von der letztgenannten Stadt sich befindet.

Die Andacht zur heil. Anna hat unter den christlichen Völkerschaften von Ceylan eine wunderbare Verbreitung erlangt. Mehrere Kapellen sind unter diesem Namen errichtet; aber keine gleicht an Größe der von Calpentyn,[1]) keine zieht durch ihre Wunder so viele Pilger an. Daher ist sie die einzige, deren Ruf im eigentlichen Sinne über das Meer gedrungen ist. Wenn der Indier des Festlandes ein Gelübde zu einer wunderthätigen Kapelle gemacht hat, so braucht er

---

[1]) Die kleine Insel Calpentyn, durch einen schmalen Meerarm von Ceylan getrennt, ist von Norden nach Süden 45 Meilen lang, von West nach Ost 3 Meilen breit. Auf dieser Insel befindet sich der berühmte Wallfahrtsort St. Anna.

keine andere geographische Erklärung, um zu derselben zu gelangen; er sagt nur Santanna Mandavin Covil (Kirche der heil. Mutter Anna), und er wird auf das sandige Gestade von Calpentyn geführt; denn hier erhebt sich, wie in der Bretagne, das Heiligthum der heil. Anna auf dem einsamen und trockendsten Punkte der Küste. Möchte man nicht meinen, die heil. Anna habe, indem sie aus ihrer Kapelle eine Oase in Mitte des brennenden Sandes gemacht hat, uns arme Wanderer der Wüste und des irdischen Lebens einladen wollen, bei ihr eine Erleichterung unserer Leiden für Leib und Seele zu suchen?

Kaum in Putlam angekommen, wollte sich der hochwst. Herr Semeria, trotz der Anstrengungen seiner langen Reise, in das Heiligthum begeben; aber das Fieber hatte ihn schon ergriffen, und als er in St. Anna ankam, war er genöthigt, sich zu Bette zu legen.

„Zwei Tage zuvor," erzählt der hochw. P. Desforets, dem ich jetzt das Wort lasse, „war die Cholera unter der Menge der Pilger ausgebrochen und verwandelte die Feierlichkeiten des Festes und die Freudengesänge in Trauerscenen und Schmerzgeschrei. Bald sah man überall nur Todte und Sterbende. Hier wälzte sich eine junge von der Geißel ergriffene Tochter zu den Füßen des Prälaten mit dem Ausrufe, daß sie so jung noch nicht sterben wolle, und bat den Bischof in ihrem kindlichen Glauben, sie zu retten; nach zwei Stunden starb sie. Dort war ein Vater, welcher über den Verlust seines einzigen Sohnes untröstlich war. Ueberall Trostlosigkeit, überall Tod, überall Unglückliche, welche sich unter den Beklemmungen des Todeskampfes wanden, überall Seufzer und Wehgeschrei.

Der Eifer und der Muth unserer Missionäre hielten sich beständig auf der Höhe ihrer schmerzlichen Aufgabe, und Niemand starb ohne die heil. Sakramente. Wie gewöhnlich gesellte sich der Schrecken zur Seuche; die Pilger flohen, von panischem Schrecken erfaßt, und zerstreuten sich nach allen Richtungen. Man sah, wie sie sich auf den öffentlichen Straßen

hinschleppten und das Mitleid anflehten; aber Niemand wollte sie aufnehmen, alle Thüren und Herzen schlossen sich vor ihnen. Man verweigerte ihnen selbst die nothwendigsten Lebensmittel, und diejenigen, welche die Seuche verschont hatte, fielen dem Hunger zum Opfer. Bald waren alle Straßen mit Leichen besäet. Da Niemand ihnen zu nahen und sie zu begraben wagte, wurden sie die Beute der Raubvögel und des Rothwildes, und die Verwesungsdünste trugen dazu bei, das Uebel im ganzen Lande zu verbreiten. Es war ein erschütterndes Schauspiel.

Inzwischen kamen die Ersten der Flüchtlingsschaar in Chilaw, einer Stadt ungefähr 50 Meilen von St. Anna, an. Der dort wohnende Missionär, der hochw. P. Chounavel, ging den Unglücklichen selbst entgegen. Die Schulstube wurde in ein Spital verwandelt, wo er den Kranken einen Zufluchtsort anbieten, und ihnen den körperlichen und geistigen Beistand leisten konnte, welchen ihr Zustand erheischte. Schon in der ersten Nacht starb eine junge Frau. Der Pater befahl seinen Christen, sie zu begraben; diese stellten sich, als ob sie gehorchen wollten, aber unter dem Vorwande, die nothwendigen Geräthe zu holen, gingen sie nach Hause. Gegen vier Uhr Morgens bewaffnet sich P. Chounavel, ohne sich länger zu bedenken, mit einer Hacke, und gräbt, von seinem Koch unterstützt, selbst die Grube; als er den Leichnam holen wollte, fand er zwei für einen, und mußte das Grab erweitern.

Auf die Nachricht von dem Empfang, welchen ihre Unglücksgefährten gefunden hatten, wandten sich die Pilger von St. Anna nach Chilaw. Mehrere starben auf dem Wege, aber eine beträchtliche Anzahl kam doch an. Als der Richter, welcher zugleich der oberste bürgerliche Beamte, Militärbefehlshaber und Polizeipräsident u. s. w. ist — denn England ist es nicht gewohnt, seine Beamten zu vervielfältigen — als dieser Beamte dieses sah, schickte er dem hochw. P. Chounavel den schriftlichen Befehl, alle seine Kranken fortzuschicken. Der Pater antwortete höflich, daß dies unmöglich sei; es seien Sterbende, die, welche sie gebracht, seien geflohen.

Darauf kommt ein zweiter Brief des Richters. Er bewundere, schrieb er, die Hingebung des katholischen Priesters; er wisse, daß diese Hingebung bei ähnlichen Anlässen nie fehle; aber in seiner Stellung als Wächter der öffentlichen Gesundheit sehe er sich in die Nothwendigkeit versetzt, den Befehl zu wiederholen, die Stadt von so vielen Pestkranken zu befreien. Der Pater antwortete dem Richter mit dem Vorschlage, an einem hinlänlich entfernten Orte ein Spital errichten und Hilfe dorthin senden zu lassen. Der Plan wurde gebilliget, aber keine Maßnahme zu seiner Ausführung getroffen, und so blieb es dem guten Pater überlassen, den Eingebungen seiner Nächstenliebe zu folgen.

Nicht minder Bewunderung verdiente der hochwst. P. Le Bescou in der Mission Vennapoure. Man traf ihn mit seinem Vorrathswagen auf allen Straßen, wie er den armen Cholerakranken Hilfe brachte. Er war allein, die völlig niedergeschlagenen Christen wagten ihm nicht zu folgen. Der Pater wagte einen kühnen Handstreich. Er berief die Mitglieder seiner Congregation, und zum erstenmal sah damals Ceylan seine jungen Töchter in barmherzige Schwestern verwandelt. Für jeden, der die Sitten und Vorurtheile des Landes kennt, ist diese Thatsache ein wahres Wunder in der sittlichen Ordnung der Dinge. Die Ehre davon sei demjenigen, welcher allein den Willen und die Kraft hiezu geben kann!

Damit schließt der Bericht des hochw. P. Desforets. Es ist eine traurige aber glorreiche Seite mehr in den schon so ruhmvollen Annalen der katholischen Kirche in Ceylan. Unser heiliger Glaube ist hier wie überall, heute wie immer, die Mutter großer Hingebung. Für diejenigen, welche er mit seinem glänzenden Lichte nicht erleuchtet, wird die katholische Nächstenliebe immer ein tiefes Geheimniß sein. Auch sahen wir, daß es keine noch so lange eingewurzelte Gewohnheit, kein so tyrannisches Vorurtheil gibt, über welches der Glaube und die Liebe nicht zu triumphiren vermochten. Der letzte vom hochw. P. Desforets berichtete Zug hat in der That etwas Wunderbares an sich, wenn man an das

zurückgezogene Leben, an die Abschließung denkt, welche die Sitten des Landes den jungen Töchtern auferlegen.

Lassen Sie mich diesem Gemälde der christlichen Nächstenliebe dasjenige der weltlichen Selbstsucht entgegenstellen.

Es war eines der traurigsten Schauspiele, schrieb der hochw. P. Le Bescou, sehen zu müssen, wie Züge von erschreckten und verhungernden Menschen während zehn bis zwölf Tagen nacheinander das Land durchliefen, ohne in die Dörfer eintreten oder sich einige Lebensmittel verschaffen zu können. Die untergeordneten Dorfbeamten hatten den Befehl, die armen Flüchtlinge erbarmungslos fortzuweisen, und kaum begreift man die Strenge, mit welcher dieser Befehl, mit Verletzung selbst der gewöhnlichsten Gesetze der Menschlichkeit, ausgeführt worden ist.

Der gleiche Missionär fügt einen Umstand hinzu, der aufs Neue beweist, daß Gott, wenn er züchtigt, immer aus Barmherzigkeit züchtigt. „Gott," schreibt er, „hat seinerseits dieses erschreckliche Unglück zu seiner Ehre gewendet; denn nicht nur haben die meisten Opfer die heiligen Sterbsakramente empfangen können, sondern auch eine große Anzahl Heiden und selbst einige Muhamedaner sind in ihrer letzten Stunde getauft worden, und haben so im Tode das Leben gefunden."

Auch der hochwst. Herr Semeria machte dieselbe Bemerkung, als er schrieb: „Wie wunderbar sind doch die Wege des Herrn! Diese Ungläubigen waren in der Aussicht auf zeitlichen Vortheil zum Feste von St. Anna gekommen, um durch den Verkauf ihrer Waaren einigen Profit zu machen, und sie haben ein unschätzbares Gut gefunden, welches sie gar nicht gesucht hatten, das Geschenk des Glaubens, das heißt, Verzeihung und ewiges Leben."

So gelingt es uns mit der Hilfe Gottes jedes Jahr einige Seelen in den Himmel zu senden.

Der nahe Abgang der Post, welche Ihnen diesen Brief überbringen soll, nöthigt mich, meine Erzählung abzubrechen.

Ich werde es mir zur Pflicht machen, dieselbe im ersten freien Augenblicke wieder aufzunehmen.

Inzwischen bitte ich Sie, die Versicherungen vollkommener Hochachtung entgegen zu nehmen, mit der ich die Ehre habe zu sein

Ihr demüthiger und gehorsamer Diener

Ch. Bonjean, O. M. J.
apostol. Missionär.

Die Erinnerung an die traurigen Ereignisse, deren Schauplatz St. Anna im Jahre 1864 gewesen, hat das vergangene Jahr den herkömmlichen freudigen Zug der Völkerschaften zurückgehalten. Statt 25,000 bis 30,000 Pilger versammelten sich nur 300, trotz des Eifers der PP. Le Beoscou und Gourdon, welche mit der Leitung der geistlichen Uebungen beauftragt waren.

Außerdem gehörte das Jahr 1865 für das Vikariat zu den unheilvollsten. Der hochwst. Herr Semeria schrieb unterm 30. Oktober an die Centralräthe: „Nachdem die Missionen von Manaar und Mantotte von der Cholera verheert worden, mußten sie noch das Unglück einer außerordentlichen Dürre aushalten; sie sind jetzt noch die Beute der Hungersnoth, welche sich auf gleiche Weise auch in den Bezirken des Nordens, den reichsten des Vikariats, fühlbar macht. Die Bauern konnten ihre Ländereien nicht ansäen, und vermögen ihr Vieh nicht mehr zu erhalten, das entweder zu Grunde geht, oder um geringen Preis verkauft wird. Im Norden sind die Missionen von Waligamme und Point-Pedro ebenfalls von der Cholera mitgenommen worden. Sogar zu Jaffna ist das Elend unter dem Volke groß, und unsere Christen gehören der Hauptmasse nach dem gemeinen Volke an."

Ein Brief des hochwst. Herrn Semeria vom 4. Juni 1866 meldet die Fortdauer dieser bedenklichen Lage: „Das stellenweise Auftreten der Cholera hat, wenn auch die Zahl ihrer Opfer keine beträchtliche gewesen, Schrecken in den verschiedenen Missionen verbreitet. Die gewöhnliche Folge dieses

Schreckens ist die, daß die Einwohner der von der Krankheit befallenen Orte die Flucht ergreifen, und so den Anbau ihrer Felder, und damit die Quelle ihres Lebensunterhaltes aufgeben. Hier, wie auf dem Festland, von wo der größte Theil des für die Insel erforderlichen Reisbedarfs bezogen wird, sind die Ernten des verflossenen Jahres schlecht ausgefallen. Dieses Jahr ist es noch mehr der Fall, weil es an Regen gefehlt hat. Wir leiden an der heftigsten Hitze und Trockenheit. Man kann sich eine Vorstellung davon aus dem Umstande machen, daß wir während des eben zu Ende gehenden Jahres nur sechs Regentage gehabt haben, was nicht einmal für den Bambus hinreichte. Diese Tage abgerechnet war immer sengender Wind, brennende Sonne; so war unsere Lage im Norden von Ceylan. Endlich ist noch eine Viehseuche hinzugekommen, um eine ohnehin schon elende Bevölkerung völlig zu Bettlern zu machen."

Der Brief, welchem diese Stelle entnommen ist, gibt noch einige einzelne Nachrichten über die Mission, welche zur Vervollständigung dieser Uebersicht dienen.

„Die Sorge für die Christen und deren Anstalten," schreibt der hochw. Herr apostol. Vikar von Jaffna, „nimmt alle unsere Missionäre dergestalt in Anspruch, daß es noch nicht möglich ist, den uns umgebenden Massen von Ungläubigen nach einem beharrlich verfolgten Plane das Evangelium zu predigen. Dieses Unternehmen wird übrigens jederzeit zahlreiche Schwierigkeiten darbieten.

Die Verschiedenheit der Kasten, die Sinnlichkeit und Begierlichkeit dieser Völkerschaften, auf welche nur Vergnügen und Nutzen Eindruck machen; — die Beschaffenheit der unter ihnen herrschenden Lehren (Pantheismus, Manichäismus, Fatalismus), welche die Vorstellung von einem persönlichen Gott, Schöpfer und Vergelter verdunkeln; — die grobe Unwissenheit der Volksmassen; — die Gleichgiltigkeit gegen jede Wahrheit; — ihre Neigung zu roher Zweifelsucht; das alles sind furchtbare Hindernisse, die erst zu überwinden sind. Nehmen Sie dazu noch den Einfluß der protestantischen

Missionen, welche seit mehr als fünfzig Jahren bestehen, und welche trotz ihrer Erfolglosigkeit, in dem Volke den Eindruck zurückgelassen haben, daß die Religion eine sehr zweifelhafte Sache sei, daß in allen Religionen gleicherweise Wahres mit Falschem vermischt sei, daß das Christenthum in seiner Lehre keine größere Sicherheit biete als die andern Religionen, weil es so vielfach in Parteien zerrissen sei; daß die Predigt des Evangeliums eine Sache der Politik oder des materiellen Interesses sei; daß der Uebertritt zum Christenthum und die Rückkehr zum Heidenthum Dinge seien, bei denen mehr der Gewinn als die Wahrheit und das Heil in Betracht zu ziehen sei.

Ohne Zweifel macht das Volk einen großen Unterschied zwischen dem wahren Christenthum, und den Zerrbildern, welche die Häresie aus demselben gemacht hat. Das gilt vorzüglich von den Buddhisten, bei welchen einige der oben angegebenen Hindernisse gar nicht oder in minderm Grade vorhanden sind. Um aber beträchtliche Erfolge zu erzielen, bedarf man vor allem eine hinreichende Anzahl Missionäre; denn es hieße das Gewisse gegen das Ungewisse hingeben, wenn man den alten Christengemeinden einige der ihnen unerläßlich nothwendigen Priester wegnehmen wollte. Zur Vollendung des Werkes wären 70 bis 80 Missionäre erforderlich, und das Vikariat zählt deren nur 26.

In den Städten wird der kirchliche Gottesdienst besucht, werden die hl. Sakramente fleißig empfangen, die Bruderschaften gedeihen. In dem Maße als die religiöse Unwissenheit abnimmt, verbessern sich die Sitten, werden die Vorurtheile der Kasten schwächer, schwinden die abergläubischen Gebräuche. Die häufigen Heimsuchungen der Cholera haben nur dazu gedient, den Glauben unserer Christen neu zu beleben, und die heldenmüthige Aufopferung unserer Missionäre in's Licht zu setzen; alle unsere Cholerakranken sind mit den Gnaden der heil. Sakramente gestorben.

Alle Schulen sind im Fortschreiten begriffen; jene der Schulschwestern haben den ehrenvollsten Platz errungen.

Der Inspektor sagt in seinem letzten Bericht, daß sie „im hohen Maße" befriedigen, und schließt mit den Worten: „daß sie lautes Zeugniß geben von der liebevollen und einsichtigen Sorgfalt, wie von der Geschicklichkeit, mit welcher sie geleitet werden." Die rivalisirende Schule, welche die Regierung errichtet hat, kann nicht gleichen Schritt halten, sie zerfällt sichtlich. Wie viel größer noch wären die Erfolge unserer Schwestern, wenn ich sie in einem ihrem Werke besser entsprechenden Lokal unterbringen könnte! — Auch über die von unsern Oblaten-Brüdern geleitete englische Schule erschien ein sehr günstiger Bericht, und in den Konkursprüfungen zwischen den verschiedenen Schulen der Insel im verflossenen Dezember haben alle unsere Zöglinge ausgezeichnete Plätze erhalten. — Die im Entstehen begriffenen Gesellschaften einheimischer Ordenspersonen beiderlei Geschlechts nehmen an Zahl und Verdienst zu; sie sind kostbare Pflanzschulen eifriger Lehrer, Lehrerinen und Katecheten. Das Noviziat der einheimischen Schwestern zählt gegenwärtig 6 Novizinen, die Gesellschaft der Brüder vom hl. Joseph 3 Professen; 4 Novizen und 6 Aspiranten.

Sie werden, meine Herren, die Wichtigkeit dieser Werke würdigen, welche die Bestimmung haben, das Ordensleben bei unsern Insulanern einzuführen, die bis jetzt nichts dergleichen gesehen haben.

Ich schließe mit der Statistik des Vikariats im Jahre 1865: Katholiken, 57,874; Häretiker, 1,540; Ungläubige, 553,368; Taufen von Erwachsenen, 171; Taufen von Heidenkindern in Todesgefahr, 229; Beichten, 35,317; Kommunionen, 32,317; Wegzehrungen, 361; letzte Oelungen, 555; Ehen, 606; europäische Missionäre, 24; einheimische Priester, 2; Kirchen oder Kapellen, 130.

Die Einnahmen für das Werk der Glaubensverbreitung im Vikariat Jaffna betragen 297 Fr. 72 C. Diese Zahl ist die höchste bis jetzt erreichte. Ich werde nächstens einen Ueberblick über das Werk der Glaubensverbreitung in tamou-

lischer Sprache herausgeben, um den Eifer unserer Christen anzuspornen und ihnen ihre Verpflichtung zu demselben beizutragen näher zu legen."

Bericht der Oberin der engl. Fräulein in Allahabad in Indien, Frau M. Angela Hoffmann, an Se. Excellenz den hochwst. Herrn Erzbischof Gregor von München-Freising.

Excellenz!

Geruhen Euer Excellenz den tiefsten Ausdruck unserer vollsten Dankbarkeit zu empfangen für den gnädigen Beitrag zur Reiseverköstigung der letzt angekommenen theuren Schwestern, die nun so ziemlich an das heiße Klima gewöhnt sind, und auch schon kräftig Hand an das Werk gelegt haben, zu dem der Herr sie hieher berufen hat; — ein göttlicher Beruf fürwahr, dessen Ausübung wohl äußerst mühevoll ist, aber nicht minder ergiebig in seinen Früchten! —

Ehe ich eine Erwähnung mache von unserem neu gegründeten Institutshause, das, wie wir hoffen, mit Hilfe der göttlichen Gnade ebenfalls eine Lehr- und Pflanzschule ächt christlicher Tugenden werden wird, will ich, wie gewöhnlich, einige Thatsachen anführen, die ganz gewiß das edle Herz Euer Excellenz erfreuen und jeden Glaubenseifrigen, der Kunde davon erhält, zum Preise der göttlichen Güte und zum Danke gegen seine hl. Kirche verpflichtet.

Die Strafen nämlich, mit welchen Gott schon seit mehr als zwölf Monaten dieses noch vielfach abgöttische und abergläubische Land züchtiget, und deren ich schon in meinem letzten Schreiben erwähnte, sind: Theuerung, Hungersnoth und epidemische Krankheiten. Der Mangel an Lebensmitteln nimmt täglich zu; die Preise haben sich um mehr als das Doppelte gesteigert; die Dürftigkeit der Armen, wovon insbesondere die volkreiche Stadt Patna einen jammervollen Anblick bietet, ist äußerst beklagenswerth! — Kranke und von Altersgebrechen entkräftete Leute, welche außer Stand gesetzt

sind, ihren Unterhalt zu verdienen, liegen den Hunderten nach am Wege; von Hunger ganz matt und abgezehrt, versuchen sie es dennoch, ihre zitternden Hände nach erbarmender Hilfe auszustrecken, sobald ihnen ein Europäer nahe kömmt. — Die Liebe der Heiden aber erstreckt sich in diesen Tagen nicht so weit, daß ein Sohn seinen alten Vater ernährte, oder eine Tochter ihre kranke Mutter verpflegte; — dieselben werden vielmehr aus dem eigenen Hause verstoßen. — Hievon ein Beispiel: Eines Tages kam eine verheirathete Christin (eine ehemalige Schülerin von uns) auf Besuch in das Kloster; kaum hatte sie uns begrüßt, so fing sie sogleich, voll bekümmerten Herzens, an, uns zu erzählen, daß sie nicht weit vom Institute einem todtkranken Weibe begegnet sei, das schon seit 3 Tagen auf offener Straße liege, und um das sich kein Mensch annehmen wolle; sie bot sich zugleich an, die Frau augenblicklich in das Haus zu bringen, falls wir geneigt wären, das verlassene Geschöpf aufzunehmen. — Wie gerne wären wir selbst hinausgeeilt vor das Thor, die Unglückliche hereinzubringen, wenn es hätte sein können; man wollte die Dienstboten ausschicken, — diese aber weigerten sich, das Liebeswerk zu vollziehen, weil ihre Kaste ihnen verbietet, ein Weib anzurühren; — darauf entschloß sich unverzüglich die obenerwähnte Christin mit Hilfe eines erwachsenen Mädchens unserer Anstalt, die Frau aufzusuchen, und so gut als möglich zu expediren; allein sie hatten Schwierigkeit; denn die gute Alte war aus Schwäche unfähig, sich auch nur auf den Füßen zu halten; voll mitleidiger Liebe rafften nun beide Christinen ihre ganze Kraft zusammen und zogen das Weib, das vor Schmutz kaum mehr einer menschlichen Gestalt gleich sah, aus der Kothlache heraus, bedeckten es mit ihrem eigenen Kopfschleier, und riefen einem Fuhrmanne zu, er möge diese Unglückliche auf seinem zweirädrigen Gefährte zum Kloster fahren; der Mann weigerte sich anfangs; erst als ihm ein gutes Trinkgeld versprochen wurde, ließ er sich dazu bewegen, aber dennoch ungern. Die zwei Christinen halfen also der halbtodten Frau auf das

Fuhrwerk, das sich endlich doch in Bewegung setzte, die eroberte Beute uns zuzuführen, die wir am Eingangsthore begierig erwarteten. Aber welch' eine Erscheinung! fürwahr, der Anblick war grausenerregend! Einzelne standen in der Ferne und schauten staunend zu, wie die Klosterfrauen das Gefährte bis zum Waisenhause begleiteten, und daselbst angelangt, Anstalt machten, die Unglückliche, welche noch dazu auf beiden Augen blind und an einem Arme lahm war, vom Wagen herunter zu heben, um sie auf einem Bette in das Krankenzimmer zu tragen; sogleich schorr man ihr die borstigen Haare vom Haupte, kleidete sie reinlich, und reichte ihr etwas Nahrung, worauf sie wieder aufzuleben begann, und in den dankbarsten Ausdrücken sich äußerte, und den Wunsch kund gab, — ihre Wohlthäter, deren Sklavin sie sich unaufhörlich nannte, sehen zu können! — Noch an demselben Tage wurde sie getauft, weil man befürchtete, sie möchte unversehens aus Schwäche sterben; der Priester, welcher die hl. Ceremonie vornahm, war nicht weniger erfreut, als erstaunt, über die schnelle Bereitwilligleit der Alten, das Christenthum anzunehmen; es war höchst erbaulich, zu sehen, wie innig und vielmal unsere Neophytin das Crucifix an ihre Lippen preßte, und zu den Umstehenden wiederholt sagte: „Wenn ich sterbe, so nehme ich alle euere Sünden auf mich, zum Danke für die große Nächstenliebe, die Ihr mir Unwürdigen erwiesen habt." — In Folge zunehmender Schwäche empfing sie auch noch die hl. Oelung, wonach sie sich allmälig erholte, und als ich dieselbe eines Morgens besuchte, fand ich sie ganz kräftig und zur größten Ueberraschung auf beiden Augen sehend; wie aber dieß geschah, wußte Niemand, selbst nicht diejenigen, welche sie pflegten; nun war die Frau ganz glücklich! — bis jetzt ist es ihr aber noch nicht gelungen, das „Vater unser" auswendig zu lernen, wiewohl sie es stundenlang mit den Kleinen zu repetiren versucht; wie wohlgefällig wird indessen dem lieben Gott ihr guter Wille sein! — Eine ähnliche Bekehrung ereignete sich mit einem mahomedanischen Weibe; — als ich eines Tages in Geschäften mit einer Begleiterin nach

Patna fuhr, hielt man plötzlich den Wagen an, und fragte mich, ob ich Willens sei, eine sterbende Frau mit ihrem Kinde aufzunehmen? Was hätte uns wohl willkommener sein können? Wir stiegen sogleich aus, und halfen der Kranken zu einem bequemen Sitze; ihr kleines Söhnchen, ungefähr einen Monat alt, nahmen wir auf den Schooß; diese freundliche Aufnahme erregte großes Aufsehen unter den Heiden; binnen wenigen Minuten drängten sie sich haufenweise um die Kutsche und erhoben ein lautes Geschrei, dem Weibe Glück wünschend zu seinem günstigen Loose! — Schon von der ersten Stunde an zeigte sie ein heftiges Verlangen, Christin zu werden, und da der Arzt ihre Krankheit (Wassersucht) als unheilbar erklärte, so willfuhr man ihrer Bitte ohne Zögerung. Nach erlangter Taufgnade hörte man sie von nichts Anderem als dem Himmel sprechen, wohin der kleine Peter vorausgeeilt war; — mit einer fast unglaublichen Leichtigkeit erfaßte die gute Frau Alles, was man ihr von der Religion der Christen erklärte; — Jedermann, der sie leiden sah, mußte ihre Geduld bewundern; die Ankündigung der Todesstunde hatte für unsere eifrige Neophytin „Theresia" nichts Erschreckendes, vielmehr versicherte sie die ihr Beistehenden, daß ihre Seele sich innigst sehne nach der Anschauung Gottes; mit allen Zeichen innerer Andacht empfing sie noch die heilige Oelung, betete mit vernehmbarer Stimme, so lange sie die Lippen bewegen konnte, und entschlummerte sanft im Vorgefühle der ihr bevorstehenden Glückseligkeit!

Der selige Herr Bischof bezeugte große Freude über die auffallende Zunahme der Heidenkinder; seit Septbr. vor Js. sind deren an 100 von uns angekauft worden im Alter von einem Monate bis zehn Jahren, deren Unterhalt die Mission bestreitet; — gegen ein Almosen von 2, 3 bis 5 fl. können unsterbliche Seelen in Menge eingetauscht werden; o glückliches Patna! mit Recht verdienst du die Himmelspforte der Heidenkinder genannt zu werden! Denn von der oben angeführten Zahl allein sind schon über 40 in die seligen Wohn-

ungen der Ewigkeit eingegangen. — Warum aber sterben ihrer so viele? — Die Ursache ist, weil die wenigsten von ihnen gesund sind; der größere Theil zählt Lahme, Blinde, Mißgeburten und Preßhafte aller Art; oft sind sie fast am ganzen Körper mit Geschwüren bedeckt, so daß man kaum weiß, wie dieselben anzufassen, um ihnen nicht wehe zu thun. — Es möchte vielleicht erwünscht sein, zu erfahren, wie wir alle diese Kinder beschäftigen? Diese Frage ist schnell beantwortet; — die größeren müssen theilweise sich der kleinen noch unmündigen Pfleglinge annehmen; wieder andere müssen bei der Pflege der Kranken zuhelfen; die kräftigeren sind in der Küche beschäftigt, oder den Laienschwestern zur Beihilfe in der Hausarbeit gegeben; die kleineren von 5—7 Jahren, sowohl Knaben als Mädchen, sind beim Holztragen angestellt; ihre Last besteht freilich nur aus einem oder zwei, höchstens drei Stückchen; diese die Gesundheit sehr fördernde Beschäftigung setzen sie beinahe täglich 2—3 Stunden fort; außerdem würden sie sich den ganzen Tag kaum von der Stelle bewegen; denn der Indianer ist von Natur aus ungemein träg. — Auf die Erlernung des Katechismus verwenden sie täglich 2 Stunden; nebstdem erhalten sie Unterricht im Lesen und in weiblichen Handarbeiten; — jeden Abend versammeln sich Alle zur Abbetung des Rosenkranzes für ihre Gutthäter in Europa. — Im europäischen Waisenhause hatten wir heuer an zwölf Cholerapatienten, doch mit der Hilfe Gottes wurden Alle gerettet; bis jetzt haben wir nicht einmal ein eigenes Krankenzimmer für solche Fälle. Seine bischöfl. Gnaden richtete noch kurz vor seinem Tode ein Bittgesuch an die Regierung, um Zulage für einen Anbau zu dem obigen Zwecke; vorigen Monat wurden wirklich 5000 fl. genehmigt, somit ist Aussicht auf eine baldige Abhülfe dieses Uebelstandes. — Nicht alle diese armen Kinder sind Doppelwaisen, die meisten derselben (im Durchschnitte 50) sind entweder vater- oder mutterlos; mehrere davon hätten kürzlich Gelegenheit gehabt, mit ihren Vätern, welche nach 16- und 20jährigem Soldatendienste in diesem Lande Urlaub bekamen, nach Irland

zurückzukehren: allein sie zogen es vor, bei uns zu bleiben, und die Väter gaben herzlich gerne ihre Zustimmung, indem sie versicherten, sie könnten ihren Kindern keine bessere Heimat wünschen noch verschaffen; — gewöhnlich bringen uns die Militärkapläne diese Kinder zu, von den sterbenden Müttern darum gebeten! Selbst die Mitglieder unseres Hauses blieben heuer von Krankheiten verschont, nur sehr wenige ausgenommen; — leider mußten wir noch dazu ein sehr hoffnungsvolles Mitglied zum Opfer bringen, Fräulein Marie Biéchy, welche mit der vorletzten Sendung geschickt wurde, und sich stets der besten Gesundheit erfreute; sie vollendete binnen weniger Tage in Folge des Nervenfiebers; sie war ein hervorleuchtendes Beispiel unermüdlicher Ausdauer in ihren heiligen Berufspflichten, weßhalb sie der hohen Gnade gewürdigt wurde, nach Aussprechung der heiligen Gelübde ihre engelreine Seele in die Hände ihres himmlischen Bräutigams zu übergeben, den 1. August, Abends zwischen 8 und 9 Uhr; die hochw. P. Missionäre bezeigten große Theilnahme an diesem unerwarteten und tief empfundenen Verluste; allein es vergingen kaum 14 Tage, als es dem Herrn gefiel, noch einen seiner getreuen Diener aus diesem Erdenleben abzurufen, nämlich den letzten deutschen Missionär P. Raphael Schechtl, Kapuziner der bayerischen Provinz; nach zehnjährigem, höchst erfolgreichem Wirken, endete er seine Tage in Folge eines Choleraanfalles, innigst betrauert von allen, die ihn kannten, — Europäern und Eingebornen, Protestanten und Katholiken, Heiden und Mahomedanern. —

Was nun die Gründung und den Fortgang des hiesigen Institutshauses betrifft, so bietet sich die befriedigendste Aussicht; schon die herrliche Lage desselben außerhalb der Stadt auf einer kleinen Anhöhe dießseits des Ganges, empfiehlt sehr; — bis jetzt sind bereits 30 Zöglinge aufgenommen seit dem 15. Januar l. Js.; — der größere Theil derselben hat durch den vorausgegangenen Besuch protestantischer Schulen sehr Schaden gelitten in religiöser Beziehung; indessen

bemerkte man an denſelben nach dem kurzen Zeitraume von 6 Monaten eine vortheilhafte Veränderung; — Schülerinen, welche vorher von der heil. Meſſe, kirchlichen Ceremonien und dergleichen nur verächtlich ſprachen, ſind nun ſchon die eifrigſten geworden im Empfange der hl. Sakramente, und wetteifern, den jüngeren Mitſchülerinen zur Erlernung des Katechismus behilflich zu ſein; ſoeben bereitet ſich ein erwachſenes proteſtantiſches Frauenzimmer durch dreitägige geiſtige Exercitien zur Aufnahme in unſere hl. Kirche vor; am Feſte Mariä Geburt wird ſie bedingungsweiſe getauft werden und die heil. Sakramente der Buße und des Altars empfangen. Gebe Gott, daß noch recht viele, viele Seelen in dieſem gottgeweihten Hauſe den verborgenen Schatz des ewigen Heiles finden möchten! Gegenwärtig beſtehen ſchon 2 getrennte Penſionate, das eine für die Erziehung der Töchter aus den höheren Ständen; das andere für die Heranbildung der bürgerlichen Jugend; — die Eröffnung einer Tagſchule in der Stadt ſelbſt — zum Beſten der Armen iſt ein dringendes Bedürfniß; dieſelbe würde als eine Filiale dieſes Hauſes betrachtet werden; hätten wir ein zahlreicheres Lehrperſonal, ſo würden ſchon Schritte geſchehen ſein zu dieſem Zwecke, indem man einſtweilen ein Haus miethen könnte; es iſt in dieſem Lande höchſt ſelten, daß ſich eine fähige Lehrkandidatin meldet; wir haben ſchon mehrmals die Erfahrung gemacht, daß ſolche Töchter, welche eine beſondere Zuneigung für die Schule oder die Lehrerinen zu erkennen geben, plötzlich hinweggenommen wurden, aus Furcht, es möchten dieſelben unſere Lebensweiſe erwählen; der Europäer in Indien denkt nur auf Wohlleben, Bequemlichkeit, und wie er ſich bereichern könne; das Heilsgeſchäft betrachtet er als Nebenſache; ich habe Gelegenheit, im Sprechzimmer nicht wenige Katholiken kennen zu lernen, die ſich nur aus zeitlichen Intereſſen für Proteſtanten ausgeben; ohne katholiſche Lehranſtalten würden auch ihre Kinder dieſem verderblichen Indifferentismus anheimfallen! Vor ungefähr 8 — 10 Jahren war es etwas Seltenes, einem Europäer zu begegnen; heut

zu Tage aber, insbesondere seit Einführung der Eisenbahn, hat Alles eine andere Gestalt bekommen, so auch hat die wissenschaftliche Bildung in jeder Beziehung einen viel höheren Standpunkt erreicht.

Möchte es mir schließlich erlaubt sein, Euer Excellenz die demüthige Bitte zu Füßen zu legen, eine neue Reisegesellschaft missionsbegieriger Individuen mit Mitteln auszustatten, welche reichliche Zinsen tragen im Buche des ewigen Lebens; die gegenwärtigen Kriegsunruhen, mit denen unser liebes Vaterland heimgesucht ist, geben freilich wenig Hoffnung auf Unterstützung; — dennoch verzagen wir nicht, — sondern im Hinblicke auf die unübertreffliche Güte und unveränderte Wohlgewogenheit Euer Excellenz und der Central-Direktion des Ludwig-Missions-Vereins, von deren Begünstigung das Gedeihen unserer Mission abhängt, geharret vertrauungsvoll und zeichnet sich mit tiefster Hochachtung und Verehrung

Euer Excellenz

unterthänigst dankbarste Dienerin

M. Angela Hoffmann,
Oberin.

St. Mary's Convent Allahabad,
6. September 1866.

Ueber den in diesem Briefe erwähnten Tod des Missionärs P. Raphael Schechtl wird uns von freundlicher Hand folgende Notiz mitgetheilt, die für Viele von Interesse sein wird, da P. Raphael ein geborner Bayer war.

„Ich hätte Ihnen schon," schreibt man unterm 30. Dezember vor. Js. aus Patna, „lange schreiben sollen, um Ihnen etwas Näheres von dem guten Vater Raphael zu erzählen; allein der hochw. Vater Anton sagte mir, er habe Euer Hochw. von seinem Tode schon benachrichtiget. Weil aber der Vater Raphael eine besondere Liebe zu Ihnen hatte,

und es sein Wunsch war, so will ich es nicht unterlassen, wenn auch spät, Ihnen über seinen Tod Einiges mitzutheilen. Der gute Vater war schon mehrere Jahre nicht mehr bei guter Gesundheit, aber er gönnte sich in seinem unermüdeten Missionseifer keine Ruhe, noch weniger eine Bequemlichkeit. Die ganze Zeit, welche er in der Mission zubrachte, hatte er immer die ärmsten und schwierigsten Posten zu versehen; doch, schrieb er in seinem letzten Briefe, sein gegenwärtiger Posten sei der allerschwerste, er werde es nicht aushalten. Er war nämlich auf derselben Station, welche unserm hochwst. Bischofe das Leben kostete. In dieser Station war weder ein Priester, noch eine Kirche; der gute Vater hatte die Sorge, die Kirche zu erbauen, allein mit was? Er ging, so zu sagen, von einer Person zur andern betteln, aber es waren nur wenige Christen da; mithin war auch wenig zu hoffen. Er schrieb mir noch einige Tage vor seinem Tode, sein Herz sei ganz gebrochen, denn es sei ihm nicht möglich, den Bau der Kirche fortzusetzen, indem er selbst Hungers sterben müßte, wenn er nicht noch einige Gulden von seinen früheren Stationen hätte. Dieser Brief kostete uns viele Thränen, und gerne hätte ich seiner Noth in etwas abgeholfen, allein es war mir auch unmöglich, denn wegen der herrschenden Hungersnoth hatten auch wir oft nicht das Nöthige. Noch gingen wir mit dem Gedanken um, wie zu helfen, als plötzlich noch am späten Abende ein Telegramm an uns kam, wir möchten doch einen Priester schicken, Vater Raphael könne jede Minute sterben. Dieses war eine große Trauer für uns, denn er war noch der einzige deutsche Priester im fremden Lande. Obwohl viel gebetet wurde und viele Thränen um Erbarmung zum lieben Gott geschickt wurden, damit er ihn uns noch einige Zeit schenken möchte, hat es dem lieben Gott in seinen unerforschlichen Rathschlüssen gefallen, ihn von dieser Erde hinweg zu nehmen. Nach einem kurzen Krankenlager gab er seinem Schöpfer seine Seele mit vielen Tugenden geschmückt wieder zurück. Sogleich nach seinem Tode kam ein Herr zu uns, um die traurige Nach-

richt zu bringen. Er liebte den Vater ungemein, daher war es ihm aber auch nicht möglich, sein Sterbelager zu verlassen, bis er seine edle Seele aushauchte. Dieser Herr erzählte mir unter vielen Thränen, er habe noch nie in seinem Leben eine solche Armuth gesehen, er hatte nicht einmal ein Bett, sondern er lag auf ein wenig Matten, mit einem Kissen; dieses war alles, was zu finden war; denn er wohnte in keinem Hause, sondern nur in einem Zelte, welches der schrecklichen Hitze, dem Wind und Regen ganz preis gegeben war.

Der gute Vater war trotz aller seiner Leiden ganz zufrieden, allein er wird auch einen großen Lohn, wie wir sicherlich hoffen, empfangen haben. Für uns ist sein Tod ein großer Verlurst; denn er trug zum Theil auch unsere Leiden.

Missionen von Afrika.

Apostolische Präfektur von Zanguebar.

Von der Küste Ajan bis zur Statthalterschaft Mozambique, zwischen dem 5° nördlicher und dem 11° südlicher Breite, dehnt sich ein weiter Landstrich aus, welcher mit dem Namen Zanguebar oder Land der Zangs bezeichnet wird. Zanguebar zerfällt in 6 Staaten, unter Häuptlingen, welche sich den Titel Sultan beilegen. Diese Staaten sind Quiloa, Zanzibar, Mombaza, Melinda, Berua und Magadoxo.

Seit vielen Jahrhunderten herrschten der Islam und der Götzendienst schon an diesen Küsten, als sich der General-Vikar von Saint-Denis (Insel Bourbon), Hr. Fava, von seinem Bischof dazu aufgemuntert, im Jahre 1859 entschloß, das Evangelium dorthin zu bringen. Die Insel Zanzibar wurde als der gelegenste Ort hiezu ausersehen. Hr. Fava, zum Vize-Präfekt ernannt, reiste daher gegen Ende des Jahres 1860 von Saint-Denis ab, und nahm zwei Priester der Kolonie, die HH. Jego und Schimpf, 6 Ordensfrauen aus der Gesellschaft der Töchter Mariens [1]), und einen Chirurgen der französischen Marine, den Herrn Abel Semann mit sich nach Zanzibar. Die Einwohner von Bourbon bewiesen ihre Theilnahme für dieses Unternehmen durch die Unter-

[1]) Die Kongregation der Töchter Mariä ist im Jahre 1845 durch den hochw. P. Le Vavasseur auf der Insel Bourbon gestiftet worden.

ſtützung desſelben mit Almoſen, während die Regierung der Kolonie 15,000 Franken für die Koſten der erſten Einrichtung beiſteuerte.

Um das Vertrauen der Eingebornen zu gewinnen, eröffneten die Miſſionäre zuerſt in ihrem Hauſe ein Spital für die Kranken, einen Verbandſaal, eine Apotheke, und Werkſtätten zur Erlernung einiger Handwerke. Später gründeten ſie auch eine Schule.

Von dieſer Zeit an dachte der hochwſt. Biſchof von Saint-Denis, deſſen Gerichtsbarkeit die Propaganda die neue apoſtoliſche Präfektur unterſtellt hatte, darauf, den Beſtand und die Entwicklung der Miſſion dadurch zu ſichern, daß er ſie einer religiöſen Genoſſenſchaft anzuvertrauen ſuchte. So übergab denn der hochwſt. Hr. Maupoint mit Zuſtimmung des heiligen Stuhles, im Jahre 1862 die Miſſion von Zanguebar der Kongregation des heiligen Geiſtes und des Unbefleckten Herzens Mariä, da dieſe Kongregation ſich ganz beſonders der Bekehrung der Neger widmet. Der hochw. P. Horner, welcher zum Obern der Miſſion ernannt war, kam den 16. Juni 1863 in Zanzibar an, und wurde vom Sultan ſehr gut aufgenommen.

Die Miſſion beſitzt erſt eine einzige Niederlaſſung, die von Zanzibar. Es handelt ſich nun darum, ſobald die Hilfsmittel es erlauben werden, noch eine zweite in Bagamoyo zu gründen. Dieſer Punkt, welcher das erſte Mal im Mai 1862 von den HH. Fava, Jego und Semann unterſucht worden war, wurde es im folgenden Jahr zum zweiten Mal von dem hochw. P. Horner. Es iſt uns über dieſe Reiſe ein Bericht mitgetheilt worden, deſſen Hauptzüge wir hier folgen laſſen.

Montag, den 3. Auguſt 1863, reiſte P. Horner auf einem arabiſchen Fahrzeug, welches Boutre [1]) genannt wird,

---

[1]) Boutre iſt ein Schiff von 30' Länge und 9' Breite, mit einem Hinterdeck von 6 Fuß bei einer Höhe von 2 1/2 Fuß. Die Mitte des Boutre iſt mit einem Dach von Kokosblättern gedeckt.

von Zanzibar ab. Ein anderer Missionär, Hr. Schimpf, vier Ordensfrauen aus der Gesellschaft der Töchter Mariä, und zwei Kinder begleiteten ihn. Hr. Jablonski, der Stellvertreter Frankreichs in Zanzibar, hatte der Karavane mit seiner gewohnten Güte einen Soldaten des französischen Konsulats zur Verfügung gestellt.

Unsere Ankunft in Bagamoyo, schreibt P. Horner, war ein Ereigniß. Kaum waren wir an's Land gestiegen, als zahlreiche Gruppen von Männern, Weibern und Kindern an das Ufer kamen, um uns zu begrüßen, und uns ihre Freude darob zu bezeugen, uns in ihrer Mitte zu sehen; denn sie wußten, daß wir zu einem Werke der Nächstenliebe kommen. Auf diese Bewillkommnungen antworten wir in saoueliſcher Sprache: „Jambo sana: Guten Tag, es geht gut; Bagamayo guema sana: es ist gut sein in Bagamayo; vatou hopa guema sana: die Leute hier sind sehr gut."

Ein Offizier, den wir bereits kannten, gesellte sich bald zu der uns umringenden Menge, und unter seinem Geleite hielten wir unsern Triumpheinzug in die Stadt. Wir waren von diesem Empfange tief ergriffen, konnten uns aber bei dem Gedanken, daß dieses Volk noch heidnisch war, eines Gefühles von Mitleiden nicht erwehren. Dessenungeachtet waren wir voll guter Hoffnung, denn es schien uns, als ob alle Lippen stillschweigend um uns her die Worte der heil. Schrift murmelten: Benedictus qui venit in nomine Domini; Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn.[1]) Ebenso wurde ich sehr gerührt, als ich sah, mit welcher Begierde diese guten Schwarzen das Kreuz betrachteten, welches ich als Missionär auf der Brust trug. Man hätte sagen mögen, daß von diesem Zeichen des Heils eine geheimnißvolle Kraft ausgehe, derjenigen ähnlich, welche einst von den Kleidern unsers Herrn ausgegangen war.

Wir gelangen endlich in die Stadt hinein; dieselbe bietet überall einen Anblick, der von großer Anmuth zeugt.

---

[1]) Joh. XII, 13.

Die Hütten sind von Lehm und mit Stroh gedeckt. Die Ordensfrauen nehmen von der für sie in Bereitschaft gesetzten Besitz, und wir schlagen den Weg nach unserer Wohnung ein, welche freilich nicht glänzend ist. Die Menge begleitet uns; sie will mit uns eintreten, und die Anzahl derjenigen, welche in unsere Hütte eindringen, wird so beträchtlich, daß wir fast nicht mehr athmen können.

Die Kunde von unserer Ankunft verbreitete sich sehr schnell in der Umgegend. Wir waren den ganzen Tag buchstäblich belagert, und unser arabischer Soldat, welcher die Besucher zurückweisen zu müssen glaubte, um uns ein wenig Ruhe zu verschaffen, ließ sich zu manchen Aufwallungen der Ungeduld hinreißen. Mehr als einmal mußte ich seine allzu kriegerische Laune mit den Worten des Erlösers herunterstimmen: Sinite parvulos venire ad me: Lasset die Kleinen zu mir kommen.[1]) Wohl sind das wirklich Kinder, große Kinder, auf welche man, wie man hoffen darf, einst auch die Schlußworte der Stelle wird anwenden können: talium enim est regnum Dei: denn ihrer ist das Himmelreich. Möchten doch diese Völkerschaften bald vom Lichte des Evangeliums erleuchtet sein, da sie schon jetzt ein Vorgefühl von dem Glücke zu haben scheinen, welches der Glaube ihnen geben wird! Wir sind bis zu Thränen gerührt worden, als diese Leute, nachdem sie uns genugsam betrachtet hatten, anfingen, uns allerlei zu bringen, der eine Kokosnüsse, ein anderer Eier, ein dritter Früchte. Diejenigen, welche uns nichts anbieten konnten, und doch zur allgemeinen Freude etwas beitragen wollten, zeigten uns seltene Vögel und andere Thiere, um wenigstens unsere Augen zu ergötzen.

Dieser Empfang dauerte bis 2 Uhr Nachmittags, und noch hatten wir nicht gefrühstückt. Isa, der Kommandant des Dorfes, merkte es, und ließ uns in Eile Kittenda's[2]) herrichten.

---

[1]) Markus X, 14.

[2]) Der Kittenda ist eine Art von Ruhebett, aus Fasern des Kokosbaumes, mit Matten bedeckt, und dient als Bett und

Kaum hatten wir unsere kleine Mahlzeit eingenommen, so kamen schon eine ganze Menge Kranke, von denen die einen am Aussatz, die andern an den Augen litten. Die Ordensschwestern verbanden den erstern ihre eiternden Wunden, und gaben auch den andern einige Arzneien. Alle waren lebhaft ergriffen, als sie sahen, wie wir die Nächstenliebe gegen Leute übten, die wir gar nicht kannten. Der Aussatz scheint an dieser Küste nicht so häufig vorzukommen, wie in Zanzibar; dagegen scheint die Augenkrankheit, welche augenscheinlich von der Brechung der Sonnenstrahlen auf dem weißen Sande herrührt, hier sehr allgemein zu herrschen. Ich war erstaunt, hier nicht so viele Krankheiten wie unter den Wendekreisen anzutreffen. Das Fieber ist hier selten, und hat keinen gefährlichen Charakter. Die Luft ist gut, rein und ziemlich scharf; während des August (der am wenigsten heißen Jahreszeit) waren die Nächte so kühl, daß wir uns, trotzdem, daß unsere Wohnung keine Oeffnungen hat, gut anzukleiden bemüssigt sahen. Was der Küste dieses gesunde Klima gibt, ist die regelmäßige Bodensenkung, welche den Gewässern einen leichten Abfluß zum Meere verschafft, und die Bildung von Sümpfen verhindert, deren Ausdünstungen Fieber erzeugen würden. Bagamoyo wird späterhin zu einem Genesungsaufenthalt für kranke Missionäre dienen können.

Die hiesige Bevölkerung ist gut, sanft, schlicht, dem Fetischdienst im Allgemeinen nicht sehr zugethan, und folglich für die christliche Gesittung empfänglicher. Man trifft in diesen Gegenden selbst einen gewissen Grad von Bildung, der Staunen erregt, und der in Zanzibar, wo die Schwarzen durch die Araber verdorben sind, nicht zu finden ist. In Bagamoyo sind die wenigen dort befindlichen Araber nur dem Scheine nach Muselmänner; daher haben sie auch nur zwei elende Moscheen aus Lehm und mit Stroh gedeckt. Fast

---

Stuhl. Unsere europäischen Hausgeräthe sind in diesen Gegenden noch nicht bekannt und im Gebrauch; der Kittenda ersetzt sie, selbst bei den Häuptlingen, alle. —

allé haben uns verſprochen, uns ihre Kinder zu ſchicken, ſobald wir eine Schule haben würden. Schon bei 6 Stunden gegen das Innere des Landes zu kommt das arabiſche Element unter den Niamueſen gar nicht mehr vor, wozu noch der Vortheil kommt, daß man auf einer ſehr großen Strecke längs der Küſte und gegen das Innere die nämliche Sprache reden hört. So bietet demnach, wie uns ſcheint, die Miſſion von Zanguebar den evangeliſchen Arbeitern nicht allzuviele Hinderniſſe dar, mit Ausnahme der angebornen Trägheit der Eingebornen, gegen welche ein langer Kampf nöthig ſein wird.

Noch am Abend unſerer Ankunft machten wir unter dem Geleite von Soldaten, welche der Kommandant uns bereitwillig zur Verfügung geſtellt hatte, einen Beſuch auf dem Lande, welches Hr. Fava für die Zwecke der Miſſion angekauft hatte. Dasſelbe bildet eine prächtige Hochebene von 12 bis 14 Morgen, 5 Minuten von der Stadt, und iſt mit einem Grünhag eingeſchloſſen. Es iſt da ganz hinreichender Platz für die Wohnung der Miſſionäre und Ordensſchweſtern, für Kapelle, Schulen und Spitäler. Glücklich diejenigen, welche die Pläne des vortrefflichen Hrn. Fava völlig verwirklicht ſehen werden! Noch glücklicher aber diejenigen, welche zuerſt die Fahne Chriſti auf dieſem Punkte des weitausgedehnten afrikaniſchen Feſtlandes aufpflanzen werden!

Der Boden dieſer Küſte ſchien uns ſehr fruchtbar zu ſein. Was würde er nicht alles erzeugen, wenn die Eingebornen nicht ſo träge wären! Alle ihre Anpflanzungen beſchränken ſich faſt nur auf Reis, Maniok, Bataten und Mais. Wir haben den Häuptlingen, in der Hoffnung, die Arbeitsluſt dadurch anzuregen, Bohnen, Erbſen vom Kapland, und Kartoffeln gegeben, alles Gemüſe, die ihnen völlig unbekannt waren. Beim Anblick dieſer ſo fruchtbaren aber brachliegenden Ebenen überkömmt einem unwillkürlich das Bedauern, hier keine europäiſche Feldarbeiter anzutreffen. Außerdem, daß ſie hier einen Wohlſtand finden würden, wie ſie ihn zu Hauſe nicht haben, könnten ſie auch durch das Beiſpiel ihres chriſtlichen Lebens zur Wiedergeburt dieſer Volksſtämme des

östlichen Afrika beitragen. Das Land gehört hier demjenigen, der zuerst davon Besitz ergreift. Die Neger dieser Gegend nehmen diese Besitzergreifung auf folgende Weise vor. Um ein Stück Land von einer gewissen Ausdehnung wird eine Hecke gepflanzt; hat diese zu treiben angefangen, so versammeln sich die Häuptlinge, und es wird in ihrer Gegenwart ein Zweig von der Umzäunung abgeschnitten. Dieser öffentliche Akt vertritt die Stelle aller in Europa gebräuchlichen Förmlichkeiten.

Am 5. August besuchte uns der Tschemador Sabor, der oberste Militärbeamte des Küstenlandes. Er war von seinen beiden Söhnen und einigen 40 Soldaten begleitet, die mit Säbeln und Flinten bewaffnet waren, und das weiße Gewand der Araber des Küstengebietes trugen. Sabor trug als Unterscheidungszeichen einen großen Mantel von schwarzem Tuch. Er drückte seine volle Befriedigung darüber aus, uns hier zu sehen, und fügte bei, daß er bald Zeuge unserer festen Niederlassung in dieser Gegend zu sein hoffe.

— „Ihr seid Sultane, sagte er zu uns, und wir werden immer zu euerer Verfügung stehen, um uns euch angenehm zu erweisen, euch im Nothfall zu vertheidigen, und euch den nämlichen Schutz angedeihen zu lassen, den ihr bei Seid-Magguid, dem Sultan von Zanzibar, gefunden habt. Wir begreifen, wie nützlich euere Anwesenheit für uns, unsere Kinder und Kranke sein wird."

Diese Worte waren bezeichnend im Munde eines so ernsten und gesetzten Mannes, wie Sabor, der gewohnt ist, die Schwierigkeit mit dem Säbel zu durchhauen. Nach den gewöhnlichen Komplimenten übergab ich ihm die Empfehlungsbriefe, welche der Sultan und der Gouverneur von Zanzibar uns bei unserer Abreise mitzugeben die Güte gehabt. Um die Feierlichkeit noch zu erhöhen, verordnete der Tschemador, daß die Verlesung dieser Art von Firmans auf dem eigenen Grund und Boden der Mission stattfinden sollte; und es wurden daher sämmtliche Häuptlinge des Landes zu einer Versammlung unter die schönen Mangobäume eingeladen, mit

denen unser Eigenthum besetzt ist. Hier wurden vor dieser Versammlung die obrigkeitlichen Schreiben in arabischer Sprache vorgelesen, welche in Uebersetzung also lauten:

Im Namen Gottes!

Den Häuptlingen von Bagamoyo, Gruß! Es werden unsere Freunde, die HH. Patres, Priester, aus Frankreich, zu euch kommen. Ich ersuche euch, dieselben geziemend zu empfangen.

Ich grüße Euch.

Seid Magguid.

Den 13. Safor 1280.[1])

Im Namen Gottes!

Dem Tschemador Sabor ben Mousafer (Sohn des Mousafer), Gruß! Unsere Freunde, die Herren Priester, werden zu euch kommen. Stellet ihnen immer alle euere Soldaten zur Verfügung, wenn sie spazieren gehen oder das Land bereisen wollen, damit ihnen Niemand schaden könne.

Seid Magguid.

Den 13. Safor 1280.

Die Briefe des Gouverneurs waren mit diesem fast wörtlich gleichlautend.

Der Eindruck, welchen diese Empfehlungsschreiben hervorbrachten, war der Art, daß die Häuptlinge den Kopf mit den Händen bedeckten unter dem Ausrufe:

— Ihr seid selbst die Häuptlinge und Könige des Landes; wir werden alles thun, um uns euch gefällig zu erweisen, und wir werden euch, wenn Ihr wollet, selbst auf unsern Köpfen tragen.

Dieses Anerbieten, uns auf ihren Köpfen zu tragen, ist bei ihnen der stärkste Ausdruck von Ehrfurcht und Achtung. Bei den folgenden Besuchen setzten sich die Häuptlinge immer zu unsern Füßen, auf die bloße Erde, während wir

[1]) Nach der arabischen Zeitrechnung.

auf den Kittenda's saſſen. Dieſe Ehrenbezeigung war uns anfangs peinlich; aber wir mußten uns ſolchen Ehren um ſo eher fügen, als wir dadurch dieſem Volke, welches nur nach dem Aeußern urtheilt, eine hohe Meinung von den Miſſionären Chriſti beibrachten.

Der folgende Tag, 6. Auguſt, das Feſt der Verklärung unſers Herrn, war für uns ein ſehr ſchöner Tag. Wir hatten das Glück, um 5 Uhr Morgens die hl. Meſſe auf dieſem Boden darzubringen, welcher ohne Zweifel eines Tages und vielleicht bald, unſere ſterbliche Hülle aufnehmen wird. Wie könnte ich all' die Freude und Hoffnung ausdrücken, die ich empfand, als ich das Opfer der Verſöhnung zum erſten Male an dieſem Orte darbrachte? Der tragbare Altar mit allem zur Feier der hl. Geheimniſſe Erforderlichen ſtand auf einem Kittenda, über welchen noch mein kleiner Reiſekoffer gelegt war. Welche Rührung bemächtigte ſich meiner, als der König des Himmels und der Erde in unſere arme Hütte herabzuſteigen ſich würdigte! Wie inbrünſtig bat ich ihn da, endlich dieſes unglücklichen Volkes ſich zu erbarmen, und demſelben die Verdienſte des auf dem Kalvarienberge vollendeten Opfers zuzuwenden! Ich bat ihn auch, unſerer Kongregation zahlreiche und entſchloſſene Arbeiter zu ſenden, und alle Mitglieder des Werkes der Glaubensverbreitung zu ſegnen und zu belohnen. Vorzüglich aber bat ich den göttlichen Erlöſer, mir einen Funken jenes Feuers mitzutheilen, welches ihn für das Heil der Seelen verzehrte, und mich mit jenem Opfergeiſte zu beſeelen, der den wahren Apoſtel ausmacht. Ich fühle mich außer Stande, die mich überſtrömende Freude zu ſchildern, als ich die heilige Meſſe auf dem ſchon beſchriebenen Altar, unter einem elenden Strohdache, in ſo weiter Entfernung von der Heimath, las. Ein einziger Augenblick dieſer innern Freude reichte hin, um 10 Jahre voll Trübſale zu vergeſſen.

Am Morgen desſelben Tages, 6. Auguſt, reisten wir ab, um den Fluß Kingani zu beſuchen. Hr. Speke, ein engliſcher Reiſender, war denſelben heraufgefahren in der Hoff-

nung, die Quellen des Nil zu entdecken.[1]) Unser Fahrzeug, 39 Fuß lang und nur 3 Fuß breit, war nichts als ein einfacher nach Landesart ausgehöhlter Baumstamm.

Mit Hilfe der Fluth konnten wir durch einen schönen Wald von Paletuviere (Wurzelträger) fahren, welche das Ufer des Meeres einsäumen, und nur im Salzwasser fortkommen. Die Fahrt zwischen diesen grünen Bäumen war angenehm; die einen von ihnen waren mit Blüthen behangen, die andern wiegten auf ihren Aesten Schaaren von Affen oder dickleibigen Meervögeln. Wir brauchten 3 Stunden bis zum Flusse, in welchem wir mehrere Gruppen von Flußpferden erblickten. Die Matrosen schärften uns ein, daß wir, wegen der Kaiman und Krokodile, die Hände nicht auf den Rand der Barke legen sollten. Der Kingani, 1800 bis 2100 Fuß breit, ist ein prächtiger Fluß. Seine Ufer sind gegen die Mündung hin mit schönen großen Bäumen eingefaßt, und geben der Landschaft ein großartiges Aussehen. Wir traten, um unser Frühstück ruhiger zu genießen, in einen Wald, in welchem wir die Spuren der Flußpferde sehen, die hier übernachteten und ihre Nahrung suchten. Nachdem wir einige Augenblicke ausgeruht hatten, schlugen wir auf unserer Barke den Weg nach Bagamoyo wieder ein. Aber die Ebbe machte unsere Rückkehr sehr schwierig; um wieder durch den Paletuvier-Wald zu kommen, mußten wir zuerst unsere Barke selbst vorwärts treiben, und hernach uns von unsern Ruderern, welchen der Schlamm bis an die Kniee reichte, tragen lassen.

---

[1]) Der englische Kapitän Speke erforschte in einer Reihe von Reisen (1858—1863) die ganze Aequatorialzone, von den Küsten von Zanguebar bis zu dem obern Nubien. Wenn er auch die Quellen des Nil auf eine sichere Weise nicht ermittelt hat, so hat er wenigstens den Ruhm, die Bahn gebrochen und die Lösung einer schon so viele Jahrhunderte schwebenden Frage vorbereitet zu haben. — Dieser unerschrockene Reisende, welcher allen Gefahren seiner kühnen Unternehmungen entronnen war, hat im September 1864 in England auf einer Jagdpartie den Tod gefunden.

Am folgenden Tage gingen wir nach dem Dorfe Kaoli, welches 2 Stunden von Bagamoyo entfernt ist, um dem Tschemador Sabor seinen Besuch zu erwiedern. Da wir diesen Weg zu Fuß und in voller Sonnengluth auf dem lockern Sande machen mußten, fühlten wir uns sehr ermattet. Dessenungeachtet wurde keiner von uns unwohl, was ein Beweis von dem gesunden Klima dieser Küste ist; denn in andern tropischen Gegenden würde man einen solchen Marsch ungestraft nicht machen können. Sabor hatte uns zuerst einige Soldaten, dann den Kommandanten von Bagamoyo entgegengeschickt, und zuletzt kam er uns in eigener Person mit seinem Gefolge entgegen.

Er zeigte uns die aus Stein gebaute Festung und wollte uns auch in seinem Saale empfangen; wir fanden aber zu unserer Ueberraschung nur ein kleines Zimmer, welches nach Landessitte keine andere Oeffnung als eine ziemlich enge Thüre hatte. Das Gemach war so dunkel, daß wir überall mit der Hand umhertasten mußten, um Sitze zu finden; denn wir waren ermattet. Nach einigen Minuten entdeckte das Auge, welches sich nach und nach an diese Dunkelheit gewöhnte, zwei Kittenda's, zwei Gewehrschränke und Säbel, welche von den Mauern herabhingen: das machte das ganze Geräthe dieses afrikanischen Empfangsaales aus. Es wurde uns Zuckerwasser und heißer Kaffee gereicht; das ist Brauch. Wir fanden den Kaffee bitter genug; gleichviel, er mußte bis auf den letzten Tropfen getrunken werden, wollten wir nicht gegen die gute Sitte verstossen. Die Unterhaltung war nicht sehr lebhaft, denn bekanntlich sind die Araber ziemlich wortkarg. Gegen elf Uhr wurden wir in ein anderes Gemach, eine Art Waffensaal oder Kaserne, geführt, welche aus Lehm gebaut und mit Kokusblättern bedeckt war. Es ging zum Mittagessen.

Im Augenblicke unsers Abschiedes ließ uns Sabor durch seine 2 Offiziere einen Papagei, ein Dutzend Hühner, einen Affen und zwei Ziegen zum Geschenk überreicheu. Wir erschöpften uns in Dankbezeugungen für den guten Empfang,

der uns geworden war. Einer der beiden Offiziere erhielt den Befehl, uns bis nach Bagamoyo zu führen, während Sabor selbst mit seinen Soldaten uns noch eine Strecke weit das Geleite gab, wobei er oft zu uns sagte: Masha la, Dank. Als der Augenblick unserer Trennung kam, befahl er den Tambouren, die Trommeln zu rühren, und zugleich ertönte eine Freudensalve. Diese Art von Begrüßung ist nur bei den feierlichsten Anlässen üblich.

Da ich eine so ausgesuchte Höflichkeitsbezeugung zu erwiedern wünschte, befahl ich unserm Soldaten, gleichfalls zu feuern, aber dieser hatte vergessen, sich mit Feuer zu versehen. Die auf dieser Küste gebräuchlichen Gewehre sind nämlich noch im Zustand ihrer ursprünglichen Unvollkommenheit: man muß erst eine Kokusschnur anzünden, welche als Lunte dient, und das Pulver mittelst einer Pfannfeder entzündet. Unser tapfere Zuave kam jedoch nicht aus der Fassung; er entdeckte in einer Tasche seiner Kleidung einen Stein, schlug einen Funken aus demselben, und konnte so stolz diesen feierlichen Abschied mit mehreren Schüssen erwiedern.

Bei unserer Rückkehr nach Bagamoyo kamen wir durch einen arabischen Friedhof. Die Gräber haben hier ein sonderbares Aussehen. Ueber jedem Grabe befindet sich ein Topf und ein Schöpfnapf aus gebrannter Erde, und in diese Gefäße legen die Lebendigen die Nahrung, welche sie den Todten regelmäßig spenden. Am Eingange der Grabeshöhle hängt eine kleine Lampe, welche bei gewissen Anlässen angezündet wird. Rings um die Einfassung des Grabes erblickt man auf dem Boden da und dort eine reichliche Menge völlig zubereiteten Reis. Die Vögel lassen sich denselben wohl schmecken, während die Araber sich einbilden, er werde von ihren verstorbenen Verwandten gegessen.

Am Tage nach der Heimkunft von unserer Reise nach Kaoli mußten wir wieder nach Zanzibar zurückkehren. Als wir auf einem Kahne vom Ufer nach unsern Fahrzeugen fuhren, bemerkten wir hinter uns eine dichtgedrängte Schaar Neger, und an ihrer Spitze den Kommandanten Isa. Alle

marſchirten im Waſſer, und folgten uns ſo weit, als der ſeichte Küſtengrund erlaubte. Nach der Betrübniß, welche ſie bei unſerer Abreiſe kund gaben, hätte man glauben mögen, daß ſie alte Freunde verließen. Sie beſtürmten mich mit Fragen, um beſtimmt den Zeitpunkt unſerer künftigen Niederlaſſung zu erfahren. Da ich ſelbſt nicht recht wußte, was ich ihnen antworten ſollte, ſagte ich nur: Sa ſa, bald. Damit waren ſie aber nur halb beruhigt. Dieſe guten Saouſeli bildeten ſich ein, daß die Stunde, in welcher wir ſchließlich unſer Zelt unter ihnen aufſchlagen würden, von mir allein abhänge.

Wir waren an Bord unſers Fahrzeuges angelangt, und mußten dieſem großen Landſtriche Afrika's Lebewohl ſagen. Wir haben denſelben allerdings nur mit betrübtem Herzen, allein auch mit der Hoffnung verlaſſen, denſelben einſt wiederzuſehen, um ihn, wenn nicht mit unſerm Blute, ſo doch mit unſerm Schweiße zu begießen.

Was die ſchon gegründete Miſſion von Zanzibar betrifft, ſo werden die folgenden Seiten, welche wir aus den letzten Berichten der Miſſionäre ausgezogen haben, ihren gegenwärtigen Zuſtand und die Gründe der Hoffnung für die Zukunft darlegen.

Auszug aus Briefen mehrerer Miſſionäre an den hochw. P. Schwindenhammer, Generalobern der Geſellſchaft des hl. Geiſtes und Unbefleckten Herzens Mariä.

I.

Der ſüßeſte Troſt des Miſſionärs beſteht darin, daß er armen verlaſſenen Seelen den Himmel öffnen kann, welche ohne ihn vielleicht für immer davon ausgeſchloſſen wären. — Vor noch nicht langer Zeit fand der hochw. P. Baur eines Tages vier unglückliche Sklaven, welche von ihren Herren als dienſtuntauglich auf den Todtenacker geworfen worden waren. Er nahm ſie bereitwillig auf und hatte die

Freude, ihnen die Taufe ertheilen zu können. Einige Tage darauf fand der nämliche Pater einen jungen, ganz mit Wunden bedeckten Menschen; später wieder ein junges Mädchen, das in das Feuer gefallen und von seiner Herrin auf die Gasse gesetzt worden war; ein andermal war es ein ganz mißgestaltetes, armes Kind, welches ein barbarischer Herr ohne Erbarmen verstoßen hatte. Die Missionäre haben übrigens in Zanzibar fast täglich die freilich traurige Genugthuung, solche Schätze zu finden. Ihre Briefe sind voll von dergleichen ergreifenden Zügen.

Erst gestern, schrieb der hochw. P. Horner am 16. Juli 1866, hörte ich, wie ich über den Todtenacker ging, ein klägliches Geschrei; ich erkenne in ihm eine menschliche Stimme, nähere mich und entdecke hinter dem Gebüsche einen ganz abgezehrten Aussätzigen, über und über mit Geschwüren bedeckt, wie Job auf dem Düngerhaufen.

Seit 5 Monaten, sagt er zu mir, bin ich hinter diesem Gebüsche verborgen, denn mein Herr hat mich hieher geworfen und Niemand will mich aufnehmen oder mir zu essen geben. Ich schleppe mich bis zu einem schmalen Fußweg, wo ich von Zeit zu Zeit einige Ueberbleibsel von Früchten finde, die mich vor dem Hungertode bewahren. Der Durst verzehrt mich, und Niemand will mir zu trinken geben.

Der Unglückliche ließ sich, ohne daß ich ihn zu bitten brauchte, nach unserer Wohnung tragen. Auf dem Wege dahin hörte man die Araber und Neger ausrufen: „Seht doch, wie gut die Weißen sind!“ So sagten einst auch die Heiden von den Christen: „Seht, wie sie sich lieben!“ Unser Aussätzige wurde getauft und starb bald darauf.

Eben sind 15,000 Sklaven in Zanzibar angekommen ... Es befindet sich unter ihnen auch eine beträchtliche Zahl von Kindern; gewöhnlich werden junge Knaben zu 25 Frcs., junge Mädchen zu 30 Frcs. verkauft. Wie viel Gutes ließe sich da erzielen, wenn man über hinreichende Mittel verfügen könnte! Dieser Schacher mit Menschen gibt den Missionären wenigstens Anlaß, viele Seelen zu retten. Aber

welcher Schmerz zerreißt unsere Herzen, wenn wir aus Mangel an Geld in die harte Nothwendigkeit versetzt sind, die Kinder, welche uns zugeführt werden, zurückweisen zu müssen!

Ich vernehme, daß in Mittelafrika eine große Hungersnoth wüthet, deren Ursache Wolken von Heuschrecken sind, welche die Ernten verheert haben. Sie herrscht in so hohem Grade, daß man einen Sklaven um fünf Maisähren kaufen kann."

II.

Das anziehendste gute Werk ist ohne Weiteres immer die Erziehung der Kinder. In Zanzibar werden 110 Waisenkinder, Knaben und Mädchen, von den Missionären oder von der Genossenschaft der Töchter Mariä erzogen. Alle diese Kinder, welche großentheils auf dem Markte von Zanzibar gekauft wurden, gewähren durch ihre Frömmigkeit und Anhänglichkeit an die Missionäre vielen Trost. Sie möchten ihr Glück mit recht vielen ihrer Landsleute theilen. So kamen sie eines Tages zu Hrn. Baur und fragten ihn:

— Vater, warum kaufst du nicht mehrere Kinder?

— Weil ich kein Geld mehr habe. Kaum habe ich noch so viel, um euch selbst von einem Tag zum andern ernähren zu können.

Und alsbald legten sie ihre kleinen Ersparnisse und Geschenke zusammen, und brachten eine Summe von 75 Frk. auf, welche sie im Triumph dem hochw. P. Baur überbrachten, und mittelst welcher dies Mal 3 neue Kameraden gekauft werden konnten. Wie ließe sich die Freude dieser armen Kleinen beschreiben, als sie sich so zärtlich gepflegt sahen? Hier ist es hübsch, sagten sie in rührender kindlicher Einfalt, hier ist es gut, ich will hier bleiben.

Die Werkstätten der Mission sind jetzt ziemlich gut eingerichtet. Der hochw. P. Baur hat eine mechanische Kreissäge und eine kleine Drehbank hergestellt, welche zur großen

Verwunderung der Araber in gutem Gange sind. Die Kinder lernen arbeiten, was eine Wohlthat für sie, wie eine Hülfsquelle für die sonst so arme Niederlassung ist.

Im Mai 1865 machten uns der Sultan und mehrere Prinzen seiner Familie einen Besuch. Der Sultan, welcher die neuen Werkstätten gar nicht kannte, besuchte dieselben mit lebhaftem Interesse, und befahl, daß alle nothwendigen Arbeiten zur Errichtung einer Kanonengießerei in unsern Werkstätten ausgeführt werden. Er scheint an den europäischen Erfindungen Geschmack zu gewinnen, denn er läßt eben zwei Dampfschiffe nach dem Muster desjenigen bauen, welches ihm der General-Gouverneur von Indien im verflossenen Herbste bei Anlaß seiner Reise nach Bombay geschenkt hat.

Neun Ordensschwestern besorgen das Spital in Zanzibar. Wir werden weiter unten sehen, welche Achtung dieselben bei den Europäern wie bei den Eingebornen genießen. Hier möge die Bemerkung genügen, daß der Sultan im Mai 1865 seine einzige Tochter, die zwölfjährige Prinzessin Camphoura, in Begleitung ihrer Tante und anderer Prinzessinen, auf einen Besuch zu diesen guten Ordensschwestern sandte. Dieselben werden auch bereits schon in die Häuser zum Besuche der Kranken gerufen. Jüngst waren sie so glücklich, zwei sterbende Kinder zu taufen. Was aber vor Allem die Muselmänner in Verwunderung setzt, ist der Umstand, daß die Ordensschwestern wie die Missionäre nicht darnach streben, Geld zusammenzuraffen. Möchten sie doch einmal den Werth der Seelen begreifen lernen, und einsehen, warum wir keinen andern Ehrgeiz kennen, als den, dieselben für Jesus Christus zu erobern! Der hochw. P. Horner brachte von der Insel Bourbon, wo er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gegen ein halbes Jahr verweilt hatte, den Hrn. Schiffschirurgen Lostolat Bakoue, mit sich, welcher von dem Gouverneur von Bourbon der Mission von Zanzibar zugetheilt wurde. Er ist ein sehr pflichteifriger Mann, welcher unserm Spital treffliche Dienste leistet.

III.

Die Mission erfreut sich der Sympathien aller Europäer, und besonders der französischen und anderer Konsuln, Katholiken wie Protestanten; ihre großmüthigen Unterstützungen, ihre zarten Rücksichten für die Missionäre sind der beste Beweis davon.

Der berühmte Erforscher des östlichen Afrika, Baron von Decken, besuchte, obwohl Protestant, doch jedesmal wenn er durch Zanzibar, den gewöhnlichen Ausgangspunkt seiner Reisen, kam, unsere Anstalten. Schon dem hochw. Hrn. Fava hatte er zwölfhundert Franken für die Kapelle gegeben. Bei seiner letzten Durchreise schenkte er den Kindern eine vollständige Sammlung von Zeichnungs- und Schreibheften, und dazu noch, was ihnen nicht minder angenehm war, eine Zauberlaterne. Er gab uns bei seiner Abreise noch verschiedene andere Gegenstände und eine Summe Geldes, die er uns als ein Zeichen der Dankbarkeit für die ihm geleisteten Dienste anzunehmen bat. Er hatte sogar die Absicht, uns später seine Dampfschaluppe zu überlassen, als ihn ein tragischer Tod überraschte. Möge soviel Großmuth den lieben Gott gerührt und seine Barmherzigkeit auf die letzten Augenblicke dieses berühmten Reisenden herabgezogen haben![1])

[1]) Baron von der Decken, ein Hannoveraner von Geburt, verfolgte seit 1860 mit energischer Beharrlichkeit die Erforschung des östlichen Afrika, südlich vom Aequator. Der Zweck seiner letzten Reise war die Erforschung des Flusses Dscheba, welcher fast unter dem Aequator mündet und zum Gebiete der Somali's gehört. Er war am 16. Juni 1865 mit zwei kleinen Dampfschiffen von Zanzibar abgereist und es war ihm gelungen, den Dscheba bis auf eine Strecke von 70 Meilen hinaufzufahren, als er sich an's Land zu steigen und sich von einem Theil der Bemannung zu trennen genöthigt sah, um Lebensmittel zu beschaffen und Erkundigungen einzuziehen. Da wurde er am 12. Oktober von den Eingebornen verrätherischer Weise überfallen, ermordet und in den Fluß geworfen, während zugleich mehrere seiner Gefährten, die zur Bewachung des Gepäckes zurückgelassen worden waren, das nämliche Schicksal theilten.

Im verflossenen Jahre übermachte der englische Konsul den Missionären eine Summe von 1250 Frk. von Seite des Hauses Nicoll von London, als Erkenntlichkeit für die Pflege, welche Angestellten desselben im Spitale von Zanzibar zu Theil geworden war.

Aber unser größter Wohlthäter ist ein französischer Kaufmann, Hr. Charles, der eigentliche Nährvater unserer Kinder. Zwieback, Wein, Mehl, alles hat er uns, und zum großen Theil unentgeldlich, während mehreren Monaten geliefert.

Da Erschöpfung und Krankheit den P. Steurer und F. Cölestin nöthigten, Zanzibar zu verlassen und nach den Seychellen zu gehen, so gewährte ihnen der englische Kommandant, welcher Protestant ist, freie Fahrt, erwies ihnen alle mögliche Aufmerksamkeit und zog sie während der ganzen Ueberfahrt an seine Tafel. Es waren auch mehrere katholische Matrosen an Bord. Sie waren von dem, was sie während der Mission gesehen hatten, so ergriffen worden, daß sie fünfunddreißig Franken zusammensteuerten und dieselben zum Loskauf von einigen jungen Sklaven überreichten.

Der hochw. P. Baur war am Fieber erkrankt. Sogleich machte Hr. Jablonski das Anerbieten, ihn bei sich, in einem Hause aufzunehmen, welches an der Küste liegt, wo die Luft gesünder ist. Der Sultan selbst ließ ihn an Bord seiner Fregatte bringen in der Hoffnung, daß die Seeluft die Kräfte des Kranken wieder stärken werde. Das ist übrigens nicht der einzige Zug vom Wohlwollen des Sultans gegen unsere Missionäre. Es fehlte unserer Kapelle wegen Mangel an Oeffnungen an frischer Luft. Fenster an derselben anzubringen schien unmöglich, denn dieselben wären gegen nahe Besitzungen und namentlich gegen eine Moschee gegangen, und das war ganz und gar gegen die landesübliche Gewohnheit. Aber der Sultan hob alle Hindernisse und stellte alle Vollmachten aus.

Wir wollen mit einem Zuge schließen, welcher zeigt, wie sehr die Araber bereits von ihrem Fanatismus gegen

unsere hl. Religion zurückkommen. Soldaten des Sultans hatten ein kleines kupfernes Kreuz gefunden, welches eine unserer jungen Christinen verloren hatte. Die Soldaten, welche dasselbe früher und anderorts mit Füßen getreten hätten, brachten es nun ihrem Herrn, welcher nichts eiliger zu thun hatte, als es den Missionären zurückzuschicken. Ist das nicht ein ernster Beweis der Ehrfurcht gegen das geheiligte Zeichen unserer Erlösung?

IV.

Die Versuche des Protestäntismus in Zanzibar sind nicht der Art, um die Entwicklung der katholischen Mission aufzuhalten.

Nach einer ziemlich langen Abwesenheit ist der anglikanische Bischof, Hr. Tozer, im Juni 1865 von den Seychellen zurückgekommen; die protestantische Mission in Zanzibar ist aber deßwegen nicht blühender geworden. Zwar erwartet er die baldige Ankunft eines Prädikanten, eines Diakons mit Gemahlin, und eines Schullehrers. Aber es sind vorab die Protestanten, welche wenig von dieser sogenannten Mission halten, welche sie mehr als eine Handelsniederlassung betrachten. Es gibt hier nur eine Mission, nämlich die katholische, sagte ein Protestant in Gegenwart eines Prädikanten. Und das ist in der That die allgemeine Ansicht der hiesigen Europäer.

Man wird sich demnach nicht mehr wundern, wenn schon die Schafe ihren Hirten bei seiner Predigt fast allein lassen. Vergangenen 24. Dezember kamen mit Ausnahme eines einzigen, alle Protestanten von Zanzibar in die katholische Kapelle, um der heiligen Messe um Mitternacht beizuwohnen.

Der einzige Engländer, welcher dabei gefehlt hatte, machte diese Unterlassung reichlich wieder gut. Noch am Weihnachtstage selbst sandte er dem hochw. P. Horner eine Summe von 275 Franken mit folgenden Worten: Zweihundert und fünfundsiebzig Franken für die französische Mission

mit der Versicherung der Hochachtung von Seite der HH. Fraser und Compagnie.

V.

Wir haben von den Töchtern Mariä gesprochen. Der Tod einer derselben bot der öffentlichen Meinung den Anlaß, sich kund zu geben, und das Leichenbegängniß glich beinahe einem Triumphzuge. Der hochw. P. Horner schreibt darüber unter dem 23. Jänner an seinen Generalobern:

Gott hat ein großes Opfer von uns gefordert, indem er die Schwester Maria, eine der Schwestern, welche uns bei der ersten Reise von Bourbon begleitet hatten, zu sich rief. Ein bösartiges Fieber, zu welchem eine Lähmung kam, hat uns diese treffliche Ordensperson nach bloß dreitägiger Krankheit entrissen.

Alle, Einheimische und Europäer, Protestanten und Katholiken, haben an diesem Verlust Antheil genommen. Ich sage nichts vom französischen Konsul, Hrn. Jablonski; denn dieser nimmt einen so innigen Antheil an unsern Freuden und Leiden, daß er bei der Nachricht vom Tode der Ordensschwester zu weinen anfing. Aber das Benehmen der Protestanten bei diesem Anlasse verdient hervorgehoben zu werden. Seit länger als einem Jahre hatten sich die Konsuln der verschiedenen in Zanzibar vertretenen Nationen schriftlich dahin verständigt, daß nur derjenige Konsul, unter welchem ein Verstorbener gestanden war, die Flagge aufhissen sollte, und das deßwegen, um alle Reibungen der nationalen Empfindlichkeit zu verhüten. Nun haben aber die Konsuln diese Uebereinkunft von freien Stücken außer Geltung gesetzt, und haben alle ohne Ausnahme ihre Flagge, und zwar tiefer als gewöhnlich, aufgehißt, sobald sie vernommen hatten, daß eine der Ordensschwestern gestorben sei. Und doch sind alle Konsule, außer dem französischen, Protestanten.

Der Admiral, welcher die englische Schiffsstation des Kap befehligt, befand sich zur Zeit gerade in Zanzibar; sofort verfügte er sich, in Begleitung des anglikanischen Bi-

schofs, zu dem französischen Konsul, und ersuchte denselben, uns an seiner Statt seine schmerzliche Theilnahme ausdrücken zu wollen. Er that noch mehr: er ließ auf den eben auf der Rhede von Zanzibar befindlichen englischen Schiffen die Trauerflagge aufziehen. Sogar der Bischof schloß sich der allgemeinen Theilnahme an und ließ während der ganzen Dauer der Begräbnißfeierlichkeit seine große Glocke läuten.

Diese Feier, welcher der französische Konsul in Amtskleidung, sein Kanzler, der Arzt der Mission, alle Franzosen und Portugiesen beiwohnten, wurde mit großem Gepränge abgehalten, und machte auf die Araber und Eingebornen einen sehr guten Eindruck.

Am Tage nach der Beerdigung machte uns der Sultan von Zanzibar mit zahlreichem Gefolge, wie bei den feierlichsten Anlässen einen Beileidsbesuch. Obwohl er selbst unpäßlich war, hielt er doch darauf, persönlich uns den Schmerz auszusprechen, den ihm dieser Todesfall verursachte.

Auch die Befehlshaber der Truppen wollten dem Andenken der bescheidenen Dienerin Christi ihre Ehrfurcht beweisen, und haben auch ihrerseits uns ihr Beileid ausgedrückt.

Bis jetzt bestand das Personal der Mission von Zanzibar aus drei Priestern, fünf Brüdern, alle Mitglieder der Gesellschaft des hl. Geistes und Unbefleckten Herzens Mariä, und aus neun Ordensschwestern aus der Gesellschaft der Töchter Mariä. Dieses Personal wurde jetzt durch zwei neuangekommene Missionäre vermehrt.

Man kennt die Zahl der über die ganze Ausdehnung der apostolischen Präfektur von Zanzibar zerstreuten Bevölkerung nicht; das ist ein noch nicht erforschtes Land. Die Stadt Zanzibar selbst hat 50,000 – 60,000 Seelen, und die ganze Insel 380,000. Zählt die Mission auch nur erst 150 Katholiken, so versprechen doch die guten Gesinnungen der Eingebornen, und die unbeschränkte Freiheit, welche die Missionäre genießen, wenigstens für die Zukunft bedeutendere Erfolge: schon das Jahr 1865 ergab 80 Taufen von Erwachsenen.

Missionen von Amerika.

Apostolisches Vikariat von Leavenworth-City (Kansas).

Anfangs 1851 wurden die Missionen unter den Potowatomiern und Osagen zu einem apostolischen Vikariat erhoben, unter dem Titel Vikariat im Osten der Felsengebirge, und unter der Leitung des hochwst. Hrn. J. B. Miège, aus der Gesellschaft Jesu.

Der neue Bischof wählte das Dorf St. Maria bei den Potowatomiern zu seiner Residenz. Sein Vikariat umfaßte bloß wilde Stämme; aber die bald folgenden politischen Veränderungen veränderten auch die religiösen Verhältnisse bedeutend, indem sie diese Ländergebiete der europäischen und amerikanischen Einwanderung erschlossen. Zufolge des Vertrages von 1854 zwischen den Stämmen und der Regierung der vereinigten Staaten wurde das von den Indianern besetzte Land in drei Theile getheilt: die zwei vorzüglichsten wurden der Regierung zugesprochen und bildeten die zwei Gebiete von Kansas und Nebraska, der dritte verblieb den eingebornen Stämmen. Dies war gleichsam das Zeichen zu einem eigentlichen Einfall, der, obwohl sein Zweck ein friedlicher war, dennoch von den Gewaltthaten einer Eroberung nicht frei war. In einem einzigen Jahre warfen sich mehr als fünfzig tausend Weiße auf die von der Regierung von Washington eingeräumten Landestheile, und begannen Städte zu gründen, Bauernhöfe zu errichten, und Fabriken zu bauen. Aber der Mangel an Gesetzen, oder die Unmöglichkeit, denselben Geltung zu verschaffen, überantwortete die neuen Gebiete der Zügellosigkeit, und schauderhafte Unordnungen befleckten den Anfang der Kolonisation.

Man begreift, welcher Gegenschlag hiedurch die katholische Mission treffen mußte. Indessen eröffnete sich für den Eifer der Missionäre auch wieder ein neues Feld. Es handelte sich nun nicht mehr bloß darum, den Wilden, welche durch den Schrecken vor den Weißen zurückgetrieben, von Schwert und Branntwein theilweise aufgerieben waren, das Evangelium zu verkünden, sondern es waren zahllose von allen Himmelsgegenden herankommende Schaaren, welche die Sorge der apostolischen Arbeiter in Anspruch nehmen mußten.

Da sich unter den Einwanderern eine schöne Zahl irischer und deutscher Katholiken befand, welche sich zumeist in der Umgebung des kleinen Dorfes Leavenworth-City ansiedelten, so schlug der hochwst. Herr Miège im Jahre 1855 seinen bischöflichen Sitz dort auf. Als bischöflicher Palast diente eine Hütte, und als Kathedrale eine hölzerne Kapelle. In Folge dieser durch die Ereignisse hervorgerufenen Uebersiedelung erhielt das apostolische Vikariat im Osten der Felsen-Gebirge den Namen Vikariat von Leavenworth-City. Das fortwährende Anwachsen einer immer in Bewegung begriffenen Bevölkerung, von der sich nur ein kleiner Theil um die schon bestehenden Ortschaften gruppirte, während der Rest sich über eine Menge einzelner Punkte zerstreute, machte die Ausübung des apostolischen Amtes sehr schwierig. Mochten die Missionäre immerhin zu Pferde dieses ausgedehnte Bisthum in allen Richtungen durchfliegen, sie vermochten ihrem Amte nicht zu genügen, ihre Zahl war mit der Bevölkerung nicht mehr im Verhältniß. Der hochwst. Hr. Miège bemühte sich, diesem Mangel abzuhelfen. Im Jahre 1858 konnte er drei von seinen Missionen den hochw. PP. Benediktinern übergeben, und im folgenden Jahre wurde auf sein Ansuchen der ganze nördliche Theil des Vikariats von Leavenworth abgetrennt, und aus demselben das apostolische Vikariat von Nebraska gebildet.

Das nämliche Jahr 1859 sah neben Ackerbauern und Handwerkern auch eine ungeheuere Anzahl Abentheurer nach Kansas strömen, welche die am Fuße der Felsengebirge ent-

deckten Goldminen anlockten. Da brachte die Geißel der Hungersnoth und dann die des Bürgerkrieges die unaufhörlich sich drängenden stürmischen Wogen dieser doppelten Einwanderung zum Stehen. Dank diesem zeitweiligen Stillstande und der Beihülfe zahlreicherer Missionäre vermochte der apostolische Vikar den Dienst der Missionsstationen regelmäßiger zu ordnen, und seit dem Jahre 1862 konnten alle Katholiken jährlich einmal besucht werden.

Das Vikariat von Leavenworth-City zählt gegenwärtig 15,000 Katholiken, 28 Kirchen oder Kapellen, 15 Schulen und 1 Kollegium, es wird von 24 Missionären, unter denen ein Eingeborner, besorgt. Die Zahl der österlichen Kommunionen belief sich im Jahre 1865 auf 10,000 und die der Bekehrungen auf 150. Im ganzen Umfange des Vikariats gibt es 25,000 Häretiker und 75,000 Ungläubige.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht über den geschichtlichen Gang der Mission wird man mit Interesse die nachfolgenden umständlichen Berichte lesen.

Schreiben des Herrn Defouri, General-Vikars von Kansas, an die HH. Mitglieder der Centralräthe des Werkes der Glaubensverbreitung.

April 1866.

Meine Herren!

Gestatten Sie einem armen Missionäre, welcher seit zehn Jahren in den Prärien Amerika's, am Fuße der Felsengebirge und unter den noch wilden Stämmen der Roth-Häute weilt, Ihnen seine Mühen und Leiden, wie seine geistigen Freuden und Tröstungen mitzutheilen.

Unser vierundzwanzig Priester arbeiten unter der Führung unseres ehrwürdigen Bischofs in diesem unermeßlich großen Vikariate von Kansas. Diese Priester-, Welt- und Ordensgeistliche sind Franzosen, Deutsche, Irländer, Belgier, Italiener, Amerikaner und Schweizer, fast so viele Nationen als Personen. Und dennoch herrscht fortwährend die brüder-

lichste Liebe im täglichen Verkehr von Männern, welche an Charakter und Gewohnheiten so verschieden, aber durch ein festes Band, das Verlangen Seelen zu retten, unter einander verbunden sind.

Die Verkündung des göttlichen Wortes, der Besuch unserer Katholiken, die Ausspendung der hl. Sakramente an die Kranken, die Erfüllung der letzten Pflicht gegen die Verstorbenen erfordern weite Reisen. Diese werden zu Pferd gemacht, bei Sonnenschein und Regen, Schnee und Frost, unter einem Klima voll der größten Gegensätze, das nordische Kälte mit tropischer Hitze vereinigt. Die Hitze steigt hier zuweilen bis auf 40 Grad, und die Kälte ist so heftig, daß der Missouri und Mississippi auf eine Tiefe von mehr als drei Fuß zufrieren. Der Wechsel der Temperatur ist in Kansas ein sehr rascher; ich habe denselben auf einem Farenheit'schen Thermometer beobachtet; in Zeit von elf Stunden fand ein Umschlag von 60 Grad von Hitze zu Kälte statt. Gestatten Sie mir, darüber einen unbedeutenden Vorfall anzuführen. An einem Wintertage, es war der 5. Jänner, ging ich auf Besuch zu einem Kranken, ungefähr zwei Stunden von Leavenworth. Es machte warm, der Schnee schmolz auf den Wegen, der Schweiß rieselte von meiner Stirne und doch war es erst 9 Uhr Morgens. Als ich Nachmittags wieder zurückkehrte, war alles anders geworden: ein Nordwest blies mit solcher Heftigkeit, daß mein Kinn erfror. Ein Vorübergehender machte mich darauf aufmerksam; alsbald wandte ich das im Norden allbekannte Mittel dagegen an, ich rieb den kranken Theil, bis der Blutumlauf sich wieder herstellte, und so kam ich mit dem Verlust der Oberhaut davon.

Aber wozu Sie, meine Herren, mit Dingen unterhalten, welche wir mit so vielen andern Missionären gemein haben? Wir leiden zweifelsohne Hunger und Durst, haben oft Mangel an allem; aber das ist nichts oder wie nichts, wenn man diese Entbehrungen mit den geistigen Freuden vergleicht, welche unser Volk uns gewährt. Ich will Ihnen dieselben in Kürze erzählen, und Sie mögen dann daraus auf unsere

Bedürfnisse schließen; die Freude ist nie ohne Leid; man freut sich über das Gethane, und seufzt über das, was man nicht zu Stande bringen kann.

Der Glaube macht in diesem Vikariate reißende Fortschritte, und die Christen werden darin zahlreich. Sie mögen dies aus folgender Thatsache schließen.

Als der hochwst. Hr. Miège den 15. August 1855 in Leavenworth ankam, wo er seine Residenz aufschlug, fand er nur neun Katholiken in der Stadt, und jetzt zählt dieselbe deren über fünf tausend. Dasselbe ist verhältnißmäßig in allen größern Ortschaften, wie auch in den Ebenen von Kansas der Fall. Ueberall findet man eifrige Katholiken, welche nur wünschen, die Religion ausüben zu können, in welcher sie entweder geboren zu werden das Glück hatten, oder welche sie nach freier Wahl angenommen haben. Wer vermöchte auszusprechen, welche Beklemmung das Herz des Missionärs beim Anblick so großer, so dringender Bedürfnisse ergreift, die er nur zur Hälfte befriedigen kann? Welche Freude, wenn der Priester, ihr geistlicher Vater, der geliebte Schwarzrock in ihrem Dorfe ankommt! Jeder drängt sich herbei; man will ihn sehen, begrüßen, ihm die Hand küssen, ihn in seine Hütte locken. Der Missionär redet zu ihnen aus der Fülle des Herzens, unterrichtet sie, lehrt sie den Katechismus, theilt ihnen als Belohnung Bilder oder Medaillen aus. Welches Glück für sie, wie für ihn! Aber auch andere Kinder warten auf ihn, er muß wieder abreisen. Betrübniß malt sich auf den Gesichtern, man verspricht sich für einander zu beten, und scheidet.

So verfließt das Leben des Missionärs in Kansas als eine fortwährende Mischung von Freude und Leid.

Die Frömmigkeit unserer lieben Kinder ist bewunderungswürdig. Was ich gesehen, was ich erfahren, das haben auch meine Mitbrüder gleich mir gesehen und erfahren. Werfen Sie einen Blick auf diese armen Wilden, diese Völkerschaften, denen gerade ihr Unglück ein Interesse leiht; denn schon morgen werden sie vielleicht nicht mehr vorhan-

den sein, so rasch werden sie durch Messer, Flinte, Branntwein vernichtet! Wie viele Hindernisse müßen da bei der Annahme des Glaubens überwunden werden! Der Wilde verzeiht niemals, das liegt so in seiner Natur, in seiner Gewohnheit, es ist ein Erbe seiner Väter. Er muß sich daher selbst überwinden, die Unbilden von Seite seiner noch heidnischen Brüder ertragen, um die Vorschriften des christlichen Gesetzes zu erfüllen. Und wer vermöchte ferner zu sagen, welchen Reiz dieses wandernde Fischer- und Jägerleben für den Wilden haben muß, der die Luft der Wüste einzuathmen gewohnt ist. Diese Wüste, sie bildet seine Habe, ist sein Leben; und dennoch verläßt er dieselbe, um sich dem Landbau zu widmen, um seine Hütte neben der kleinen ländlichen Kapelle aufzuschlagen, und hier Gott in der Einfalt seines Herzens zu dienen. Fügen wir endlich zu dem allem noch hinzu, daß diese gesammte Masse von Einwanderern, welche von allen vier Himmelsgegenden hieher kommt, welche ihn tödtet und beraubt, keineswegs geeignet ist, ihm einen hohen Begriff von unserm Glauben beizubringen. Und hiezu kommen noch viele andere Umstände, welche dem guten Willen des Wilden Hindernisse in den Weg legen. Aber, er überwindet alles, um die Taufgnade zu empfangen, und wenn das geweihte Wasser einmal über seine Stirne ausgegossen ist, so sehen wir in ihm das Wunder von der Verwandlung des Wolfes in das Lamm sich erneuern.

An Sonn- und Festtagen kommt er mit Frau und Kind zur Missionsstation, und wenn er weit her hat, schlägt er ganz nahe dem Heiligthum sein Zelt auf; hierauf bereitet er sich zum Empfange der Sakramente vor. Es gibt nichts Rührenderes als den Anblick, den diese arme Kapelle während des heiligen Opfers bietet. Mitten unter dem allgemeinen Schweigen ertönt plötzlich eine Stimme; es ist die des Vorstehers, welcher die Kommuniongebete verrichtet. Dann wird es wieder still; das Glöcklein erklingt, der Priester schlägt dreimal an die Brust. Alle erheben sich und nähern sich ernst mit ehrfurchtsvoll gefalteten Händen dem

heiligen Tische. Sie knieen nieder, es sind Engel, die den Thron Gottes umgeben. Dann kehren sie zurück, der Vorsteher verrichtet die Gebete nach der Kommunion, und alles wird wieder still. Die Messe ist längst aus, vielleicht schon eine Stunde, und immer noch kniet der Indianer auf dem bloßen Boden der Kapelle.

Ich las einst die hl. Messe in einer dieser Bretterhütten, welcher wir den Namen Kirchen zu geben belieben. Der Nord blies, und ein Schnee, fein wie Staub, drang überall ein, der Thermometer stand auf 18 Grad unter Null. Ein Teller mit glühenden Kohlen stand auf dem Altare, um die steifen Finger des Priesters wieder zu erwärmen und das Gefrieren des heiligen Blutes zu verhüten. Doch der Wind löscht die Lichter aus und droht die hl. Hostie wegzutragen. Die Wilden bemerken es; sie eilen herzu, schlagen Nägel in die elenden Bretter, welche den Altar umgeben, und ein Dutzend von ihnen ziehen ihre Kleider aus, und hängen sie zum Schutze des Altars an den Wänden auf. Bei diesem Anblicke erweitert sich mein Herz und eine Thräne kommt mir in das Auge. Sie traten an den Tisch des Herrn, die Glieder starr von Frost, aber das Herz glühend von göttlicher Liebe. Hienieden hatte ihre Andacht nur wenige Zeugen, droben haben die Engel sie eingeschrieben in das Buch des Lebens.

Soll ich Ihnen, meine Herren, auch noch von der Aermlichkeit unserer Altäre in so armseligen Kirchen etwas sagen? Doch Sie haben mich verstanden: wir haben nichts. Viele unserer Priester bedienen sich das ganze Jahre hindurch eines einzigen Meßgewandes von gelber Seide ohne Futter, und führen es in ihrem Reisesack mit sich. Unsere Kelche sind fast alle von Zinn oder Blei. Oft las ich die heil. Messe ohne anderes Licht, als das eines Stümpchens Baumwolle, welches in einem mit Fett angefüllten Teller stand. Von Kerzenstöcken wollen wir nicht reden, wir sind froh, wenn wir eine Flasche bekommen und eine Talgkerze darauf stellen können!

Und wie sollten wir auch die für den Gottesdienst nothwendigen Gegenstände anschaffen können? Ueberall müssen Kirchen gebaut werden; nun kostet aber ein Arbeiter täglich 20—25 Frkn., und so ist leider die Summe, welche Sie uns zuzutheilen die Güte haben, sehr bald verbraucht. Mehrere Ursachen haben zu dieser Sachlage zusammengewirkt. Es fehlt an Arbeitern, der Krieg hat dieselben in großer Menge dahingerafft, das Geld hat an seinem Werth verloren u. s. w.

Ich schließe, meine Herren, denn mein Brief ist jetzt schon zu lang geworden. Das, was ich Ihnen gesagt, wird Sie unser Elend hinreichend erkennen lassen. Kommen Sie uns doch zu Hilfe, wir haben es dringend nöthig; das Almosen, welches Sie uns spenden werden, wird dazu dienen, viele Schafe in den Schafstall zu führen, welche noch nicht in demselben sind, und welche für Sie beten werden. Indem ich daher im Namen meines ehrwürdigen Bischofs auf Ihre Nächstenliebe vertraue, habe ich die Ehre zu sein

Ihr gehorsamster und dankbarer Diener

Defouri,

General-Vikar von Kansas.

Wenn die Erziehung der Kinder in katholischen Ländern eines der wichtigsten Mittel zur Erhaltung des wahren Glaubens ist, so ist sie in den Ländern nicht minder unerläßlich, in welchen derselbe erst gepflanzt werden muß. Daher ist es immer eine der ersten Sorgen der Missionäre, Schulen zu eröffnen. Herr Defouri gibt in einem andern Briefe an die Centralräthe über die Schulen des Vikariats von Leavenworth einen umständlichern Bericht, den wir nachfolgend kurz zusammenfassen.

Unser Grundsatz, so schreibt Hr. Defouri, ist der, daß, wo sich eine Kirche erhebt, auch eine Schule errichtet werden muß. Und in der That, was könnten wir ohne eine solche ausrichten? Wie würde es uns gelingen können, diese größtentheils noch wilden Stämme zu gesitteten Menschen zu machen? Wir haben eine Anzahl von Schulen; einige

sind schon blühend, andere sind kaum im Anfang begriffen, alle bedürfen der Unterstützung.

Es gibt in Kansas öffentliche Schulen, welche von den Gemeinden mit großen Kosten unterhalten werden. Die Staatsverfassung, welche die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze ausspricht, schließt die Katholiken von diesen Anstalten nicht aus, welche wir übrigens als Bürger auch noch mit unserm eigenen Gelde mitunterhalten müssen. Aber sollen wir unsere Kinder in dieselben schicken? Können wir sie sogar mit gutem Gewissen dahin schicken?

Indem das Gesetz alle Religionen anerkennt, und allen Klassen von Bürgern den Zutritt zu den Staatsschulen gestattet, verbannt es ausdrücklich jede Art von Religionsunterricht aus denselben. Da haben wir denn also Kinder, welche in der Unkenntniß Gottes, ihrer Pflichten, und alles dessen, was zu wissen am nothwendigsten ist, erzogen werden! Und wie könnte diesem Unglück vorgebeugt werden, da wir diese Kinder kaum ein- oder zweimal des Monats zu Gesicht bekommen können?

Die religiöse Gleichgültigkeit ist indessen noch die geringere Gefahr in den Staatsschulen, es gibt eine noch weit größere. Trotzdem es den Schullehrern verboten ist, sich in der Schule mit Religion abzugeben, nimmt dennoch eine große Anzahl von ihnen gegen die katholische Religion eine feindliche Haltung ein. An einigen Orten, wo die Eltern, betrübt darüber ihre Kinder in der Unwissenheit heranwachsen zu sehen, dieselben in die Schulen schicken, sind diese Kinder den Spötteleien und Schmähungen der protestantischen Lehrer und Schüler ausgesetzt. Ihre Religion wird angeschwärzt, ihre Kirche verspottet, ihre Sittenlehre als ein Gegenstand des Abscheus dargestellt. Wie möchte der Glaube der Kinder solchen Angriffen gegenüber Stand halten können?

Endlich ist die Mischung aller Kinder, Knaben und Mädchen, in den gleichen Schulstuben, welche durch das Gesetz allgemein vorgeschrieben ist, eine Quelle von Uebelständen, gegen welche christliche Eltern nicht gleichgiltig sein dürfen.

So spricht denn der Glaube und die gute Sitte der Kinder gleichermaßen gegen den Besuch der Staatsschulen. Es liegt hier ein dringendes Bedürfniß vor, welchem wir abhelfen müssen. Aber die uns zur Verfügung stehenden Hilfsmittel reichen bei Weitem nicht aus. Unsere Katholiken bezahlen schon von Gesetzes wegen ungeheuere Summen, um Anstalten gründen und unterhalten zu helfen, die sie nach ihrem Gewissen nicht benützen können, und so sind sie denn in die Nothwendigkeit versetzt, für ihre Kinder auf eigene Kosten noch andere Anstalten zu gründen und zu unterhalten. Werden sie das im Stande sein, wenn Sie ihnen nicht zu Hülfe kommen?

Dieser Schwierigkeiten ungeachtet haben wir eine ziemlich große Zahl von Schulen gegründet. Erlauben Sie mir, nur von denjenigen in Leavenworth-City zu sprechen.

Die Karmeliten haben drei Schulen mit zusammen 250 Schülern. — Auch die barmherzigen Schwestern besitzen drei Erziehungs-Anstalten: 1) Ein Pensionat von 70 Töchtern. Unter dieser Zahl befinden sich nur zwölf katholische, die übrigen sind protestantisch. Dessenungeachtet werden die geistlichen Uebungen daselbst vorgenommen, wie wenn alle Zöglinge katholisch wären. Alljährlich bekehren sich viele von diesen jungen Töchtern und die andern legen ihre Vorurtheile gegen die Kirche ab. 2) Ein Externat, wo die Zöglinge eine kleine Entschädigung zahlen müssen. 3) Ein unentgeltliches Externat, welches sehr zahlreich besucht ist. Im Ganzen erhalten da mehr als 300 junge Mädchen eine christliche Erziehung. Diese guten Schwestern besorgen auch ein Spital mit 25 Betten, und ein Waisenhaus für 40 Kinder. — Die Deutschen haben eigene Schulen. — Auch die armen Neger wurden nicht vergessen; da die öffentliche Meinung sie von der Gesellschaft der andern Kinder entfernt hält, mußte für sie eine besondere Schule eröffnet werden. — Unser Seminar, zur Bildung junger Priester für dieses weitschichtige Bisthum, vervollständigt endlich die Uebersicht über unsere Anstalten in Leavenworth-City.

In unserm letzten Dezemberheft[1]) machte der hochw. Hr. Timon, Bischof von Buffalo (New-York) auf die gehässigen Mittel aufmerksam, welche in Anwendung gebracht werden, um die Seelen katholischer Kinder, welche in den Strafhäusern sich befinden, oder protestantischen Dienstherren preisgegeben sind, zu verderben. Hr. Defouri berichtet uns, daß in Kansas ähnliche Mittel angewendet werden, und überdieß noch mit einer solchen teuflischen Schlauheit, welche jeden Ehrenmann empören muß; denn es handelt sich um eigenmächtige, durch ehrlose Hinterlist angelegte Entführungen. Wir lesen hierüber in einem Briefe des Hrn. Defouri:

„ . . . Das Verfahren bei diesen Entführungen ist immer fast dasselbe. Eine mitleidige Person kommt in eine Straße der armen Stadtviertel, lockt die Kinder zu sich, theilt ihnen Zuckerwerk, Kuchen, Früchte u. s. w. aus, befiehlt ihnen, diese Leckereien mit ihren kleinern Geschwistern zu theilen, und ladet sie ein wiederzukommen. Das Kind geht voll Freude wieder hin; aber kaum ist es auf der Straße, so wird es unter dem Vorwande des Bettelns und Vagabundirens von den Polizeidienern abgefaßt. Alsogleich wird bei verschlossenen Thüren ein Verhör aufgenommen, die mitleidige Person wird als Zeuge gerufen, zeugt gegen das Kind, und dieses wird verurtheilt. Es wird seiner Bitten und Thränen ungeachtet fortgeführt und in ein sogenanntes Zufluchtshaus gebracht. Hier wird ihm sogar sein Name genommen, um so jede Erinnerung an seine Familie in ihm auszulöschen, und es vergessen zu lassen, daß es katholisch gewesen. Voll Todesschrecken sucht die arme Mutter ihr Kind überall, fragt von Thüre zu Thüre nach ihm; aber Niemand hat dasselbe gesehen. Zufällig kommt sie endlich auch zu dem Strafhaus; aber auch hier hat man das Kind ebensowenig gesehen . . . Ohne Trost und Hoffnung kann sie weiter nur seufzen, während ihr Kind fern von ihr in einer fremden Religion erzogen wird.

---

[1]) Annalen, 1866, S. 638 und 639.

Ich traf vor einiger Zeit einen ganzen Wagen voll solcher Kinder an, welche auf die eben genannte Weise protestantisch gemacht worden waren. Sie wurden in den Westen geschickt, um dort bei Bauern, mit denen man im Einverständniß war, in Dienst zu treten. Es waren mehr als dreißig solche Kinder.

Eines derselben, welches etwas zurückgeblieben war, weinte bitterlich. In der einen Hand hatte es ein kleines Messer, in der andern einen alten Ueberrock.

— He da, rief ihm der Wagenführer zu, was machst du denn da? Vorwärts! Der Wagen fährt gleich weiter.

— Ja, Herr!

— Ich will wissen, was du da machst, erwiederte dieser zornig.

Ach, Herr, meine gute Mutter hatte mir einen kleinen Ueberrock gemacht. Sie haben mir zwar einen bessern dafür gegeben, aber die Mutter hatte den alten mit einem ihrer Röcke gefüttert: das ist das einzige Andenken an meine Mutter, das mir noch geblieben.

Vorwärts, sage ich dir.

Und der wüthende Herr gab ihm eine Ohrfeige.

Das Kind antwortete nichts. Aber mitten unter seinem Schluchzen hatte es ein Stück aus dem alten Futter herausgeschnitten, und auf die Brust gelegt . . .

Dieser Fetzen Tuch wird es in den ihm bevorstehenden Kämpfen aufrecht halten, denn er erinnert es an seine Mutter.

Solches wagt man zu thun, selbst wenn eine Mutter bereit ist, ihr Kind zu schützen. Was wird man thun oder vielmehr, was wird man nicht alles thun, wenn die Eltern pflichtvergessen, oder die Kinder Waisen sind?“ Und wie sollte man nach all' dem nicht die größten Opfer zu bringen bereit sein, um Seelen zu retten, welche die Hölle uns zu rauben trachtet, und zwar durch so verabscheuungswürdige Mittel.

Jahresbericht des Hochw. Herrn Missionärs P. Franz Xaver Wenninger, S. J., erstattet an die Central-Direktion des Ludwig-Missionsvereins über die von ihm im Jahre 1866 in den Vereinigten Staaten Nordamerika's abgehaltenen Volks-Missionen.

Es gibt wohl kaum etwas, das mich an die Kürze eines Jahres, — an das Fliehen der Zeit — und an das Nahen der Ewigkeit so nachdrücklich erinnert, als die jährliche Mittheilung an den Hochlöblichen Ludwig-Missions-Verein über die von mir im Laufe eines Jahres abgehaltenen Missionen. — Es dünkt mich so kurz, seit ich das letzte Mal meinen Bericht eingesandt, und doch ist es bereits wieder ein Jahr. Welch' eine Mahnung für mich: Arbeite — so lange es tagt — denn es kommt eine Nacht, wo Niemand mehr arbeiten kann für das ewige Leben! — Ich begann das Jahr wie gewöhnlich mit meiner eigenen Retraite oder mit den sogenannten geistlichen Exercitien des hl. Ignatius. So wie ich dieselben wieder durchgemacht, fühle ich auch die wundervolle Kraft der Erneuerung des Geistes für das Ziel und Ende meines Berufes, in der Nachfolge dieses großen Kämpfers für die Verbreitung und Schirmuug des Reiches Jesu Christi auf Erden. Gewiß fühlt diesen Einfluß der geistlichen Uebungen eine jede Seele, welche dieselben mit Ernst und aufrichtigem Willen vornimmt; es sind dieselben aber überdies ein besonderes Mittel der Gnaden, welches die göttliche Vorsehung durch den hl. Ignatius, als Stifter, allen Genossen seiner Gesellschaft übergab, um den Kampf für Gott und das Heil der Seelen mit jener Entschiedenheit und jenem Seeleneifer durchzukämpfen, den besonders die Betrachtung von „den zwei Fahnen" im Herzen derjenigen erregt, deren besonderer Beruf es ist, nicht nur allein für das eigene Heil, sondern mit derselben Sorge und Anstrengung auch für das Heil des Nächsten alle Kräfte aufzubieten.

Ich begann demnach auch sogleich nach dem Schlusse meiner Geistes-Sammlung meine Missionsthätigkeit, und

theile darüber einen gedrängten Bericht mit. Ich wünsche, daß derselbe auch geeignet sei, das Interesse meiner geehrten Leser anzuregen, was übrigens nach einer so langen Reihe von wieder sich folgenden Berichten gerade keine so leichte Sache ist. —

Die Missionen, die ich gebe, sind nicht unter den Wilden und Heiden abzuhalten, sondern unter den Kindern der hl. Kirche, wo also trotzdem, daß für das Reich Gottes Großes und Wichtiges geschehen mag, der Bericht darüber des Frappanten und Außerordentlichen nicht in der Fülle bieten kann, als wenn es sich um Erzählungen handelt über das, was bei den Missionen unter den Wilden und Ungläubigen sich ereignet, wo alle äußern Umstände mehr den Reiz der Neuheit und des Ungewohnten an sich tragen. Indeß hoffe ich doch, daß wenn der Leser aufmerksam das ganze Bild der Ereignisse eines ganzen Jahres vor seinem Geistesauge vorüber ziehen läßt, er mit Trost und Erbauung diese Blätter durchlesen wird, um Gott mit mir für Alles zu danken, was die Allmacht seiner Hände zur Heiligung und Rettung seiner Kinder überall auf Erden wirkt, und namentlich hier in Amerika, in dieser sogenannten neuen Welt.

Die zwei ersten Missionen in diesem Jahre gab ich zu Viem Meil Kreek und zu Alexandria im Staate Kentucky in der Diözese Covington. Ich hatte da wieder Ursache zu staunen, mit welcher Anstrengung und Opferwilligkeit und mit welchem wirklich bewunderungswürdigen Eifer die Gläubigen hier in Amerika zur Zeit der Mission von Nah und Ferne durch Sturm, Schnee, Unwetter und Regen der Kirche zueilen, wo die Uebungen der hl. Mission vorgenommen werden. Es äußerte sich einst ein Pater, aus dem Orden der Franziskaner, der gerade von Deutschland kam, mit welchem Eifer man im alten Vaterlande den hl. Missionen beizuwohnen pflege. Er meinte, da müßte doch gewiß Amerika bei weitem nachstehen; allein er irrte sich. Ich kenne den Eifer meiner guten Landsleute, unter denen ich einst in Deutschland, oder richtiger zu sagen, in Oesterreich Missionen gab. Ich bewunderte auch dort und mit Recht den regen Eifer des

Volkes: doch ich habe in Amerika noch mehr Ursache, denselben zu bewundern und anzustaunen der großen Hindernisse wegen, die sich oft diesem Eifer entgegen stellen, ob dem äußeren Dienstverhältnisse und des Geschäftslebens wegen, besonders aber unter Ungläubigen ob der Beschwerden des Weges und der Entfernung. So war zum Beispiele gleich bei der ersten Station in diesem Jahre, da es mitten im Winter war, Alles mit Glatteis bedeckt, welches in Amerika im Winter an der Tagesordnung, in Deutschland hingegen eine Seltenheit ist. Die Gegend ist aber hier ganz uneben und hügelig, weßwegen das Gehen über das Glatteis doppelt beschwerlich ist. Als es aber gegen das Ende aufthaute, war ein so klebriger Boden, daß, als ich nur vom Pfarrhaus bis zum Missionskreuze ging, eine solche Menge des zähesten Lehmes sich an meine Schuhe anklebte, daß ich alle Mühe hatte, um diese kleine Strecke zurückzulegen, und scherzweise sagte, da eine solche Masse dieses zähen Stoffes an meinen Füssen hing, ich könnte jetzt wohl auch ohne Wunder über den Fluß Ohio gehen, der nicht weit davon fließt. Und nun haben Menschen auf solchen Wegen Meilen weit zur Mission zu gehen, und gehen doch, und durchziehen selbst im größten Dunkel der Nacht, die Wälder und Moräste. — Aber auch in den Städten ist der Eifer oft nicht minderen Hindernissen ausgesetzt, und dessenungeachtet kommen die Leute wohlgemuth und unverdrossen, und würden es im Gegentheil als die größte Buße ansehen, zu Hause bleiben zu müssen. Das ist in der That ein großer Trost für uns Priester und Missionäre, es ist aber auch zugleich ein sehr auffallender Beweis von der ganz eigenen und übermächtigen Gnade, welche diese Tage des Heiles zu begleiten pflegt. Denn nicht nur allein die Gläubigen, sondern selbst Ungläubige und berüchtigte Spötter der Religion fühlen in sich diesen ganz besonderen Ruf und Zug der Gnade, daß sie, wenn sie auch sonst vielleicht den Gottesdienst *nie* besuchten, nun dennoch und zwar oft mit nicht geringen Opfern, und mit Hintansetzung ihrer sonstigen Geschäfte kommen. —

Von Alexandria begab ich mich nach Aurora, einer Stadt in der Diözese von Vincennes. Es war eine gemischte Gemeinde, und somit gab ich daselbst die Mission sowohl in deutscher als in englischer Sprache. Ich kehrte von da zurück nach Kentuky, und zwar nach Covington selbst, dem bischöflichen Sitze, um in der Skt. Aloysiuskirche die heilige Mission abzuhalten. Es ist dies die dritte deutsche Kirche in Covington, welche, Cincinnati gerade gegenüber liegend, mit dieser Stadt nun gleichsam zu einer Stadt geworden ist. Es verbindet nämlich seit ein paar Monaten eine äußerst merkwürdige Drahtbrücke die beiden Ufer des Ohio, der beide Städte trennt. Diese Brücke soll die größte Spannung aller Brücken haben, die bisher auf Erden erbaut wurden. Sie ist in der That ein Meisterwerk ersten Ranges. Der Baumeister derselben ist Herr Röhlking, ein Deutscher. Es ist derselbe Meister, welcher die wundervolle Drahtbrücke über den mächtigen Niagara-Strom gerade unter den weltberühmten Niagara-Fällen erbaute. Wer hätte sich je gedacht, daß menschliches Genie und Energie so etwas zu leisten im Stande wären? Als ich nach Amerika kam, da besuchte ich die berühmten Fälle. Damals war nur ein Drahtsteg über den Strom gezogen. Es war nur ein sehr schwaches Gehänge; nur Fußgänger durften passiren, und jeder Luftzug brachte den leichten, schwebenden Drahtsteg zum Schwanken. Man fühlte sich auf demselben gar nicht sicher auf einer Höhe von ungefähr 200 Fuß über einer so grausen Untiefe. Hätte man mir damals, vor 19 Jahren, gesagt, daß man an eben diesem Platze über einer ähnlichen Drahtbrücke mit Lokomotiven und Eisenbahnzügen fahren werde, da hätte ich mir wohl denken können, daß das Ende der Welt früher herankäme, als daß Menschen so etwas zu leisten im Stande wären, ja selbst nur ernstlich daran dächten, so etwas auszuführen. Und dennoch — es geschah! Würde der Mensch denselben Muth, dasselbe Verlangen und dieselbe Entschlossenheit und Ausdauer in Dingen des Heiles bewähren, da gäbe es in der Welt fast nur Heilige, und Sünder

wären nur Ausnahmen; da wäre der Weg hinauf breit und der hinab — enge. Leider ist dem nicht so. Der Mensch leistet unglaublich Viel für das, was vergeht, und thut unglaublich Wenig für das, was einstens kommt und ewig bleibt. Und dennoch liegt das Heil der Ewigkeit so ganz in seiner Macht und in seinem Willen; hingegen das des irdischen Heiles nicht. Traurige Verblendung! Gilt das überall, so besonders hier in Amerika — in diesem originellen Lande des Schaffens. Durch diese Verbindung der drei Städte Cincinnati, Covington und Newport zählt man nun siebzehn deutsche große Gemeinden, mit großen und ansehnlichen Kirchen in einem geschlossenen Umkreise. — Und nun ist überdies die Einwanderung wieder sehr im Steigen! Von Covington begab ich mich nach Evansville, einer großen Stadt in der Diözese Vincennes. Ich nahm daselbst über zwanzig Protestanten zur hl. Kirche auf. Man kann den Eifer, welcher die Gemeinde zur Zeit der hl. Mission durchdrungen, auch aus dem Umstande entnehmen, daß die Leute nach dem Zeugnisse des Buchhändlers sich bei der hl. Mission Gebet- und Unterrichtsbücher im Werthe von 2000 Thalern angekauft. — Ich frage, wo geschieht so etwas in Deutschland? Ja wohl, Amerika hat auch seine guten und empfehlenswerthen Seiten, und ich weise gerne auf dieselben hin, da es so oft geschieht, daß man auf die schwachen und wunden Seiten Amerika's und oft auch mit Uebertreibung hinweist. Auch zu Evansville wurde soeben eine zweite deutsche katholische Kirche in Angriff genommen. — Ostern feierte ich bei den Hochwürdigen Vätern Benediktinern in der Skt. Josephskirche zu Covington. Es ist dies eine der vielen Colonieen der eifrigen und tüchtigen Väter Benediktiner von Skt. Vincenz. Abt Wimmer, der Gründer dieser Abtei und dieses Mutterhauses, gehört gewiß zu den thatenreichsten Männern der Neuzeit. Er entwickelte seinen Gründungsplan, der Amerika die geistliche Hilfe seiner Ordenspriester zuwenden und sichern sollte, mit großer Consequenz, Klugheit und Beharrlichkeit. Bereits sind von Skt. Vincenz aus diese würdigen Söhne des

hl. Benedikt in zahlreichen und sehr ansehnlichen Gemeinden in den Städten und durch das Land hin vertheilt. Sie sind selbst bis nach Kansas, Texas und Minnesota vorgedrungen, und haben im letzteren Staate sogar schon eine neue Abtei gegründet. Hoffentlich werden Kansas, Texas und Californien diesem Beispiele folgen, und so eine stattliche amerikanische Benediktiner-Provinz bilden, die bereits mit der Congregation der Benediktiner von Monte Cassino unter dem Titel: Congregatio Americano-Cassinensis in's Leben getreten ist. Die Wahl für den neuen Abt der Abtei von Skt. Cloud in Minnesota fiel auf den freundlichen, klugen und hochgeschätzten derzeitigen Prior von Skt. Vincent, einen gebornen Münchner, P. Seidenbusch.

Nach Ostern gab ich meine erste Mission in Newark, in der Skt. Marienkirche. Auch diese Gemeinde wird von den Benediktinern von Skt. Vincenz pastorirt. P. Oswald, damals Superior des Hauses, ist derzeit bereits nach Rom abgerufen, um dort dem Hause vorzustehen, welches der hochwürdigste Abt Wimmer bei seiner letzten Anwesenheit in Rom gegründet. Es werden daselbst von nun an immer eine Anzahl Cleriker die Theologie studiren, um an der Quelle aller kirchlichen Lehre und Autorität die Erkenntniß in Hinsicht auf das kirchliche Leben zu schöpfen. — Auch zu Newark nahm ich über 20 Protestanten zur Zeit der hl. Mission in den Schooß der hl. Kirche auf.

Von da begab ich mich nach Patterson; gleichfalls wie Newark in der nächsten Nähe von Newyork gelegen. Auch hier hatte ich den Trost, eine große Anzahl von Protestanten auf den Weg des Heiles zu leiten, und selbe mit der heil. Kirche zu versöhnen. Ich bemerke hier gelegenheitlich einen merkwürdigen und wichtigen Umstand. — Es bekehren sich nämlich in Amerika viele Protestanten und werden katholisch, doch nur sehr wenige Katholiken werden Protestanten. Das ist sehr selten der Fall. Die hier abfallen, haben dann gewöhnlich gar keinen Glauben, und geben im Leben Alles auf, was Religion und Kirche heißt. Leider gibt es deren nur zu viele.

Allein da ist dann doch noch immer die Möglichkeit und Hoffnung da, daß das spätere Alter, oder wenigstens das Sterbebett ihnen noch die Augen öffne, und sie wieder zur Sinnesänderung bewege. — Von Patterson begab ich mich nach Trenton, um dort ein Schisma niederzudrücken. Die Sache war leider schon so weit gegangen, daß die Schismatiker mit einem verirrten Priester an ihrer Spitze, sich vom Bischofe getrennt hatten, und zu einer unabhängigen Gemeinde constituirten. Indeß, sowie es mir einst in der Skt. Louisgemeinde in Buffalo unter dem Schutze Mariens gelang, dem Uebel Einhalt zu thun, so auch hier. Der Priester entfernte sich und that Buße, und ist durch seine traurige Erfahrung hoffentlich klüger geworden! Die Gemeinde aber ist nun eine der besten, unter der energischen und klugen Leitung des talentvollen, seeleneifrigen Dr. Gerber. —

Von Trenton aus begab ich mich in die Diözese Philadelphia, um in drei Gemeinden die Mission abzuhalten. Ich hatte bei dieser Mission die Gelegenheit, den Staat Pensylvania in seiner ganzen Schönheit, Größe und Wichtigkeit kennen zu lernen. Ich bereiste zwar diesen Staat bereits sehr oft, jedoch nur zumeist auf den zwei großen Pulsadern, auf den zwei Bahnen von Newyork nach Erie und von Philadelphia nach Pittsburg. Ich drang auch durch die Alleghany-Gebirge in das Innere des Landes. Allein in diesen Partien repräsentirt sich dieser Staat nicht wirklich so, wie er beschaffen ist. Man muß auch die Gegenden zwischen Newyork und Harrysburgh durchziehen, dann erst gewinnt man vom Staate Pensylvanien ein ganzes Bild — einen vollen Ueberblick; und dieser ist in der That überraschend. Da öffnen sich die reizendsten Thäler von den herrlichsten Strömen durchschnitten, die mit den Hochgebirgen im Hintergrunde nichts zu wünschen übrig lassen, um eine Gegend anmuthig, pittoresk und interessant zu machen. Dazu kommen die vielen Städte, Weiler und Landhäuser, nebst zahllosen Fabriken, belebt durch das regste Geschäftsleben amerikanischer Energie. Auch hier zeigt sich so recht die Macht des menschlichen

Willens, wenn es ihm Ernſt iſt, zum Ziele zu gelangen. — Eiſenbahnzüge fahren hinauf und hinab über Bergrücken oder werden mit Dampfkraft darüber gewunden. Dieſe kühnen Bahnen laufen von einer Bergſpitze zur anderen, getragen von 200—300 Fuß hohen Brücken. Vielen wird es bei ſolchen Luftreiſen bange, und ich kenne Prieſter, die ſolche Stellen bei Tage nicht paſſiren wollen, weil es ihnen ſchwindelt und ſie zu ſehr die Gefahr eines Unglückes befürchten. Mir war es im Gegentheil immer eine Art Vergnügen, über dieſe Höhen auf Eiſenbahnen zu fahren, weil es einen befriedigenden und erhabenen Eindruck ausübt, daß der Menſch die Natur in einer ſolchen Weiſe zu beherrſchen im Stande iſt, wenn er eigentlich *will*. Uebrigens iſt die Gefahr an ſolchen an und für ſich gefährlichen Stellen nicht ſo groß, als es auf den erſten Augenblick ſcheint. Denn eben weil an und für ſich Gefahr da iſt, ſo gibt auch der Amerikaner Acht und wacht, wo er ſonſt mehr den Waghals ſpielt und es zu leicht und ſicher nimmt. Die meiſten Unglücksfälle hier zu Lande ereignen ſich aus Mangel an Vorſicht und Behutſamkeit. — Zu dieſer Zeit gelang auch das Legen des atlantiſchen Kabels durch den Ocean. — Ich begrüßte auch dieſes Weltereigniß mit großem Intereſſe und Herzensjubel. Warum? Lag mir ſo viel an einer ſchnelleren Verbindung mit Europa? Nein, — das war es nicht. Was mich ſo ſehr erfreute, war der Beweis, was menſchlicher Wille zu thun im Stande iſt, wenn es ihm Ernſt iſt. Ich geſtehe, dieſes rieſige Anſtreben der Kinder der Welt, um ſich ihr irdiſches Leben ſo erfolgreich und ſo bequem als möglich zu machen, und ihre zeitlichen Wünſche zu realiſiren, iſt für mich immer eine ſehr beſchämende und doch zugleich ſehr ermunternde und kräftigende Predigt. Man möchte in der That ſagen, der bekannte Ausſpruch des hl. Auguſtin in Bezug auf das Beiſpiel der Heiligen laſſe ſich auch auf das Beiſpiel der Kinder der Welt anwenden; nämlich: Konnten es dieſe und jene, warum nicht auch ich? D. h.: Können die Kinder der Welt in ihrer Art für dieſe Welt ſo Staunenswerthes leiſten, warum nicht

auch wir in unserer Weise und für das Geschäft des Heiles? Also — das Kabel gelegt! — Ist das wirklich so? So ertönte es durch ganz Amerika. Ja wohl, sagte ich, und ich zweifelte auch nie, daß das Unternehmen gelingen werde. Freilich hieß es, als der erste Versuch mißlang: Narrheit, — so etwas kann nie gelingen — gebt es auf! Nein, sagte ich, man gibt das Unternehmen nicht auf, und das Werk gelingt. Man fragte, woher ich das wüßte. Ich antwortete wie im Scherz: Weil es so in der hl. Schrift geschrieben steht. Wie so — und wo? Ich antwortete: Da, wo die hl. Schrift vom Baue des babylonischen Thurmes spricht, da heißt es: „Ich kenne das Herz des Menschen, sprach Gott — sie geben es nicht auf." Nein, sobald der Mensch so vielen Schimmer der Hoffnung zum Gelingen erblickt, als der erste Versuch der Kabellegung gewährte, so war es genug, um dieses Unternehmen nie mehr aufzugeben, sondern alle Verbesserungen und Vorkehrungen zu treffen, auf daß es gelinge. Auch der zweite Versuch mißlingt; doch man gibt das Unternehmen nicht auf. Der dritte Versuch gelingt. — Da kam man auf den Gedanken, das alte Kabel zu suchen, das zerrissen in den Abgründen des Meeres lag. Dies schien ein noch größerer Unsinn. Und siehe, um Mitternacht wird es in der Tiefe erfaßt und an die Oberfläche gebracht, zusammengefügt und wirkt nun eben so gut, wie das dritte. Wer je über den Ocean fuhr, besonders wer denselben aufgeregt im Sturm gesehen, und über die, gleich wogenden Bergen sich aufthürmenden und überstürzenden Wogen im Schiffe sich anklammernd, die Wuth des Meeres erfahren hat, wie konnte der sich wohl denken, daß es Menschen je einfallen werde, zu sagen: „Lasset uns eine Telegraphenlinie durch diese Untiefen ziehen" und dies mit so großem Kostenaufwande?! Der Thurmbau zu Babel bis zu den Wolken schien mehr im Bereich der Möglichkeit zu liegen, als das Legen der Telegraphenlinie durch den Ocean; und dennoch, man dachte daran, man ging an das Werk — und es gelang. — Wollte Gott, wir Kinder der hl. Kirche würden

wenigstens die ohne unser Zuthun durch Christus vollbrachte Verbindung zwischen Himmel und Erde mit vollem Verlangen und rastloser Thätigkeit benützen, gewinnend alle die Vortheile der Gemeinschaft der Heiligen in der Kraft des Gebetes. Diese Telegraphenlinie durchzieht selbst die unermeßlichen Räume des Firmamentes, und für die Benützung desselben ist Jeder sein eigener Operator und diese Telegramme sind bereits alle bezahlt durch die unendlichen Verdienste Jesu Christi. Was ich hier soeben bemerke, ist eine Reminiscenz aus einer Predigt, die ich einst am Feste des hl. Patrizius in der Kathedrale von Milwaukee gehalten, wo ich mir zu meinem Thema die Behauptung und Nachweisung wählte, daß die Kirche alle Elemente der Civilisation in sich berge, und durch ihre Gnadenschätze alle Vortheile derselben unendlich überbiete.

Die drei Gemeinden, die ich in dieser amerikanischen Schweiz mit Missionen besuchte, waren Wilkesburre, Siranton und Danville. — Zu Siranton hatte ich den Trost, die Frohnleichnamsprozession mitten in dieser großen Stadt mit all' dem Prang und Freudenjubel zu begehen, mit welcher diese so erhebende Festfeier in Europa vorgenommen wird. — Die Lage der Kirche an einem ungemein großen Stadtplatze, gestattete die Entfaltung einer solchen Prozession in wirklich imposanter Weise. Die kirchlichen Fahnen und die Schaar der weißgekleideten, Blumen streuenden Jungfrauen, nebst den Chören einer ausgezeichneten Musikbande und gewählten Sängerstimmen, zogen die Aufmerksamkeit der heraneilenden Amerikaner auf sich und versetzten auch sie in festliches Staunen. Besonders aber wie erquickend, tröstend und segnend wirkt eine solche Festfeier auf die Herzen derjenigen, die vielleicht schon zehn und zwanzig Jahre lang sich in Amerika angesiedelt und noch nie das Glück gehabt, einer Frohnleichnamsprozession hier zu Lande beizuwohnen, an welche Festlichkeit sich oft unvergeßliche, theuere Erinnerungen aus der Jugend im alten Vaterlande knüpfen. Die Musikbande bestand nur aus Protestanten, die aber durch die erhabene Festfeier

so erbaut und begeistert wurden, daß sie mir Abends ein Ständchen brachten. Ich will hier einen kleinen Zwischenfall erwähnen, der beweist, wie selbst das unbedeutendste Ding zum Besten der guten Sache dienen und einem Missionär behilflich sein könne, um das Vertrauen und die Neigung der Herzen für sich zu gewinnen, damit die Menschen auch mit größerer Bereitwilligkeit den Mahnungen desselben ihr Ohr leihen und dieselben zu befolgen trachten. Als ich das Te Deum am Schlusse anstimmen sollte, da bemerkte ich, daß der Organist das „Großer Gott wir loben dich", welches die ganze Volksmenge mit Harmoniebegleitung singen sollte, in „G" einleitete, in welcher Tonart das Volk diese Dank-Hymne gewöhnlich singt. Allein die Stimmung der Blechinstrumente der Bande war „As". Das setzte den Chor in große Verlegenheit. Sie ahnten nicht, daß ich so etwas bemerken konnte, da es ihnen nicht bekannt war, daß mir Musik nicht fremd ist. Ich überging somit die Einleitung des Organisten und stimmte fest das Te Deum in „As" an. Da fiel der Musik ein Stein vom Herzen und sie bliesen das Te Deum „Großer Gott wir loben dich" mit einer Herzensfreude, wie wohl noch keine protestantische Musikbande dasselbe begleitete. — Am Schlusse sagten sie unter sich: Weil der Missionär das gethan, müssen wir ihm eine Serenade bringen. So thaten sie auch. Darüber machte der protestantische Pastor, der ganz in der Nähe des katholischen Pfarrhofes wohnte, natürlich große Augen, und es verursachte ihm gewiß auch keinen geringen Aerger. Vormittag vor seinem Hause die Frohnleichnams-Prozession, — und nun Abends in seiner Nähe vor dem katholischen Pfarrhofe eine solche Ehren-Demonstration. —

Ich hielt nun die Mission in Trenton ab, um die Wiederversöhnung dieser Gemeinde mit der hl. Kirche auf eine feste Grundlage zu stellen. Am Schlusse der Mission weihte ich zugleich das neue Gotteshaus derselben ein.

Von Trenton eilte ich in den fernen Westen. Ich machte die Reise dahin über Cincinnati. Was mich besonders bewog, nach Cincinnati zu gehen, war der Umstand der Gründ-

ung einer katholischen Kirche für die emanzipirten Neger. — Es ist unglaublich, wie bedauerungswürdig die Lage derselben ist, weil von katholischer Seite so wenig dafür gesorgt wird, daß diese verlassenen Seelen für das Reich Gottes gerettet werden. Methodisten und Baptisten ziehen Tausende und Hunderttausende an sich; scheuen keine Unkosten und keine Intriguen, um diese hilflosen Seelen in ihr Netz zu ziehen. So zum Beispiel sind in Cincinnati allein fünf öffentliche Schulen für die Negerkinder eröffnet und jedes Kind, welches diese protestantischen Schulen ein halbes Jahr besucht und beim Sonntags-Unterrichte erscheint, wird vom Kopf bis zum Fuße neu gekleidet. Von katholischer Seite geschah bisher noch nichts. Da sagte man mir, wenn ich 4000 Thaler zeichne, dann sollen die Neger ein Kirchlein und eine Schule erhalten. Ich that es im Vertrauen auf Gottes Vorsehung. Ich dachte an König Ludwig, und wirklich, meine Hoffnung wurde nicht zu Schanden. Der edelmüthigste und freigebigste aller Könige schickte mir 3000 fl. und das Werk begann und wächst heran. Hoch lebe König Ludwig! Der Dank von unzähligen Negern erhebt sich zum Himmel für den erhabenen Wohlthäter. Mögen Andere seinem energischen Beispiele folgen! Man sendet Missionäre nach Afrika fruchtlos und spendet große Summen, und hier wäre der Erfolg so gewiß und sicher. Das bedenke man wohl und öffne die milde Hand. Von Cincinnati reiste ich nach Wisconsin und hielt die Mission in drei Gemeinden. die erste in der Stadt Schyboygan, die zwei anderen am Lande, nämlich zu Skt. Rosa und Skt. Joseph, in der Nähe von Schyboygan. — Von da rief mich eine Angelegenheit ganz besonderer Art nach Milwaukee. Meine geehrten Leser werden sich zu erinnern wissen, daß ich mich entschloß, einige der durch die Auflegung der Reliquien des seligen Peter Claver vollbrachten wundervollen Heilungen nach Rom zu berichten, damit dieselben zur Heiligsprechung dieses großen Heiligen unter den Heiligen, wenn es so der Wille Gottes

ſein ſollte, dienen können. Rom verlangte den Bericht über zwei der auffallendſten Wunder. Ich ſandte fünf derſelben zur Auswahl. Rom bezeichnete zwei; nämlich erſtlich: die plötzliche Heilung einer alten Wittwe von 82 Jahren vom Krebs. Zweitens: die augenblickliche Heilung eines durch vier Monate gebrochenen Schlüſſelbeines und völlig gelähmten Armes. — Der Prozeß über den erſten dieſer Fälle ſollte nun um dieſe Zeit beginnen. Ich unterbrach deshalb meine Miſſionen und begab mich nach Milwaukee, um dieſem wichtigen Prozeſſe als Zeuge beizuwohnen. — Ein ſolcher päpſtlicher Prozeß wird, wie allgemein bekannt, mit ungemeiner Genauigkeit und Strenge und mit aller nur möglichen Vorſicht geführt. Eben deshalb kommt aber auch die Wahrheit des Wunders, wenn es wirklich ſtattgefunden hat, nur um ſo klarer an's Tageslicht und es wird zugleich aller Möglichkeit, Rom zu täuſchen, der Weg abgeſchnitten. — Solch' ein Prozeß wird vor einem geiſtlichen Gerichte abgehalten, bei welchem der hochwürdigſte Biſchof, als päpſtlicher Delegat, den Vorſitz führt und bei welchem Prozeſſe von Rom aus die Inſtruktionen über die ganze Weiſe des Vorganges und über alle zu ſtellenden Fragen ertheilt werden. Die feierlichſten Eide unter dem großen Kirchenbanne verbinden Alle, die bei dieſem Prozeſſe fungiren oder Zeugniß ablegen, zur Wahrheit und zu der Pflicht, den päpſtlichen Anordnungen Folge zu leiſten. Der mindeſte Umſtand, der dabei überſehen würde, kann die Giltigkeit des ganzen Prozeſſes umſtoſſen. — Alle dieſe Vorſchriften ſind mit einer Klugheit und Umſicht verfaßt, die Staunen erregen. Während des ganzen Prozeſſes iſt es den Zeugen und Mitgliedern des Gerichtes unter dem großen Kirchenbanne unterſagt, über die Verhandlungen des Prozeſſes zu reden, oder auch nur unter ſich das mitzutheilen, was ſie geſagt. — Ein ſolcher Prozeß dauert ungefähr drei Wochen. Hierauf werden die Akten durch einen eigens dazu beeideten Boten nach Rom gebracht. —

Von Milwaukee reiſte ich nach Miſchwaukee, eine Stadt der Diözöſe Fort-Wayne, um daſelbſt die hl. Miſſion abzu-

halten. Von da begab ich mich nach Baltimore zu dem großen National-Concilium. Ich reiste dahin als Theologe des hochwürdigsten Erzbischofs von Cincinnati. — Dieses National-Concilium ist das größte, das seit dem Concilium von Trient gefeiert wurde. Sieben und vierzig Bischöfe versammelten sich zu Baltimore, darunter sieben Erzbischöfe; nebstdem waren noch drei Aebte und hundert und zwanzig Theologen mit den Obern der verschiedenen Orden anwesend. Selbst das Concilium von Trient zählte bis zur 15. Session nicht so viele Bischöfe. Die Augen von ganz Amerika waren auf Baltimore gerichtet. Am Feste des hl. Rosenkranzes wurde das Concilium eröffnet. Die Seltenheit und Großartigkeit dieses Ereignisses zog auch von Newyork, Philadelphia und Washington Fremde herbei, die sich an der erhabenen und höchst erbaulichen Eröffnungsfeierlichkeit betheiligen wollten. Bereits um die Morgenstunden wurde Baltimore sehr belebt, und Alles strömte der Kathedrale zu. Der Zug der Prozession bewegte sich aus der bischöflischen Residenz durch zwei Strassen der Stadt bis an das Portal der Kathedrale. Es war eine Menschenmasse von ungefähr 20,000 Zuschauern versammelt. Man hätte Ursache gehabt, Unfug zu befürchten. Baltimore ist in dieser Beziehung in Amerika eine übel berüchtigte Stadt. Allein nichts der Art zeigte sich. Eine solche Entfaltung von kirchlicher Majestät war etwas, was die Andersgläubigen und Andersgesinnten geradezu verblüffte und in Staunen und Bewunderung versetzte. Während sonst Prozessionen, die hier sehr häufig aus politischen Gründen stattfinden, gewöhnlich mit Aufregung, Scandal und Lärm verbunden sind, bewegte sich diese Prozession unter Anstimmung von Psalmen und unter Voraustragung des erzbischöflichen Kreuzes langsam und feierlich vorwärts und gewann mit jedem Augenblicke an Interesse und imposanter Größe. Dem Kreuze folgten nämlich eine unabsehbare Schaar von Clerikern in weißem Chorgewande; hierauf gingen über 120 Priester in reichen Meßgewändern paarweise; diesen folgten die General-Vikare und die Oberen der

verschiedenen Orden in prachtvollem Pluvial-Ornate. Hiernach gingen die drei Aebte, dann endlich kamen die vierzig Bischöfe mit Inful und Stab und endlich zuletzt der apostolische Delegat und Präses des Conciliums, der hochwürdigste Erzbischof von Baltimore, mit voller Assistenz. Das herrlichste Wetter begünstigte die Feierlichkeit des Umzuges, und somit erstrahlte im vollsten Glanze der Goldschmuck mit Edelsteinen gemischt von den bischöflichen Infuln und Hirtenstäben und den sonstigen reich gezierten Meßgewändern. — Nicht nur waren während der Prozession die Straſſen und Plätze dicht besäet mit Menschen, sondern alle Häuser entlang dieser Straſſen waren bis über die Dächer vollgedrängt; selbst auf den Bäumen lagerten Schaaren von Schauenden. Der Anblick dieser Prozession wurde Tags darauf selbst in allen englischen Zeitungen als etwas über allen Ausdruck Majestätisches geschildert. Man sah es den Amerikanern an ihren Gesichtern an, wie ernst und tief die Bewegung war, die sich ihres Inneren bemächtigte. So etwas heute noch auf Erden zu sehen, war ihnen in der That ganz etwas Unerwartetes und Ueberraschendes. Sie meinten, die katholische Kirche sei in Hinsicht auf die geistliche Macht und den Einfluß der kirchlichen Hierarchie bereits von der Erde verschwunden; dies seien nur Reminiscenzen aus den Tagen des Mittelalters; und nun tritt ihnen dieselbe auf offener Straſſe mit einem Glanz und einem Bewußtsein ihrer geistlichen Machtfülle vor die Augen, die es ihnen deutlich merken ließ, die katholische Kirche gehöre nicht in die „Tempi passati", sondern sie sei in der That noch die Eine, unvergängliche und unerschütterliche Kirche, der Christus den Fortbestand bis an das Ende der Zeiten sicherte. — Viele der englischen Zeitungen gestanden das auch unumwunden ein, und gestanden offen, ein solches Ereigniß sei allerdings geeignet, Menschen zum Nachdenken zu zwingen. War der Zug durch die Straſſen schon so imposant, so war dies um so mehr der Einzug in die geräumigen Hallen der Kathedrale selbst. Ein Musikchor von über 100 Mitgliedern empfing dort die einziehende Prozession

und die 47 Biſchöfe und Erzbiſchöfe füllten das Sanktuarium. Die übrige Geiſtlichkeit nahm Platz in der Kirche an den für ſie bereiteten Sitzen. Die übrigen Räume der Kirche blieben für das Publikum. Nicht Jeder wurde eingelaſſen, ſondern nur Diejenigen, die Zutrittskarten empfingen. Das Gedränge wäre ſonſt zu groß und ſtörend geworden. Die Kirche wurde dennoch überfüllt. Der apoſtoliſche Delegat nahm auf dem Throne ſeinen Platz und das Pontifical-Amt begann. — Man wird es für den erſten Augenblick als eine Uebertreibung anſehen, wenn ich hier die Bemerkung einfließen laſſe, daß man bei dieſem Pontifical-Amt, unter Aſſiſtenz von 46 Biſchöfen und Erzbiſchöfen einen ſo erhabenen und feierlichen Eindruck genoß, wie kein ähnlicher Akt ſeit Jahrhunderten in Europa oder ſonſt auf Erden vor ſich ging. Allerdings übertrifft ein Pontificalamt in Rom vom hl. Vater ſelbſt geſungen, Alles, was ſonſt die Feier des hl. Meßopfers mit Ehrwürdigkeit, Heiligkeit, Majeſtät und Glanz umſtrahlt. Allein in Rom verſchwindet gleichſam vor der Hohenprieſterwürde des Papſtes jede andere. Die Biſchöfe erſcheinen nicht im vollen Ornate, mit keiner Auszeichnung von kirchlicher Jurisdiction; ſind nicht in Gold und Purpur, ſondern in Linnen gekleidet und dienen am Altare. Hier hingegen umgaben 46 Biſchöfe und Erzbiſchöfe im vollen Ornate und mit allen Auszeichnungen ihrer biſchöflichen Jurisdiction den Thron des päpſtlichen Legaten und erhöhten dadurch in höchſt impoſanter Weiſe die Majeſtät der Feier des heiligen Opfers. Dazu kommen noch alle die bei einem Concilium vorgeſchriebenen Ceremonien und Feierlichkeiten, die alle das Gepräge der erhabenſten Weihe und Andacht an ſich tragen. Die anweſenden Amerikaner von ausgezeichnetem Range, die zur Feier Zutritt erhielten, waren ganz Auge und Staunen; und wie lauſchten ſie, als der Erzbiſchof von Newyork die Kanzel beſtieg und die Einleitungsrede hielt Dieſelbe war auch in der That ein Meiſterwerk. Der Erzbiſchof ſprach mit einer Würde, Salbung und Kraft, daß man einen anderen Boſſue zu hören meinte; wenigſtens könnte Boſſuet bei dieſer Ge-

legenheit nichts Passenderes gesagt haben. Da der Newyorker Herald seine Stenographen nach Baltimore eigens gesendet und sich die ganze Rede des Erzbischofes noch an demselben Sonntag telegraphiren ließ, was denselben ein paar tausend Thaler kostete, so erschien dieselbe bereits des andern Tages in Newyork in den Spalten seines Blattes. Doch nicht nur konnte man diese Rede bereits Montags in den öffentlichen Blättern Newyork's lesen, auch die Redakteure von Baltimore, Philadelphia und Washington sandten ihre Stenographen in die Kathedrale, denen eine eigene Bühne, dem Musikchor gegenüber eingeräumt wurde. Die Stimmung des amerikanischen Volkes konnte nicht günstiger sein als sie es wirklich war; und diese Stimmung wuchs noch gewaltig zu Gunsten der katholischen Sache, durch die Art und Weise, wie das Concilium geführt wurde. Wenn hier die verschiedenen Sekten ihre Synoden halten, dann ist die Politik der vorherrschende Gegenstand ihrer Verhandlungen und bildet wenigstens die sogenannte Taste-Frage, durch welche die verschiedenen Meinungsparteien sortirt werden. Hier im Gegentheil sehen die Amerikaner die höchsten Würdenträger der katholischen Kirche von Nord und Süd, von Ost und West, von allen Enden der Vereinigten Staaten und zwar von einer Entfernung von über 5000 englische Meilen herkommen, weiter als von Europa nach Amerika, und siehe — auch nicht eine Spur von politischer Aufregung und Meinungsverschiedenheit machte sich bemerkbar. Dies veranlaßte die amerikanische Presse den protestantischen Predigern selbst öffentlich in den Zeitungen den Text zu lesen, die sich besonders zur Zeit der Kriegsunruhen durch maßlosen Fanatismus blamirten. Die Presse ertheilte diesen Preachern, wie man selbe hier im Englischen nennt, zu wiederholten Malen die Mahnung, sich an der katholischen Geistlichkeit ein Beispiel zu nehmen. Da seien wirklich Seelsorger versammelt, die den Geist des Christenthums besser zu würdigen verstünden, wie sie. Man kann sich vorstellen, mit welchem Zorn und Grimm eine solche Sprache die Schuldigen erfüllte. Sie

zögerten auch nicht, nach der Feier des Conciliums dasselbe mit Spott und Hohn zu bewerfen, und Alles als Heuchelei und Gleißnerei zu verschreien, um den günstigen Eindruck in den Herzen der Amerikaner wieder zu verwischen, oder doch, so viel sie konnten, zu verringern. Indeß, das denkende Publikum läßt sich hier zu Lande nicht am Gängelband führen, und es steht zu hoffen, der Eindruck, den die Feier des Conciliums in den Herzen so Vieler hervorgerufen, werde auch zum Heile Vieler nachhaltig bleiben.

Das Concilium währte zwei Wochen. Während demselben wurden die geheimen und öffentlichen Sitzungen des Conciliums ununterbrochen fortgesetzt, und jeden Abend hielt irgend ein Bischof in der Kathedrale eine Predigt an das Volk. —

Die Schlußfeier zog noch eine größere Volksmenge herbei, als die Eröffnung selbst. Eine große Polizeimacht wurde aufgeboten, um die Ordnung in den Straßen aufrecht zu erhalten. Doch es zeigte sich bald, daß diese sonst löbliche Vorsicht, nicht erforderlich gewesen. — Wie bei der ersten Festprozession, so war auch bei dieser letzten die Ehrfurcht, mit welcher die Menge bei dem Anblicke so vieler Diener Gottes und Würdenträger der Kirche erfüllt wurde, die beste Schutzwehr. Selbst der Präsident der Vereinigten Staaten, Johnson, kam von Washington und wohnte mit mehreren seiner hochgestellten Freunde der Feier des Tages im Dome bei. Ich war ganz nahe an seiner Seite. Die Feierlichkeit währte von 10 Uhr Vormittags bis gegen 3 Uhr Nachmittags. Präsident Johnson wandte seine Augen nicht ab von der erhabenen Scene, die sich ihm da vorstellte. Alles erinnerte so gewaltig an die Quelle der katholischen Einheit und der kirchlichen Obergewalt, die da aus dem Haupte der hl. Kirche zu Rom hervorgeht, und zu derselben auch wieder zurückkehrt. Daran erinnerte besonders die feierliche Unterzeichnung der Dekrete des Conciliums. Jeder Bischof nahte sich mit Inful und Pluviale bekleidet dem Altare und unterschrieb das auf dem Altare liegende Dokument. Dieser Akt

allein dauerte über eine Stunde. — Der Musikchor füllte die Zeit mit Aufführung von großen musikalischen, kirchlichen Produkionen aus, so daß man die Länge der Zwischenpause nicht einmal fühlte. Allein die hohe Bedeutung des Aktes fühlte Jeder, und die stellte sich in ihrer ganzen geistigen Größe den Augen des Präsidenten vor, so wie der ihn umgebenden Fremden aus Washington. Sie mußten es fühlen, auf welch tiefem und unerschütterlichem Fundamente die durch die Stürme von achtzehnhundert Jahren erprobte Autorität, die geistige Machtsphäre der katholischen Kirche ruhe. Sie mußten zugleich wahrnehmen, welch ein unermeßlicher Unterschied stattfinde zwischen ihren Verhandlungen und Entscheidungen, und zwischen dem Gebahren moderner Politik, wo Anmassung, Intriguen, Selbstinteresse und Bestechung die Hauptrolle spielen, und Macht und Erfolg für Ordnung und Recht zu gelten pflegen; aber wie dabei die leitende Gewalt auch nur auf dem Flugsand der öffentlichen Meinung gegründet stehe, die jeden Augenblick weichen und sich ändern kann. — Der Eindruck auf den Präsidenten war um so erwünschter, da Präsident Johnson seine beiden Söhne in dem Collegium von Georgetown, nächst Washington gelegen, erziehen läßt, und diese Erziehungs-Anstalt unter der Leitung der Väter der Gesellschaft Jesu steht. So wie das National-Concilium geschlossen war, reiste ich nach Philadelphia, und von dort nach Williamsport, um dem zweiten päpstlichen Prozesse beizuwohnen, der dort statt fand, um das zweite der erwähnten, durch die Auflegung der Reliquie des sel. Peter Claver bewirkte Wunder zu untersuchen. Ich predigte während dem Verlaufe dieses Prozesses in Williamsport, und später noch in der Alphonsuskirche und in der Kathedrale zu Philadelphia. – Hierauf begab ich mich nach Louisville in die Kirche der hochw. PP. Minoriten, und hielt daselbst die Uebungen der hl. Mission. Die Kirche daselbst ist hinsichtlich der Malerei eine der schönsten in Amerika. Seit Jahren schon versprach ich die Mission allda abzuhalten; endlich kam die Zeit. Die Frucht derselben war über-

aus groß. — Die letzte meiner Missionen in diesem Jahre hielt ich zu St. Bernard, in der Nähe von Cincinnati in der St. Clemenskirche, welche zugleich mit dem Noviziate der seeleneifrigen und unermüdlichen Tiroler-Franciskaner verbunden ist. Der ehrw. Orden dieser ausgezeichneten Patres in Tyrol, darf es sich gewiß zum Troste und zugleich zur Ehre anrechnen, seine Söhne in diesen Theil der Welt gesendet zu haben, wo dieselben mit so großem Segen und Erfolge arbeiten.

Ein Umstand machte bei dieser letzten Mission die Ertheilung des päpstlichen Segens besonders ergreifend und feierlich. Die Kirche besitzt nämlich als Altarblatt ein großes herrliches Gemälde, in München gemalt, welches den heiligen Clemens, den Schutzpatron der Kirche darstellt, wie Er die Hände segnend ausbreitet und dabei zum Himmel aufblickt. Aeußerst wenige Bilder der Heiligen gibt es, die befriedigen; denn es fällt schwer, Menschen als Heilige zu malen, und in ihre Züge einen Abglanz ihrer inneren Gesinnung zu legen. Bei diesem Bilde des hl. Clemens jedoch fühlt das Herz sich in der Nähe des Heiligen. Es traf sich, daß das vor dem Hochaltar auf einer Plattform erhöhte Missionskreuz sich gerade so hoch erhob, als der hl. Clemens über demselben seine Arme ausgestreckt hielt und segnend ausbreitete, und dabei zum Himmel aufblickt, so, als wäre Er es, der den päpstlichen Segen dem Volke ertheilen sollte. Ich bemerkte dies, bevor ich den päpstlichen Segen gab, und erinnerte die auf ihren Knieen liegende Gemeinde, daß der zu ertheilende Segen des hl. Vaters, eben der apostolische Segen sei, den Clemens als dritter Nachfolger des hl. Petrus einst vor achtzehnhundert Jahren den Gläubigen seiner Zeit ertheilte, und den Er auch heute noch durch mich vom Kreuze dieser, seinem Schutze vertrauten Gemeinde, ertheile. Es war ein höchst feierlicher Augenblick, und der Eindruck wird für die St. Clemens-Gemeinde gewiß ein unvergeßlicher bleiben. — Die Weihnachtsfeier beging ich auch dieses Jahr in gewohnter Weise

in Cincinnati in der St. Paulus- und Franciskus-Kirche. Es geschah jedoch dieses Jahr mit einer Unterbrechung. Ich hatte noch vor dem Schlusse des Jahres nach dem fernen Westen, nämlich nach St. Louis zu reisen. Es wurde daselbst am Sonntage in der Oktave der Weihnachtswoche die neue große Josephskirche feierlich eingeweiht. Ich predigte vor anderthalb Jahren dort bei der Grundsteinlegung derselben, wie sich vielleicht noch Einige meiner geehrten Leser entsinnen werden. Damals standen nach den Berichten der englischen Zeitungen ungefähr 20,000 Menschen am Platze versammelt. Ich sollte nun auch bei der Einweihung dieser prachtvollen Kirche die Abendpredigt, zur Feier des Tages, halten. Ich freute mich, das Werk so herrlich vollendet zu schauen. Die St. Josephskirche ist derzeit die größte in St. Louis. Sie ist im römischen Style erbaut, und faßt eine große Menschenmenge. Das wurde besonders am Tage der Einweihung offenbar, da die Kirchenbänke noch nicht in voller Zahl aufgestellt waren, die Kirche also doppelt, ja drei Mal so viele Menschen im Gedränge faßt, — als wenn eine große Anzahl von Kirchenbänken den Raum ausfüllt. Es wurden alle die vielen Vereine von St. Louis eingeladen, und sie kamen, von eben so vielen Musikbanden begleitet, herangezogen. Anfänglich wurde es blos den Vereinsmitgliedern erlaubt, mit ihren Prozessionen in die Kirche einzuziehen. Man hätte meinen sollen, wie man dieselben in unabsehbaren Reihen die Straßen heranziehen sah, es würde kein Fuß breit für die Uebrigen in der Kirche übrig bleiben. Doch siehe, als das Zeichen gegeben ward, daß alle Vereine bereits eingezogen waren und nun Jedermann eintreten könne, da strömten durch alle Thore Schaaren von Menschen in die Kirche ein, und die Kirche faßte dieselben! Da dachte ich mir: O ihr Engel und Heilige Gottes! was muß es für euch erst im Himmel ein jubelvoller Anblick sein, wenn ihr durch achtzehn Jahrhunderte fort und fort die Schaaren der Seligen durch das eröffnete Himmelsthor einziehen sahet, und wie groß mußt du selbst sein, schöner Him-

mel, daß alle die Tausende von Millionen dich nie zu überfüllen im Stande sind!

Es trug sich auch in diesem Jahre in St. Louis eine andere großartige katholische Demonstration zu, welche das Erstarken des katholischen Lebens in Amerika, und namentlich in St. Louis, auf eine imposante Art bestätigte, die den Andersgläubigen, und überhaupt den Amerikanern, großen Respekt einflößte. Der hochwürdigste Erzbischof von St. Louis, Richard Kenrik, feierte nämlich sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Bischof. Er verbat sich zwar alle äußeren Demonstrationen. Die Irländer, welche in St. Louis in eben so starker Zahl als die deutschen Katholiken sind, befolgten einfach den geäußerten Willen des Erzbischofs; allein der Deutsche, sagen die Amerikaner, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat, läßt sich so leicht nicht etwas verbieten; besonders wenn er meint, er habe recht. — So geschah es denn, daß die deutschen Katholiken einen Fackelzug anordneten. Ganz unerwartet rückte mit einem Male, am Vorabend des Jubeltages, die Prozession vorwärts die Straßen von St. Louis entlang zur Residenz des Erzbischofs. Es waren mehr als fünftausend Fackeln. Die ausgezeichnetsten Musikbanden begleiteten den Zug, bei welchem verschiedene Banner und illuminirte Glückswünsche getragen wurden, und brachten dem hochwürdigsten Erzbischofe eine Serenade dar. Der hochwürdigste Erzbischof redete die beglückwünschende Versammlung an, und 25 der prachtvollsten Raketen ließ man darauf vor der erzbischöflichen Wohnung in die Luft steigen. Die Amerikaner waren wie verblüfft. Wer sind die, hieß es? Die Antwort war: Das sind deutsche Männer, die dem Erzbischof ihre Huldigung darbringen. — Was, sind die alle katholisch? Ja wohl, hieß es. — Und alle deutsch? Gewiß; und was wäre erst der Fall, wenn sie alle gekommen wären, und die Irländer dazu? Da machten die Amerikaner und besonders die Politiker große Augen, denn sie merkten, wie stark die katholische Kirche bereits auf dem amerikanischen

Boden herangewachsen, und wie tief sie eingewurzelt sei. Möge Gottes Segen und Erbarmung das Werk seiner Gnade hier vollenden, dann könnte Amerika selbst dem heil. Vater einmal, wenn Europa denselben undankbar von sich weiset, eine würdige Heimat anbieten.

Ich feierte somit auch den Schluß des Jahres in der St. Josephskirche zu St. Louis mit Festpredigt und feierlichem Te Deum. Ich hatte Ursache zu danken. Es war für mich gewiß das merkwürdigste Jahr meines Lebens! — Warum? — Darauf im Himmel die Antwort!

Es lebe Jesus!

Franz Xaver Wenninger,
Missionär der Gesellschaft Jesu in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Cincinnati im Monat Januar 1867.

Abreise von Missionären.

Den 6. Juni 1866 verreiste von Southampton nach der Dominikanermission von Trinidad (englische Antillen) der hochw. P. Trouche aus dem Bisthum Aix, ehemaliger Prior der Klöster von St. Maximin und Dijon.

— Der hochwst. Herr Theurel, Coadjutor des hochwst. Hrn. Jeantet, apostolischer Vikar des westlichen Tong-King, hat sich vergangenen 19. Juni zu Marseille eingeschifft, um nach Tong-King zurückzukehren.

— Am gleichen Tage sind vier neue Missionäre aus der Gesellschaft der auswärtigen Missionen abgereist, nämlich:

Nach Saigon (westliches (Cochinchina):

Herr Karl-Adolph Tournier aus dem Bisthum Besançon.

Nach dem westlichen Tong-King:

Herr Eugen-Ludwig Beaujeau aus dem Bisthume St. Brieuc.

Nach Japan:

Herr Peter-Theophil Armbruster von Langres.

Nach der Prokuratur von Hong-Kong (China):

Herr Aime Villion von Lyon.

-- Vergangenen 5. Juli haben sich zu Havre nach der Mission von Kansas (Vereinigte Staaten), mit Herrn Defouri, Generalvikar, eingeschifft:

Die Herren: Eugen Bonocini, Priester aus dem Bisthum Modena;
Joseph Perrier, Priester aus dem Bisthum Chambery;
Felix Swambergh, Student der Theologie aus dem Bisthum Cambrai;
Ludwig Montal, Student aus dem Bisthum Puy.

— Auf demselben Schiffe sind 5 Ordensfrauen von St. Joseph nach Carondelet, Mission von Missouri (Vereinigte Staaten), abgereist. Sie heißen:

Schwestern: Maria Ephrem, geborne Berard, von Cellier;
Johanna Franziska, geborne Bochat, von Areche;
Maria Amalia, geb. Ducognon, von Granier;
Louise Alexis, geborne Dunand, von Thapelles;
Maria Piccini, Postulantin, von Albertville.

Alle diese Ordensfrauen sind aus dem Bisthum Tarentaise.

— Zehn Missionäre aus der Gesellschaft der auswärtigen Missionen haben sich den 19. Juli 1866 zu Marseille eingeschifft. Ihre Namen und Bestimmungsorte sind folgende:

Die Herren Rene Nikolaus Perreaux aus dem Bisthum Seez nach Siam;
Peter Anton Benedikt Janssone aus dem Bisthum Cambrai nach Massour;
Johann Franz Maria Poirier aus dem Bisthum Angers nach Japan.

Nach dem westlichen Cochinchina:

Die Herren Gilbert Bruillet aus dem Bisthum Lyon; Johann Mathias Fougerouse aus dem Bisthum Clermont.

Nach dem nördlichen Cochinchina:

Hr. Johann Baptist Maybre aus dem Bisthum Montauban.

Nach dem südlichen Tong-King:

Die Herren Alexis Tessier aus dem Bisthum Angers; Ludwig Pineau aus demselben Bisthum.

Nach dem westlichen Tong-King:

Die Herren Claudius Deux aus dem Bisthum Lyon; Jakob Schorung aus dem Bisthum Metz.

— Die Gesellschaft der auswärtigen Missionen hat am 19. August vor. Js. sieben neue Missionäre in den fernsten Osten abgesandt, was die Zahl der Mitglieder dieser Gesellschaft, welche im Laufe des Jahres 1866 abgereist sind, auf 33 erhöht. Es ist tröstlich zu sehen, wie die göttliche Vorsehung in dem Maße zahlreichere Berufungen zum Apostolate ergehen läßt, als die Kämpfe und Bedürfnisse der Kirche in Mitte der dem Götzendienste ergebenen Völker zunehmen.

Folgende sind die Namen der sieben Missionäre, welche verflossenen 19. August von Marseille abgereist sind:

Nach dem westlichen Su-Tschuen (China):

Die HH. Peter Theophile Xaver Maupoint, aus dem Bisthum Angers;

Eugen Cottin, aus dem Bisthum Belley.

Nach dem östlichen Su-Tschuen (China):

Die HH. Franz Maria Gourdon, aus dem Bisthum Angers;

Florian Anton Magnac, aus dem Bisthume Tarbes.

Nach dem südlichen Su-Tschuen (China):

Hr. Florentin Alexander Binet, aus dem Bisthum Bayeux.

Nach Yun-Nan (China):

Die HH. Joseph Alexis Dumont, aus dem Bisthum Verdun;
Plazidus Parguel, aus dem Bisthum Rodez.

— Verflossenen 2. August sind von Brest, an Bord des „Lafayette" acht Schwestern vom heil. Joseph (du Puy) nach dem Bisthum Savannah (Vereinigte Staaten) abgereist. Sie heißen:

Schwestern: Maria Sidonia Rascle, von Montfaucon; Maria Julie Rouffel, von St. Flour; Josephine Deleage, von St. Sigolene; Saint-Pierre Borie, von Bas; Clementia Freyssenon, von Dunieres; Maria Josepha Cortial, von Saint-Front; Celinia Joubert, von Felines; Julia Clotilde Arsac, von Lapte.

Inhalt der Lieferung 196.

Seite

Missionen Asiens.

Korea 105

China. Apostolisches Vikariat von Thibet . . . 117

Auszug aus einem Briefe des hochwst. Hrn. Chauveau, apostolischen Vikars von Thibet, an Hrn. Rousseille, Direktor im Seminar der auswärtigen Missionen in Paris 118

Indien. Apostolisches Vikariat von Jaffna. Brief des hochw. P. Bonjean, Oblaten der unbefleckten Empfängniß an die HH. Präsidenten und Mitglieder der Centralräthe des Werkes der Glaubensverbreitung 121

Bericht der Oberin der engl. Fräulein in Allahabad in Indien, Frau M. Angela Hoffmann, an Se. Excellenz den hochwst. Herrn Erzbischof Gregor von München-Freising 136

Missionen Afrikas.

Apostolische Präfektur von Zanguebar 146

Auszug aus Briefen mehrerer Missionäre an den hochw. P. Schwindenhammer, Generaloberen der Gesellschaft des heil. Geistes und Unbefleckten Herzens Mariä 158

Seite

Missionen Amerikas.

Apostolisches Vikariat von Leavenworth-City (Kansas). . 167

Schreiben des Hrn. Defouri, General-Vikars von Kansas, an die HH. Mitglieder der Centralräthe des Werkes der Glaubensverbreitung 169

Jahresbericht des hochw. Hrn. Missionärs P. Franz Xaver Wenninger, S. J., erstattet an die Central-Direktion des Ludwig-Missions-Vereins in München über die von ihm im Jahre 1866 in den vereinigten Staaten Nordamerikas abgehaltenen Missionen 179

Abreisen von Missionären 202

Der Ludwig-Missionsverein

[illegible]

CXCVII.

Missionen von Asien

China.

Es ist genugsam bekannt, daß die im Jahre 1860 zwischen Frankreich und China abgeschlossenen Verträge, welche die Religionsfreiheit namentlich ausbedingen, die erwarteten Erfolge bei weitem nicht gehabt haben. Wenn auch die wohlwollende Gesinnung einiger weniger Mandarine den Missionären eine gewisse Freiheit der Bewegung sichert, wenn sie sogar ihre apostolische Wirksamkeit fördert, so läßt dagegen das Uebelwollen der andern dem Hasse der Gelehrten, der Habsucht der Soldaten und den Vorurtheilen des Volkes einen völlig freien Spielraum. Die öffentlichen Ehrenbezeugungen, welche dem hochwst. Herrn Faurie in Kouy-Tscheou erwiesen wurden, und der an Herrn Mabileau in Su-Tschuen verübte Mord sind zwei Thatsachen, welche diese Doppelstellung sehr gut kennzeichnen, und den anscheinend widersprechenden Charakter der in den Annalen veröffentlichten Nachrichten erklären.

Wir haben schon Anlaß gehabt eine der Ursachen, aus welchen die zu Tien-Tsin und Peking eingegangenen Verpflichtungen wirkungslos geblieben sind, hervorzuheben.[1]) In der

[1]) Annalen 1866, S. 120.

That begreift man leicht, daß in einem so weit ausgedehnten Reiche wie China ist, wo die Schwäche der obersten Landesverwaltung den Statthaltern der Provinzen eine willkürliche Gewalt anheimstellt, die Durchführung von Verträgen eine schwer erreichbare Sache ist, wenn diese die Interessen der Mandarine oder die Leidenschaften der Menge einschränken. Man begreift ferner, daß diese Schwierigkeit sich noch steigert in einem Staate, welcher unaufhörlich durch bewaffneten Aufruhr zerrüttet, und schon seit lange von allen Lastern eines unheilbaren Zerfalls angefressen ist. Aber das ist noch nicht alles. Die Nichtvollziehung der Verträge fällt auch in einem Maße, das wir freilich nicht zu bestimmen vermögen, der wenigstens stillschweigenden Mitschuld der Centralregierung zur Last. Ein Brief des hochwst. Herrn Anouilh, apostolischen Vikars des südwestlichen Petschely gibt die Art und den Grund dieser Mitschuld klar an. (Brief vom 16. Jänner 1866.)

Die chinesische Regierung, sagt der Prälat, hat die Religionsfreiheit nur wider Willen gestattet, sie ist ihr durch Gewalt abgerungen worden, und nur ungerne sieht sie die Ausbreitung des Evangeliums. Sie thut heimlich ihr Möglichstes, um die Bekehrung der Unglaübigen zu hindern, und strengt sich durch ihre Mandarine an, die schon gläubig Gewordenen wieder zum Heidenthum zurückzuführen. Daher kommt es, daß die Statthalter die Angelegenheiten der Christen nicht gemäß den chinesischen Gesetzen oder nach den Regeln der natürlichen Billigkeit behandeln wollen. Im Grunde ist es der europäische Einfluß, den die Regierung zurückweist. Wenn daher die Mandarine unsere Neubekehrten belästigen, sie zum Abfall reizen, ihnen jedes Recht verweigern, so gehorchen sie hierin nur den Befehlen aus Peking.

Das sind die wahren Gründe, welche die theilweise günstige, zumeist aber ungünstige Lage des Christenthums in China erklären. Nirgendswo zeigt übrigens die Kirche ihre eigenthümliche Bestimmung einer streitenden Kirche glänzender; aber, ob sie nun von der Regierung unterstützt oder an-

gefeindet werde, Alles dient den Absichten Gottes, und die Kirche verfolgt ihre Bahn, indem sie fortwährend die Seelen erobert, die sie zu retten berufen ist.

Ein Blick auf ein jedes der apostolischen Vikariate von China wird das Gesagte bestätigen.

Alle Missionen des eigentlichen Kaiserthums China sind gegenwärtig in neunzehn apostolische Vikariate eingetheilt, welche den Franziskanern, Dominikanern, der Gesellschaft Jesu, den Lazaristen, und der Gesellschaft der auswärtigen Missionen anvertraut sind.

I.

Missionen der italienischen Franziskaner. [1])

(Minoriten-Observanten.)

Im Jahre 1247 kamen zwei vom Papste Innocenz IV. gesandte Franziskaner an den Hof des Mongolen Gayouk, welcher China zu den Provinzen seines riesenhaften Reiches zählte. Diese erste Mission öffnete dem apostolischen Eifer eine Bahn, welche auch die heftigsten Verfolgungen nicht mehr zu schließen vermocht haben. Im Beginne des vierzehnten Jahrhunderts leitete der Franziskaner Johann von Montcorvin zu Cambula (das heutige Peking) eine blühende Christengemeinde, erst als einfacher Missionär, dann als Erzbischof. Der bald darauf erfolgte Sturz des mongolischen Reiches zog auch den Zerfall der Missionsanstalten nach sich und rückte so schöne Hoffnungen wieder für lange Zeit in die Ferne.

Sie wurden im siebenzehnten Jahrhundert wieder aufgenommen. In dieser denkwürdigen Zeit theilten die Fran-

[1]) Im Jahre 1732 wurde durch den neapolitanischen Missionär Matthäus Ripa zu Neapel ein Seminar zur Erziehung junger Chinesen gegründet, welche sich dem Priesterstande widmen wollten. Diese Anstalt ist bis jetzt die vorzüglichste Pflanzschule des italienischen Klerus für die italienischen Missionen in China gewesen.

ziskaner ihre Arbeiten, wie später auch die Gefahren der Verfolgung und den Ruhm des Martyrthums mit den Dominikanern und Jesuiten. Im Jahre 1800 finden wir die Franziskaner wieder mit dem apostolischen Vikariat von Chan-Si betraut, welches damals vier Provinzen im Nordwesten des Reiches umfaßte und ungefähr sechzig tausend Christen zählte.

Diese Religiosen besorgen gegenwärtig fünf Vikariate: Chan-Si, Chen-Si, Chan-Tong, Hou-Pe und Hou-Nan. Ueberdieß haben sie zu Hong-Kong eine Prokuratur für den Dienst dieser Vikariate und eine apostolische Präfektur.

§. 1. Apostolisches Vikariat von Chan-Si.

Von diesem Vikariate, welches ehemals nicht bloß die Provinz gleichen Namens, sondern auch noch die drei Provinzen Chen-Si, Hou-Kouang und Kan-Siou in sich begriff, wurden nach und nach einzelne Theile abgelöst, aus denen neue apostolische Vikariate gebildet wurden.

Es liegt an der Grenze des Reiches, gegen die Tartarei hin, zwischen Petschily im Osten, und Chen-Si im Westen. Die Entfernung von der Küste, die Schwierigkeit der Verbindungen mit den andern Provinzen, die geringe Fruchtbarkeit des Bodens geben die Einwohner von Chan-Si öfter dem Mangel preis. Die dortigen Christen sind im Allgemeinen sehr arm, und an mehreren Orten haben sie statt der Kirchen nur Höhlen, welche in den Seiten der Berge ausgegraben wurden.

Während der Verfolgungen bieten die abgelegenen Schluchten dieser Berge den Missionären und den Christen Zufluchtsstätten. In dieser Hinsicht sind das Seminar und die Wohnung des Bischofs günstig gelegen, aber anderseits haben sie auch den Uebelstand, daß sie schwer zugänglich sind. — Der nördlichste Theil des Vikariats erstreckt sich bis in die chinesische Tartarei hinein, welche der Verbannungsort ist, wohin von allen Theilen des Reiches diejenigen Christen

geschickt wurden, welche die Mandarine nicht dem Tode überliefert hatten.

In Abwesenheit des hochwst. Herrn apostolischen Vikars, Gabriel von Moretta, wird die Mission von Chan-Si von dem hochwst. Herrn Ludwig von Castellazo, apostolischen Vikar von Chan-Tong verwaltet. Ein Brief dieses ehrwürdigen Bischofs vom 2. November 1865 gibt über das apostolische Vikariat, das er provisorisch verwaltet, einige Aufschlüsse.

„Die Zahl der Bekehrungen würde in dieser Provinz sehr beträchtlich sein, wenn die Beamten denselben durch Ungerechtigkeit und Gewalt keine Hindernisse in den Weg legen würden. Kürzlich erließ ein Mandarin der Stadt Su-Cen eine Bekanntmachung, welche allen Einwohnern die Betheiligung am Bau eines heidnischen Tempels zur Pflicht machte. Die Christen erwiederten hierauf, daß die Vorschriften der göttlichen Gesetze ihnen die Mitwirkung zu abergläubischen Werken verbiete. Da drohte ihnen der Mandarin mit Gefängniß und noch Schlimmerem, wenn sie bei ihrer Weigerung beharren würden. Ich befand mich damals gerade auf einer Rundreise in der Nachbarschaft, und sogleich verfügte ich mich zu dem Stadtpräfekten, um die Angelegenheit beizulegen. Der Präfekt empfing mich mit vieler Höflichkeit und versprach mir nach einer längern Unterredung schließlich, unsere Gläubigen im Frieden zu lassen, ja sogar sie beschützen zu wollen. Aber kaum hatte ich den Bezirk verlassen, so ließ er auch schon einen Befehl veröffentlichen, welcher die Christen verpflichtete, die zuvor für den Tempel verweigerte Steuer für die Ausbesserung der großen Pforte des Gerichtshauses herzugeben, widrigenfalls sie als Empörer angesehen und darnach behandelt würden. — Uebrigens sind alle Mandarine darin einig, daß sie die Christen placken, um die Bekehrung der Eingebornen zu verhindern."

Das Vikariat von Chan-Si zählt 13,832 Christen, 4 Missionäre, 16 einheimische Priester, 8 Kirchen, 27 Kapellen und 15 Schulen. Vom 1. Jänner bis 1. November 1865 wurden 913 Erwachsene getauft.

§. 2. Apostolisches Vikariat von Chen-Si.

Im Westen von Chan-Si liegt die Provinz Chen-Si, welche seit 1843 ein apostolisches Vikariat bildet. Es ist ein weit ausgedehntes und durch Naturreize mannigfaltiges Land, in welchem einzelne christliche Stationen bis vierundzwanzig Tagreisen von der Residenz des apostolischen Vikars entfernt sind, welche sich im Mittelpunkte der Provinz befindet. Zu diesem Vikariat gehört auch derjenige Theil der chinesischen Tartarei, welcher nicht unter Chan-Si steht; auch er ist gleichfalls ein Verbannungsort für die Bekenner des Glaubens. Diese Christen, welche vom himmlischen Reiche geächtet sind, geben, wie einst die Christen des Römerreiches, das Beispiel der Treue und der Unterwerfung unter die Gewalt, welche sie verfolgt. Wir lesen in einem Briefe des hochwst. Herrn Chiais:

„Müde der Plackereien, denen alle dem Reiche tributpflichtigen Länder unterworfen sind, machten im Jahre 1847 die Muselmänner, welche den zu meinem Vikariat gehörenden Theil der Tartarei bewohnen, einen Aufstand. Die kaiserlichen Truppen, welche zu wenig zahlreich waren, um die Empörung bewältigen zu können, sahen sich genöthigt, unsere verbannten Christen um bewaffneten Beistand anzugehen. Anstatt für die Rebellen gegen ihre bisherigen Dränger Partei zu ergreifen, gehorchten diese, und reihten sich überall unter die Kämpfer. Die Ankunft einiger Abtheilungen der chinesischen Armee schlug den Aufstand gänzlich nieder. Dieses Ereigniß brachte eine uns günstige Wendung hervor; denn nach der Beendigung des Krieges brachten die Befehlshaber die Haltung der Christen zur Kenntniß des Kaisers, und dieser antwortete darauf mit einem Begnadigungsschreiben, welches den Verurtheilten die Erlaubniß zur Heimkehr gewährte."

Der hochwst. Herr Chiais, welcher den 24. Jänner 1847 durch den hochwst. Herrn Donato zum Coadjutor geweiht worden war, verwaltet Chen-Si als apostolischer Vikar seit

1850. Seiner Amtsführung fehlte es an keiner Art von Prüfung. Erst war es eine Hungersnoth, welche zwei Jahre dauerte; dann im Jahre 1851 der Anfang einer Verfolgung; endlich kam der Bürgerkrieg, in den sich die Christen mitverflochten fanden. Sie wurden einer Verschwörung beschuldigt, und ein Missionär, der hochw. P. Serafio di Campo di Pietro wurde im August 1854 sogar festgenommen und anderthalb Jahre lang gefangen gehalten.

„Während dieser drei letzten Jahre, schrieb der hochwst. Herr Chiais am 6. September 1856, ist es mir wegen des immer fortdauernden Krieges unmöglich gewesen, einen Brief an Sie zu richten."

Die Rebellen entfernten sich, aber Chen-Si konnte sich des Friedens nicht lange erfreuen. Seit 1861 wurde es von den Muselmännern verheert. Diese hatten von einer gegen sie von den Chinesen angezettelten Verschwörung Kenntniß erhalten und kamen denselben zuvor, indem sie über mehrere Ortschaften herfielen und deren Einwohner niedermachten. Die Christen wurden in einem Theile der Provinz verschont, sonst aber überall den Heiden gleich behandelt. Diesen Mißgeschicken folgte eine durch Trockenheit erzeugte Hungersnoth. In einem Briefe vom 19. September 1864 entwarf der hochwst. Herr Chiais von seinem Vikariate folgendes Bild:

„Die Mission erleidet seit drei Jahren in geistlicher wie zeitlicher Hinsicht unaufhörlich den größten Schaden. Die Christen sind zerstreut, der Gottesdienst zum Theil unterbrochen, die Kirchen und Privathäuser von den Rebellen verbrannt. — Dessenungeachtet hatten wir den Trost, drei Stunden von meiner Residenz eine neue Christengemeinde von fünfzig Personen gründen zu können, von denen die einen getauft, die andern noch Katechumenen sind. Der Bau einer Kirche wäre dort ein dringendes Bedürfniß, aber die Christen, welche Alles verloren haben, sind hiezu gänzlich außer Stand. — Wir haben für den Augenblick Ruhe und Frieden. Wird das so fortdauern? Schon nähern sich die Muselmänner wieder der Grenze.

„Trotz den Verträgen, welche die Freiheit der christlichen Religion verbürgen, sind beinahe alle Statthalter von einem heftigen Hasse gegen uns und unsere Christen erfüllt, welche die Heiden verleumden, verachten, mißhandeln, in's Gefängniß werfen, und das ohne daß die Unschuldigen auch nur im mindesten Gerechtigkeit erwirken können. Die auf das Verlangen der französischen Gesandtschaft von Peking abgeschickten Befehle werden nicht ausgeführt, die Statthalter thun was sie wollen, das Uebel befestigt und breitet sich weiter aus."

Das apostolische Vikariat von Chen-Si zählt 23,000 Christen und 7 Missionäre, 17 einheimische Priester, 80 Kapellen, 1 Seminar und 5 Schulen.

§. 3. Apostolisches Vikariat von Chan-Tong.

Die Provinz Chan-Tong bildet die Halbinsel, welche Petschily vom Kiang-Sou scheidet, und gegen Korea vorspringt. Nachdem sie lange Zeit zum Bisthum Peking gehört hatte, wurde sie gegen Ende 1840 zu einem Vikariat erhoben, zu dessen Leitung der hochwst. Herr von Besi berufen wurde.

Chan-Tong hatte damals kaum 4000 Christen. „Diese, schrieb der hochwst. Herr von Besi, waren da und dort in weiter Entfernung zerstreut, so daß sie sich weder gegenseitig Beistand leisten, noch von dem Missionär öfter besucht werden konnten; alle waren in der tiefsten Dürftigkeit, und beständig verfolgt von den Götzendienern von Chan-Tong, deren stolzer und grausamer Sinn dem gewöhnlichen Charakter der Chinesen in nichts gleicht. In mehreren Bezirken konnte der Priester nur des Nachts erscheinen." [1]) Der apostolische Vikar selbst mußte überall umherirren, ohne Zufluchtsstätte, ohne sichere Hilfsmittel, ohne bischöfliche Kleidung.

---

[1]) Annalen, 1844, Brief vom 15. Mai 1843.

Trotz diesen immer sich erneuernden Schwierigkeiten dehnte der Glaube seine Eroberungen allmälig aus, und in weniger als zehn Jahren sah der hochwst. Herr von Besi die Zahl seiner Christen verdoppelt. Als ihm 1849 der hochwst. Herr Ludwig von Castellazo folgte, fand er schon 8000.

Man darf behaupten, daß die Verfolgung in Chan-Tong nie gänzlich aufgehört hat, nicht einmal dann, wenn sie die andern Provinzen des Reiches in Ruhe ließ. Der Rebellenkrieg machte die Lage dieses Vikariats noch schwerer. „Ueberall, schrieb im Jahre 1861 der hochwst. Herr von Castellazo, überall ist das Land verheert, die Einwohner werden in die Gefangenschaft abgeführt oder getödtet. Die Kirchen wurden zerstört, die Zierathen geplündert, zwei Missionäre gefangen, ohne daß wir wissen, was aus ihnen geworden ist.“ Der hochwst. Herr von Castellazo verlegte seine Residenz und sein Seminar nach Zi-Nan-Fou, der Hauptstadt der Provinz, weil allein die mit Mauern umgebenen Städte noch einige Sicherheit gegen die Rebellen darboten.

Mitten in den Kriegsbesorgnissen ließen die Mandarine in nichts von ihrem Uebelwollen gegen die Christen ab. So nöthigten sie im Jahre 1862 in einer der nördlichen Ortschaften des Vikariats den Bischof, einen Missionär, dessen Eifer 1200 Neubekehrte um sich gesammelt hatte, zurückzuberufen. Als Vorwand diente, daß dieser Missionär Unruhen hervorrufe.

Gegen Ende des gleichen Jahres (1864) wurde der hochwst. Herr von Castellazo vom heiligen Stuhle mit der Verwaltung von Chan-Si beauftragt, und übergab sein bisheriges Vikariat seinem Coadjutor, dem hochwst. Herrn Eliseus Cosi. „Im nächsten Frühjahr, schrieb letzterer (Brief vom 16. Juni 1865) reiste ich auf Befehl des hochwst. Hrn. apostolischen Vikars nach Tsche-Fou ab, einem Hafenplatze von Chan-Tong, welcher an Frankreich abgetreten wurde, und woselbst sich einige Katholiken befinden, welche einen Missionär zu haben wünschen. Zweck dieser Reise war, sich

mit denſelben über die Mittel zur Gründung einer Miſſion in ihrer Stadt zu vereinbaren. Nach zehntägiger Reiſe kam ich auf einem mit zwei Mauleſeln beſpannten Wagen glücklich an meinem Beſtimmungsorte an. Ich fand bei den Europäern und namentlich beim franzöſiſchen Vize-Admiral eine ſehr gute Aufnahme. Alle ſchienen mit Befriedigung zu vernehmen, daß es ſich darum handle, ihnen einen Prieſter zu ſenden, der engliſch und franzöſiſch ſpreche. Ein engliſcher Katholik, H. Thomas Ferguſſon, ſchenkte mir ein Stück Land, um daſelbſt Kirche und Wohnung für den Miſſionär zu bauen." Gegenwärtig befindet ſich nun wirklich ein Miſſionär in Tſche-Fou.

Neue Bedrückungen führten den hochwſt. Herrn Coſi im September 1865 nach Peking, um die Dazwiſchenkunft der franzöſiſchen Geſandtſchaft zu Gunſten der Chriſten ſeines Vikariats anzurufen.

Der letzte Brief des hochwſt. Herrn Coſi iſt vom 28. Januar 1866. Zu dieſer Zeit ſtieg die Zahl der Katechumenen auf 4000, die der Chriſten auf 10,751. Die Ueberſchwemmungen des gelben Flußes und die politiſchen Unruhen dieſer letzten Jahre haben deren 2000 den Untergang bereitet. Gott ſei Dank, es gibt in Chan-Tong doch keine Häretiker, obwohl die Proteſtanten ihre Bibeln und Schmähſchriften dort mit vollen Händen ausſtreuen.

Beiſpiele von Muth ſind unter den Chriſten dieſer Provinz, welche ſozuſagen in Mitte der Verfolgung geboren und erzogen wurden, nicht ſelten. Der hochwſt. Herr Coſi ſpricht von einer Frau, welcher ihr heidniſcher Mann täglich Stockſchläge gab, um ſie zum Abfall zu bringen, welche aber troß dieſer mehrere Monate anhaltenden barbariſchen Behandlung feſt blieb. Kein anderes Wort vernahm man aus dem Munde dieſer Frau als: „Schlage nur zu, aber ich bin Chriſtin." Ein Untermandarin hatte den Mann zur Fortſetzung ſeiner Rohheiten ermächtiget, indem er ihm in offener Gerichtsſitzung erklärte, daß er ſeine Frau tödten dürfe. Endlich brachte es der apoſtoliſche Adminiſtrator durch die Vermitt-

lung des französischen Konsuls dahin, daß das Opfer vor dem Obermandarin erscheinen durfte. Beim Anblick dieser jungen Christin, welche so übel zugerichtet und mitten im Winter kaum bekleidet war, wurde die Gemahlin dieses Mandarins von Mitleid gerührt, und erlangte, daß sie ihrer Familie zurückgegeben wurde.

Das apostolische Vikariat von Chan-Tong wird von 7 Missionären und 7 einheimischen Priestern versehen. Man zählt daselbst 19 Kirchen, 104 Kapellen, 1 Seminar und 29 Schulen. Leider hat die Stadt Zi-Nan-Fou, die Hauptstadt der Provinz und Residenz des Bischofs, noch keine Kirche; der hochwst. Herr Cosi hat zur Feier der heiligen Geheimnisse nur zwei kleine niedrige Kammern, deren eine kaum den Altar, die andere etwa fünfzehn Personen fassen kann.

§. 4. Apostolisches Vikariat von Hou-Pe.

Hou-Pe und Hou-Nan, zwei von Hou-Kouang abgelöste Provinzen wurden anfangs (1838—1856) durch einen einzigen Vikar verwaltet.[1]) Es kann nichts kläglicheres geben, als der Zustand dieser Mission, welche seit langen Jahren abwechselnd von den Geißeln der Religionsverfolgung und des Bürgerkrieges heimgesucht wird. Der hochwst. Herr apostolische Vikar Rizzolati und sein Coadjutor, der hochwst. Herr Novella waren im Jahre 1848 gefangen, aus dem Gebiete des Reiches vertrieben, und nach Hong-Kong zu fliehen gezwungen worden. Hier wartete der hochwst. Herr Rizzolati auf den so ersehnten Tag, der ihn seiner Heerde endlich wieder zurückgeben sollte, als er im Jahre 1856 auf den Rath der Propaganda nach Italien zurückkehrte. Im Juli desselben Jahres wurde das Vikariat Hon-Kouang in zwei apostolische Vikariate getheilt, welche den zwei Provinzen Hou-Pe und Hou-Nan entsprechen.

---

[1]) Hou-Kouang erhielt seinen Namen von dem großen See (Hou) Toung-Thing, im Mittelpunkt der Provinz.

Hou-Pe (nördlich am See) ist, wie schon der Name es anzeigt, aus dem nördlichen Theil von Hou-Konang gebildet, und wurde dem hochwst. Herrn Spelta anvertraut. Schon im darauffolgenden Jahre gelang es dem neuen Bischof, wenn auch nicht ohne Mühe, zugleich mit den Schülern seines gleichfalls nach Hong-Kong verbannten Seminärs in seine Mission einzudringen. Aber seine bischöfliche Amtsführung war leider nur von allzu kurzer Dauer. Zum Generalvisitator der Vikariate Chinas und der angrenzenden Länder ernannt, starb der hochwst. Herr Spelta am 12. September 1862, bevor er noch seine apostolische Visitationsreise vollendet hatte. Sein Coadjutor, der hochwst. Herr Zanoli, wurde sein Nachfolger.

In Folge der zwei Einfälle der Rebellen, welche einen großen Theil des Vikariats verwüsteten, die Kirchen in Trümmer legten, die Christen tödteten oder in die Gefangenschaft abführten, trat ein augenblicklicher Stillstand in der Entwicklung der Mission ein. Gegenwärtig aber scheint diese Entwicklung sogar einen noch beträchtlicheren Umfang angenommen zu haben als zuvor; die vom hochwst. Herrn Spelta angefangenen Werke wurden von seinem Nachfolger vollendet, und neue Christengemeinden werden an Orten gegründet, welche dem Lichte des Evangeliums bis jetzt verschlossen waren. — In Ou-Tschang-Fou, der Hauptstadt der Provinz, ist eine Kapelle von 180 Fuß Länge und 30 Fuß Breite unmittelbar neben der Wohnung des Bischofs im Baue begriffen. Der Grundstein zu derselben ist mit vieler Feierlichkeit am 31. Mai 1865 gelegt worden, in Gegenwart einer großen Anzahl Europäer, Katholiken und Andersgläubiger, des französischen Konsuls zu Han-Keou, und des Kommandanten der chinesischen Freikorps. — Gegenüber von Ou-Tschang-Fou, auf dem andern Ufer des Yangtsee-Kiang (blauer Fluß), liegt Han-Keou, eine der größten Städte des Reiches.[1]) Seit ihr Hafen den Fremden geöffnet ist, hat

[1]) Die Stadt Han-Keou ist durch den Kiang von Ou-Tschang-

diese Stadt vom christlichen Gesichtspunkte aus eine ganz besondere Wichtigkeit erlangt, sie ist gleichsam zum Mittel- und Sammelpunkt der für die angrenzenden Provinzen bestimmten Missionäre geworden. Es mußte daselbst ein ziemlich geräumiges Haus gebaut werden, um dieselben bei ihrer Durchreise aufnehmen zu können.

Folgende Auszüge aus den jüngsten Briefen des hochwst. Zanoli an die Centralräthe werden die Fortschritte des Glaubens in Hou-Pe und den gegenwärtigen Zustand der Mission zur Kenntniß bringen.

Han-Keou, 7. Juni 1865. — Die Religion gewinnt nach allen Seiten an Ausdehnung. Nach den Osterfesten hatte ich den hochw. P. Amirati nach Him-Koui-Tscheou geschickt, woselbst es noch keine Christen gab. Nach einigen Tagen schrieb er nur: „Ich habe schon mehr als hundert Neubekehrte, ungerechnet ihre Familien, welche ihrem Beispiel sicher folgen werden. Ich lasse zwei einheimische Katecheten kommen, und so Gott will, werden die Bekehrungen auf tausend anwachsen.“ In den Bezirken Ki-Chouei und Ky-Tscheou zeigt sich der nämliche Eifer für die Bekehrung.

Ou-Tschang-Fou, 29. Juli 1865. Hoang-Tscheou-Fou, die bedeutendste Stadt des Bezirkes, wo es nur zweihundert christliche Familien gab, zählt jetzt deren über fünfhundert, und wir leben der zuversichtlichen Hoffnung, auf so gutem Wege nicht stehen zu bleiben. Ohne die Neckereien der Gelehrten würden wir die Zahl verdoppeln können; aber diese haben in letzter Zeit zu wiederholten Malen unsere Katechumenen vor Gericht angeklagt. Der Mandarin schien sehr geneigt, unsere Feinde zu begünstigen; aber glücklicherweise wurde alles durch die Dazwischenkunft des französischen Konsuls beigelegt. Indessen sieht die Regierung die zahlrei-

---

Fou durch einen Stromarm, welcher sich in den Fluß ergießt, von Han-Yang-Fou getrennt. Diese drei Städte scheinen nur eine Stadt auszumachen, und haben zusammen über zwei Millionen Einwohner.

chen Bekehrungen, welche hier stattfinden, doch nur ungern. — In der Folge verbreiteten die Gelehrten verleumderische Gerüchte über die Absichten der Christen, indem sie ihnen Neigung zum Aufruhr zur Last legten; sie vertheilten Bücher gegen die Religion, schlugen Schmähschriften an, in welchen wir als Leute dargestellt wurden, die die kleinen Kinder erwürgen, denselben die Augen ausreißen u. s. w. All dieses schüchterte doch die schwächsten unserer Neubekehrten in etwas ein, aber die Mehrzahl blieb, Gott sei Dank, fest und begriff bereits, daß man, um sein Heil zu wirken, alles ertragen müsse, wie unser Herr Jesus Christus uns durch sein Beispiel gezeigt hat. Diese Standhaftigkeit ermuthigt auch die Missionäre und erleichtert die Last ihrer Mühen.

Aus dieser Darstellung werden Sie entnehmen, daß die Festigkeit unserer Christen gegenwärtig nichts zu wünschen übrig läßt, und daß, den Fall einer außerordentlichen Verfolgung ausgenommen, der Bezirk von Hoang-Tscheou-Fou, welcher vor zwei Jahren noch keinen einzigen Christen zählte, derjenige sein wird, welcher uns die glücklichsten Erfolge bieten wird. Aber es wäre auch unumgänglich nöthig, daselbst eine anständige Kapelle nebst einer Wohnung zu errichten und für den Unterhalt eines Missionärs zu sorgen.

Dieser Bezirk ist übrigens nicht der einzige, welcher uns zu Hoffnungen berechtigt. Es gibt noch zwei andere, welche gleichfalls Missionäre sehr nöthig hatten, aber die Mittel sie ihnen zu geben, fehlen uns. Des fernern sollten mehrere von den Rebellen zerstörte Missionärwohnungen wieder aufgebaut werden; denn unsere Priester sind aus Mangel an solchen gezwungen, in feuchten und ungesunden Orten zu leben, wo sie ihre Gesundheit einbüßen.

Du-Tschang-Fou, 15. März 1866. In der Umgegend von Hoang-Ki-Hien und Ki-Chouei-Hien, Städten dritten Ranges,[1]) habe ich zwei neue Christengemeinden ge-

[1]) Im chinesischen Reiche sind die mit Mauern versehenen Städte in drei Klassen getheilt. Der Name einer jeden Stadt

gründet, wo wir bereits über zweihundert Familien als Katechumenen zählen. Mit der Beihilfe dreier jüngst (13. Februar) angekommener Mitbrüder, welche die Zeit ihrer Reise zur Erlernung der chinesischen Sprache benutzt haben, werden wir bald reichlichere Früchte ernten. — Abgesehen von den zeitweiligen Einfällen der Rebellen, denen wir hier, wie das überall der Fall ist, ausgesetzt sind, befindet sich das Vikariat in einem nahezu normalen Zustand."

Es gibt in Hou-Pe: 16,063 Christen in 236 Gemeinden, 14 Missionäre, 14 einheimische Priester, 36 Kapellen, 1 Seminar (21 Schüler), 1 Kollegium (26 Schüler), 1 Waisenhaus (82 Kinder) und Schulen, welche von 236 Kindern (212 Knaben, 24 Mädchen) besucht werden. — Die Uebersichtstabelle über die Spendung der heil. Sakramente für das Jahr 1865 ergibt folgende Zahlen: Taufen von Erwachsenen 321; österliche Kommunionen 9399; Firmungen 749; Ehen 130; letzte Oelungen 226.

§. 5. Apostolisches Vikariat von Hou-Nan.

Die Provinz Hou-Nan (südlich vom See), aus dem südlichen Theil des ehemaligen Hou-Kouang gebildet, ist durch den blauen Fluß und den See Thoung-Thing von Hou-Pe getrennt. Bei der Ablösung von Hou-Kouang wurde der Provikar des ehemaligen Vikariats, der spanische Franziskaner P. Navarro, vom heiligen Stuhl zum Verwalter des neugebildeten Vikariats Hou-Nan bezeichnet. Er empfing im Dezember 1856 aus den Händen des hochwst. Herrn Spelta, apostolischen Vikars von Hou-Pe, die bischöfliche Weihe.

Der hochwst. Herr Navarro fand eine dem Bürgerkrieg, Räuberwesen und den Plackereien der Mandarine preisgegebene Provinz; ihm selbst stand ein neuer heftiger Sturm unmittelbar bevor.

---

hat eine Endung, welche die Klasse, zu der sie gehört, anzeigt. Fou bezeichnet eine Stadt erster, tscheou eine solche zweiter, hien eine solche dritter Klasse.

Er wurde beim Mandarin von Heng-Tscheou-Fou als das Haupt einer angeblich von den Christen gebildeten Verschwörung angezeigt; er habe, sagt man, mehrern Europäern eine Zuflucht geboten, und in seinem Hause und seiner Kirche Haufen von Waffen versteckt. Die Augenscheinlichkeit der Verläumdung mochte lange durch die strengste Hausdurchsuchung erwiesen werden, er wurde am 3. November 1858 dennoch festgenommen und vor den Mandarin geführt, der die Kirche zum Gerichtshaus machte und in derselben sich auf seinen Richterstuhl setzte.

Der erste Vertrag von Tien-Tsin war schon seit einigen Monaten (27. Juni) unterzeichnet, und seine Bestimmungen bezüglich der Religionsfreiheit waren für Niemand ein Geheimniß; aber der Mandarin stellte dennoch das Vorhandensein des Vertrages förmlich in Abrede. Während der Einleitung des Prozesses kam ein einheimischer Priester, P. Joachim Lo, ein Chinese von hoher Abkunft und mit dem Kügelchen des fünften Grades ausgezeichnet, in Heng-Tscheou-Fou an. Er war der Ueberbringer einer Abschrift des im Jahre 1844 zwischen Frankreich und China abgeschlossenen Vertrages. Diese Abschrift war mit der Unterschrift eines Großmandarins von Kiang-Nan versehen; unmöglich daher, die Veröffentlichung dieses Vertrages zu leugnen, dem zufolge die freie Ausübung der christlichen Religion im ganzen Reiche anerkannt und gewährleistet war. Der Mandarin von Heng-Tcheou-Fou, der den Bischof einerseits nicht zum Tode zu verurtheilen wagte, und ihm anderseits auch die Freiheit nicht zurückgeben wollte, ergriff den Ausweg, ihn zu verbannen und nach Kanton zu schicken. Am 16. Dezember machte sich der hochwst. Herr Navarro auf den Weg.

In dieser Zeit war Kouang-Tong aber in der Gewalt der Rebellen; Engländer waren ermordet, auf den Kopf der Europäer ein Preis gesetzt worden. Der hochwst. Herr Navarro ersuchte den ihn geleitenden Mandarin, nicht in die empörte Provinz einzudringen, sondern in Lo-Tschang anzuhalten, und unterstützte seine Bitte durch das Versprechen

einer Geldsumme. Der Mandarin war arm, und ließ sich leicht bereden.

Nach einem Aufenthalt von zwölf Tagen bei den Christen von Lo-Tschang flüchtete sich der hochwst. Herr Navarro in einen abgelegenen Bezirk bis zu dem Augenblick, wo er ohne Gefahr wieder in seine Residenz Heng-Tscheou-Fou zurückkehren konnte.

Trotz den europäischen Verträgen, trotz den kaiserlichen Erlassen erfreute sich die Mission von Hou-Nan erst seit 1865 einiger Ruhe, und ist es möglich geworden, die Kirchen und andere Anstalten wieder aufzurichten. Diese Ruhe ist übrigens eine sehr unsichere und schützt die Missionäre und die Christen nicht immer wirksam gegen das Uebelwollen ihrer Feinde.

Darüber wird man nach den folgenden Auszügen aus dem Briefwechsel des hochwst. Herrn Navarro urtheilen können.

Heng-Tscheou-Fou, 2. Februar 1865. Zu Y-Yang-Shien wurde uns ein von einem Priester erbautes Haus verbrannt, so wie auch ein anderes, welches einer Christenfamilie angehörte. Ich habe darüber in der Hauptstadt der Provinz Klage erhoben und hoffe durch die Dazwischenkunft des französischen Konsuls Genugthuung zu erlangen.

Im Verlauf des eben zu Ende gehenden Jahres hatten wir in den dreißig Bekehrungen, von denen einige besonders erbaulich sind. — So habe ich einen Greis getauft und gefirmt, einen ehemaligen Soldaten der Leibwache. Dieser war während meiner Einkerkerung im Jahre 1858 einer meiner Wächter gewesen, und hatte mir viele Dienste geleistet. Darauf war er auch bestimmt worden, mich nach Tschen-Tscheou zu begleiten, und nicht ohne Thränen hatte er sich unterwegs von mir trennen können. „Ich liebe dich sehr, sagte ich beim Abschiede zu ihm, und weil ich dich liebe, bitte ich dich dringend, die Götzen zu verlassen und Christ zu werden, wenn du die ewige Seligkeit erlangen willst.“ Gott hat ihm diese Gnade gewährt, und nicht allein ihm, sondern auch seiner Frau, seiner Schwiegertochter und einem seiner Söhne; sie

alle empfingen die Taufe. So belohnt Gott die seinen Missionären geleisteten Dienste.

Empört von den schändlichen Schmähschriften, welche die Gelehrten überall ausstreuen, ließ ein junger Heide es sich angelegen sein, über die so sehr verschrieene christliche Religion sich Aufklärung zu verschaffen. Er verschaffte sich unsere Bücher, erkannte sehr bald die Heiligkeit des Christenthums und stand nicht an, sich zu bekehren. Hierauf suchte er mich auf und wurde nach dreimonatlicher Vorbereitung zur Gnade der heiligen Taufe zugelassen. Gegenwärtig befindet er sich in Hou-Pe, und ertheilt den Zöglingen des Seminars Unterricht im Chinesischen.

Zu Heng-Tscheou-Fou war ein Mann, der aus Ueberdruß an den Erschütterungen des Lebens in ein Bonzenkloster eintreten wollte. Einer unserer Neubekehrten versicherte ihm, daß er nur im christlichen Glauben den Frieden finden werde. Da machte sich dieser Mann an das Studium der neuen Lehre, und als er hernach gefährlich krank wurde, erklärte er sich für einen Christen und empfing die Taufe, Firmung und letzte Ölung, und starb drei Tage darauf.

Brief des hochwst. Hrn. Michael Navarro, apostol. Vikars von Hou-Nan, an die Herren Centralräthe des Werkes der Glaubensverbreitung.

Heng-Tscheou-Fou, den 16. Februar 1866.

Meine Herren!

... Verflossenen 21. Dezember habe ich in Zai-Zoung [1]) feierlich eine neue Kirche eingeweiht. Am darauf folgenden Samstag, den 23., ertheilte ich in derselben dem Diakon Joseph Je die Priesterweihe, zur größten Freude der Gläubigen, welche die schönen Ceremonien einer Priesterweihe noch

[1]) Eine Stadt vier Stunden von Heng-Tscheou-Fou.

nie gesehen hatten. An Weihnachten endlich hielt ich das Pontifikalamt um Mitternacht und ließ den Christen an diesem Tage ein Frühstück reichen, um ihnen für ihren Eifer beim Bau der Kirche zu danken.

Auch die Heiden wollten ihrerseits an dem Feste Theil nehmen. Von dem Wunsche beseelt, uns einen öffentlichen und dauernden Beweis ihrer Zuneigung zu geben, hatten sie drei Tafeln machen lassen, welche in Goldbuchstaben Inschriften enthielten, die ihre guten Gesinnungen gegen uns ausdrückten. Sie kamen mich zu fragen, an welchem Tage sie ihr Geschenk überreichen könnten, und ich bestimmte hiezu den 26. Dezember.

An diesem Tage, Nachmittags zwei Uhr, kamen die Heiden prozessionsweise zu mir; an der Spitze des Zuges wurden zwei kugelförmige Laternen aus Papier an zwei Stangen getragen: auf diese folgten ein weiter Schirm, zwei Tamtams und vier Musikanten. Hinter diesen kamen die Träger der Tafeln von den Gebern des Geschenkes gefolgt. Dieser letztern waren es über hundert, welche alle in Festkleidung würdevoll einherschritten. Die Musikanten bliesen aus vollen Backen ihre Instrumente, indeß ihre Nachbarn auf den großen Trommeln gewaltige Schläge erdröhnen ließen in dem festen Glauben, daß sie uns um so größere Ehre erwiesen, je grössern Lärm sie machten. Ihrerseits brannten unsere Christen Schwärmer ab, und ich selbst, umgeben von drei europäischen Missionären, den Zöglingen des Seminars und den Katecheten, empfing diese guten Leute auf dem Platze vor der Kirche. Sie und ihre Kinder warfen sich nieder, um der bischöflichen Würde ihre Ehrfurcht zu bezeugen.

Nachdem sie die Tafeln überreicht hatten, lud ich sie zum Mittagessen ein. Sie waren von diesem Empfang so entzückt, daß viele das Verlangen äußerten, den Glauben anzunehmen, und Bücher zur Unterweisung verlangten.

Die neue Kirche hat drei Schiffe, die Bogen und Gewölbe ruhen auf Säulen und der halbkreisförmige Chor ist mit einer Kuppel gekrönt, der Marmor-Altar ist das Werk des

P. Eusebius von Donzo, eines ausgezeichneten Künstlers. Dieser Ordensmann ziert die Kirche eben mit einem Gemälde, welches Gott Vater auf Wolken und von Engeln umringt darstellt. Dieses Gemälde setzt die Heiden, welche nur die unförmlichen Gestalten der Götzenbilder kennen, in Erstaunen.

Neben dieser Kirche steht das Seminar. Dasselbe befindet sich an einem ruhigen und sichern Ort, mitten in den Bergen und fern von der Landstraße. Die Heiden des Ortes sind gegen uns günstig gestimmt, und einige derselben sind Verwandte oder Freunde unserer Christen.

Der Baumeister der Kirche und des Seminars war der hochw. P. Pascal Capezzuto. Dieser Ordensmann hat sich viele Mühe kosten lassen; er mußte selbst Hammer und Meissel in die Hand nehmen, um die Arbeiter, welche von einer derartigen Bauweise keine Vorstellung hatten, zu bilden. Die Kirche zieht viele Reisende an, welche einen Abstecher machen, um sie zu sehen und zu bewundern. Der Anblick dieses Gebäudes ist eine stumme Predigt, welche nicht ohne Einfluß auf die Heiden bleibt, wie auch die vielfachen Berührungen der chinesischen Arbeiter mit dem sie leitenden Pater viele Vorurtheile gegen die Europäer verscheucht haben.

Unsere Christen von Zai-Zoung haben zum Bau dieser Kirche in reichlichem Maße mitgewirkt. Die einen verfertigten unentgeltlich Backsteine; die andern und ärmern opferten ihre Zeit und ihre Arbeit, ohne etwas anderes als die Nahrung zu fordern; die Reichsten gaben Geld her, und nach meiner Berechnung deckten die sämmtlichen Gaben den vierten Theil der Gesammtkosten. Diese für uns allerdings beträchtlichen Kosten belaufen sich indessen nach allgemeiner Schätzung bloß auf den dritten Theil des wirklichen Werthes des Denkmals.

Noch fehlen uns Schulhäuser, allein für den Augenblick fehlt es uns auch an Hilfsquellen.

Anfangs April 1865 hatten wir eine schwere Prüfung durchzumachen. Drei amerikanische protestantische Prediger waren in den letzten Tagen des März nach Heng-Tscheou-

Fou gekommen. Es war eben die Zeit der allgemeinen Examina, und die Zahl der Studenten belief sich auf wenigstens zehntausend. Kaum hatten die fremden Prediger die Stadt betreten, als auch schon der ungewohnte Anblick von Europäern, welche nicht chinesisch gekleidet waren, eine allgemeine Aufregung hervorrief. Diese begaben sich voll Schrecken zum Richterstuhl des Statthalters. Da aber die heftige Gährung unter den Studenten fürchten ließ, auch diese Zufluchtsstätte möchte nicht sicher genug sein, kehrten sie auf den eigenen Rath des Statthalters wieder auf ihr Schiff zurück. Doch die Studenten stiegen auch in Fahrzeuge, setzten über den Fluß, näherten sich dem Schiffe, und bemächtigten sich vieler Gegenstände, unter andern auch des Passes eines der Fremden, wodurch wir dann auch erfuhren, daß sie Amerikaner seien. In der Besorgniß vor noch größerm Unfug sandte der Statthalter Trabanten ab, und ließ die unvorsichtigen Fremdlinge bitten, so schnell als möglich abzufahren.

Unsere Feinde, welche immer auf Mittel uns zu schaden bedacht waren, ließen eine so schöne Gelegenheit nicht außer Acht. Gleich am folgenden Tage fand man auf den öffentlichen Plätzen furchtbare Maueranschläge, welche die Volkswuth herausforderten, um alle Europäer zu tödten, und unsere Kirche und unsere Wohnung, wie das auch schon geschehen war, zu zerstören. Man brachte mir einen dieser Anschläge, den ich dem Statthalter der Stadt zuschickte. Zur Vorsicht ließ ich einen Theil des Kirchen- und Hausgeräths in Sicherheit bringen, und da ich schon beschlossen gehabt hatte, nach Pe-Schiang, einer christlichen Landgemeinde unweit von Heng-Tscheou-Fou zu gehen und die heiligen Oele zu weihen, hielt ich es für klug mich zu entfernen, indem ich zwei chinesische Priester und Bediente in meiner Wohnung zurückließ.

Alsbald veröffentlichte der Statthalter einen Erlaß, worin er die Studenten sich ruhig zu verhalten aufforderte, weil die Amerikaner nicht mehr da seien, und die Christen in keiner Verbindung mit denselben ständen.

Ungeachtet dieses Erlasses stürzte sich zwei Stunden nach meiner Abreise ein wüthender Menschenstrom auf Kirche und Wohnung. Drei Tage lang kamen und gingen diese auf und ab, zerschlugen und zerbrachen die Geräthe und stießen Drohungen und Verwünschungen gegen die heiligen Gegenstände aus, die sie nicht mit fortnehmen konnten. Die Bedienten mußten den Platz verlassen.

Ich wandte mich zum zweiten Mal an den Statthalter; aber dessen Ansehen wurde nicht geachtet. Es bedurfte der Dazwischenkunft der Mandarine derjenigen Städte, aus denen die Studenten her waren, und eines Erlasses des Taho-Tai, um dem Aufruhr ein Ende zu machen.

Da die Examina in fünf Jahren dreimal stattfinden, und daher die Wiederkehr ähnlicher Auftritte zu befürchten ist, schrieb ich an die französische Gesandtschaft, um neuen Unordnungen zuvorzukommen.

Seit dieser Zeit haben wir Ruhe. Die Mandarine von Heng-Tscheou-Fou sind gegen uns günstig gestimmt, und dieser Umstand legt dem Uebelwollen unserer Feinde einen Zügel an. Wir haben daher vor der Zeit der Examina nichts zu fürchten.

Alle Christengemeinden konnten besucht werden. — Zu Sian-Tan, wo uns im Jahre 1861 ein früher besessenes Grundstück zurückgegeben wurde, konnten wir glücklich eine neue Christengemeinde gründen. — Die von Lei-Yang, welche schon seit mehreren Jahren besteht, mehrt sich von Tag zu Tag, und ich habe eben den Thomas Fan als ständigen Priester dorthin geschickt, um den Heiden das Evangelium zu predigen. — Zu Chan-Te-Fou hat sich ein Bonze bekehrt, der nach seiner Taufe selbst ein Prediger des Glaubens geworden ist. Noch haben wir, der Forderung des französischen Consuls ungeachtet, keine Entschädigung für unser in Y-Yang-Schien verbranntes Haus erhalten. Der Missionär sah sich genöthigt eine Barke zu miethen, und in diesem schwimmenden Hause spendet er die Sakramente.

Das ist es meine Herren, was ich Ihnen über das apostolische Vikariat Hou-Nan zu sagen hatte. Es bleibt mir nur

noch übrig, mich Ihrem Gebete zu empfehlen, und Ihnen die Versicherung der Dankbarkeit auszudrücken, mit der ich die Ehre habe zu sein

Ihr ergebenster
† Michael Navarro,
Bischof von Cucusi, apostolischer Vikar von Hou-Nan.

Ein zweiter Brief vom 24. Juli 1866 bestätigt die eben mitgetheilten Nachrichten.

Wir erfreuen uns, schreibt der hochw. Herr Navarro, in dem Vikariate Hou-Nan fortwährend des Friedens; und viele unserer Dränger sind bereits vor dem Richterstuhle Gottes erschienen.

Der Hauptanstifter der Verfolgung, ein unruhiger und grausamer Mensch, hat sich den Haß der Heiden zugezogen und sich von hier nach Peking begeben müssen, um sich über die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zu verantworten. So sind wir denn einen unversöhnlichen Gegner los, und das läßt uns hoffen, daß man uns zur Zeit der nächsten Examina in Ruhe lassen werde; denn er und seine Freunde waren es, welche die Studenten gegen uns aufhetzten. Der Statthalter der Stadt hat fortwährend eine günstige Gesinnung gegen uns.

Seit es in Zai-Zoung eine Kirche und eine Priesterwohnung gibt, kommen die Heiden selbst aus weiter Ferne zu uns, sei es nun Neugierde, oder sei es ein edlerer Beweggrund, der sie herbeizieht. Wir beweisen ihnen eine zuvorkommende Gastfreundschaft, wie sehr uns dies selbst auch unangenehm fallen mag. Unser Haus ist eine Art Katechumenenanstalt geworden. Bei ihrer Heimkunft sprechen sich diese Besucher über die christliche Religion günstig aus, und zerstreuen viele Vorurtheile, welche durch die gottlosen Schriften der Gelehrten in Umlauf gesetzt wurden. Sie sagen zu den Widersachern: „Wir haben selbst gesehen, wie unwahr die in diesen Büchern geschriebenen Sachen sind. Macht es wie wir: gehet und sehet.“ Das ist ein bedeutender Erfolg, und um ihn noch zu mehren, richte ich sechs Zimmer ein, in denen

wir eine größere Anzahl von Katechumenen und Besuchern aufnehmen werden.

Das apostolische Vikariat Hou-Nan zählt 2,207 Christen, 43 Katechumenen, 3 Missionäre, 11 einheimische Priester, 4 Kirchen, 5 Kapellen, 1 Seminar und 4 Schulen. — Im Jahre 1865 wurden 46 Erwachsene getauft und 1,294 österliche Kommunionen ausgetheilt.

§. 6. Apostolische Präfektur und Prokuratie von Hong-Kong.

Die Insel Hong-Kong in der Bucht von Kanton, unfern von Makao gelegen, ist, seit sie 1833 durch den Vertrag von Nanking an Großbritannien abgetreten wurde, ein sehr wichtiger Punkt geworden. Zuvor nur ein unfruchtbarer von Fischern bewohnter Felsen, hat sie jetzt eine Bevölkerung von siebenzigtausend Seelen, und ihre Hauptstadt Viktoria ist eine große Stadt.

Zu derselben Zeit als England von seiner neuen Eroberung Besitz nahm, errichtete der heilige Stuhl zu Hong-Kong eine apostolische Präfektur und vertraute dieselbe den italienischen Franziskanern der Propaganda an. Die italienische Prokuratie der Vikariate des Festlandes wurde zugleich von Makao nach Hong-Kong verlegt und mit der Präfektur verbunden. Die englische Regierung bewilligte den für die katholischen Anstalten erforderlichen Grund und Boden. So erhob sich dann nacheinander eine schöne Kirche, die über tausend Personen faßt, ein Wohnhaus für die bei der Präfektur angestellten Ordensmänner, und ein für die Aufnahme der durchreisenden Missionäre bestimmtes Haus.

Die Bevölkerung von Hong-Kong besteht aus Engländern, Irländern, Portugiesen, die von Makao herüber gekommen sind, und hauptsächlich aus Chinesen, von denen die einen wie die andern nur von der Hoffnung, ihr Glück zu machen, angelockt sind, und sich zumeist auch mit nichts anderm abgeben.

Die Statistik der Präfektur Hong-Kong zeigt: 3,000 Katholiken, 8 Missionäre, 2 einheimische Priester, 1 Knabenseminar, 1 Kollegium für die Chinesen, 4 Waisenhäuser und 3 Schulen. Die im Jahre 1859 niedergebrannte Kirche von Viktoria ist wieder aufgebaut; es gibt in der Stadt noch eine eigene Kapelle für die Chinesen; 5 Kapellen sind auf Hauptpunkten der Insel oder auf dem zur Mission gehörigen Theil des Festlandes vertheilt. Ordensschwestern, die 1859 aus Italien gekommen sind, besorgen die Erziehung der Mädchen.

Allgemeine Uebersicht der Franziskaner-Missionen in China.

Missionen.	Missionsvorsteher.	Missionäre.	Einheimische Priester	Kirchen und Kapellen.	Schul- u. Waisenhäuser.	Seminarien u. Kollegien.	Katholiken.
Chan-Si	Hochwst. Hr. von Castellazo, apostol. Vikar von Chan-Tong, Administrator.	4	16	35	15	" "	13,832
Chan-Si	Hochwst. Hr. Thiais.	7	17	80	5	1	23,000
Chan-tong	Hochwst. Hr. Coss, Coadjutor des hochwst. Hrn. Castellazo.	7	7	123	29	1	10,751
Hou-Ke	Hochwst. Hr. Zanoli.	14	14	36	10(?)	2	16,063
Hou-Nan	Hochwst. Hr. Navarro.	3	11	9	4	1	2,207
Hong-Kong.	Hochw. P. Ambrosi, apostolischer Präfekt.	8	2	7	7	2	3,000
		43	67	290	70	7	68,853

Missionen von Afrika.

Apostolisches Vikariat von Dahomei.

Die Thatsachen, welche sich an die Gründung der Mission von Dahomei anknüpfen, sind noch von zu neuem Datum, als daß man sie hier wiederholen müßte.[1]) Ebenso wenig hat man die Briefe des hochwürdigsten Herrn Borghero vergessen, welche voll sind von merkwürdigen Nachrichten über ein Land, dessen Name sich Europa nur durch den schauderhaften Negerhandel und die ungeheuerliche Barbarei seiner Regierung bekannt gemacht hatte. In seinem letzten Briefe[2]) führte Herr Borghero die Geschichte der Mission bis zu Ende des Jahres 1863 fort; er erzählte die Gründung einer Anstalt in Whydah und seine Reise in dem westlichen Theile der Sklavenküste, nach Ague und Porto-Seguro. Der Brief, mit dessen Mittheilung wir jetzt den Anfang machen, enthält den Bericht über einen Ausflug östlich von Whydah, zu den Jebus und Egbas, und läßt uns der schließlichen Niederlassung der Missionäre in Porto-Novo beiwohnen.

---

[1]) S. Annalen 1861, 1862, 1863. Das apostolische Vikariat von Dahomei wurde den 28. August 1860 gegründet, und dem vom hochw. Herrn von Marion-Bresillac zu Lyon gestifteten Seminar für die afrikanischen Missionen übertragen. Den folgenden 5. Jänner schifften sich drei Missionäre nach Dahomei ein.

[2]) S. Annalen, 1865, Seite 22 ff. 213 ff.

Brief des Herrn F. Borghero, Vorstehers der Mission von Dahomei, an Herrn A. Planque, Generalobern des Seminars der afrikanischen Missionen.

August 1866.

Herr Superior!

. . . . Der Anfang des Jahres 1864 wurde durch ein furchtbares Naturereigniß bezeichnet, welches zwei Drittheile unserer Stadt Whydah zerstörte. Seit acht Tagen blies der Nordwind. Dieser Wind erhält bei seinem Zuge durch die Wüste einen Grad von Hitze, welcher sehr schnell alle Pflanzen ausdörrt; und die mit vertrockneten Kräutern bedeckten Häuser bieten einen Brennstoff dar, welchen der kleinste Funke zu entzünden vermag.

Das geschah denn auch am 17. Februar 1864. In weniger als vierzig Minuten standen zwei Drittheile der Stadt in Flammen, und die Feuersbrunst wurde so heftig, daß sie selbst die Felder ergriff und nicht früher als bei den ersten Wasserstellen, welche ihr den Weg verlegten, zum Stehen kam. Die französische Faktorei bot ein unbeschreibliches Schauspiel dar: weitläufige Gebäulichkeiten, große Lagerplätze, Fässer mit Palmöl und Branntwein zu Hunderten, Waaren aller Art bildeten einen Feuerheerd, dessen Flamme in unermeßlicher Höhe gegen Himmel empor loderte.

Ich überlasse Ihnen selbst zu denken, von welcher Aufregung wir ergriffen waren. Wir waren unser nur vier oder fünf Weiße zur Bekämpfung des Feuers, die Schwarzen wußten wie immer nichts anderes zu thun als beiseite zu bleiben, zu schreien und zu weinen. Fünfzig Personen kamen durch die Feuersbrunst um, und eine große Zahl anderer, unter denen auch ich mich befand, wurden mehr oder weniger schwer verwundet. Dieser Unglückstag wurde von den Eingebornen der Tag des Feuers genannt. Unser Haus wurde der Zufluchtsort für viele Unglückliche, mit

denen wir alles, was wir an Kleidungsstücken, Wäsche und Vorräthen hatten, theilten.

Mitten in einem solchen furchtbaren Unglücke drückte noch eine andere Befürchtung auf uns. Unsere Mission hatte einen glücklichen Entwicklungsgang genommen; wir hatten eine schöne Anzahl Katechumenen zur Taufe, Neubekehrte zur ersten Kommunion, andere zur Firmung vorbereitet, und nun hatte die Feuersbrunst diese alle zerstreut. Dennoch konnten wir am Passionssonntage, 13. März, drei und dreißig Eingebornen die heilige Taufe und Firmung ertheilen; am hohen Donnerstag hatten wir zahlreiche erste Kommunionen; die jüngsten Katechumenen wurden am Charsamstag getauft, und unsere ganze kleine Heerde fand sich am freudigen Osterfeste, das noch nie mit solchem Glanze gefeiert worden war, wieder vereinigt.

Den 4. April verreiste ich von Whydah, um einige der Gegenden, die uns unterstehen, und die Punkte, wohin man später Missionäre schicken könnte, in Augenschein zu nehmen. Bei der Durchreise durch Porto-Novo führte ich die Unterhandlung mit dem König bezüglich der Gründung einer Mission zu Ende. Zu Lagos, wo im vergangenen Jahre in der nämlichen Absicht Schritte gethan worden waren, übergab mir der englische Statthalter die Urkunden über eine Landabtretung. Wir nahmen von diesem Boden in Form Rechtens Besitz, pflanzten mitten auf demselben ein Kreuz auf und ließen dasselbe mit einer Bambushecke umzäunen.

Von Lagos wandte ich mich sodann westwärts, um die Gebiete der Jebus zu besuchen. Diese bilden eine Art von Monarchie, deren Hauptstadt Ode, die wichtigste Stadt aber Epe ist. Seit den letzten Jahren haben die Jebus den Ausschluß aller Fremden zur Richtschnur ihrer Politik gemacht. Sie leben übrigens auch in vollständiger Abgeschlossenheit, und der König hüllt sich in solche Geheimnißthuerei ein, daß ihn sogar seine eigenen Unterthanen nicht zu sehen bekommen. Nöthigt ihn irgend ein Umstand, mit denselben in

Verkehr zu treten, so geschieht dieses durch einen Schleier hindurch, der ihn ihren Blicken entzieht.

In Epe wurde ich durch den Militärbefehlshaber, welcher den Titel Possu führt, empfangen. Er nahm mich in seiner patriarchalischen Einfachheit sehr freundlich auf; aber nie wollte er mir gestatten, nach Ode zu gehen, oder auch nur einige Tage mich in Epe aufzuhalten. — „Wir könnten unsere Unabhängigkeit nicht wahren, sagte er mir, wenn wir den Europäern den Eingang bei uns gestatteten. Ihnen nach der Hauptstadt zu gehen erlauben, hieße uns einer Menge ähnlicher Forderungen aussetzen, die wir dann nicht mehr zurückweisen könnten. Dazu liegen wir mit unsern Nachbarn, den Ibadans, in Krieg, und müssen mehr als je auf unserer Hut sein".

Während meines kurzen Aufenthaltes in Epe erfuhr ich, daß die Jebus mit den Egbas verbündet seien, und daß ihre Truppen an dem Treffen Antheil genommen hatten, in welchem der König von Dahomei im März 1864 unter den Mauern von Abekutta eine große Niederlage erlitten hatte. Bei der Theilung der Beute bekamen die Jebus auch ihren Antheil an Gefangenen, welche nach dem Kriegsrecht dieser Gegenden zu Sklaven gemacht werden. Unter diesen Dahomeischen Gefangenen nun, welche das Schicksal nach Epe geführt hatte, befand sich auch einer von Whydah, der sich sehr gerne aus der Sklaverei befreit gesehen hätte. Schon waren Unterhandlungen angeknüpft. Aber einerseits glaubte der, welcher das Lösegeld anbot, nicht sicher zu sein, vom Vater des jungen Mannes wieder bezahlt zu werden, und anderseits forderte der Herr desselben einen übermäßigen Preis. Ich wurde um meine Dazwischenkunft angegangen. Ich kannte den Vater des Sklaven, sowie auch den, welcher ihn loskaufen wollte, und der ein aus Brasilien zurückgekehrter christlicher Nago war.

Ich versicherte erst den Nago, daß er sein Geld wieder erhalten werde, dann ging ich zum Herrn, um den Handel mit ihm abzuschließen. Wie groß war die Freude des armen

Gefangenen, als er sich von einer befreundeten Stimme und in seiner Muttersprache grüßen hörte! Der Herr war ein alter Muselmann, welcher gegen Mitleid verschlossen zu sein schien, und ich hatte demnach wenig Hoffnung. Indessen wagte ich doch, ihn folgendermaßen anzureden: „Der Preis, den man dir anbietet, ist höher als der gewöhnliche, du hältst hier einen Sohn zurück, den sein Vater in der Schlacht umgekommen glaubt. Auch du bist Vater, sieh da deine Kinder rings um dich; wenn eines derselben in die Sklaverei geriethe, und es sich um seine Befreiung handelte, wolltest du dann auch, daß sein Herr dem Loskauf solche Hindernisse entgegensetzte, wie du sie jetzt entgegensetzest?“ Diese Berufung auf das Vatergefühl besiegte seinen Widerstand, die Loskaufssumme wurde festgesetzt, und ich ließ dieses den Eltern des jungen Mannes zu wissen thun.

Andere Dahomeier waren in der Gewalt eines der muselmännischen Häuptlinge. Ich besuchte dieselben und ließ ihnen einige Unterstützung zukommen. Als diese Unglücklichen sich mit solch herzlicher Sorgfalt behandelt sahen, schienen sie von neuem aufzuleben. Ich versprach ihnen, Nachrichten von ihnen nach Dahomei gelangen zu lassen.

Am Tage meiner Abreise machte mir der Possu mit seiner Leibwache einen Besuch in dem Hause, das er mir selbst zur Wohnung angewiesen hatte; er brachte Lebensmittel im Ueberfluß mit, und wir frühstückten zusammen. Im Augenblicke, wo ich das Fahrzeug besteigen wollte, ließ er mir eine große Menge Yamswurzeln als Geschenk übermachen und betheuerte von neuem, daß er mir, ohne die schwierigen Verhältnisse, in denen sich das Land den Fremden gegenüber befinde, den Weg nach der Hauptstadt gerne geöffnet und die Erlaubniß ertheilt hätte, mich in der unter seinen Befehl gestellten Stadt niederzulassen. Wir trennten uns unter Freundschaftsversicherungen, ich ohne Hoffnung, so bald Missionäre in das Land der Jebus senden zu können. Wenn sich unsere Brüder je in Epe niederlassen, so werden sie den guten Empfang nicht vergessen, den der Possu dem ersten

katholischen Priester, der bei diesen den Europäern kaum bekannten Völkern erschien, zu Theil werden ließ. Sie werden sich auch erinnern, daß das heilige Meßopfer zwei Mal dargebracht wurde am Fuße dieses Hügels, Angesichts dieses schönen, von einem Kranze von Urwald eingefaßten See's, dessen Fuß sich im Wasser badet, und in welchem man Nachts das zitternde Licht des Fischers schimmern sieht, der noch wacht und auf seine Beute lauert.

Die östlich von Lagos befindlichen Lagunen sind von denen im Westen bedeutend verschieden. Die ersten sind im Allgemeinen viel breiter, obschon auch sie sich an einzelnen Stellen verengen und nur mehr einen schmalen Kanal bilden. Statt der unzugänglichen Ufer der andern ist bei diesen das Land vom Wasser durch oft riesige Bäume abgegrenzt, deren Mannigfaltigkeit und Aussehen einem Botaniker Anlaß zu interessanten Forschungen bieten würde.

Wir reisten gegen eilf Uhr Vormittag ab, und bekamen, Dank der Yamswurzeln des Possu, welche ich den sechs Ruderern meines Fahrzeuges versprach, schon am 23. April Morgens Lagos zu Gesicht. Ich begann eben die Prim zu beten, als die Sonne aufging. Einer meiner muselmännischen Ruderer, der wie ein Waarenballen in ein Tuch gewickelt zu meinen Füßen gekauert war, erhebt sich gerade bei den Worten: Jam lucis orto sidere, richtet sich gegen Sonnenaufgang und beginnt seine Gebete, in denen der Name Allah häufig wiederkehrt. Möge einst auch für diese verirrten Kinder die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen, und der Name des wahren Gottes über ihre vom Hauche der Liebe bewegten Lippen kommen!

Nach meiner Rückkehr nach Lagos rüstete ich mich zur Reise nach Abekutta. Dieses ist eine der bedeutendsten Städte des afrikanischen Festlandes und der Schlüssel zu dem noch so geheimnißvollen Innern von Sudan. Abekutta, welches in offenem Kriege mit seinen Nachbarn, in beständiger Feindschaft mit den englischen Behörden von Lagos steht, und die Fremden immer nur mißtrauisch innerhalb seiner

Mauern kommen sah, schließt dieselben jetzt gänzlich aus. Die Ursache dieser strengen Maßregel liegt in folgendem Vorfall. Die Egbas, deren Hauptstadt Abekutta ist, wollten ein für alle Mal dem Krieg mit den Ibadans ein Ende machen und veranstalteten deshalb eine allgemeine Aushebung. Die Kaufleute, welche die Hauptstärke von Abekutta ausmachen, verstanden sich unter der Bedingung zum Ergreifen der Waffen, daß die in der Stadt zurückbleibenden Einwohner jeder Handelsverbindung mit Lagos, dem natürlichen Hafenplatze von Abekutta, entsagen. Es wurde jedoch eingeräumt, daß der Bacheron, das ist der Anführer des Heeres der Egbas und unter einem bloßen Namenskönig der eigentliche Herr im Lande, die Einfuhr gewisser Waaren erlauben könne; aber kein Fremder, namentlich kein von Lagos herkommender Europäer solle das Königreich betreten dürfen. Die Wege zu Lande wurden gesperrt, und der Ogunfluß durch Soldatenabtheilungen bewacht, welche gegen alle völlig freie Hand hatten, die ohne einen Geleitsbrief des Bacheron die Durchfahrt zu versuchen wagen würden.

Ich hätte daher diese Reise nicht wagen dürfen, wenn es mir seit meiner Ankunft in Lagos nicht geglückt wäre, einen Boten in das Lager der Egbas schicken zu können. Ich ließ dem Bacheron sagen, wer ich sei, und zu welchem Zwecke ich mich nach Abekutta begeben wolle. Der Bacheron, bei dem ich überdieß durch wohlwollende Empfehlungen unterstützt wurde, sandte einen seiner Offiziere an mich, welcher mir seine Befehle und einen seiner Degen, ein ächtes Zeichen seines Schutzes, überbrachte. Dieser Abgesandte kam den 1. Mai in Lagos an. Ich beschleunigte meine Vorbereitungen voll Dank gegen Gott, welcher mir einen Führer sandte, um mich mit heiler Haut durch die Gefahren einer zu seiner Ehre unternommenen Reise zu geleiten.

Der Kaufmann, welcher seinen Einfluß bei dem Bacheron verwendet hatte, wurde für diese seine Bemühungen belohnt. Er konnte vier große Fahrzeuge, die als meine Begleitung galten, mit Waaren anfüllen, und das war in Anbetracht

des Handelsverbotes ein Glück. Andere versuchten ohne unser Wissen die gleichen Vortheile zu benutzen. Sie hatten vernommen, daß Fahrzeuge unter dem Schutze eines Weißen nach Abekutta hinauffahren sollten, und hofften in unserer Gesellschaft auch durchzukommen. Sie reisten vor uns ab, um an den gefährlichen Stellen auf uns zu warten.

Am 4. Mai fuhren wir in nördlicher Richtung über den See Corodu, um den Ogun zu suchen. Dieser Fluß mündet mittelst eines Kanals, welcher durch einen großen Paletuvienwald fließt, in den See. Um die Schifffahrt auf diesem Kanal ist es eine sonderbare Sache. Stellen Sie sich Bäume vor, deren Stämme auf langen Wurzeln ruhend, erst neun bis zwölf Fuß über dem Wasser beginnen. Von ihren Aesten hängen Fasern herab, welche mit ihrem Ende bis auf den Grund des Flusses reichen und von da einen neuen Baum hervortreiben. Vermehren Sie nun die Zahl dieser Bäume dergestalt, daß sie immer einen aus dem Flußbett selbst emporsteigenden Wald bilden, und Sie haben eine Vorstellung von demjenigen, den wir jetzt durchfahren wollen. In dem Labyrinthe dieser Wurzeln muß man nun schiffen, unter diesen zierlichen und phantastischen Grotten muß man das Fahrzeug lenken. Bei jedem Schritte stossen wir auf ein neues Hinderniß; eine erst seit gestern emporgestiegene Wurzel versperrt den bis dahin freien Durchgang. Wie viele Wendungen braucht es da, um sich Bahn zu brechen! Wir dringen beim schwachen Schimmer einer Laterne voran, das Echo wiederhallt die Rufe der Ruderer; andere Reisende, die den Kanal gleich uns befahren, verlangen Auskunft über die einzuschlagende Richtung, unbekannte Vögel, von all diesem Gelärme aufgeschreckt, fliegen mit widrigem Geschrei bunt durcheinander, während alle Arten von Affen uns anglotzen und unserer Verlegenheit zu spotten scheinen.

Mitten in diesem Walde, diesem Flusse, oder diesem See, denn alle diese Namen kann man dem Ogun geben, in einer Art Lichtung, auf einem kaum anderthalb Fuß über das Wasser emporsteigenden Erdreich zeigen sich rechts und

links vom Flusse zwei Dörfer. Man kann sich nicht erklären, wie sich an so ungesunden Orten feste menschliche Wohnungen finden können. Aber wird nicht der schlechteste Ort auf dieser Welt zum besten, wenn er nur die Heimath ist?

Wir beschlossen, die Nacht im Dorfe Agboi zuzubringen. In den Zwistigkeiten zwischen den Stämmen hatte sich Agboi auf die Seite eines aufrührerischen Häuptlings geschlagen, der vertrieben und dessen Partei zu Lagos vernichtet wurde. Diese wilden Inselbewohner bewahren ihrem unglücklichen Häuptlinge ihre Anhänglichkeit und erzeigen sich gegen Leute von Lagos, und mehr noch gegen die Weißen, welche ihnen Schrecken einflößen, gar nicht freundlich. Meine Neger fanden in dem Dorfe ein Unterkommen, von mir aber wollte Niemand etwas wissen. Ich lasse den Häuptling des Dorfes kommen, und dieser bezeichnet mir ein Haus, und sagt mir, daß ich dort mein Nachtlager nehmen könne, aber nicht drinnen, sondern unter dem Vordach. Aber selbst dann mußte ich noch eine andere Lagerstätte suchen, weil mir die Hauseigenthümer erklärten, daß sie in der Nachbarschaft eines Weißen nicht schlafen könnten. Endlich wurde ein unbewohntes Haus ausfindig gemacht, und ich erhielt die Erlaubniß, unter dessen Vordach auf der Erde zu schlafen, eine sehr große Vergünstigung, für welche ich dem Häuptling noch danken mußte. Während ich beim Scheine der Laterne die nöthigen Vorbereitungen für meine Nachtruhe traf, hielt sich in einiger Entfernung eine Menge Neger, welche alle meine Bewegungen beobachteten. In der Ungewißheit, ob ich etwa während der Nacht gestört werden möchte, ergriff ich das Schwert, welches der Gesandte des Bacheron der Egbas bei sich trug, schwenkte es klirrend in der Scheide und zog es dann zur Hälfte. Bis dahin betrachteten die Neger mein Gebahren: als ich aber die Laterne auslöschte und sie sich im Dunkel befanden, ergriffen sie unter Schreckensrufen die Flucht. Ich schlief unter der Hut meines Schwertes und meines Schutzengels ein.

In aller Frühe brachen wir wieder auf, und kamen endlich nach zweistündiger Fahrt, immer durch Wurzelbäume, in das freie Fahrwasser des Flusses.

Der Ogun, dessen Quelle, wie die der meisten großen Flüsse Afrika's, noch unbekannt ist, spielt in der Sage der Nagos eine große Rolle. Nach seinem regelmäßig wiederkehrenden Austreten, welches selbst in der am wenigsten regnerischen Jahreszeit dieser Gegenden stattfindet, zu urtheilen, kommt dieser Fluß aus weiter Ferne. In dem untern Theil seines Laufes schlängelt er sich durch angeschwemmtes Land, das er selbst gebildet hat, und auf dem sich gegenwärtig unermeßliche Waldstrecken befinden. Seine abschüssigen Ufer sind mit üppigem Baum- und Pflanzenwuchs aller Art umsäumt, vom riesigen Bombax bis zur schmiegsamen Schlingliane. Ueberall sieht man nichts als tiefe Massen von Grün.

Wenn der Bombax auf einem mehr trockenen als feuchten Erdreich wächst, so nimmt er riesige Formen an. Er wird von einem oft kugelförmigen Busch von ungeheuerem Umfang gekrönt; sein Fuß dehnt sich im entsprechenden Verhältniß aus; nur erscheint dieser Fuß nicht als ein einziges Stück, sondern als ein Bündel nach oben sich verdünnender Schäfte, aus deren Mitte sich ein erster Stamm von sechs bis acht Fuß Durchmesser erhebt. Der Baum, welcher der Hauptfetisch von Whydah ist, ist ein Riesenbaum dieser Art, sein Fuß mißt über neunzig Fuß im Umfang. Ueber dem ersten Stamm erhebt sich wie bei den Hauptmasten der Schiffe, ein zweiter Stamm, der ebenfalls wieder auf ähnlichen Bündeln festsitzt, und so fort bis zum Gipfel. Diese Stämme, Aeste, Schäfte sind dazu noch mit Dornen besetzt, welche das Besteigen derselben unmöglich machen. Der Bombax trägt einen in's Graue spielenden Flaum, welcher der Baumwolle nicht unähnlich sieht. — Wächst er auf einem mehr feuchten Boden, so werden seine Formen angenehmer, seine Schäfte gleichmäßiger, der Stamm sehr hoch, rund, glatt, von schöner weißer Farbe, und zeigt die harmonischen und reinen Linien, welche den Reiz der korinthischen Säulen ausmachen. Wie

oft sind mir beim Anblick dieser Baumreihen mit ihrem alterthümlichen Gepräge die stolzen Granitsäulen des Pantheon wieder vor die Seele getreten! Ausgehöhlte Bombaxstämme sind die schönen Fahrzeuge, die man in Lagos sieht, und von denen manche bis vierundzwanzig Personen fassen.

Der Ogun ist sehr schwer zu befahren. Der in sein Bett eingezwängte Fluß durchfrißt die morastigen Ufer, und unterwühlt den Boden, auf welchem der Bombax wächst; der Baum biegt sich unter seinem eigenen Gewicht, neigt sich, stürzt und versperrt durch seinen Fall die Durchfahrt. Nur unter vieler Mühe und Gefahr kann man diese Hindernisse überwinden, indem man bald unter bald über diesen Riesenstämmen einen Durchgang gewinnt. Wohnungen sind längs des Ogun selten, und das ringsum herrschende Schweigen verleiht dem sonst schon so großartigen Aussehen dieser Ufer eine neue Erhabenheit. Bisweilen werden wir jedoch aus unsern Träumen durch ein seltsames unbeschreibliches Geräusch aufgeweckt. Es rührt von einer Schaar Papageien her, welche durch unsere Annäherung aufgeschreckt unter heiserem, gellendem Geschrei davon fliehen. Anderswo ist es eine Gesellschaft von Affen, welche beim Erscheinen des Fahrzeuges in Aufruhr gerathen. Die Bäume sind mit diesen neckischen Thieren bevölkert, die von einem Aste zum andern springen, uns mit dem Ausdruck der Ueberraschung oder des Zornes anblicken und dann unter spöttischem Schreien die Flucht ergreifen.

Den 5. Mai, gegen Mittag, machten wir in Oricha Halt. Als wir eben unsere Mahlzeit einnehmen wollten, entdeckte ich eine Stelle mit Portulak, aus dem ich einen ausgezeichneten Salat bereitete. Darüber schienen die Eingebornen, welche niemals rohe Kräuter genießen, sehr erstaunt und sagten ganz leise unter einander: „Dieser muß eines der Thiere sein, welche an das Leben im Walde gewöhnt sind, weil er sich von rohen Kräutern nährt“. Ich gestehe, daß ich bei den naiven Eingebornen von Oricha keine große Meinung von mir hinterlassen haben dürfte. Gegen Abend

gelangten wir nach Go-Hum, wo wir die Nacht zubringen sollten. Dieses Dorf liegt auf einer neunzig Fuß hohen schroffen Anhöhe über dem Flusse (am linken Ufer). Man hatte uns gesagt, daß wir hier den ersten Militärposten antreffen würden, und unsere Leute näherten sich nicht ohne Furcht; allein der Posten war noch nicht besetzt; doch erlaubten uns die Eingebornen als Verbündete der Egbas nicht, die Grenze ihres Dorfes zu überschreiten. Da ich Niemanden an dessen Zugängen sah, weil diese in den hiesigen Gegenden stets mit Gebüsch umgeben sind, um im Falle eines Angriffes die Vertheidigungsanstalten zu decken, so drang ich mitten durch die Wohnungen immer weiter vor, und kam so auf den öffentlichen Platz. Ich merkte, daß meine Gegenwart Aufregung hervorrief; aber ich that, als ob ich dies nicht wahrnehme, um Zeit zu gewinnen und mich genauer umzusehen. Endlich trat der Häuptling auf mich zu und ersuchte mich ziemlich höflich, mich zu entfernen. Ich hatte mich nur umsehen wollen, dieses hatte ich erreicht und so zog ich mich zurück. Die Nacht brachten wir dann in einer Feldhütte von drei Fuß Breite und sechs Fuß Länge zu, in der Nähe der Fetische außer dem Dorfe.

Am 6. stießen wir auf große Bäume, welche den Fluß sperrten, und am Abend wurden wir, fern von jeder Wohnung, von der Nacht überrascht. Wir lagerten auf einer der Sandbänke, welche man immer innerhalb der bogenförmigen Vorsprünge findet, die von den plötzlichen Wendungen der Flüsse gebildet werden. Als Zelt diente uns eine an Lanzen aufgehängte Matte, und um das Nothwild abzuhalten, zündeten wir Feuer an. Diese Wälder sind mit Leoparden und Hyänen bevölkert, deren Geheul wir in der Nacht hörten. Mehrere von den Fahrzeugen, welche in unserer Gesellschaft die gefährlichen Posten zu überschreiten hofften, erwarteten uns bereits auf dieser Sandbank, andere stießen hier erst zu uns. Die Mannschaften lagerten sich alle in unserer Nähe, theils um gegen die wilden Thiere geschützt zu sein, theils

um mit uns durch die Soldatenposten, die wir nun bald antreffen sollten, hindurchzukommen.

Mit Tagesanbruch setzten wir unsere Reise wieder fort. Unsere kleine Flotte bestand jetzt aus zwölf Fahrzeugen, von denen aber nur vier mit Vollmacht versehen waren. Ich bin indeß zu glauben geneigt, daß der von dem Bacheron abgeordnete Häuptling der Egba's unsern neuen Gefährten Hoffnung gemacht hatte, daß sie unter unserm Schutze auch durchkommen werden, und eben so sicher glaube ich auch, daß diese Hoffnung für denjenigen, der sie gegeben, nicht ohne Profit gewesen ist.

Meiner Gewohnheit gemäß widmete ich die ersten Augenblicke des Tages dem Breviergebete und der Betrachtung, welche in den heidnischen Ländern die einzigen Erinnerungszeichen an das christliche Leben sind, und welche man Angesichts der wilden Natur nur noch lieber gewinnt. Wenn man mitten in den Wäldern statt jedes Zeichens von Leben nur eine zwar kräftige, aber wunderliche Pflanzenwelt erblickt, statt jeden Geräusches während des Tages nur das Schreien der Affen und Papageien, des Nachts nur das Geheul der Hyäne und des Leoparden hört, so schwingt sich die Einbildungskraft über diese sichtbare Welt empor; und während die heidnische Unwissenheit überall schädliche Geister zu erblicken wähnt, entdeckt dagegen der Christ in dieser ihn rings umgebenden unerschöpflichen Fruchtbarkeit die Wunder der göttlichen Allmacht, welche das Leben selbst über die gefühllosen Geschöpfe reichlich ausgießt. Da fühlt er auch mehr als sonst die Gegenwart dieses schöpferischen Gottes, sieht deutlicher als sonst die Engel, die vom Himmel herabgesandt sind, um seine Schritte zu lenken und seine Tage zu schützen.

In den ersten Stunden unserer Weiterreise trafen wir auf seichte Stellen, wie auch fortwährend auf diese Baumriesen, welche sich uns wie Schlagbäume entgegenstellen. Als wir diese Hindernisse hinter uns hatten, bemerkte ich, daß die Mannschaften, welche sich uns angeschlossen hatten, unvermerkt stiller wurden. Sie ließen uns mit unsern schweren

Fahrzeugen voraus, obschon die ihrigen leichter waren. Es war neun Uhr Morgens, die Sonne sandte mit voller Kraft ihre Strahlen auf das jetzt breiter gewordene Flußbett herab, als ein allgemeines Gemurmel ein Fahrzeug voll Soldaten ankündigte, welches gegen uns den Fluß hinabfuhr. Bald entdeckte man ein zweites, dann ein drittes. Zugleich hörte man das Geschrei oder vielmehr Geheul dieser Soldaten, denen sich eine reiche und seit langer Zeit ersehnte Beute darbot. Rings um uns herrschte allgemeine Bestürzung: die Zahl der bewaffneten Fahrzeuge mehrte sich mit jedem Augenblick, die Drohungen wurden lebhafter, die Soldaten schwangen wüthend ihre Waffen.

Da heiße ich unsern Egbashäuptling aus seiner Mattenhütte heraustreten. Dieser steigt auf einen Haufen von Kisten, hebt das Schwert des Bacheron empor, während ich vorn in dem Fahrzeuge stehe. Sobald wir so nahe waren, um verstanden werden zu können, schwingt mein tapferer Häuptling, der jedoch keineswegs ohne Furcht war, sein Schwert, erklärt seine Sendung, und bezeichnet fünf Fahrzeuge als zu meiner Begleitung gehörend. „Der Weiße", so sagte er, „der nach Abekutta hinauffährt, ist ein Freund des Bacheron, ihr sollet ihn daher unbehelligt durchlassen." Da gibt man uns ein Zeichen, vorwärts zu fahren. Nachdem die fünf bezeichneten Fahrzeuge die verhängnißvolle Grenzscheide hinter sich hatten, wurde den sieben anderen befohlen, bis zur nahen Sandbank zurückzufahreu.

Zu gleicher Zeit kommen zwei andere Fahrzeuge voll Soldaten an, die an uns vorbeifahren. Von der Mannschaft derselben sehen uns die einen etwas schief an, wie eine Beute, die man ihnen entziehen will; die andern begrüßen uns durch Schwenken ihrer Waffen. Der Befehlshaber eines Fahrzeuges machte mir, zweifelsohne um mich noch mehr zu beruhigen, ein Kompliment, welches von seiner Seite so wohlwollend als nur möglich war. Ich stand nämlich wie schon bemerkt, aufrecht vorn auf dem Schiffe; sobald er nun nahe genug bei mir war, schlug er auf mich an und legte den

Finger an den Drücker seines Gewehres. „Weißer, Weißer, schrie er, du bist hier. Ohne den Bacheron, der auch hier ist (und damit deutete er auf das Schwert dieses Häuptlings), hätte ich dich sogleich in's Wasser hinabgeschossen". Wie er sah, daß ich ihn, ohne zu zittern, höflich grüßte, schien er mit der Probe sehr zufrieden, stieß ein Freudengeschrei aus, zeigte mir, daß sein Gewehr nicht geladen war und lobte meine Kaltblütigkeit. Seine Soldaten folgten seinem Beispiele, jeder legte im Vorbeigehen zum Schein auf mich an, ich erwiederte diesen Gruß freundlich, und sie schienen sich hiedurch außerordentlich geschmeichelt zu fühlen. Der Mensch bleibt eben immer Kind.

Was nun die sieben Fahrzeuge betrifft, welche hatten zurückkehren müssen, so entspann sich zwischen ihrer Bemannung und den Soldaten ein Kampf, der zu Gunsten der letztern ausfiel. Jedoch erlangten zwei Fahrzeuge, die Kisten mit Wachholderbeeren geladen hatten, gegen eine bedeutende Brandschatzung die Erlaubniß zur Fortsetzung ihrer Reise, uud sie stießen dann, inzwischen etwas leichter geworden, wieder zu uns. Die andern Fahrzeuge wurden verbrannt und ihre Ladung der Plünderung preisgegeben.

Hierauf kam man zu uns, um von uns auf gute Art zu erhalten, was man den andern mit Gewalt abgenommen hatte. Wir schenkten den Soldaten einige Flaschen Branntwein und eine ziemliche Menge Kauris [1]), und kamen so wohlfeil davon.

Bald wurden wir indessen durch neues Geschrei in Aufregung versetzt. Nach der Plünderung und Verbrennung der fünf Fahrzeuge waren die Soldaten in den nahen Wald gegangen, hatten sich jeder einen dicken Stock gehauen, und machten sich dann das Vergnügen, die Unglücklichen, welche sie eben ausgeraubt hatten, durchzuprügeln; uns dagegen hieß man unsere Reise fortsetzen, damit der Weiße nicht Zeuge einer so barbarischen Behandlung sein könne.

---

[1]) Kauris oder Kaurie ist eine kleine Muschel, die als Geld dient.

Nach einigen Stunden kamen wir zu den Soldatenposten. Auch da mußten wieder Geschenke gemacht werden, denn, sagten die Soldaten, auch diejenigen, welche an dem Treffen nicht theilgenommen, sollen deßwegen dennoch von der Beute nicht ausgeschlossen sein.

Schon seit dem 7. bemerkte ich, daß das Land ein anderes Aussehen gewinne. Statt der dichten und undurchdringlichen Wälder war es überall wohl angebaut, zahlreiche Dörfer zeigten sich längs des Flusses, Alles deutete auf eine gesündere Gegend, eine kräftigere und arbeitsamere Bevölkerung. Wir hatten bereits das Land der Nagos Aoris oder Egbados verlassen, und befanden uns in dem der Egbas, der berühmtesten Nagos, der Gebieter von Abekutta.

Unsere Fahrt ging langsam von Statten, und der Brasilianer Franz Ribeiro, der uns in Abekutta erwartete, war unsertwegen nicht ohne Sorge; denn in Kriegszeiten läßt sich alles befürchten. Zudem waren beunruhigende Gerüchte in der Stadt in Umlauf gekommen, ohne Zweifel aus Anlaß der fünf Fahrzeuge, welche geplündert worden waren. Ribeiro erlangte vom Befehlshaber von Abekutta, daß zwölf Soldaten mit einem Offizier uns entgegen geschickt würden. Wir brachen eben von Tecpana auf, als wir diese kleine Schaar herankommen sahen. Sie begrüßte mich durch eine zweimalige Gewehrsalve und Freudengeschrei; der Offizier trat in mein Fahrzeug, und bezeugte mir eine lebhafte Sorgfalt. Er war Muselmann, reich in rothen Sammt und grünen Atlas gekleidet, und mit einer schönen Flinte bewaffnet, die er mir zu Ehren von Zeit zu Zeit abfeuerte.

Von der Stelle an, wo wir uns damals befanden, wird der Fluß reißender, und unsere Leute waren so ermüdet, daß wir bei Anbruch der Nacht noch drei Stunden brauchten, bevor wir am Ziele unserer Reise ankamen. Ribeiro erwartete uns im Dorfe Aro, dem Landungsplatz von Abekutta. Da er uns so lange nicht ankommen sah, fürchtete er, es möchte uns auf dem Flusse bei der Durchfahrt von Titi ein Unfall zugestossen sein. Wirklich beginnen bei diesem

Dorfe die Granitfelsen, welche die Hochebene von Abekutta bilden, und diese Felsen verengen das Flußbett bedeutend, wodurch die Strömung sehr reißend und gefährlich wird. Um acht Uhr Abends läßt Herr Ribeiro, bei dem die Besorgniß den höchsten Grad erreicht hatte, ein Fahrzeug ausrüsten, um uns in eigener Person aufzusuchen. Wir waren noch ziemlich gut durchgekommen, nur daß wir in der Dunkelheit häufig auf Untiefen geriethen, und unsere erschöpften Ruderer nicht übel Lust zeigten, das Schiff stranden zu lassen und die Nacht mitten im Flusse zuzubringen. Das war unsere Lage, als wir plötzlich ein Licht schimmern sahen, das sich uns zu nähern schien. Es war das Fahrzeug des wackern Ribeiro. Sobald dieser das von unsern Schiffen herkommende Geräusch hören konnte, rief er mich an, um sich von meiner Anwesenheit zu versichern, nahm mich dann in sein leichteres Fahrzeug auf, und so fuhren wir rasch gegen Aro hinauf.

Kaum an's Land gestiegen, warfen wir uns auf die schon bereit stehenden Pferde. Unterwegs rochen wir einen starken Leichengeruch, und Ribeiro sagte zu mir: „Riechen Sie den Duft von Dahomei?" — Wir ritten nämlich gerade über das Feld, auf welchem der König von Dahomei vierzig Tage zuvor durch die Egbas eine vollständige Niederlage erlitten hatte, und die Todten waren nicht begraben worden.

Gegen zehn Uhr befanden wir uns vor den Thoren von Abekutta, die sich vor uns aufthaten, obwohl sie sonst in Kriegszeiten so spät nicht mehr geöffnet zu werden pflegen. Noch eine ganze Stunde mußten wir in der Stadt reiten, bis wir zum Hause Ribeiros kamen, wo ich gastliche Aufnahme fand.

(Der Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Missionen von Australien.

Apostolisches Vikariat von Central-Ozeanien.

Der letzte Brief über die Missionen von Central-Ozeanien, der in den Annalen mitgetheilt wurde, war vom 1. November 1861.[1]) Der hochwst. Herr Bataillon hatte eben eine neue Visitationsreise beendigt, und zählte voll Freude die Fortschritte auf, welche der wahre Glaube unter den Heiden wie unter den Protestanten seines Vikariats gemacht hatte.

Gerade um diesen Zug der ozeanischen Völkerschaften zum Glauben noch mehr zu fördern, löste der heilige Stuhl durch ein Breve vom 27. März 1863 den großen Archipel von Viti vom Vikariat von Ozeanien ab, und bildete aus demselben eine apostolische Präfektur unter der Gerichtsbarkeit des hochwst. P. Breheret, aus der Gesellschaft Mariä.

Um die nämliche Zeit erhielt der hochwst. Herr Bataillon, dessen Kraft durch zwanzig Jahre der Arbeiten und Entbehrungen erschöpft war, vom heiligen Vater einen Coadjutor. Der hochw. P. Ludwig Elloy, aus der Gesellschaft Mariä, Vorsteher der Mission auf den Samoa-Inseln

[1]) Annalen, 1862. — Man wird sich erinnern, daß das apostolische Vikariat von Central-Ozeanien im Jahre 1843 errichtet, und dem hochw. P. Bataillon, aus der Gesellschaft Mariä, übergeben wurde. Dieser war einer von den acht Missionären, welche den hochwst. Herrn Pompallier im Dezember auf seiner Reise in diese fernen Gegenden begleiteten.

wurde zum Bischof von Tipasa i. p. ernannt und am 30. November 1864 geweiht.

Der hochwst. Herr Elloy macht uns in nachfolgendem Schreiben mit dem Zustand der Christengemeinden, deren Leitung ihm jetzt mitobliegt, bekannt.

Brief des hochw. P. Elloy, Coadjutor des hochwst. Herrn Bataillon, an den hochwst. P. Favre, Generaloberen der Gesellschaft Mariä.

Apia 10. Februar 1866.

Hochwürdiger P. Superior!

Auf den Wunsch des hochwst. Herrn Bataillon, unseres ehrwürdigen apostolischen Vikars, gebe ich Ihnen hiemit einige Nachrichten über unsere Arbeiten im Archipel von Samoa. Damit werde ich auch einige Worte über den Archipel von Tonga, über Wallis, Futuna, Rotuma und die Inseln Tokelau verbinden, welche mit Samoa das apostolische Vikariat von Central-Ozeanien bilden.

Samoa ist der ozeanische Name des Archipels, welchen Bougainville Archipel der Schiffer-Inseln genannt hat, ohne Zweifel wegen der großen Zahl von Fahrzeugen, welche er dort gesehen hatte, und wegen der merkwürdigen Geschicklichkeit der Insulaner in deren Lenkung.[1]) Die Samoaner machen sehr gern Besuche auf den verschiedenen Inseln des Archipels, sind aber auch ihrerseits sehr bereitwillig diejenigen, deren Gastfreundschaft sie genossen, gut zu behandeln. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß der größte Theil ihres Lebens in Reisen oder Besuchen hingeht. Volksschaaren von zwei bis dreihundert Personen, Männer, Weiber und Kinder, gehen auf zwei oder drei Monate von

[1]) Der Archipel von Samoa wurde von Bougainville im Mai 1768 entdeckt.

Hause fort, um eine Spazierfahrt um die Insel Upolu oder Savoi zu machen. Ehedem war dieß der Anlaß zu großen Unordnungen in jedem Dorfe, wo der Malaga (Zug der Reisenden) anhielt, und ist es auch jetzt noch an vielen Orten, so namentlich in Savai und Tutuila; und dieses ist eines von den Hindernissen gegen die Begründung der christlichen Religion, dessen Ueberwindung uns die meiste Mühe machen wird.

Die Grenzen ihres Archipels zu überschreiten, das ist etwas, das die Samoaner bis jetzt noch gar nicht versucht haben; erst seit kurzer Zeit haben sie große Wallfischfahrzeuge und kleine Goeletten zu bauen angefangen, auf welchen sie sich bis nach Wallis und Tonga vorgewagt haben. Dagegen waren die Tongier schon lange vor der Ankunft von Europäern in diesen Gewässern auf ihren Fahrzeugen nach Viti, Wallis und Samoa gekommen.

Der Archipel von Samoa liegt ungefähr tausend englische Meilen von Sidney und erstreckt sich vom 13° bis 14° Grad südlicher Breite und vom 172° bis 175° Grad westlicher Länge. Die Gruppe besteht aus drei großen Inseln, Savoi, Upolu und Tutuila; aus anderen kleineren, Manono und Apolima, welche zwischen Upolu und Savai liegen; und endlich aus den Manna-Inseln, 25 englische Meilen östlich von Tutuila. Savai bildet die Westspitze der Gruppen, Upolu ist gegen 6 englische Meilen östlich von Savai, und Tutuila gegen 20 westlich von Upolu. Alle diese Inseln sind vulkanischen Ursprungs, und die drei großen haben hohe Berge, welche bis zum Gipfel mit einem reichen Pflanzenwuchs bedeckt sind. Savai hat 55, Upolu 45, Tutuila 30 englische Meilen im Umkreis. Die Gesammtbevölkerung beträgt 33,000 Seelen, das Land könnte jedoch leicht mehr als 200,000 nähren; Toros, Yamwurzeln, Paradiesfeigen, Brodfrüchte, und alles, was die Nahrung der Polynesier ausmacht, findet sich auf Samoa im Ueberfluß. Obwohl diese Inselgruppe unter dem Wendekreis liegt, ist ihr Klima doch nicht ungesund, dasselbe verursacht zwar allerdings eine

beständige Ausdünstung, welche, sobald man Handarbeit treibt oder lange Märsche macht, übermäßig wird, aber mit einer kräftigen Nahrung und einiger Vorsicht kann man dennoch seine Kräfte lange Zeit erhalten.

Apia, von wo ich Ihnen schreibe, ist der besuchteste Hafen der Inselgruppe. Er liegt ungefähr in der Mitte der Nordküste von Upolu, und bietet einen leichten Zugang. Die Schiffe sind daselbst während der Zeit der Passatwinde, das ist von Ende April bis im November, in voller Sicherheit. Während dem übrigen Theil des Jahres dagegen ist der Hafen bei einem heftigen Sturme nicht so sicher. Zu Apia haben sich die bedeutendsten Handelsleute von Samoa und den umliegenden Inseln, als Viti, Tonga, Wallis und Futuna niedergelassen. Alle zwei oder drei Monate geht eine Goelette nach dieser Insel ab, kehrt hieher zurück, um hier ihre Ladung abzusetzen und beginnt dann die Fahrt von neuem. Apia ist ein Mittelpunkt, von dem aus man rings in diesen ganzen Theil von Polynesien, und selbst zu der Inselgruppe Gilbert gelangen kann, welches eine noch heidnische Bevölkerung von mindestens sechzigtausend Seelen zählt. Zwei französische Matrosen, welche zehn Jahre lang dort gewohnt hatten, haben sich jetzt sammt ihren Frauen, die wir getauft haben, in Samoa niedergelassen. Während ihres Aufenthaltes auf den Gilbert-Inseln haben sie die Missionäre bekannt gemacht, indem sie sehr günstig über dieselben redeten; die Eingebornen erwarten uns mit Sehnsucht.

Ich kenne den allgemeinen Umsatz des Hafens von Apia nicht, nur was die Erzeugnisse von Samoa insbesonders angeht, weiß ich, daß es jährlich für 500,000 Frcs. Kokosöl ausführt. Die Einfuhr an verarbeiteten Handelswaaren, Indienne, Wollenzeug, Aexten, Waffen, Flinten u. s. w. stellt eine Summe von 125,000 Frs. dar. Diese Zahlen werden sich bald noch bedeutend erhöhen, weil Europäer und Samoaner auf Veranlassung der katholischen Missionäre seit zwei Jahren die Baumwollenpflanzung betreiben, und der Ertrag dieses Erwerbszweiges den des Kokosöles bald über-

steigen wird. Damit wird sich eine neue Quelle des Reichthums für das Land eröffnen, und da dieser Reichthum die Frucht anhaltender Arbeit sein wird, so darf man hoffen, daß die Sittlichkeit und Festigkeit der Familien daraus durchweg Gewinn ziehen werden. Die Baumwollenstaude gedeiht auf Samoa sehr gut und ist, wie behauptet wird, noch schöner als die amerikanische. Ihr Anbau erfordert wenig Arbeit, sie erreicht ein hohes Alter, und man braucht sie jedes Jahr nur zwei Mal zu beschneiden, um zwei reichliche Jahresernten zu machen. Wir rechnen darauf, in diesem Artikel ein Mittel zum Unterhalt unserer Schulen zu finden.

In dieser Absicht haben wir denn auch um die Summe von 33,000 Franken mehrere Landtheile angekauft, welche zusammen ein einziges Gut von ungefähr sechzig Morgen Landes ausmachen. Diese Besitzung, Angesichts der Hafeneinfahrt gelegen, umgibt in einem Halbkreise die Wohnungen der Europäer, und erstreckt sich mit ihren beiden Enden bis an das Ufer hin. Der Boden ist sehr fruchtbar; eine schöne Quelle, welche an dem Fuße des theilweise uns angehörenden Berges entspringt, sendet einen Bach aus, welcher sich in mehrere Arme theilt, um das Gut nach allen Richtungen zu bewässern. Eine andere Wasserader, welche weiter her kommt, bildet erst die östlichen Grenzen unseres Landes, macht dann einwärts einen Winkel, dessen beide Seiten uns gehören, und ergießt sich endlich ins Meer, nachdem sie erst wiederum weithin als Grenze unsers Besitzthums gedient hat.

Nahe an der Mündung dieses Flußes befindet sich die Kirche und die Niederlassung der Missionäre. Die Kirche, ein fester Bau aus behauenen Steinen, die mit Korallenmörtel verbunden sind, hat einen schönen Thurm mit einem achtzig Fuß hohen Helm. Unser Haus dagegen ist nur eine mit Zuckerrohrblättern gedeckte Hütte, welche vor Alter den Einsturz droht. Wir haben aber am Fuße des nahen Berges auf unserm eigenen Besitzthum Steine, wir haben ein Pferd und einen Maulesel und überdieß einen zweirädrigen Wagen,

den uns ein Gentleman von Sydney geschenkt hat. So haben wir denn die Steine zur Hand, und unsere Neubekehrten werden aus den Korallen, die sie aus dem Meer holen, den Kalk bereiten. Mehr Auslagen wird das Holz verursachen, aber wir werden nur langsam vorfahren. Unsere Absicht geht dahin, ein Haus herzustellen, welches als Hauptniederlage dienen, und im Nothfalle alle Missionäre der Inselgruppe beherbergen kann. Die Ausführung dieses Planes ist auf das folgende Jahr verschoben, indem der Ankauf von Land zu ganz ausnahmsweisen Preisen, der Druck der neuen samoanischen Bücher, die Gründung zweier neuen Niederlassungen in Apia, die uns von der Glaubensverbreitung zugewiesenen Hülfsmittel erschöpft und uns sogar ziemlich bedeutende Schulden zu machen genöthigt haben. Die zwei neuen Anstalten, von denen die Rede ist, sind eine von Ordensfrauen geleitete Schule, und ein Kollegium, welches nur Katecheten heranzubilden bestimmt ist.

Im äußersten Westen des eben beschriebenen Besitzthums, auf einer kleinen luftigen Anhöhe, fern von allem Geräusch wohnen die Schwestern unserer lieben Frau von den Missionen mit 16 jungen Schülerinnen, zum Theil Samoanerinen, zum Theil Kreolinen oder Mestizinen. Für jetzt befinden sich dort nur zwei Schwestern. Im ersten Stocke ist das Schlafzimmer der Zöglinge, welches zugleich als Arbeitszimmer für die Bereitung der Baumwolle dient; im Erdgeschoß das Speisezimmer, Schulzimmer, ein kleines Sprechzimmer und eine Kapelle mit Sakristei. Die Zöglinge werden unentgeldlich aufgenommen; der Ertrag der Arbeitsstunden, welche sie auf das Nähen, auf die Taro's- und Paradiespflanzungen und das Baumwollenfeld verwenden, reicht für ihren Unterhalt nahezu aus. Außer diesen Pensionärinen, welche von verschiedenen Seiten der Inselgruppe herkommen, haben die Schwestern auch noch auswärts wohnende Zöglinge; es sind dieß theils junge Mädchen aus der Umgegend, theils die Frauen unserer Zöglinge, welche zugleich Katecheten sind.

Die Anstalt für die Zöglinge, welche Katecheten sind, befindet sich im Mittelpunkte des Gutes zwischen dem Hause der Schwestern und dem Wohnsitz der Missionäre. Die meisten dieser Zöglinge sind junge verheirathete Leute; zwei Haushaltungen besitzen mit einander ein Haus. Es sind schon acht solche Häuser, und wir hoffen, diese Zahl später verdoppeln zu können. Der hochwst. P. Violette, welchem diese Schule insbesondere übertragen ist, unterrichtet auch die Kinder der Katecheten, so wie die andern katholischen Kinder der Umgegend. Er und mehrere unverheirathete junge Leute bewohnen das Haus, in welchem die Schulen gehalten werden. Diese jungen Leute halten Pflanzungen von Taro's und Paradiesfeigen, womit sie sich selbst nähren und zugleich die Kostgänger der Schwestern ernähren helfen. Sie haben außerdem ihr Feld mit Baumwollenstauden, wo sie dieses Jahr ungefähr 5000 Pfund rohe Baumwolle im Werthe von 1500 Franken geerntet haben. Das reicht nun freilich nicht hin, um alle Kosten der Schule zu decken; allein es ist eben erst ein Anfang. Das Haus, welches der hochw. P. Violette bewohnt, ist von Holz und hat die gleiche Größe wie dasjenige der Schwestern, und ist ebenfalls im Laufe des verflossenen Jahres gebaut worden.

Außer den Baumwollenstauden und den übrigen Pflanzungen, von denen ich gesprochen habe, besitzen wir in Apia über tausend Kokosbäume, welche erst vor kurzer Zeit gepflanzt wurden und in vier oder fünf Jahren Früchte tragen werden. Die Samoanen können strenge genommen ohne Kokosnüsse leben; aber es ist dies für sie eine Entbehrung, welche der eines Europäers gleich kommt, der sich mit Brod und Wasser begnügen muß. Diese Entbehrung ertragen unsere Katechetenzöglinge muthig; und nur an den Vakanztagen, wenn sie ihre Familien besuchen, können sie sich Kokosnüsse verschaffen. In einigen Jahren jedoch werden sie deren reichlich erhalten, um ihre samoanischen Gerichte daraus bereiten und einen kleinen Hühnerhof halten zu können.

Was wir in Apia gethan, haben wir in allen unsern Niederlassungen des Archipels begonnen. Wir haben vier Häuser in Upolu ohne die von Apia zu zählen, zwei in Sovai und einen Stationsanfang in Tutuila. [1]) Jedes Haus hat seinen eigenen gekauften Grund und Boden und jeder Missionär sucht sich daselbst einige Hülfsquellen zu verschaffen. Letztes Jahr haben wir 6 Kapellen und 2 große Kirchen gebaut. Die eine dieser Kirchen ist das Werk des hochw. P. Verne; dieselbe ist die größte des ganzen Archipels und steht am östlichen Ende von Upolu. Die andere ist in der Hauptstadt des westlichen Bezirkes der gleichen Insel gelegen, und verdankt ihre Stiftung dem Eifer des hochw. P. Debreuil und der unermüdeten Arbeit des Bruders Karl. Sie ist kleiner, aber schöner als die erstgenannte, im Spitzbogenstil gebaut und hat 3 Schiffe, eine Bauart, die in Samoa noch unbekannt war, man eilt daher von allen Seiten herbei, um sie zu bewundern. Der hochwst. Herr Bataillon hat in Apia in der Nähe des Hauses der Schwestern auch eine große und schöne Kirche bauen lassen und ich habe in derselben den 30. November 1865 die Bischofsweihe empfangen; aber sie wurde leider den 29. Jänner 1865 noch vor ihrer gänzlichen Vollendung durch ein Ungewitter zerstört. Dieser Orkan hat uns noch vielen andern Schaden zugefügt; er hat zwei unserer Gebäude, das eine in Upolu, das andere in Savai beinahe zu Grunde gerichtet und wir konnten selbe noch nicht wieder herstellen.

---

[1]) In der Bucht von Tutuila, wo La Perouse eine zehntägige Rast gehalten, sind der Kapitän de Langle, der Naturforscher Lamanon und neun Matrosen oder Soldaten von den Insulanern im Dezember 1787 ermordet worden. „Ich bin tausend Mal erbitterter gegen die Philosophen, welche den Wilden predigen, als gegen die Wilden selbst, sprach der unglückliche Seemann. Der unglückliche Lamanon, welchen sie gemordet haben, sagte noch am Vorabende seines Todes zu mir, die Indianer sind mehr werth, als wir. (Reisen von La Perouse.)

Endlich haben wir während der zwei letzten Jahre für Samoa zwei Bücher drucken lassen. Der große Katechismus, welcher in Lyon gedruckt wurde, ist in einer Auflage von 6000 Exemplaren und unser Gebetbuch, das in Sydney gedruckt ward, in einer von 4000 Exemplaren bezogen worden. Diese Auslage, welche sich auf mehr denn 20000 Franken belief, war durchaus nothwendig. Wir haben hier gegen die Sekten der Kongregationalisten und der Wesleyaner zu kämpfen, welche uns in diesen Inseln zuvorgekommen sind; sie besitzen in Upolu eine Buchdruckerei, und die Bibelgesellschaft von London hat ihnen soeben eine neue Auflage der Bibel, in samoanischer Uebersetzung, gesandt. Wir müssen also entweder dem Kampfe entsagen, oder aber unsern Neubekehrten und denen, welche sich in unserer heiligen Religion unterrichten wollen, auch Bücher geben.

Die Katholiken werden von Tag zu Tag zahlreicher; da aber die Wohnungen der einen von den andern sehr weit entfernt liegen, so erhalten Viele nur selten den Besuch des Missionärs.

In den am weitesten entlegenen Dörfern ist ein Katechet mit dem Vorbeten beauftragt; in Abwesenheit der Missionäre besucht er die Kranken und bringt sogar die Nacht bei ihnen zu, besonders wenn Gefahr droht, daß ein protestantischer Katechet sich einstellen möchte. Er hält den Kindern Schule und bereitet die neubekehrten Erwachsenen zum Empfang der Taufe vor. Gewöhnlich sieht er sich in dem nämlichen Dorfe ein oder zwei protestantischen Katecheten und fünf oder sechs Katechetengehilfen gegenüber, welche alle bereit sind, falsche Gerüchte auszustreuen, die abgeschmacktesten Verläumdungen zu verbreiten und Alles, was wir nur immer thun oder sagen mögen, zu verdrehen oder übel auszulegen. Was vermöchte der katholische Katechet gegen diese zahlreichen von den Waffen der Presse unterstützten Gegner, wenn er selbst kein Buch hätte, um in demselben die gesunde Lehre zu lesen, sie den Verläumdern vorzuhalten und den Seelen zu lehren, welche eines guten Willens sind. Mit einem Worte: man

verlangt Bücher in Samoa und wäre es nur, um sagen zu können, daß man deren hat, um nicht der Unwissenheit beschuldigt oder angeklagt zu werden, an eine Lehre zu glauben, die man nicht schriftlich herauszugeben wage.

Wir zählen gegenwärtig auf Samoa Katholiken in 60 Dörfern, und jedes dieser Dörfer hat einen Katecheten oder Neubekehrten, welcher dessen Amtsverrichtungen versieht. Wir haben 47 Kirchen oder Kapellen, von denen 11 von Stein, 14 von Brettern und die andern von Schilf oder Bambusrohr sind. Vor 10 Jahren noch hatten wir nur in 9 Dörfern Katholiken und zählten nur 7 Kirchen; eine einzige war von Stein und eine andere von Holz. Die Gesammtzahl der Katholiken auf Samoa beträgt 3000. Der Zahl nach ist dies allerdings wenig; allein wenn man bedenkt, daß diese Neubekehrten in allen Theilen des Archipels vorzüglich in den Hauptorten und den größten Mittelpunkten der Bevölkerung verbreitet sind, wo wir allen Neckereien zum Trotz unsere Kirchen bauen und unsere Katecheten einführen konnten, so muß man hierin einen großen Erfolg und den Anfang der göttlichen Segnungen erblicken über einem Lande, das mit so vielem Schweiße begossen und bis jetzt so undankbar gewesen ist. Wir haben die öffentliche Meinung schon für uns; die einflußreichsten und einsichtsvollsten Oberhäupter wollen zu uns gehören. Einige sind noch durch die Furcht zurückgehalten, von ihren Familien verlassen, oder durch protestantische Ränke, deren Einfluß noch allzu stark ist, abgesetzt zu werden; aber mehrere andere haben schon alle Hindernisse überwunden und sich als Katholiken erklärt. Kürzlich hat man versucht, drei von ihnen, welche sich bekehrt hatten, abzusetzen. Mit zweien ist es gelungen; der dritte aber war zu mächtig; es blieb alles nutzlos gegen ihn. Er ist ein wahrer Apostel; es vergeht kein Tag, an dem er uns nicht irgend einen neuen Bekehrten zuführt.

In anderen Orten, wo wir noch nie Fuß gefaßt hatten, wie z. B. in Tutuila, mußten die neubekehrten Familien, um der Verfolgung zu entgehen, alsogleich auswan-

dern. Als aber Zwietracht in der friedlichen Partei entstand, hat man die Verbannten, welche sich seit fünf Monaten nach Upolu zurückgezogen hatten, heim berufen und heute haben wir in Leone, dem besuchtesten Hafen von Tutuila, welches zugleich die Hauptstadt der Insel ist, eine eifrige Christengemeinde und eine Kirche von Brettern. Zwei protestantische Pastoren haben selbst, nachdem sie sich vergeblich bemüht unsere Niederlassung zu verhindern, die Insel verlassen, um nach England zurückzukehren. O, wenn wir doch nur zwei Missionäre für diese Station hätten, wo wir selbst von denen, die zuerst unsere Feinde waren, mit so inständigen Bitten verlangt werden! Wenn es zu lange hergeht, bis wir Verstärkung erhalten, so ist zu befürchten, daß dieser Feuereifer erkalte; denn es werden neue protestantische Pastoren auf diese Insel kommen und dann werden wir Schritt für Schritt und durch lange Anstrengungen wieder erobern müssen, was wir auf ein Mal und in kurzer Zeit hätten gewinnen können.

Bevor ich Upolu und Savoa besuchte, wo ich das Jubiläum in allen unsern Stationen gepredigt habe und zwei oder drei Wochen in jeder verblieben bin, hatte ich schon einen Monat in Tutuila zugebracht. Eben erst habe ich dort einen zweiten Besuch gemacht. Man gelangt nur schwer von Upolu nach Tutuila: die Entfernung ist beträchtlich; man ist immer auf stürmischem Meere und hat gegen die Ostwinde, welche in jenen Seestrichen gewöhnlich herrschen, zu kämpfen. Nicht selten gehen Fahrzeuge und Mannschaft verloren, wie das im Januar verflossenen Jahres einem unserer Katecheten und sechs Gliedern seiner Familie begegnet ist. Um Tutuila gut zu versehen, müßte man zwei dort wohnhafte Missionäre anstellen.

Auch zwei neue Stationen sollten gegründet werden, die eine in Upolu, die andere in Savai. Die erstere wäre im südlichen Theile der Insel, in mitten einer Bevölkerung von 3000 Einwohnern, deren vorzüglichste Oberhäupter eifrige Katholiken sind, und wo sich keine protestantischen Pastoren mehr befinden. Wir haben dort ungefähr 200 Katholiken

und 4 Kapellen. Der hochw. P. Schal, der einzige Missionär von Apia, ist auch mit der Sorge für diesen entfernten Bezirk beladen. Er ist genöthigt, die Berge der Insel in einer Länge von 8 Stunden zu übersteigen, um zu seinen Neubekehrten zu gelangen, welche selbst wieder auf einer Strecke von 3 Stunden zerstreut sind. Die andere in Aussicht genommene Station ist im westlichen Theile von Savai, wo wir auf eine Bevölkerung von 4000 Seelen 180 Katholiken zählen. Auch da ist kein ständiger Pastor. Der hochw. P. Delahaye, der in Lealatele auf der nördlichen Küste der Insel wohnt, hat einen Weg von drei Tagreisen zu machen, um zu diesem Theile seiner Heerde zu gelangen. Er kann diese Reise nur selten unternehmen; denn er ist allein und muß noch einen andern Bezirk von vier Stunden Länge, wo 590 Katholiken leben, besorgen. In Lealatele habe ich am Weihnachtsfeste in einer schönen steinernen Kirche Pontifikalgottesdienst gehalten. Die ganze katholische Bevölkerung von Savai hat sich dabei eingefunden; die Messe wurde durch einen Chor junger Leute gesungen, und unsere Gläubigen waren ganz begeistert. Um das Maß des Glückes voll zu machen, verschaffte mir die Vorsehung ein Zusammentreffen mit drei protestantischen Pastoren in Gegenwart von mehr denn 200 Personen und machte, daß diese Diener des Irrthums nach dem Geständniß selbst ihrer eifrigsten Anhänger zu Schanden wurden. Seitdem haben mehrere Bekehrungen stattgefunden, und es hat sich in dem ganzen Bezirke und sogar in dem ganzen Archipel, wo die Sache großes Aufsehen macht, eine Hinneigung zum Katholizismus kundgegeben.

Die Mission macht auch Fortschritte in Safotulafai, der Hauptstadt von Savai, welche im östlichen Theile der Insel liegt; aber da fehlt uns eine große Kirche. Der hochw. P. Gavet, welcher diesen Bezirk besorgt, hat zu diesem Zwecke schon einige Materialien gesammelt und ein Feld mit Baumwollenstauden angepflanzt, dessen Ertrag die gleiche Bestimmung hat. Mit dem, was er dann noch von der Glaubens-

verbreitung zu erhalten hofft, kann er sich im kommenden Jahre ans Werk machen.

In seinem Bezirke von Jalesa, in Upulo, hat P. Chouvier zwei kleine Kapellen von Brettern errichten lassen, die eine in Saleleſi, die andere in Solosolo, wo unsere Katholiken bis auf den heutigen Tag verfolgt worden sind und von wo selbst ihrer 36 während zwei Jahren verbannt leben mußten. Ihre Geduld hat aber gesiegt; die Schwester des obersten Häuptlings, welcher unser Feind war, ist katholisch geworden und hat die Verbannten unter ihren Schutz genommen.

In Tonga haben unsere Patres eben den Bau einer Kirche vollendet, welche unstreitig das schönste Gebäude des Archipels von Tonga ist. Sie werden das, was mir der P. Castagnier in Betreff der Schulen schreibt, mit Interesse lesen. „Wir haben kürzlich in Maofaga eine herrliche Katoanga (große Versammlung) Leseversammlung gehabt. Diese Katoanga ist ein Wettstreit oder vielmehr eine Vertheilung der Preise aus dem Katechismus, Lesen, Schreiben, in der Geographie und Arithmetik für alle katholischen Kinder von Tonga. Wir haben 380 Kinder gezählt, welche unsere Schulen besuchen, 220 in Mua, 110 in Maofaga, 50 in Hihifo. Sie besuchen die Schulen vom sechsten oder siebenten bis ins fünfzehnte Lebensjahr. In Mua, einem Dorfe, welches bevölkerter ist als die andern, haben wir 8 Lehrer oder Lehrerinen, die an der Spitze eben so vieler Abtheilungen stehen (vier für die Knaben und vier für die Mädchen). Diese Lehrer und Lehrerinen erhalten für ihre ganze Zahlung nichts als eine Yamswurzel, oder eine Henne, oder etwas von gleichem Werthe, was ihnen jedes Schulkind am ersten Tage des Monats bringt. — Unser großer Wettstreit hat beinahe die ganze katholische Bevölkerung von Tonga in Maofaga versammelt. Er dauerte zwei Tage und ist mit einem schönen Lova oder Spiele im Wettlaufen am Meeresgestade geschlossen worden. Die Protestanten, welche nichts dergleichen haben, waren zu diesen Uebungen in großer Zahl

herbeigekommmen und die meisten haben ihre Zufriedenheit mit denselben bezeugt.

In Wallis hat der hochwst. Herr Bataillon in Zeit eines Jahres eine Kirche von Stein von 100 Fuß Länge, 35′ Breite und 20′ Höhe erbaut. Der hochw. P. Padel arbeitet seinerseits unter Beihülfe von Bruder Ludwig fortwährend an seiner St. Josephsbasilika, einer Kirche im Spitzbogenstyl mit Säulen und Strebepfeilern. Die Arbeiten, welche schon vor zehn Jahren begonnen haben, werden vor drei oder vier Jahren nicht vollendet sein. Durch die Uebung sind die walisischen Maurer wahre Künstler geworden. Eilf Dörfer theilen sich in die Arbeit, welche sie abwechselnd je eine Woche übernehmen. Diese braven Leute sind stolz auf ihr Werk; denn sie wissen, daß sie dem Christenthum in Australien das schönste Denkmal errichten, ein Denkmal, welches selbst eine Merkwürdigkeit einer europäischen Stadt bilden würde. Fünf von den äußern Strebepfeilern sind bereits mit ihren Dachrinnenschnauzen verziert; dieselben stellen Ungeheuer vor, welche die von der Macht des wahren Gottes vertriebenen heidnischen Gottheiten sinnbilden. Diese Strebepfeiler werden mit hübschen Thürmchen gekrönt werden; die zwei an der Vorderseite des Gebäudes sind vollendet, und sie erheben sich mehr als 25 Fuß über das Hauptgebäude.

Sie sehen hochwst. Vater, daß der Glaube in Wallis das Gleiche wirkt, was er im Mittelalter in Frankreich wirkte; nachdem er über die Herzen gesiegt hat, will er ein Denkmal errichten, welches ein fortdauerndes Zeichen dieses Sieges sein soll.

Futuna genießt, wie Wallis, im Frieden die Segnungen des Glaubens.

In Rotuma, wo wir gegenwärtig keine Missionäre haben, wo aber der hochwst. Herr Bataillon vor drei Jahren zwei Katecheten ernannt hat, haben wir beträchtliche Fort-

schritte gemacht. Einer dieser Katecheten schreibt uns, daß sie jetzt sechs Kapellen besitzen und daß man dringend Missionäre verlangt. Rotuma hat 6000 Einwohner, eine kräftige und verständige Bevölkerung; aber die Verbindungen mit dieser Insel sind unbequem. Man muß, um auf selbe zu gelangen, sich zuerst nach Sydney begeben und dort eine Gelegenheit abwarten; denn wollten wir für uns ein Schiff miethen, so würden wir in einem einzigen Male den größten Theil unserer Hülfsquellen erschöpfen.

Von den Tokelau-Inseln, ungefähr 100 Meilen nördlich von Samoa, sind zwei katholisch, deren jede einen Katecheten hat, und von Apia aus können wir sie von Zeit zu Zeit besuchen. Die Bevölkerung dieser Insel betrug im Jahre 1862 noch 609 Einwohner; jetzt steigt deren Zahl nicht über 200. Die Seeräuber von Peru haben den kräftigsten Theil dieser friedlichen Bevölkerung mit Gewalt fortgeschleppt. Als ich im Jahre 1863 unsere Neubekehrten zu besuchen ging, wußte ich, daß mich über 100 Katechumenen erwarteten, um die Taufe zu empfangen; aber die Seeräuber waren mir zuvorgekommen, und ich fand das Land beinahe öde. Ein Dampfboot der französischen Flotte, der Latouche-Treville unter Herrn von Saint Sernin wurde zur Verfolgung dieser Menschendiebe ausgesandt und bemächtigte sich mehrerer ihrer Schiffe; aber die meisten Gefangenen hatten ihr Leben schon geendet. Arme Leute! von Natur so sanft und gesellig, hat man sie wie wilde Thiere gefangen! Als sie sich in der Gewalt der Seeräuber sahen, war es ihr erster Gedanke, ihren Katecheten um die Taufe zu bitten, da sie mich nicht mehr erwarten konnten. Ehre Frankreich, welches diesem schändlichen Räuberhandwerk ein Ende gemacht hat!

Nach den Aufschlüßen, welche ich Ihnen soeben über das der Obsorge und den Arbeiten der Gesellschaft Mariä anvertraute Vikariat gegeben, können Sie sich eine Vorstellung von unserer Lage machen. Wir besitzen neu erbaute

Kirchen, gestiftete und mit Grund und Boden ausgestattete Wohnungen für die Missionäre, welche der Mission eines Tages möglich machen werden, nicht einzig nur auf die Almosen der Glaubensverbreitung angewiesen zu sein. Wir bedurften Bücher: wir haben jetzt einen Katechismus und ein Gebetbuch mit den Episteln und Evangelien für die Sonn- und Festtage. Um dem Priester kenntnißreiche und eifrige Gehilfen zu geben, ist eine Katechetenschule errichtet und mit ausgedehntem Landbesitze ausgestattet worden, wo 100 Personen bei gewöhnlicher Arbeit die Mittel, um sich zu nähren und zu kleiden, finden können. Man muß die Verbesserung einer Gesellschaft mit der Verbesserung der Familie beginnen; wir haben deßhalb auch die Erziehung der Töchter in die Hand genommen, um aus diesen wohlunterrichtete Christinen, treue Gattinen und tugendhafte Mütter heranzubilden. Die Schulen der Schwestern unserer lieben Frau von den Missionen haben mit der Ausführung dieses so wichtigen Werkes begonnen. Endlich schuldeten wir diesen in der Trägheit erschlafften Völkern das Beispiel der Arbeitsamkeit. Um diesem Uebel zu steuern, ist in unsern Häusern und in unsern Schulen eine geregelte Arbeit eingeführt worden; und auch jeder Missionär unterzieht sich derselben persönlich, in so weit es die wesentlichen Pflichten seines Amtes erlauben. Das hat denn auch in den letztverflossenen Tagen einem englischen Protestanten das merkwürdige Geständniß abgezwungen: „Die katholischen Missionäre ergreifen die rechten Mittel, um diese Völker gesittet zu machen; unsere Pastoren dagegen haben aus ihnen nur hoffärtige und träge Menschen gemacht.“

Ehre sei Dem, von welchem alles Gute herkommt! Ehre sei Maria, deren mächtige Fürbitte uns beschützt und ihrem heiligen Bräutigam, welchen wir in allen unsern Nöthen anrufen! Dank den frommen und mildthätigen Mitgliedern der Glaubensverbreitung für den Beistand ihrer Gebete und Almosen! Aber es bleibt noch Vieles zu thun

übrig; mögen sie also mit dieser doppelten und unentbehrlichen Hilfeleistung fortfahren.

Genehmigen Sie, hochwst. Vater, den Ausdruck der innigen Hochachtung

Ihres
ergebensten Sohnes und Dieners
† **Ludwig Elloy,**
Bischof von Tipasa, Coadjutor.

Wir ergänzen diesen Bericht durch die Erzählung einzelner Umstände, welche wir den letzten Jahresberichten der Gesellschaft Mariä und den Briefen der Missionäre entnommen haben.

I. Samoa. Die Insel Upolu ist der Mittelpunkt des Vikariats, und der hochwst. Herr Bataillon hat seine Residenz in Apia, dem Hauptort des ganzen Archipels. Im Jahre 1863 wurde in Apia die Fronleichnamsprozession zum ersten Male mit der Pracht des öffentlichen Gottesdienstes gehalten. Die europäischen Schiffe, welche damals auf der Rhede lagen, hatten die Flagen aufgezogen; unter ihnen befand sich ein hamburgisches Schiff, welches auf den Befehl des Consuls dieser Stadt 21 Kanonenschüsse abfeuerte. Diese Feierlichkeit, zu welcher die ganze Insel herbeigeeilt war, machte einen solchen Eindruck auf die Protestanten, daß viele unter ihnen, ja sogar mehrere ihrer Katecheten in den Wahrheiten des katholischen Glaubens unterrichtet zu werden verlangten. Die Töchterschule in Apia, welche durch die Klosterfrauen geleitet wird, ist seit Juli 1864 eröffnet.

Das Werk der Katecheten, dessen einer Mittelpunkt in Apia und der andere in Clydesdale (Australien) ist, erzeugt treffliche Erfolge, und wird die Pflanzschule einer inländischen Geistlichkeit werden. Es wurde vom hochw. P. Joachim Gata, welcher im Jahre 1865 in Rom zum Priester geweiht wurde, angefangen. Anderseits bereiten sich mehrere junge Mädchen, welche durch die Schwestern unsrer lieben Frau von den Missionen zum Klosterleben herangebildet worden sind, vor,

in ihrem Vaterlande Schulen zu leiten. Die katholische Bevölkerung des samoanischen Archipels beträgt 4150 Seelen.

II. Tonga. Der große Archipel von Tonga besteht aus drei Gruppen, deren Entfernung von einander etwa 40 Stunden beträgt; im Süden sind die eigentlichen Tonga-Inseln, in der Mitte die Haapai-Inseln, im Norden die Wawan-Inseln. Die größte unter allen diesen ist die Insel Tonga-Tabu. Die Missionäre haben sich der politischen Eintheilung der Insel in 3 Bezirke anbequemt und ihre Stationen in Maofago, in Hihifo und in Mua errichtet. Sie haben zwei andere im Mittelpunkte des Archipels, die eine in Lifuka (Haapai-Inseln) die andere in Wawan (Gruppe gleichen Namens). Die Mission von Tonga, welche im Jahre 1842 durch P. Chevron, trotz der bei dem Könige so vielvermögenden methodistischen Pastoren gegründet wurde, hat sich nur mit großer Mühe entwickelt. Im Jahre 1854 wurden Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen aller Art gegen die Katholiken ausgeübt, um sie zum Abfall vom Glauben zu bringen; allein die Standhaftigkeit und die Ausdauer der Neubekehrten entmuthigte die Verfolger, und die Zahl der Gläubigen wuchs sogar während dieses Sturmes[1]). „Der Graf du Bouzet, Statthalter der französischen Besitzungen in Australien, kam der Mission zu Hilfe und ließ durch König Georg Gewissensfreiheit gewähren. Seit jener Zeit hat die offene Verfolgung aufgehört, und obschon die Missionäre in Ausübung ihres Amtes noch gehemmt sind, so bringen sie doch ziemlich zahlreiche Bekehrungen zu Stande; während des einzigen Jahres 1863 ward ihnen die Freude zu Theil, deren etwa 100 zu zählen; übrigens zeigt sich auch der König jetzt weniger feindselig; er erklärt sogar, daß er seinen Unterthanen volle Freiheit lasse, Methodisten, Katholiken oder Götzendiener zu sein. Die Tongianer lassen sich durch diese Erklärungen nicht von der Ueberzeugung abbringen, daß sie durch Annahme des Katholizismus den König gegen sich stimmen. Nun ist aber eine

[1]) Brief des hochw. Herrn Bataillon an die Centralräthe vom 16. Juli 1855.

solche Ueberzeugung bei Völkern, welche an knechtischen Gehorsam gewohnt sind, den Erfolgen der Missionäre ein mächtiges Hinderniß. Der König läßt der Wahrheit des Katholicismus oft Gerechtigkeit wiederfahren; aber wie wird er einer Religion entsagen, welche ihn zum Könige gemacht hat?[1]) Er ist nahezu in Gleichgiltigkeit versunken, und hält alle Religionen für gleich gut oder glaubt vielmehr an keine. Die meisten Tongianer, die Oberhäupter sowohl als die übrigen sind theoretisch und praktisch auf dem gleichen Punkte. Eine ziemliche Anzahl bekennt sich in schönen, mit allen Blüthen der Redekunst ausgeschmückten Abhandlungen zu dieser Lehre. Wenn auch die Bekehrung Tonga's schwierig, so ist sie dennoch nicht unmöglich. Es findet sich in der Familie des Königs Niemand, der dessen Rolle fortspielen könnte, und eine Aenderung in der Regierung muß dem Katholicismus nothwendigerweise günstig sein.

Der hochw. P. Lamaze schrieb unter dem 14. Juli 1865 an den Herrn Pfarrer von Saulxure-les-Remiremont: „Wir haben dieses Jahr in meinem Bezirke von Maofaga zum ersten Male die Fronleichnamsprozession gehalten, wozu wir vier Missionäre uns vereint haben. Diese erhabene Feierlichkeit hat denn auch eine sehr gute Wirkung hervorgebracht. Unsere kleine Heerde vermehrt sich immer um einige Schafe. Am letzten Allerheiligenfeste verließ ich unsern Provikar, den hochw. P. Chevron, und ließ mich in diesem Orte nieder. Seitdem hatte ich am Feste der heil. Dreikönige, an Pfingsten und am Fronleichnamsfeste feierliche Taufen von Erwachsenen vorzunehmen, und selten mache ich einen Gang im Innern der Insel, ohne einige Erwachsene zu taufen.

Der Archipel von Tonga zählt 2200 Katholiken.

III. Wallis. Diese Insel, auf welcher der hochwst. Herr Bataillon, damals einfacher Missionär, im Jahre 1837 landete, zählt heute 3000 Katholiken und drei Pfarreien: Unsere Liebe Frau, St. Peter und St. Paul, und St. Jo-

[1]) Dadurch, daß er sich für den Protestantismus erklärte, hat der gegenwärtige König von Tonga alle Gewalt in seinen Händen vereint.

seph. Eine ganz kleine Anzahl Protestanten, welche bei Bekehrung der Insel ausgewandert waren, kehrten im Jahre 1863 mit einem Pastor dahin zurück und versuchten Unruhen zu erregen. Diese und noch mehrere erst vor Kurzem gemachte Versuche sind jedoch glücklicherweise ohne Erfolg geblieben.

IV. Futuna. Die Christengemeinde von Futuna ist gewissermassen aus dem Blute eines Martyrers, des ehrwürdigen Paters Chanel, welcher den 28. Mai 1841 von den Insulanern getödtet ward, entsprossen.

Was dieser Missionär durch seine Predigten, seine Gebete und seine Leiden nicht zu bewirken vermochte, das erlangte er im Himmel; die Bewohner von Futuna bekehrten sich so zu sagen von selbst, und als einige Monate nach dem Marterthum ihres ersten Apostels wieder Missionäre auf diese Insel kamen, verlangten die Einwohner die Taufe[1]). Futuna hat zwei Pfarreien: St. Joseph und Unsere Liebe Frau, und 2500 Katholiken, welche auch die ganze Bevölkerung der Insel ausmachen.

V. Clydesdale oder Nazareth. Die Erfahrung hatte die Missionäre gelehrt, daß gut unterrichtete katholische Katecheten unumgänglich nothwendig seien, um den Bemühungen der protestantischen Katecheten, welche auf den Inseln Ozeaniens so zahlreich sind, Widerstand zu leisten. Man erkannte aber auch, daß der Unterricht dieser Katecheten, wenn er an Ort und Stelle selbst gegeben würde, zugleich viel schwieriger und kostspieliger wäre. Man war also auf eine Central-Anstalt bedacht, wohin alle jungen Leute, welche auf den Hauptinseln des Vikariats ausgewählt wurden, gesandt werden sollten. Das ist der Ursprung des Kollegiums von Clydesdale, welches zehn Stunden von Sydney (Australien) und anderthalb Stunden von der kleinen Stadt Windsor in der Richtung der blauen Berge gelegen ist. Man liest in dem Jahresbericht von 1865: „Wir haben in Clydesdale

[1]) Christliche Missionen von Marschall, übersetzt von J. v. Waziers.

fünfzehn Kinder von fünf verschiedenen Gegenden, welche zufolge dessen fünf verschiedene Sprachen sprechen; denn es hat jede Gruppe, ja öfters jede Insel ihre besondere Mundart. Nehmen Sie das Englische, Französische und Lateinische dazu, so haben Sie einen Begriff von der Zahl der Sprachen, welche in Nazareth gesprochen werden. Es ist unser Zweck, Brüder, Katecheten und wo möglich Priester zu bilden, welche auf den Inseln des Vikariats das Evangelium predigen sollen. Mit dem Studium verbinden unsere Zöglinge die Handarbeit, um einen Theil der Kosten ihrer Erziehung zu decken. Diese Kinder, welche die Europäer bei der Arbeit gesehen, welche den Kunstfleiß und den Gebrauch, den man davon für die Religion macht, die schönen Kirchen und die Ceremonien des katholischen Gottesdienstes bewundert haben, werden da leichter als in ihrem Vaterlande die nothwendigsten Kenntnisse erlangen, um an der Bekehrung ihrer Landsleute zu arbeiten. — Letztes Jahr waren 28 Zöglinge in Nazareth; da aber vier auf einanderfolgende Ueberschwemmungen die Ernte zerstört hatten, war man genöthigt, 13 derselben wieder in ihr Vaterland zurück zu schicken, um der Anstalt ihre Last zu erleichtern."

Clydesdale könnte Wein, Korn und andere Getreidearten hervorbringen, wenn man hinreichende Mittel besäße, um die Nutznießung in größerem Maßstab zu betreiben, und wenn die Ernten nicht so oft, entweder wegen Ueberschwemmung oder wegen Trockenheit der Gefahr ausgesetzt wären. (Jahresbericht von 1866.) Das Vikariat von Central-Ozeanien hat 18 Stationen, das Kollegium von Clydesdale nicht mitbegriffen. Außer dem apostolischen Vikar und seinem Coadjutor sind in der Mission 24 Priester von der Gesellschaft Mariä, 1 inländischer Priester, 7 Maristenbrüder und 4 Klosterfrauen von Unserer Lieben Frau von den Missionen. Auf eine Gesammtbevölkerung von ungefähr 70,000 Einwohnern rechnet man 12—13,000 Katholiken.

Schreiben des Hochwürdigen Herrn P. Joh. Nep. Hinteröcker aus der Gesellschaft Jesu, apostolischen Missionärs in Sevenhill in Südaustralien, an die Centraldirection des Ludwigmissionsvereins in München.

Sevenhill College 27. Nov. 1866.

Hochverehrteste Herren!

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen von der entferntesten Missionsstation der Gesellschaft Jesu, deren Besorgung der österreichischen Ordensprovinz anvertraut ist, einige Ihnen gewiß erfreuliche und den zahlreichen Vereinsmitgliedern und Lesern Ihrer Annalen interessante Mittheilungen zukommen lasse. Einerseits ist es die Pflicht der Dankbarkeit gegen den Verein, die mich nöthiget, das zu lange dauernde Stillschweigen von Seite der Missionäre dieser Station zu unterbrechen, ob ich gleich der letzte, nämlich erst vor einem Jahre hieher gesandte Arbeiter in diesem Weinberge bin, dessen erste Gründung und reichlichste Unterstützung sich der Verein durch sein unermüdlich thätiges Organ, den selig verblichenen Hofkaplan Müller, so angelegen sein ließ. Andererseits ist es im Interesse dieser Mission selbst, die, wie ich zu Gott hoffe, bald einen recht erfreulichen Aufschwung gewinnen wird, nach den tröstlichen Erfolgen zu urtheilen, welche dieselbe in der jüngsten Zeit zur größeren Ehre Gottes erzielt hat.

Am 18. November, dem Feste der Kirchweihe von St. Peter und Paul zu Rom, und zugleich dem 26. Sonntage nach Pfingsten, ward das Sanctuarium der neuen St. Aloysius-Kirche von Sevenhill, zu welcher der Grundstein am 15. August 1864 gelegt worden, vom Hochwürdigsten Bischofe von Adelaide und apostolischem Vicare von South-Australia Dr. Laurentius Bonaventura Sheil O. S. Fr. feierlich benc-

dicirt, das hh. Sakrament aus dem bisherigen Oratorium, einem Kämmerlein des Missionshauses oder Collegiums dahin übertragen, hierauf gepredigt, gefirmt, und zweien Familien der schwarzen Eingebornen die hl. Sakramente der Taufe, Firmung und Communion gespendet. Gewiß werden Ihnen einige Einzelzüge dieser für Sevenhill und die ganze weite Umgebung stets denkwürdigen Feier nicht unerwünscht sein.

Tags zuvor ward Seine Lordschaft der Bischof, welcher nach vierzehnjähriger Missionsthätigkeit in der Kolonie Victoria schon im verflossenen Jahre vom Heiligen Vater zum Bischofe von Adelaide ernannt, am Feste Mariä Himmelfahrt d. J. in Melbourne konsekrirt worden, und am Mariä Namensfeste seinen Einzug in Adelaide gehalten, von mindestens 300 Männern, auch Frauen zu Pferde an der südlichen Grenze der unserer Missionsthätigkeit empfohlenen Gemeinden, den P. Superior Tappeiner sammt den Missionären, den PP. Kranewitter, Pallhuber und Polk an der Spitze, etwa 20 Meilen von Sevenhill empfangen, und wie im Triumphzuge durch die verschiedenen, großentheils protestantischen Ortschaften und insbesonders durch die neue Stadt Auburne feierlichst begleitet, bis Hochselber in dem Dörfchen Sevenhill anlangte, wo ein Triumphbogen, aus grünem Reisig mit Blumen der schönen Jahreszeit auf's reichlichste durchflochten, und die Insignien der bischöflichen Würde darstellend, Hochselbem den Seitenweg zum Kollegium anzeigte. Daselbst, eine Viertelstunde vom Orte Sevenhill, hatten die Zöglinge des Kollegs, sowie die Dienerschaft je einen zweiten und dritten Bogen mit Tausenden von Rosen und andern Blumen, die in Guirlanden und Kränzen und Vasen die kühnen Säulen der Bögen schmückten und umschlangen, mit kindlichem Eifer errichtet. Der hochwürdigste Herr fuhr mitten durch die zu beiden Seiten aufgestellten Reiter in dem bescheidenen Wagen des Pfarrers von Kapunda, der Hochselben begleitete, mit sichtlicher Freude, und segnend Diejenigen, die schon fünf Jahre nach einem Bischofe sich sehnten, durch, und ging alsogleich in das Sanctuarium der

neuen noch unvollendeten Kirche. Als er nach kurzem Gebete wieder heraustrat, ward Seiner Lordschaft im Namen aller von Sevenhill aus besorgten Gemeinden von einem irischen Katholiken eine Adresse in englischer Sprache, und dann von einem Zöglinge des Kollegs im Namen seiner Mitschüler in lateinischer Sprache mit Wärme vorgelesen und überreicht, welche beide Hochselber in würdevoll feierlicher Weise beantwortete. Wohl über tausend Katholiken wie Protestanten, mögen schon beim Empfange des hochwürdigsten Herrn Bischofs sich betheiliget haben. Noch größer war das Zuströmen des Volkes am Sonntage, um Zeuge der feierlichen Ceremonien zu sein, welche in dem neuen Gotteshause stattfinden sollten. Wohl mehr als 30, ja 90 Meilen weit nach allen Richtungen der Windrose hatten sich Gläubige und viele Protestanten eingefunden. Die Benediction der Kirche begann nach der gewöhnlichen im Rituale vorgeschriebenen Weise bald nach 11 Uhr. Nach der Benediction ward das hl. Sakrament der Taufe vom hochwürdigsten Bischofe zweien Familien schwarzer Eingebornen gespendet. Den vorbereitenden Unterricht dazu hatte ich mit Ueberwindung vieler Schwierigkeiten gegen Ende Juli d. J. begonnen, nachdem ich schon so glücklich gewesen, die Kinder der einen Familie, ein Mädchen von etwa vier Monaten, und ein anderes von etwa 5 Jahren, jenes im Busche unter einem Regenschauer, dieses in einem benachbarten Hause zu taufen. Das Vater unser, Ave Maria und apostol. Glaubensbekenntniß hatte ich sie vorläufig in ihrer Landessprache beten und singen gelehrt, nachdem es mir mit Gottes besonderer Hilfe gelungen war, alle Hemmnisse ihrer an geistigen Begriffen fast baren, wenn auch sonst noch so reichen und wohlklingenden Sprache zu bekämpfen, und diese für jeden Christen unerläßlichen Gebete in dieselbe zu übersetzen. Mindestens drei oder viermal in der Woche suchte ich sie gegen die Abenddämmerung in ihren beiden wodli's, d. h. halbkreisförmigen aus Reisig und Aesten gebildeten und gewölbten, nur 5 Fuß hohen Schlafstätten oder Hütten auf, vor denen Tag und

Nacht immer Feuer zur Erwärmung unterhalten wird. Zu dieser Zeit fand ich ihren Geist mehr als zu jeder andern bereit und aufmerksam, meine Unterweisungen anzuhören und aufzufassen, während er bei Tage mehr zerstreut und auf Nahrungssorgen hingerichtet ist. Ich hatte sie dazu vermocht, ihre Wodli's nahe dem Kollege zu errichten, um leichter sie treffen zu können, wozu wohl viel beitrug, daß sie ihren täglichen Unterhalt vom Kollege beziehen konnten. Der hochwürdigste Bischof war in seinem ganzen bischöflichen Ornate; die neugierige andächtige Menge, darunter der Sohn des Gouverneurs von Adelaide sammt seiner Familie, Katholiken, Firmlinge beiderlei Geschlechts, Jung und Alt waren dicht herum gedrängt, um ein nie gesehenes Schauspiel der Art zu sehen. Die beiden Männer, von 20 bis 30 Jahren, waren nach europäischem Schnitte neu durch die Freigebigkeit des P. Superiors gekleidet; die beiden Frauen ungefähr in demselben Alter, sammt den beiden gegenwärtigen Mädchen, waren ebenfalls ihrem Geschlechte gemäß neu und zierlich gekleidet durch die Freigebigkeit der größten Wohlthäterin unserer Kirche, Frau Alice Ryan, welche mit ihrem gleich frommen Neffen auf mein Ansuchen die Pathenstellen für alle vier Neophyten übernommen hatte. Die Fragen des Bischofes beantworteten sie alle englisch. Das Vater unser und Glaubensbekenntniß sagten sie mir in ihrer Malaischen Sprache laut nach, und würden es leichter gesungen als recitirt haben, wenn die Zeit es erlaubt hätte. Sie können sich, meine Herren! die Freude des Bischofes, die Freude des als Diakon fungirenden Missionärs, ihres Lehrers und Vaters in Christo, Sie können sich die Freude des gläubigen Volkes, sowie aller Anwesenden vorstellen, die mit dem Geschicke dieses so verlassenen Volkes Mitleid haben, als das Wasser des heiligen Geistes über die schwarzen Häupter floß und ihre Seelen schneeweiß machte. Wohl viele Thränen heiliger Andacht werden in diesem Augenblicke geflossen sein. Die vier Neophyten erhielten dann während des darauf folgenden feierlichen Hochamtes, das Rev. F. Reynolds, Pfarrer

von Murphet-Vale, der nebst Rev. F. Byrne, dem Pfarrer von Kapunda, seine theologischen Studien im Kollege von Sevenhill vollendet hatte „coram Pontifice“ hielt, nach der Communion des Priesters aus der Hand des Bischofs, der von seinem Sitze sich erhoben und zum Altare sich begeben, die hl. Communion. Hierauf hielt Hochselber eine äußerst beredte, ergreifende Predigt über den Text: „Andere Schafe habe ich, welche nicht in diesem Schafstalle sind: auch diese muß ich herbeiführen; sie werden meine Stimme hören, und es wird Ein Schafstall und Eine Heerde sein“. Mit apostolischem Freimuthe geißelte Hochselber die Vielheit und Abgeschmacktheit der sich christlich nennenden Sekten, drückte unumwunden seine Freude aus über den Zuwachs der Kirche durch die Aufnahme dieser armen Schwarzen in dieselbe mittelst der hl. Taufe, über das gesegnete Wirken der Gesellschaft Jesu in dieser Gegend, und ermahnte Alle zu freudiger Beisteuer für den Ausbau dieses herrlichen Tempels. Sofort ward eine Sammlung gehalten, deren Ergebniß, zusammengerechnet mit dem, was schon Alle beim Eintritte in die Kirche, nach hiesigem Gebrauche bei dergleichen Gelegenheiten, abgegeben, circa 438 Pfund Sterl. betrug, was gewiß ein glänzendes Zeugniß von der Großmuth der Geber liefert. Nach dem Hochamte, in welchem von Musikfreunden der Umgebung unter der rührigen Direktion des Hrn. Dr. Vogt aus Freiburg in Breisgau seine Messe von Peteres zur allgemeinen Befriedigung aufgeführt ward, wurde vom hochwürdigsten Bischofe das Sakrament der Firmung 85 Personen gespendet. Vor allen Weißen wurden die vier Neophyten, und ein junger schwarzer Eingeborner gefirmt, der des Unterrichts wegen schon seit längerer Zeit im Dienste des Kollegs steht. Der hochwürdigste Herr hielt vor und nach der Firmung noch zwei eindringliche Ansprachen über die Bedeutung und Wirkung dieses hl. Sakramentes in einem Lande besonders, wo die Katholiken mit so vielen Sekten gemischt leben, und hämmerte wacker auf die unheilsvolle Menschenfurcht los. Zu sehr war seine Lordschaft schon

angestrengt, da es bereits 3 Uhr Nachmittag geworden, als daß Hochselber noch die kirchliche Eheeinsegnung der beiden Neophytenpaare bei der zum Schlusse aller Feierlichkeiten stattfindenden Erneuerung ihres beiderseitigen Ehe-Consenses zur Erlangung der Gnaden des hl. Sakramentes der Ehe hätte abhalten können, was dann natürlich mir anheim fiel. Viel Volk wollte auch bei dieser heiligen Handlung noch Zeuge sein, die mich um so mehr freute, als es überhaupt erst die erste und zwar doppelte Eheeinsegnung war, die ich bisher seit meinem zehnmonatlichen Aufenthalte in der australischen Mission gehalten.

Die Uebertragung des hh. Sakramentes aus dem Oratorium in die Kirche fand unmittelbar nach der Spendung der hl. Taufe statt. An 100 weiß gekleidete und weiß verschleierte Mädchen gingen voran, die Akolythen und Priester folgten, der Bischof trug unter dem Thronhimmel die Monstranze mit dem hochwürdigsten Gute, der Chor sang das Pange lingua; das gläubige Volk folgte mit stiller Ehrfurcht.

Des andern Tages wollte Seine Lordschaft die erste feste Behausung der beiden Neophytenfamilien besuchen, welche, meines Wissens in den vier Colonien, New South Wallis, Victoria, South Australia und Queensland die ersten sind, die nicht in Todesgefahr getauft und zu einer festen Ansiedelung angezogen worden sind (denn in West-Australien waren die spanischen Benediktiner schon seit ungefähr 18 Jahren so glücklich, mehrere Familien von Eingebornen in eine Dorfschaft um ihr Kloster zu vereinigen; jetzt zählt dieselbe schon 100 Familien). Die beiden hochw. Weltpriester, P. Superior und ich begleiteten Hochselben zu Pferde, um die glücklichen Schwarzen in ihrem einfachen Häuschen zu überraschen, das eine Meile vom Kollege entfernt ist. Kaum wurden sie unser ansichtig, als sie mit Eile sich in ihre neue Sonntagstracht warfen, um würdig vor dem Bischofe zu erscheinen, ohne daß ich sie daran erinnert hätte. Als der Bischof in das reinliche Häuschen eingetreten, dankten sie Hochselbem für die ihnen ertheilten Gnadenspenden, und ich sang dann

mit ihnen das Vater unser, das Ave Maria und das Glaubensbekenntniß nach trefflich passenden deutschen Arien in ihrer Landessprache, was den guten Bischof ganz entzückte, so daß er höchlich bedauerte, daß er nicht wenigstens das Vater Unser bei der Taufhandlung hatte singen lassen. Fast zu Thränen aber ward er gerührt, als er sah, wie das fünfjährige Mädchen Elisabeth ein vom hochw. Herrn Donin in Wien zu Missionszwecken mir geschenktes Kreuz, das ich ihnen als Geschenk für ihr Haus und als Andenken an den großen Tag der Gnaden nun übergab, mit aller Hast an sich zog und andächtig abküßte. Sehen Sie den hl. Geist, sprach der Bischof, wie er im Kinde sich offenbart. Mit solchem Herzenstroste schied am 20. d. M. der Hochwürdigste Herr von Sevenhill, um wieder nach Adelaide sich zu begeben, daß Er offen sich aussprach, nur bedauern zu können, daß Er nicht auch die Eheeinsegnung der seinem bischöflichen Herzen so theuren Schwarzen gehalten habe. — Wohlan denn! das Werk der Bekehrung der sichtlich abnehmenden australischen Race ist nun auch im Süden wie im Westen begonnen. Diejenigen, welche man der gelehrten und lernenden europäischen Welt als aller Civilisirung und Christianisirung unzugängliche, völlig stumpfsinnige, und der Ordnung der Vierhänder, genannt Affen, am nächsten stehende Menschen dargestellt und abschreckend genug vorgemalt hatte, — sind sie auch im Innern und im Nordosten und Nordwesten den menschenfressenden Karaiben Amerika's gleich, — werden durch Geduld, Milde und Seeleneifer im Wasser der Wiedergeburt Lämmer Jesu Christi!

Sie werden mich nun fragen, meine Herren! was ich für einen Plan habe, um gründlich voranzugehen, und von den Fußstapfen unserer alten Väter in Brasilien und Paraguay nicht abzuweichen. So lange ich nicht einen Genossen und Stellvertreter für meinen gegenwärtigen Posten als Professor und Missionär für die Deutschen und Polen aus Europa erhalte, läßt sich an eine eigentliche Niederlassung unter den Eingebornen, sei es im Norden, Südosten

oder im Innern unserer Kolonie, die sich bis zum indischen Ocean erstreckt, nicht denken; deßhalb glaube ich, Zeit und Gelegenheit benützen zu müssen, an Ort und Stelle hier die wenigen Ueberbleibsel der hier einmal zahlreichen Stämme zu sammeln, an einem festen Wohnsitze zu vereinigen, zu nützlicher Landbebauung und Arbeit zu bewegen und durch's Christenthum retten zu müssen, um nicht ein unwürdiger Sohn des hl. Ignatius zu heißen. Freilich sollte nun die Regierung der Colonie, wenn sich Schwarze ansiedeln wollen, kraft eines bestehenden Gesetzes sogenannte Landreserven zu diesem Zwecke übergeben, wenn sie darum angegangen wird. Ich glaubte aber sicherer zu gehen, vorläufig nur einen Versuch mit den so sehr verschrieenen Aborigines zu machen, ob sie zu festen Wohnsitzen und zur Arbeit durch das Christenthum der hl. katholischen Kirche sich bewegen und erziehen lassen, und so wurde von P. Superior ein beliebiger Theil unsers Viehweidebodens im Busche für ihre problematische Ansiedelung angeboten, ein Häuschen aus Steinen mit Koth und etwas Kalk von ihnen selbst gebaut; Baumeister war auch der in unserm Dienste stehende und zu einem künftigen Schulmeister für die Schwarzen sich heranbildende schwarze Firmling, den ich schon früher erwähnte, der ein treffliches Talent für Sprachen, Musik, Zeichnen, Schreiben und mechanischen Arbeiten besitzt; ja es wurden sogar, soweit es die schon sommerliche Jahreszeit noch erlaubte, Runkelrüben, Zwiebeln, Lattich angepflanzt. Die beiden Männer lassen sich bei allen Feld- und Hausarbeiten im College gebrauchen, das freilich nun schon seit Juli die Verpflegung und Ernährung dieser beiden Familien allein auf sich genommen. Sollten sich nun noch andere Familien, wie zu hoffen steht, durch das Beispiel und Glück der beiden schon angesiedelten bewegen lassen, ihnen nachzufolgen, müßte man freilich um ein Reserve-Land an das Protectorat-Office der Aborigines sich wenden, das unter gegenwärtigen Umständen mein Ansuchen um Unterstützung derselben in ihren ersten Bedürfnissen abschlägig beschieden. Der hl. Erzengel Michael und der

hl. Apostel Matthäus, als der erste Verkündiger des Evangeliums bei den Schwarzen, an dessen Feste ich das Glück hatte, die erste heilige Messe zu lesen und mich dem Herrn ganz für die auswärtigen Missionen zu weihen, weßhalb ich auch jenen beiden ersten Täuflingen die Namen Michael und Matthäus beilegte, werden Beschützer sein, und der große Franz Xaver und Petrus Claver Helfer und Vorbilder, und Sie, meine verehrten Herren! in Ihrer liebevollen Theilnahme mich kräftigst unterstützen in Bestreitung der vielfachen Bedürfnisse, welche der Unterhalt der schon bekehrten und noch zu bekehrenden armen Australier mit sich bringt. Sollte ich ein Bild entweder des hl. Apostels Matthäus, oder des sel. Petrus Claver, beide mit der Darstellung der hl. Taufhandlung an Schwarzen durch Ihre freigebige Obsorge für die erste Kapelle der Schwarzen erwarten dürfen, würden Sie mir einen höchst erwünschten Liebesdienst erweisen; auch Rosenkränze für dieselben würden sehr willkommen sein, so wie jede Unterstützung in Geld.

Was den Bau unserer Kirche betrifft, so glaube ich, Ihnen mittheilen zu müssen, daß die beantragte Länge derselben 85′, die Breite 40′, in den gegenüber liegenden Seitenkapellen aber 70′ betragen soll. Ausgebaut ist nur das Presbyterium, das auch geschmackvoll angeworfen und im Vordergrunde oben mit einem herrlichen Bildnisse der seligsten Jungfrau, dem immerwährenden Andenken der Freigebigkeit Sr. Maj. des Königs Ludwig I. von Bayern gegen diese Mission, und weiter unten statt des noch mangelnden gothischen Altars mit einem schönen Bildnisse des hl. Aloysius von P. Fried. Rinn, S. J. gemalt, und von dem freigebigen Rektor von Kalksburg P. G. Stieber als Geschenk verehrt, geschmückt ist. Die Sakristei und die zukünftige Herz Jesu-Seitenkapelle zu beiden Seiten des Presbyteriums sind zwar aufgebaut, aber noch nicht angeworfen. Zu dem bisherigen Baue wurden bereits 2500 Pfund St. verbraucht, ungeachtet die Steine von unserem

Boden, und die Fuhren von uns geliefert wurden, da ja der Taglohn für einen Maurer hier 12 Shilling beträgt. Wird die Kirche in der Länge, wie sie jetzt beantragt ist, ausgeführt, so sind noch 1500 Pfund nothwendig. Die durch die Sammlung eingegangenen 438 Pfund mögen eben zur Tilgung der bereits vorhandenen Schulden ausreichen. Und doch dürfte ernstlich an eine Vergrößerung selbst gedacht werden, da bei der stets wachsenden Katholikenzahl der Umgegend, das Presbyterium mit den Seitenräumen sich bald als zu klein erweisen wird. Hilfe ist also auch hier sehr nöthig, soll die Kirche nicht unvollendet stehen bleiben.

Endlich glaube ich, meine Herren! Ihre Aufmerksamkeit auch noch auf ein, erst letzten Sonntag am 25. d. M. benedicirtes, Kirchlein in Greenoak 52 Meilen südöstlich von hier lenken zu müssen, das bisher ein Bethaus und Sammelplatz für die Mitglieder der sogenannten freien evangelischen Kirche gewesen, von Rev. Byrne für die Katholiken um das Drittel ihres Werthes, nämlich 200 Pf. St. angekauft, und feierlich vom Bischofe eröffnet ward. Seine Lordschaft predigte englisch, assistirte der heiligen Messe, die Rev. Byrne celebrirte, und ertheilte die Firmung, worauf ich, nachdem ich, bei plötzlicher Erkrankung des betreffenden Cooperators des Pfarrers in Kapunda zweimal heilige Messe gelesen, in aller Eile eben noch recht angekommen, in deutscher Sprache predigte. Da Greenoak großentheils von Deutschen, freilich meist Protestanten, bevölkert ist, ward ich von Rev. Byrne, dem Pfarrer von Kapunda, zu dessen Jurisdiction die Kirche gehört, eingeladen, nicht blos bei der Eröffnung, sondern fürderhin, statt wie bisher in Tanunda, das nur 11 Meilen entfernt ist, lieber in Greenoak deutschen Gottesdienst einige Male im Jahre zu halten. Zahlreich war auch hier der Zulauf des Volkes, und vielfach betheiligten sich dabei die deutschen Protestanten, so daß die Sammlung zu Gunsten des Ankaufs und der Wiederherstellung der Kirche 105 Pf. Sterl. betrug, was wahrhaftig erstaunenswerth ist, besonders da noch die Erntezeit

nicht gekommen. Ich predigte in der nun zu Ehren des großen Apostels der Deutschen, des heiligen Bonifacius eingesegneten Kirche über die Worte des heiligen Paulus 1. Cor. 4, 15. „Und wenn ihr auch 10,000 Erzieher habet in Christo, so doch nicht viele Väter; denn in Christo Jesu habe ich euch durch das Evangelium erzeugt.“ In kurzen Umrissen ward den verschiedengläubigen Zuhörern die Bedeutung des apostolischen Lebens und Todes dieses Heiligen, als Beschützers der neuen Kirche dargestellt, und ob die Reformatoren des 16. Jahrhunderts eine Sendung haben konnten, zu reformiren und von der Kirche sich loszutrennen, welche der hl. Bonifacius ihren Ahnen verkündiget, und jenes Evangelium als verfälscht zu verschreien, mit dem und für das Bonifacius als Martyrer gestorben. Nach der Predigt begehrte ein sichtlich tief ergriffener Mann ein paar Worte mit mir zu sprechen. Er sprach seine Zufriedenheit mit meiner Ansprache aus, und bat mich, ihm und seinen Glaubensgenossen, die ja Schafe ohne Hirten wären, da ihr früherer Hirte eher als ein Wolf, denn ein Hirte zu ihrer Heerde gekommen, fürderhin zu erlauben, der deutschen Predigt beiwohnen und dann gemeinschaftlich nach Vollendung des katholischen Gottesdienstes beten zu dürfen. Sie können sich denken, welche Aussicht für die heilige Kirche sich unter diesen armen, verführtrn Deutschen eröffnet. Doch brauchen wir jedenfalls ein Altarbild des hl. Bonifacius, etwa 5 Fuß lang und 3 Fuß breit. Könnten Sie uns mit einem solchen beschenken? Den nächsten Gottesdienst halte ich am Feste Epiphanie (1. Sonntag v. Jänner 1867) und wird in Zukunft abwechselnd jeden Monat Gottesdienst gehalten werden, einmal englisch, das andere Mal deutsch.

In unserer Kirche zu Sevenhill wird abwechselnd jeden zweiten Sonn- und Festtag deutsch und englisch gepredigt. In Adelaide wird nur zweimal im Jahre deutsch gepredigt, zur Oster- und zur Weihnachtszeit. In Melbourne, wo circa hundert deutsche katholische Familien

sind, war noch nie eine katholische Predigt in deutscher Sprache.

Empfangen Sie, meine Herren, durch diese Zeilen den Ausdruck meiner innigsten Dankbarkeit für alles bisher dieser Mission erwiesene Gute, und lassen Sie dieselbe mit ihren Nöthen, und insbesonders die armen schwarzen Australier Ihrer Mildthätigkeit und Ihrem Gebete und dem der Mitglieder Ihres Vereines liebreichst empfohlen sein.

Mit größter Hochachtung zeichnet sich

Dero ergebenster in Christo Jesu

P. Joh. N. Hinteröcker S. J.,
apostol. Missionär in Südaustralien.

Missionen von Amerika.

Die Gründung eines Klosters der Carmeliten in Nordamerika.

Vor drei Jahren erhielt der hochw. P. Cyrillus Knoll aus dem Orden der beschuhten Carmeliten in Straubing von seinem Generaloberen den Auftrag, in den Missionsdienst nach Amerika zu gehen. Derselbe entsprach sofort diesem Auftrage und schiffte sich vom Ludwigmissionsverein mit dem nöthigen Reisegelde versehen, von einem seiner Mitbrüder begleitet, am 7. Mai 1864 in Bremen ein, um an den Ort seiner neuen Thätigkeit zu gelangen. Auf sein ausdrückliches Verlangen wurde ihm von seinem Mutterkloster in Straubing auch noch ein Laienbruder nachgesendet. P. Cyrill hat in der kurzen Zeit von drei Jahren, welche seit seiner Ankunft in Amerika verflossen sind, schon Großes für die Niederlassung und feste Begründung seines Ordens geleistet, und entwickelt eine große und wie es scheint auch segensreiche Thätigkeit. Es liegen uns darüber zwei ziemlich ausführliche Berichte vor, welche viel Interessantes enthalten und den Lesern der Annalen ein anschauliches Bild von der bisherigen Thätigkeit des bayerischen Carmeliten in Nordamerika geben. Die ausdrückliche Bestätigung der Wahrheit und Richtigkeit aller dargestellten Verhältnisse, welche ihnen durch den hochwürdigsten Herrn Bischof Miège von Leavenworth zu Theil geworden, erhöht natürlich ihren Werth. — Die beiden Berichte sind an Seine Excellenz den Hochwürdigsten Herrn Erzbischof von München-Freising gerichtet und lauten:

Hochwürdigſter, gnädigſter Herr Erzbiſchof!
Euer Excellenz!

Nicht völlig frei von jenen Gefühlen, die das Herz des Auswanderers beim Scheiden vom Vaterlande ergreifen, verließ ich am 2. Mai vorigen Jahres das mir doppelt theuere Straubing. Am 7. ging ich in Bremenhafen zu Schiffe und ſchon am 22., am Feſte der heil. Dreifaltigkeit, landete ich in New-York. Gerne hätte ich hier einige Tage verweilt, um die eine oder die andere von den 249 Kirchen — den Katholiken gehören 21 — zu ſehen; allein pecuniäre Rückſichten riethen zum Abzuge — lag ja das augenblickliche Ziel unſerer Reiſe — Louisville am Ohio in Kentuky — noch ſo ferne!

Dahin wurde der Weg über Newark, St. Vincent, Pittsburgh und Cincinnati eingeſchlagen. Am 8. Juni 10 Uhr Morgens war ich bei der Reiſegeſellſchaft an Ort und Stelle, heiter und geſund.

Louisville, dieſe blühende Stadt, in der katholiſches Leben und Wirken ſo herrlich ſich entfaltet, hätte ich gerne zu meinem Aufenthalte gewählt für die noch übrigen Tage meines Lebens — aber ich konnte nicht und durfte nicht in Rückſicht auf den mir vom hochwſt. Herrn Ordensgeneral gewordenen Auftrag. Ueberzeugt von der Unmöglichkeit, in nächſter Zukunft etwas Entſcheidendes für die Einführung unſeres Ordens zu beginnen in Louisville, wandte ich meine Blicke nach dem fernen Indianergebiete, dem nunmehrigen Staate Kanſas. Das Schreiben des hochwürdigſten Herrn Biſchofes von Kanſas, J. B. Miège, mit dem ich rechtzeitig in bezügliche Correſpondenz getreten, war ermuthigend genug, die Reiſe nach Leavenworth-City am Miſſouri, der Hauptſtadt von Kanſas, anzutreten. Unter mancherlei Beſchwerden und Gefahren war ſie innerhalb 5 Tagen vollendet; am 7. Oktober Abends 9 Uhr traten wir, ich und mein Gefährte, P. Xaver, durch den Garten ein in die biſchöfliche Wohnung,

wo wir die freundlichste Aufnahme und Bewirthung fanden und uns schadlos hielten für die ertragenen Strapazen. Bischof Miège, Mitglied der Gesellschaft Jesu, ist Jesuit in der ganzen Bedeutung des Wortes — eine große, stattliche, imponirende Figur! Als ich ihn das erste Mal Holz holen und einheizen sah, wollt ich meinen Sinnen nicht trauen! — Leavenworth-City, seit 10 Jahren im Baue begriffen, zählt gegenwärtig 20 - 25000 Einwohner — ein Gemisch aller Nationen, Farben und sogenannter Religionen.

Auch die Deutschen sind hier zahlreich vertreten, besonders aus Preußen und Baden, aber auch aus Alt- und Neu- und Rheinbayern. Unter den 16 kirchlichen Gebäuden gehören zwei den Katholiken: die Domkirche den englischen und irischen, die St. Josephskirche den deutschen Katholiken. Die Domkirche ist ein 100′ langes, 40′ breites, 15′ hohes hölzernes Gebäude; es ist aber zu einer neuen würdigen Domkirche bereits der Grund gelegt; in 4—5 Jahren wird sie vollendet sein, wenn anders eine hiefür in Frankreich veranstaltete Collecte die nöthigen Geldmittel gewinnt.

Die St. Josephs-Kirche ist ein 60′ langes, 30′ breites, 10′ hohes Zimmer aus Holz. Das Innere erinnert denn doch an eine Kirche, weil man darin alles findet, was man in einer Kirche zu sehen gewöhnt ist. Diese St. Josephs-Kirche nun und damit auch die deutsche Gemeinde wurde uns am 9. Oktober vorigen Jahres feierlich übergeben und überwiesen — und sie soll auch die Geburtsstätte und die Wiege unseres Ordens in Amerika sein. So wenigstens denke ich, so wünsche ich; ob der liebe Gott damit einverstanden? Ich zweifle nicht — ich hoffe es.

Die Wichtigkeit und Bedeutung eines wie immer genannten Ordens, dessen Mitglieder das beschauliche Leben mit dem thätigen in der Seelsorge im weitesten Sinne verbinden, ist unverkennbar; das Zustandekommen eines solchen in einem der verlassensten Theile der Vereinigten Staaten von Nordamerika ist sicher ein Gegenstand des brennendsten

Verlangens eines jeden Katholiken, wo er immer wohnen und leben mag.

Wahr ist es — die katholische Kirche in Amerika befindet sich in blühendem Zustande; aber Angesichts dessen ist es Thatsache, daß, wie ein katholisches Zeitungsblatt sich ausgesprochen, jährlich 100,000 Katholiken verloren gehen — daß, wie ein Bischof behauptet, die Vereinigten Staaten statt 2 Millionen 10 Millionen Katholiken zählen müßten, wenn Alle sich zur katholischen Kirche bekennen würden, die darin geboren und erzogen sind! Sonach haben wir wenigstens 8 Millionen abgefallener Katholiken! Glaublich macht mir dieß unsere St. Josephs-Gemeinde. Sie zählt 6—700 Seelen — würde aber sicher 1500 Seelen zählen, wenn nicht die Mehrzahl abgefallen wäre. Unter den Abgefallenen sind mitunter Leute aus sehr christlichen Häusern in Altbayern! Woher die traurige Erscheinung? Der wirkenden Ursachen gibt es hier gar viele. Als solche erscheint hier zunächst die Unkenntniß der katholischen Religion. Hierin zeichnen sich in der Regel Katholiken jener Gegenden Deutschlands aus, wo man mit Andersgläubigen nicht viel oder gar nicht in Berührung kommt. Dieß kann nicht befremden, wenn man bedenkt, daß die eigentlichen Glaubenslehren selbst auf den besten Kanzeln selten oder nie zur Sprache kommen. Man hält dieß für unnöthig — man begnügt sich mit den gewöhnlichen Moralpredigten um so mehr, weil das verwöhnte Volk sie liebt. Daher diese namentlich für die Auswanderer nach Amerika so verderbliche Unwissenheit in Religionssachen. Es könnte dieß wie Vorwurf klingen, den ich meinen hochwürdigen Amtsbrüdern ins Angesicht schleudere! Das sei ferne — ich spreche nur meine Meinung aus.

Wenn die mitgebrachte Unwissenheit in Religionssachen für Tausende die Ursache des Abfalles von der Kirche ist, so ist es der Mangel von Priestern für noch viel mehr. Der Glaube kommt vom Anhören, das Anhören aber von der Predigt des Wortes Christi. Röm. 10, 17.

In Städten, die bereits eine Geschichte haben, gibt es ohne Zweifel eine entsprechende Anzahl von Priestern. Allein da sich häuslich niederzulassen, ist nur Einzelnen der Auswanderer möglich; die allermeisten sind durch Verhältnisse und Umstände angewiesen, fern von Städten Gegenden aufzusuchen, in denen sie oft Jahre lang keinen Priester sehen. So kommt es, daß sie Jahre lang keine Predigt hören, keinem Meßopfer beiwohnen, kein Sakrament empfangen. Anfänglich mag ihnen das ein großes Kreuz sein — manche von ihnen machen deßhalb auch oft einen Weg von hundert und zweihundert Meilen, um wenigstens zur österlichen Zeit beichten und communiciren zu können, wie ich mich während meiner Anwesenheit in Amerika selbst schon zu meiner großen Freude überzeugt habe. Aber allmälig erkaltet dieser Eifer selbst bei den Besten; man gewöhnt sich nach und nach daran, ohne Messe, ohne Sakramente dahin zu leben, und beruhiget sich mit dem Gedanken: „Noth hat kein Gebot!" — Und die Kinder solcher Katholiken? Sie wachsen auf ohne Religionsunterricht, in Unwissenheit, selbst bezüglich der nothwendigsten Glaubenswahrheiten, treten sodann auf beliebige Weise in den Ehestand — werden Väter und Mütter, ohne selbst getauft zu sein. Es scheint das unglaublich — aber ich selbst lernte in der St. Andreasgemeinde, 10 Meilen von Louisville, ein verheirathetes Weib kennen, das aus einer katholischen Familie stammte — und nicht getauft war und auch nicht getauft werden wollte. Denkt man sich dazu noch die Bestrebungen der protestantischen Agenten und die Fangnetze der Freimaurerei, so wird man sich über die Thatsache des großartigsten Abfalles der Katholiken in Amerika nicht besonders verwundern.

Angesichts dessen empfiehlt sich das Vorhaben, unsern Orden in einem der verlassensten Theile von Nordamerika einzuführen, augenfällig von selbst, und ist nur zu bedauern, daß nicht ein des schönen Unternehmens würdiger Mann an der Spitze steht. Doch, wenn einerseits das Gefühl und die Ueberzeugung von der eigenen Schwäche und Unfähigkeit

lähmt und niederdrückt, so belebt und erhebt anderseits das sichtbare Eingreifen der göttlichen Vorsehung zur erwünschten glücklichen Vollführung desselben. — Erst ist es ein Jahr, seitdem wir den Boden von Kansas betreten, und schon leben mit uns zwei würdige Priester und ein frommer Candidat der Theologie als Novizen mit dem Entschlusse, unserm Orden durch feierliche Profeßablegung sich einzureihen und als Carmeliten im Weinberge des Herrn zu wirken, solange es Tag ist. Besäßen wir die entsprechenden Räumlichkeiten und den nöthigen Lebensunterhalt, so hätten sich uns vielleicht jetzt schon die Weltpriester von Kansas ohne Ausnahme angeschlossen. Deßhalb liegt denn auch das ganze Gewicht der Sorge für Herstellung der nöthigen Räumlichkeiten und die Ermöglichung des entsprechenden Lebensunterhaltes wie ein drückender Alp Tag und Nacht auf unserm Herzen. In meinem Vaterlande Bayern habe ich als Priester der Diöceſe Regensburg meine Zuhörer nicht selten von heiliger Stätte herab zu begeistern gesucht für den Ludwig-Missions-Verein, ohne daran zu denken, daß ich einmal in die Lage käme, die Unterstützung desselben selbst in Anspruch nehmen zu müssen. Nun bin ich in der Lage. Localitäten sind zu gewinnen, wenn wir die gegenwärtige sogenannte Kirche in Zellen verwandeln und dafür ein neues würdiges Gotteshaus erbauen — Existenzquellen durch Ankauf von Grund und Boden. In dieser letzten Beziehung sind wir dem Ziele unserer Wünsche ziemlich nahe; denn einer der Novizpriester ist Eigenthümer von 160 Tagwerken, die er dem Orden abzutreten gesonnen ist; für weitere 160 Tagwerk, die mit jenen zusammenhängen, ist der Kauf eingeleitet. Mehr Schwierigkeit bereitet der Bau einer einigermassen soliden Kirche; dieser verschlingt jedenfalls eine Summe von 30—40,000 Doll. Auf welchem Wege soll diese Summe aufgebracht werden? Die betreffende deutsche Gemeinde ist geradezu außer Stand, einen namhaften Beitrag zu leisten. Jede Gemeinde hat, wie man zu sagen pflegt, mit sich selbst zu thun. Wer die Verhältnisse in Amerika kennt, wer weiß, daß die jedesmalige

Gemeinde den Priester und Schullehrer zu besolden hat; daß sie die Kirche, das Pfarr- und Schulhaus herstellen und baulich unterhalten muß; daß Wachs, Wein, Paramente, Kirchenwäsche ꝛc. auf Rechnung der Gemeinde kommen; daß für das Schulkind monatlich mindestens 1 Dollar bezahlt wird, wenn es keine Freischule besucht, daß, freilich bei enorm großem Verdienste für den Arbeiter, alle Lebensbedürfnisse zu enorm hohen Preisen erstanden werden, daß es schließlich geradezu drückende Gemeindelasten gibt, dem wird es klar sein, daß trotz Pikes-Peak und Californien ꝛc. reiche Gemeinden zu den unbekannten Größen gehören. Es erübrigt mir sonach nur der Hilferuf an Euer Excellenz — und die demüthigste Bitte: Hochdieselben möchten in billiger Würdigung unseres Unternehmens, in gütiger Berücksichtigung unserer Verhältnisse, uns zum Bau einer Pfarr- und Klosterkirche Leavenworth, der Hauptstadt von Kansas, aus der Kasse des Ludwig-Missions-Vereins eine Unterstützung ermitteln lassen, wie sie möglich ist.

Meine Bitte ist die Bitte eines bayerischen Priesters; unterstützt durch die mächtige Stimme der streitenden, leidenden, triumphirenden Kirche hofft gnädigste Bitteserhör

Euer Excellenz

Leavenworth-City
13. Oktober 1865.

unterthänigster Diener
P. Cyrillus Knoll, Priester des Ordens der beschuhten Karmeliten, zur Zeit General-Commissär.

II.

Hochwürdigſter, Gnädigſter Herr Erzbiſchof!

Euer Excellenz!

Ende Juli heurigen Jahres kam mir aus der Kaſſa des löblichen Ludwig-Miſſions-Vereines die Summe von 280 Gold-Dollars zu.[1]) Mit Schmerzen hatte ich bereits angefangen, auf eine derartige Unterſtützung zu verzichten. Um ſo freudiger wurde ich damit überraſcht, und ſage nun im Namen des Ordens tauſendmal Vergeltsgott!

Seitdem iſt im Intereſſe unſeres Ordens ſchon mehr geſchehen, als ich ein Jahr zurück nur denken mochte. Vor Allem wurde unſerm Wohnhauſe in Leavenworth eine klöſterliche Einrichtung gegeben, und ein Schulhaus gebaut, ſo daß für den Augenblick nur mehr der Bau einer Kirche auf ſich warten läßt, um ſagen zu können, die Lage der Karmeliten in Leavenworth iſt mehr als den gewöhnlichen Anfangsverhältniſſen entſprechend. Der Bau einer Kirche wird aber noch lange auf ſich warten laſſen, weil das Baukapital, wer weiß wo, in der weiten Welt, vergraben liegt. Dieß, und der Umſtand, daß Kanſas ſo entfernt iſt von den Landungsplätzen der einwandernden Europäer, führte mich auf den Entſchluß, mich mehr dem Oſten von Amerika zu nähern, was mir durch die freundſchaftlichen Beziehungen zu dem gegenwärtigen Provinciale der P. P. Liguorianer ermöglichet wurde.

---

[1]) Durch Beſchluß der Centraldirection des Ludwig-Miſſions-Vereines war nemlich mit Einſchluß des Reiſegeldes für den bereits erwähnten Laienbruder eine Unterſtützung von 1000 fl. genehmigt worden.

Die Liguorianer besaßen in der Stadt Cumberland im Staate Maryland, der Erzdiöcese Baltimore, ein Noviziathaus. Dieses überließen sie unter annehmbaren Bedingungen, die aber doch an die Kaufsumme von 20,000 Dollars geknüpft sind, an uns arme Karmeliten. Weil damit Alles gegeben war, was zu einem wohlgeordneten Kloster gehört nach den Begriffen, die man aus Deutschland mitgebracht, glaubte ich etwas wagen zu dürfen. Sonach verließ ich mit zwei Ordenspriestern und einem Laienbruder Anfangs September Leavenworth und kam am 21. dieses Monates in Cumberland an. Unsere ohnehin schwachen Kräfte sind jetzt zersplittert, und vertheilt zwischen Leavenworth und Cumberland.

Dieß verursacht mir aber keine besondere Sorge, keinen besonderen Kummer — bin ich ja in der Lage, geeigneten Ordenskandidaten, die bisher wegen Mangel an Räumlichkeiten abgewiesen werden mußten, eine Zelle zu geben und das Ordensleben nach den Ordens-Statuten einzuführen, womit bereits der Anfang gemacht ist. Cumberland selbst ist ein Städtchen von ungefähr 10,000 Einwohnern. Die Häuser sind mit Ausnahme weniger Farmhäuser von gebrannten Steinen gebaut. Die sogenannte Wheels-Creek theilt den Ort in zwei Hälften, wovon die westliche der Potamak bespült. Unser Kloster liegt auf einer Anhöhe, die sich in Mitte der Stadt erhebt, und gewährt einen imponirenden Anblick.

Die Klosterkirche ist Quasi-Pfarrkirche für die deutsche Gemeinde von 250 Familien, welche, wie ich aus dem Taufbuche ersehe, theilweise aus der Diöcese Regensburg eingewandert sind. Die Ortsnamen Waldsassen, Hohenfels, Brennberg, Haselbach, Ittling, Irlbach, Altenbuch, Haindlfing zeugen dafür. Der Gottesdienst wird hier wirklich sehr feierlich abgehalten, so daß man sich an Sonn- und Feiertagen in eine Stadtpfarrkirche Bayerns versetzt meint. Das religiöse Leben in der Gemeinde ist ziemlich gehoben durch den Eifer der PP. Redemptoristen, so daß wir im Beichtstuhle und auf

der Kanzel fast mehr zu thun haben, als wir mit unsern Kräften zu leisten im Stande sind.

Die Schule zählt über 200 Kinder; zwei ledige Frauenspersonen, Ladys, wie sie hier genannt werden, ertheilen den Unterricht. Eine davon ist aus der Verwandtschaft des im Jahre 1854 zu Augsburg verstorbenen H. H. Domkapitulars Christoph v. Schmid.

Sobald einige unserer überflüssigen Zellen ordentliche Bewohner haben, eröffnen wir eine Art Knaben-Seminar, wofür ich gute Hoffnung habe wegen der Sympathien von Seite nicht bloß der Katholiken, sondern auch der Protestanten von Stadt und Umgegend.

Man sollte meinen, hier im Osten von Amerika sei hinlänglich gesorgt für die religiösen Bedürfnisse der Kathokiken; allein dem ist nicht so. Wir selbst haben in diesem Augenblicke mehrere Missions-Stationen zu versehen, von denen jede wenigstens Einen Priester ständig nothwendig hat — und das in der Erzdiöcese Baltimore! Von meinem Fenster aus kann ich mittels Zündnadelgewehr eine Kugel jagen in den Staat Virginien. In diesem gibt es, 80 — 100 Meilen von hier — einzelne Gemeinden, die schon seit zwanzig Jahren keinen Priester mehr gesehen haben. Die guten Leute halten sich noch mit Andacht und Trost an den Rosenkranz, den man in Bayern wegwirft.

Ich wollte diese Einzelnheiten erwähnen, weil ich glaubte, daß Euer Excellenz sie nicht ungerne hören, und ich damit zugleich den Beweis geben konnte, daß wir arme „Brüder der seligsten Jungfrau Maria vom Berge Carmel" der Unterstützung jedenfalls bedürftig und mitunter auch würdig erscheinen. Unsere Kirche in Leavenworth soll gebaut, unsere Schuld in Cumberland soll abgetragen werden — Alles zur größeren Ehre Gottes und zum Heile der unsterblichen Seelen!

Darum wage ich die unterthänigste Bitte, Hochdieselben möchten in gnädigster Würdigung unserer Verhältnisse eine ersehnte Geldunterstützung aus der Kasse des Ludwig-Missions-Vereines für uns gütigst gewähren.

Euer Excellenz

Cumberland Md.
22. November 1866.

unterthänigst gehorsamster Diener
P. Cyrillus Knoll, Priester aus dem Orden der beschuhten Karmeliten und zur Zeit General-Commissär.

Ein Schreiben des II. Plenarconcils in Baltimore an die Herren Directoren des Werkes der Glaubensverbreitung in Lyon.

Wir haben zwar unseren Vereinsmitgliedern bereits im letzten Hefte des vorigen Jahres der Annalen ein Danksagungsschreiben des II. Plenarconcils von Baltimore an die Central-Direction des Ludwig-Missions-Vereines mitgetheilt, können aber doch nicht unterlassen, auch das an die Herren Directoren des Werkes der Glaubensverbreitung in Lyon gerichtete ebenfalls zu ihrer Kenntniß zu bringen. Denn auch dieses Document dient nur dazu, uns von der Dankbarkeit der amerikanischen Kirche für die ihr aus Europa gewordene Unterstützung zu überzeugen, und anderseits mit den noch vorhandenen Bedürfnissen uns bekannt zu machen, und damit unsere Opferwilligkeit für die Zwecke der Missionen stets wach und rege zu erhalten.

Das erwähnte Schreiben ist Namens der sämmtlichen auf dem Concile anwesenden Bischöfe von dem Hochwürdig-

sten Herrn Verot, Bischofe von Savannah und apostolischen Administrator von Florida abgefaßt und lautet:

Baltimore, 22. Oktober 1866.

Meine Herren!

Mit Vergnügen haben die zum Nationalkoncil versammelten Bischöfe den Ausdruck ehrerbietiger Ergebenheit entgegengenommen, welcher in Ihrem an sie gerichteten Briefe niedergelegt war. Noch lebhafter fühlten sie dabei die Schuld der Dankbarkeit, welche ihnen die reichlichen in Ihren Händen vereinigten Spenden der katholischen Nächstenliebe auferlegen, und, indem sie durch die Vermittlung ihres ehrwürdigen, von seiner päpstlichen Heiligkeit zur Leitung ihrer Berathungen mit besonderer Vollmacht bekleideten Präsidenten, Ihre so bescheiden ausgesprochenen Wünsche vernahmen, fühlten sie in sich das lebhafte Verlangen an dem großen katholischen Werke, welches die Vorsehung in diesem Jahrhundert ins Leben gerufen hat, einen noch thätigeren Antheil zu nehmen. Die Kirche von Amerika wird sich in Zukunft bestreben, in Ihren Berichten einen Platz einzunehmen, welcher des Ranges, den ihr die Ausdehnung ihres Gebietes, die Größe ihrer Hilfsquellen, und das von Gott ihr verliehene wunderbare Wachsthum zuweisen, würdiger ist.

Wir erkennen es offen an, daß Ihre Spenden einen bedeutenden Antheil an der Ausbreitung unserer Kirche haben, in Mitte so vieler Sekten und Hindernisse aller Art, welche die Hölle immerfort gegen uns heraufbeschwört. Die göttliche Vorsehung hat ihnen eine Mission des Eifers und der Nächstenliebe anvertraut, für welche von einem Pol zum andern alle christlichen Herzen von Dankbarkeit und Bewunderung erfüllt sind. Aber wie viele Bedürfnisse bleiben auch noch zu befriedigen! — Eine Bevölkerung von vier bis fünf Millionen Neger ist mit einem Male vom Stande der Skla-

ven in den der Freigelaſſenen übergetreten. Faſt alle liegen in den Finſterniſſen des Götzendienſtes, der Ketzerei oder Unwiſſenheit begraben. Wolle Gott, daß wir ſie aus dieſer noch ſchlimmern geiſtigen Sklaverei befreien können! Sie können zwar unſern Unterweiſungen beiwohnen, aber an uns iſt es, ſie dadurch anzuziehen, daß wir Kirchen, Schulen, Waiſenhäuſer für ſie gründen. Die Länder, wo dieſe Anſtalten errichtet werden müſſen, ſind durch den Krieg zu Grunde gerichtet, und gerade hierin liegt ein wohlbegründeter Anſpruch auf Ihre Nächſtenliebe, daher empfehlen wir Ihnen dieſe Anſtalten zu Gunſten der ſo verlaſſenen und ſo verachteten armen Schwarzen. — Ebenſo empfehlen Wir Ihnen auch die neuen apoſtoliſchen Vikariate, welche eben jetzt in den unermeßlichen Länderſtrichen in der Nähe der Felſen-Gebirge errichtet werden ſollen. Allzulange ſchon ſind dieſe Gegenden dem Evangelium unzugänglich geweſen; wir wollen von denſelben Beſitz nehmen, ſo daß wir dadurch beide Meere mit einem zuſammenhängenden Netze von katholiſchen Anſtalten verbinden. Ihre Spenden werden uns in den Stand ſetzen, eine für unſere Mutter, die Kirche, ſo glorreiche Unternehmung glücklich durchzuführen.

Zum Zeichen unſerer tiefgefühlten Erkenntlichkeit ſenden wir Ihnen unſere Segenswünſche.

Im Namen aller Väter des Nationalconcils

† Auguſtin Verot,
Biſchof von Savannah, apoſt. Adminiſtrator von Florida.

Die Aechtheit bezeugt:
† Martin Johann Spalding,
Erzbiſchof von Baltimore, apoſt. Delegat.

Missionsbericht aus Oregon an den hochwürdigen Herrn Rector des amerikanischen Seminars in Löwen Mgr. De Neve.

Grand Rond (Oregon), 29. März 1866.

Hochwürdigster Herr Rektor!

Umstände haben mich verhindert, so schnell als ich gewünscht hätte, auf den Beweis von Wohlwollen zu antworten, mit dem Sie uns zu beehren die Güte hatten, so wie der Theilnahme, die sie der Mission des Oregon schenken. Ihr Brief vom Oktober ist bei mir glücklich angekommen und ich ersah daraus mit großer Befriedigung, daß der Herr noch fortwährend seinen Segen über das amerikanische Seminar ergießt und daß dieses sich unter Ihrer weisen Leitung tagtäglich vergrößert. Obgleich fern von dem Hause, das für uns wie eine Heimath ist, bewahren wir ihm doch fortwährend eine treue dankbare Erinnerung. Wir trösten und ermuthigen uns mit dem Gedanken, daß wir dort noch aufrichtige Freunde haben, durch dieselben Gefühle geeint, mit uns und für uns betend; die bald kommen werden, unsere Mühen zu theilen und uns zu helfen, Seelen für Jesus Christus zu gewinnen. Mögen sie sich auch mit Muth waffnen; denn wenn ihnen hier auch großer Trost bevorsteht, so werden die Kreuze um so weniger fehlen. Ich wenigstens mache diese Erfahrung täglich. Doch diese Erfahrung ist sehr gut, um uns in Erinnerung zu bringen, wenn man bisweilen es zu vergessen anfängt, daß wir hier keine bleibende Wohnstätte haben, daß wir nach einer zukünftigen trachten. Mein größter Kummer ist, meine Wilden ohne katholische Schule zu sehen, die so nothwendig wäre für die christliche Erziehung und Wiedergeburt dieser Völker; und das ungeachtet all' unserer Anstrengungen bei den Agenten und anderen amerikanischen Beamten. Der Agent unterhält einen protestantischen Lehrer mit seiner Frau, bezahlt von der Re-

gierung, welche jährlich 4000 Dollar (wie ich glaube für die Kosten der Schule) bewilligt. Indessen steht sie sehr ferne von einem blühenden Zustande; aber ungeachtet der wenigen Schüler, die sie zählt, setzt sie ihr Bestehen fort, unterhalten von der Regierung, den Vorurtheilen ꝛc. Unterdessen leidet die christliche Erziehung der Kinder und ich habe kein anderes Hilfsmittel, als Geduld und Hoffnung auf die Zukunft. Auf der anderen Seite hat der katholische Missionär nicht mehr den Einfluß auf die hiesigen Indianer, den er über Stämme in ihrem Naturzustande hätte; sie waren und sind unglücklicher Weise noch zu viel in Berührung mit Leuten, die, wenn auch nicht feindlich, doch wenigstens gleichgültig der katholischen Religion gegenüber sind; und es scheint als hätten sie eine nur zu gute Dosis ihrer religiösen Gleichgültigkeit angenommen. Doch ich hoffe auf die Zukunft; die Menschen wechseln; und hätten wir als Agenten einen unparteiischen Mann, frei von diesen Vorurtheilen, die zum Glücke jetzt bereits vielfach sich verloren haben, so wären wir hier in einer sehr vortheilhaften Lage, um eine gute Schule und selbst eine Erziehungsanstalt zu errichten, und im Stande, in derselben eine ziemliche Zahl Kinder mittels der Unterstützungsgelder der Regierung zu unterhalten. Möge der gütige Gott unsern Wünschen und Gebeten gnädige Erhörung gewähren! Wenn auch der gegenwärtige Zustand der Dinge in einer Beziehung durchaus nicht befriedigend ist, so liegt für das Auge des Glaubens doch darin Trost, die Taufe jährlich einer guten Zahl von Seelen den Himmel öffnen zu sehen, die mit der Taufunschuld hinaufsteigen, um für ihre ungläubigen Angehörigen und Verwandten zu beten. Während des letzten Sommers machte ich 2 Missionsausflüge längs des Meeres und im Distrikt von Salez, um einige Indianerstämme zu besuchen, die noch keine Missionäre haben; ich habe vielen Kindern und einigen in Todesgefahr schwebenden Erwachsenen die Taufe ertheilt. Diese Reisen waren bisweilen von Vorfällen begleitet, die nicht alle sehr angenehm sind. Bald mußte ich über Berge und ausgewaschene

Felsen klimmen, bald eine Bai oder einen Fluß im Canoe passiren bei einem Winde, der unser gebrechliches Fahrzeug umzuwerfen oder in den Wogen zu versenken drohte. Auf meiner letzten Reise überraschte mich der Regen in den Bergen, wo ich mehrere Nächte zubringen mußte, mich so gut als möglich vor dem Wetter schützend. Die letzte Nacht brachte ich unter Anderm fast ganz damit zu, mein Feuer zu unterhalten, das ein fortwährender Regen auszulöschen drohte, vor dem ich mich selbst nicht schützen konnte; während ein heftiger Wind wenige Schritte von mir die Bäume entwurzelte. Freudig begrüßte ich das erste Aufleuchten des Tages, das mich in Stand setzte, meine Reise fortzusetzen, um den folgenden Abend bei einer meiner katholischen Familien anzukommen, ausgezeichneten Leuten, Deutschen von Geburt, deren wohlwollende Gastfreundschaft mich bald die Beschwerden des Tages und der Nacht vorher vergessen ließen. Sie gehören zu meiner Mission St. Patrick, die eine diesem Heiligen geweihte Kirche besitzt, ungefähr 20 Meilen von Grand Rond. 10 Meilen weiter befindet sich das Dorf La Fayette, das noch keine katholische Kirche besitzt, aber wo ich, wie ich hoffe, eine nächsten Sommer sich erheben sehen werde. Unsere Mittel sind zwar sehr beschränkt, und die Katholiken in kleiner Zahl; aber wir rechnen auf den Beistand der Protestanten, deren mehrere sich unserm Vorhaben sehr geneigt zeigen und bereit uns zu helfen. Möchten sie doch eines Tages mit uns in demselben Schafstalle vereint sein! Ich hoffe, daß Einige unter ihnen es bald sein werden. Das Jubiläum hat viel Gutes in diesen 2 Missionen gewirkt. Mehrere, die sich von den Sakramenten Jahre lang fern gehalten hatten, sind zu ihren Pflichten zurückgekehrt. 2 Familienväter, die vordem in die Methodistensekte eingetreten waren, haben sich mit der Kirche wieder ausgesöhnt. Ich habe auch 2 jungen, protestantischen Familien zugehörigen Amerikanern die Taufe ertheilt. Schließlich, der Eifer ist aufs Neue belebt und fast alle Gläubige sind in die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens eingetreten. Obwohl die Fortschritte des Katho-

licismus bis jetzt nicht so groß in dieser Diöceſe ſind, als man es erwarten könnte, ſo gewinnt die Kirche doch Schritt für Schritt an Boden. Unſere Schweſtern wußten die Achtung ſelbſt aufgeklärter und unparteiiſcher Proteſtanten zu gewinnen; und eine große Zahl derſelben vertraut die Erziehung ihrer Kinder den Schweſtern lieber als andern Perſonen an. Bereits beginnt ihr Einfluß ſich fühlbar zu machen und einige Bekehrungen zum Katholicismus zu bewirken; man könnte noch mehr Gutes wirken, wenn die Mittel und die Perſonenzahl nicht ſo beſchränkt wären. Das Feld für die apoſtoliſche Wirkſamkeit wird täglich größer und verlangt friſche Kräfte. Vor Kurzem hat man 2 Poſten unter den wilden Stämmen der Schlangenindianer und Clamat errichtet, die bis jetzt von der Berührung mit Weißen ferne geblieben ſind und ebenſowenig das Licht des Evangeliums empfangen haben. „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in ſeinen Weinberg ſende. Im Jahre 1865 habe ich 125 Taufen ertheilt, worunter 31 Erwachſene, die meiſten in Todesgefahr.

Mit der Bitte, meinen aufrichtigſten Dank entgegenzunehmen für all' Ihre guten Dienſte und mit der Verſicherung meiner tiefſten Hochachtung und meiner vollen Ergebenheit an Ihre Perſon, ſowie meiner guten Wünſche und Freundſchaft für all' Ihre theuren Seminariſten

Ihr gehorſamſter Diener
A. J. Croquet.

Abreise von Missionären.

Das amerikanische Seminar von der Unbefleckten Empfängniß in Löwen (Belgien) hat den verschiedenen Missionen in Amerika während des Jahres 1866 siebzehn Missionäre gesandt, deren Namen und Bestimmungsorte folgende sind:

HH. H. L. Spruyt, aus dem Bisthum Mecheln nach dem Bisthum Baltimore.

N. C. Velge, aus dem Bisthum Mecheln nach dem Bisthum Port d' Espagne;

L. W. Vom Depoel aus dem Bisthum Utrecht;

L. Hofschneider aus dem Bisthum Freiburg (Breisgau;)

A. Keck aus dem Bisthum Freiburg (Breisgau); nach dem Bisthum Buffalo;

G. Thibau aus dem Bisthume Brügge, nach dem Bisthum Oregon-City;

J. A. Brondel von Brügge, nach dem Bisthum Nesqualy;

J. Reichenbach von Detroit und J. A. W. Herwig aus dem Bisthum Paderborn, nach dem Bisthum Detroit;

T. Osulivan aus dem Bisthum Cork und A. Strake aus dem Bisthum Münster, nach dem Bisthum Natschez;

G. Van Laar aus dem Bisthum Ruremonde, nach dem Bisthum Hartford;

D. Dümig aus dem Bisthum Freiburg (Breisgau) und J. T. M. Zumbülte aus dem Bisthum Münster, nach dem Bisthum Fort-Wayne;

P. W. Riordan von Chicago; J. Molitor aus dem Bisthum Olmütz und W. D. Murphy aus dem Bisthum Philadelphia, nach dem Bisthum Chicago.

Den 29. November 1866 haben drei Kapuziner das erst kürzlich in Marseille gestiftete Seminar des heiligen Michael verlassen, um sich in die Mission der Gallas zu begeben. Es sind:

Die HH. PP. Taurin, apostolischer Vicepräfekt;

„ „ Ferdinand;

und der Bruder Raphael, Subdiakon, ein gebürtiger Gallas, der erst vor drei Jahren nach Europa gekommen war.

Der hochwst. H. Tissot, Bischof von Mileve, apostolischer Vikar von Visagapatam (Indien), hat sich den 19. Dezember 1866 in Marseille eingeschifft, um wieder in sein Vikariat zurückzukehren. Er nahm mit sich:

Die HH. PP. Klaudius Raymond Montagnoux (Bisthum Annecy);

Adolphe Souchon von Livet (Bisthum Grenoble);

Die Brüder Dominikus Assier von Beaunes (Bisthum Saint Jean de Maurienne);

Klaudius Joseph Bamard de Saxonnex, (Bisthum Annecy);

Die Schwestern Theophile (Rose Dufresne) von Saint Jeoire (Bisthum Annecy);

Collette (Alexandrine Brasiez) von La Roche (Bisthum Annecy);

Sabine (Josephine Suard) von Ponthy, (Bisthum Annecy);

Marie-Benigne (Sabine-Thelcide Lathoud) von Aussois (Bisthum Saint Jean de Maurienne);

Jeanne Marie (Marie Julienne Gros) von Aussois (Bisthum Saint Jean de Maurienne).

Die Patres und die Brüder gehören zu der Congregation der Missionäre des heiligen Franz von Sales aus dem Bisthum Annecy.

Der hochwürd. Pater Maria Ephrem aus dem Orden der Barfüßer, welcher vom heil. Stuhle zum apostolischen Provikar von Quilon (Indien) ernannt wurde, ist den 19. Januar 1867 von Marseille abgereist und hat vier Karmeliter aus der Provinz Frankreich, welche für die Mission in Quilon bestimmt sind, und zwei italienische Karmeliter, von denen der eine für das Vikariat von Mangalore, der andere für dasjenige von Verapoly bestimmt ist, mit sich genommen.

Inhalt der Lieferung 197.

Seite

Missionen Asiens.

China 209

Brief des hochwst. Hrn. Michael Novarro, apostol. Vikars von Hou-Nan, an die Herren Centralräthe des Werkes der Glaubensverbreitung . . 226

Missionen Afrikas.

Apostolisches Vikariat von Dahomei . . . 234

Brief des Herrn F. Borghero, Vorstehers der Mission von Dahomei, an Herrn A. Planque, Generalobern des Seminars der afrikanischen Missionen 235

Missionen Australiens.

Apostolisches Vikariat von Central-Ozeanien 251

Brief des hochw. P. Elloy, Coadjutor des hochwst. Herrn Bataillon, an den hochwst. P. Favre, Generalobern der Gesellschaft Mariä . . . 252

Ergänzungen zu diesem Bericht aus den letzten Jahresberichten der Gesellschaft Mariä und aus Briefen einzelner Missionäre . . . 267

Schreiben des hochw. Herrn P. Joh. Nep. Hinteröcker aus der Gesellschaft Jesu, apostol. Missionärs in Sevenhill in Südaustralien, an die Central-Direktion des Ludwig-Missions-Vereines in München 272

Missionen Amerikas.

Seite

Die Gründung eines Carmeliten-Klosters in Nord-Amerika 284

I. Schreiben des General-Commissärs des Ordens der beschuhten Carmeliten Cyrillus Knoll an Seine Excellenz den hochwst. Herrn Erzbischof Gregor von München-Freising 285

II. Schreiben des General-Commissärs des Ordens der beschuhten Carmeliten Cyrillus Knoll an Seine Excellenz den hochwst. Herrn Erzbischof Gregor von München-Freising 291

Ein Schreiben des II. Provincialconcils in Baltimore an die Herren Direktoren des Werkes der Glaubensverbreitung in Lyon 294

Missionsbericht aus Oregon an den Hochwürdigen Herrn Rector des amerikanischen Seminars in Löwen Mgr. De Neve 297

Abreisen von Missionären. 301

Annalen
der
Verbreitung
des
Glaubens,

zum Vortheil der Missionen herausgegeben
durch den
Ludwig-Missions-Verein.

Nro. 198 — [illegible] IV.

[illegible]

München, 1867.
In Verlag der Ludwig-Missions-Verein.
[illegible]

Der Ludwig-Missionsverein

CXCVIII.

Rechnungs-Ablage
des Ludwig-Missions-Vereines in Bayern
für das Jahr 1866.

Indem wir nachstehend den Rechenschaftsbericht des Ludwig-Missions-Vereines für das Jahr 1866 veröffentlichen, haben wir zuvor einer Pflicht zu genügen, die uns den Mitgliedern und Freunden unseres Vereins gegenüber obliegt, wenn wir auf das Jahr 1866 und die Ereignisse in demselben zurückblicken. Obwohl nemlich dieses Jahr nach allen Seiten hin Opfer verlangte, und in Folge des unseligen Bruderkrieges allein der christlichen Wohlthätigkeit ein übergroßer Wirkungskreis gegeben war, so haben wir doch keine Verminderung unserer Einnahmen zu beklagen. Im Gegentheile weisen diese im Vergleiche zum Vorjahre eine bedeutende Mehrung aus; sie entziffern nemlich die ansehnliche Summe von 137,008 fl. 49 kr. Allerdings befinden sich einige größere Legate und Schankungen unter derselben, und ist es namentlich und vor Allem die nie ermüdende Wohlthätigkeit Sr. Majestät König Ludwig I., des allerdurchlauchtigsten Protektors und wärmsten Freundes der Missionen, welche auch in diesem Jahre wieder die große Summe von 9872 fl. durch den Missionsverein den unten bezeichneten Gemeinden und Missionen zuwendete. Allein auch die Sammlungen der regelmäßigen, kleineren Beiträge lieferten die Summe von 88,089 fl. 29 kr., und damit den Beweis, daß das Interesse für die Zwecke des Missionsvereines allenthalben ein lebendiges und reges ist. Trotz aller Noth des verflossenen Jahres hat doch der Arme, hat die bedrängte

Wittwe und der auf seiner Hände Arbeit angewiesene Dienstbote noch einen Groschen gefunden, den sie hingegeben, um auch Theil zu haben an der Bekehrung der Un- und Irrgläubigen und an der Verbreitung der einzig wahren Kirche Jesu Christi. Möge Gott diese wahren Liebesgaben segnen und sämmtlichen Freunden und Mitgliedern unsers Vereines tausendfältig lohnen, was sie für ihn hingegeben! Möge er aber auch diesen lebendigen Eifer für seine Ehre und das Heil der unsterblichen Seelen nie erkalten lassen, sondern denselben immer noch mehr wecken; denn die Bedürfnisse der Missionen und damit die Anforderungen an unsern Verein mehren sich mit jedem Tage. Und es ist immer überaus schmerzlich, wenn wegen mangelnder Mittel ein Gesuch unberücksichtigt gelassen werden muß, oder wo augenblickliche Hilfe noththut, dieselbe erst nach längerer Zeit gewährt werden kann. Der Ruf nach Hilfe und Unterstützung tönt von vielen, vielen Seiten uns entgegen. Daß wir im abgelaufenen Jahre nach vielen Seiten hin wirklich Hilfe gebracht haben, mögen nun unsere Vereinsmitglieder aus dem Folgenden ersehen.

A. Einnahmen.

	fl.	kr.
I. Activrest vom Vorjahre	9,441	38
II. Ordentliche Beiträge:		
1. Aus dem Bisthume Augsburg	14,048	18
2. „ „ Erzbisthume Bamberg	4,244	—
3. „ „ Bisthume Eichstätt	1,114	23
4. „ „ Erzbisthume Freiburg	6,967	3
5. „ „ „ München-Freising	29,206	—
6. „ „ Bisthume Passau	8,217	5
7. „ „ „ Regensburg	14,957	10
8. „ „ „ Speyer	2,430	30
9. „ „ „ Würzburg	6,905	—
III. Außerordentliche Beiträge:		
1. für den allgemeinen Vereinszweck	5,695	29
2. für bestimmte Vereinszwecke	15,884	10
IV. Schankungen zum Capitalfonde	6,600	—
V. Zinsen aus den Vereinskapitalien	6,239	18
VI. Heimbezahlte Kapitalien	5,000	—
VII. Opfer am St. Xaveriusfeste	58	45
Gesammtsumme:	137,008	49

B. Ausgaben.

I. Auf die Verwaltung des Vereins,

und zwar:	fl.	kr.
a) für Gottesdienste	49	48
b) für die Annalen des Vereines	3,387	2
c) für Vereinsbilder, Rosenkränze ꝛc.	143	—
d) für Kanzleibedürfnisse	37	26
e) für Porti und Frachten	275	13
f) für Geldverluste und Wechselspesen	32	30
g) für Gerichtskosten	16	15
h) für Remunerationen	350	—

II. Für Vereinszwecke an Geldunterstützungen:

An die Congregation der Propaganda in Rom	12,000	—
Für die Wächter des hl. Grabes in Jerusalem	6,000	—
Zur Erbauung einer Kirche in Kolbermoor, Erzd. München-Freising	1,000	—
Für die Missionsstation Selb, Diözese Regensburg	1,500	—
Zur Erbauung einer Kirche in Weißenburg, Diözese Eichstätt	1,000	—
Zur Erbauung einer Kirche in Gunzenhausen, Diözese Eichstätt	2,000	—
Für den Unterhalt des kath. Priesters in Hildburghausen, Diözese Würzburg	600	—
Zum Kirchenbau in Kleinmünster, Diöz. Würzb.	500	—
Für die Schule in Werberg „ „	100	—
Zum Kirchenbau in Annweiler, Diözese Speier	2,000	—
Zum Kirchenbau in Weisenheim „ „	1,500	—
Für die Schule in Katzweiler „ „	100	—
Für die Schule in Odernheim „ „	50	—
Für die Schule in Mühlburg, Erzd. Freiburg	375	—
Zum Kirchenbau in Dudweiler, Diözese Trier	1750	—
Zum Kirchenbau in Höchscheid, Erzd. Cöln	700	—
Für die Missionsstation Sudenburg, Diöz. Paderb.	700	—
„ „ „ Neuenrade „ „	75	—
„ „ „ Ranis „ „	350	—
„ „ „ Delitzsch „ „	875	—
„ „ „ Meinerzhagen „	525	—
„ „ „ Altona, Diöz. Osnabrück	525	—
„ „ „ Hamburg „ „	500	—
Zu übertragen:	39,016	14

	fl.	kr.
Uebertrag:	39,016	14
Für die Missionsstation Flensburg, Diözese Osnabrück	350	—
Für die Missionsstation Bremerhafen, Diözese Osnabrück	525	—
Für die Missionsstation Hammeln, Diözese Hildesheim	500	—
Für die zweite kath. Kirche in Hannover, Diözese Hildesheim	700	—
Für die Diözese Breslau und den Delegaturbezirk	3,000	—
Für die Diözese Culm	525	—
Für das kath. Institut in Schwyz	1,000	—
Für die Diözese St. Gallen	1,000	—
" " Nordpolmission	1,500	—
" " deutschen Katholiken in London	2,000	—
Zur Einrichtung der Kapelle der engl. Fräulein in Cotracenu	200	—
Für das Waisenhaus der englischen Fräulein in Búkarest	800	—
Für die Mission der Franziskaner in der Herzegowina	1,300	—
Zum Bau einer kath. Kirche in Konstantinopel	1,000	—
" " " " " " Smyrna	466	40
Für das Seminar in Ghazir	1,500	—
Für das amerikanische Seminar in Löwen	1,000	—
Dem Hochwst. Hrn. Bischofe v. Fort Wayne	2,000	—
" " " " " Charlestown	1,000	—
Für die Abtei St. Vincenz	3,015	36
Dem Missionär P. Wenninger	2,000	—
Den Benediktinern in St. Meinrad	500	—
Den Capucinern auf Calvaria	700	—
Den Carmeliten in Leavenworth	700	—
Den Franciscanern in Cincinnati	500	—
Den Benediktinerinen in Atchison	500	—
Den Ursulinerinen in St. Louis	850	—
Den Ursulinerinen in Iffin	500	—
Den Schulschwestern in Milwaukee	4,516	—
Den Franziskanerinen aus Aachen	1,000	—
Dem Missionär Pierz in Minnesotta	500	—
Zu übertragen:	74,664	30

	fl.	kr.
Uebertrag:	74,664	30
Für die St. Alphonsuskirche in Philadelphia	500	—
Für die Gemeinde Holysdayburg (Pittsburg)	400	—
„ „ „ Milville (Newyork)	250	—
„ „ „ St. Joseph in Chicago	500	—
„ „ „ Terre-Haute (Vincennes)	700	—
„ „ „ St. James (Vincennes)	600	—
„ „ „ Alexandria (Covington)	1,000	—
„ „ „ Green-Bey (Milwaukee)	500	—
„ „ „ St. Louis	500	—
„ „ „ Prärie du Rocher	165	30
„ „ Mission in Madura	1,067	19
„ „ Jesuitenmission in Australien	2,000	—

Unterstützungen für von den Gebern bestimmte Zwecke:

1) Von Seiner Majestät König Ludwig I.:		
a) für das Kloster der Frauen zum guten Hirten El Biar in Algier	372	—
b) für P. Wenninger in Cincinnati	3,000	—
c) für die Benediktiner in Atchison	1,000	—
d) Zum Baue einer kath. Kirche in Bergen (Norwegen)	1,500	—
e) für die armen Schulschwestern in Göttingen	2,000	—
f) Zur Vollendung des Baues einer kath. Kirche in Bernburg	2,000	—
2) Von verschiedenen ungenannten Wohlthätern:		
a) für die englischen Fräulein in Patna	907	—
b) für Centralafrika	400	—
c) für die Missionen in China	250	20
d) für das Kloster Samaria in Jerusalem	11	—
e) „ „ „ Notre-Dame de Sion in Jerusalem	100	—
f) für das Capucinerkloster in Milwaukee	300	—
g) für die Nordpolmission	303	30
h) für die Jesuiten in Tarnopol (Meßstipendien)	28	—
i) dem hochwst. Hrn. Bischof von Osnabrück	3,693	53
Zu übertragen:	98,713	2

	fl.	kr.
Uebertrag:	98,713	2
III. Reisegelder und Speditionsgebühren	8,671	43
IV. Reichnisse an vorbehaltenen Zinsen	362	—
V. Anlage von Kapitalien	8,400	—
VI. Für Kircheneinrichtungs-Gegenstände	147	15
VII. Hinausbezahlung eines Legates	530	—
Summa:	116,824	—

C. Abgleichung.

Gesammtsumme der Einnahmen	137,008	49
Gesammtsumme der Ausgaben	116,824	—
Activrest:	20,184	49

München den 25. Mai 1867.

Dr. Kagerer,
I. Geschäftsführer.

L. J. Lebling,
Centralcassier u. II. Geschäftsführer.

Rechnungsausweis

des Werkes der Glaubensverbreitung in Lyon von 1866.

Die Einnahmen des Jahres 1866 haben die Summe von 5,145,556 Frkn. 84 Centim. erreicht, ein Ergebniß, welches die Gesammteinnahmen des Jahres 1865 um 5661 Frkn. 25 Centim. übersteigt. Da indessen die freien Gaben um 7846 Frkn. 64 Rpp. höher stehen, als diejenigen des vorigen Verwaltungsjahres, so stellt sich in Wirklichkeit eine Mindereinnahme von 2185 Frkn. 36 Centim. in dem Ergebniß der Jahresbeiträge, welche doch die eigentliche Grundlage des Werkes der Glaubensverbreitung bilden, heraus.[1])

Das Werk hat demnach eine Zeit des Stillstandes erfahren. Indessen ist der ihm von der Vorsehung aufgedrückte Charakter zu auffallend, als daß man einen Zweifel in seine Zukunft setzen könnte; und was die Ursachen der geringen Mindereinnahme betrifft, die wir mit Bedauern konstatiren, so entdeckt man dieselben unschwer in den schmerzlichen Prüfungen, welche die christliche Welt eben durchgemacht hat: Krieg, Ueberschwemmung und so viele andere Geißeln!

Muß man aber diesen offenkundigen Ursachen noch eine andere beifügen, so liegt diese in dem Mangel an Ueberlegung bei denen, welche die Wohlthaten des Glaubens genießen, ohne sich hinlänglich um die uns alle verbindende Pflicht zur Verbreitung desselben zu bekümmern. Wenn auch Gott allein es ist, der die Völker in den durch seine Vorsehung bestimmten Stunden zur Kenntniß des Evangeliums ruft, so wollen wir doch nicht vergessen, daß es von uns abhängt, den Erfolg des göttlichen Rufes in gewissem Maße zu beschleunigen oder auch zu verzögern.

---

[1]) Im Jahre 1865 betrugen die Gaben 421,305 Frkn. 81 Centim., im Jahre 1866 428,904 Frkn. 94 Centim.

Das katholische Apostolat gewinnt mit jedem Tage eine größere Ausdehnung: die Berufungen zu demselben mehren sich; die Strapatzen, Entbehrungen, Gefahren, der blutige Triumph wie der unbeachtete Tod, alles dient dazu den Eifer der Missionäre zu entflammen und immer neue Opferwilligkeit zu erzeugen. Dieser Zug, allen menschlichen Interessen so ganz entgegen, kann nur von oben kommen; Gott enthüllt auf diese Weise die Rathschlüsse seiner Barmherzigkeit gegen Völker, welche ihn vergessen haben oder ihn gar nicht kennen. Um aber ihre Aufgabe erfüllen zu können, sind die apostolischen Schüler darauf angewiesen, daß ihnen die christliche Familie den Zehrpfennig für eine lange Reise und hernach den geringen Beitrag zum kärglichen Lebensunterhalt, zum Bau von Kirchen, Gründung von Schulen und Christengemeinden reiche, welche vielleicht später auch andern wieder die Hilfe gewähren werden, welche sie von uns empfangen haben. Sollte es denn etwa schwerer sein ein wöchentliches Almosen von einigen Rappen als hochherzige Männer zu finden, welche bereit sind, zur Rettung ihrer Brüder bis an die Grenzen der Welt zu eilen?

Was ist in der That zur Verbreitung des Glaubens erforderlich? Missionäre und Almosen. Gott ist es, der die Missionäre gibt, und nie ist er mit denselben freigebiger gewesen als eben jetzt. Was wir dagegen zu geben haben, ist ein bescheidenes Almosen begleitet von Gebet, welches dasselbe befruchtet und umwandelt, ein Almosen, welches auch der Aermste seiner Dürftigkeit noch abgewinnen kann. Und werden wir dasselbe verweigern, wenn wir dadurch mitantheilnehmen an der Erfüllung der Rathschlüsse der göttlichen Barmherzigkeit und der Verdienste der Missionäre und Martyrer theilhaft werden? Werden wir es verweigern, wenn Gott selbst es von uns verlangt, um damit das Lösegeld für so viele durch das Blut seines Sohnes erkaufte Seelen voll zu machen?

Allgemeine Uebersicht

der Einnahmen und Ausgaben.

Einnahmen.

Europa.

	Fr.	C.
Frankreich	3,572,332	94
Deutschland	233,405	62
Belgien	297,343	13
Spanien	5,640	97
Britische Inseln	138,238	70
Italien	440,335	89
Levante	25,418	94
Niederlande	83,315	50
Portugal	39,962	79
Rußland und Polen	1,030	92
Schweiz	48,631	88
Aus verschiedenen nördlichen Gegenden	270	—

Asien.

Aus verschiedenen Bisthümern	6,018	60

Afrika.

Aus verschiedenen Bisthümern	35,208	35

Amerika.

Nord-Amerika	187,935	87
Süd-Amerika	27,232	99

Australien.

Aus verschiedenen Bisthümern	3,235	75
Gesammt-Einnahmen von 1866	5,145,558	84
Ueberschuß der Einnahmen von 1865	426,212	81
Gesammtsumme:	5,571,771	65

Ausgaben.

	Fr.	C.
Missionen von Europa	1,046,679	90
— — Asien	1,917,832	57
— — Afrika	452,188	20
— — Amerika	1,051,729	70
— — Australien	499,638	80
Auslagen für den Druck der Annalen und andern Vereinsschriften, die sowohl in Frankreich als in andern Ländern erschienen sind [1])	232,845	52
Verwaltungskosten in und außerhalb Frankreich [2])	40,193	82
Gesammtsumme der Ausgaben von 1866	5,241,108	51
Ueberschuß der Einnahmen, bestimmt für die ersten Zahlungen an die Missionen im Jahr 1867	330,663	14
Gesammtsumme	5,571,771	65

[1]) Siehe Note 1. Seite 315. [1]) Siehe Note 2. Seite 315.

Anmerkungen.

1) Die Annalen werden gegenwärtig alle zwei Monate in 233,300 Exemplaren gedruckt, und zwar: französische 150,700; — britische 2,600; — englische 20,000; — deutsche 22,600; — spanische 2,000; — flamländische 6,400; italienische 24,000; portugiesische 2,500; — holländische 2,000; — polnische 500.

Unter die Verwaltungskosten gehören: Ankauf des Papiers, Verfertigung, Druck und Heftung der Annalen, Uebersetzung in die verschiedenen Sprachen und Ausgaben für fernere kleinere Schriften, als: Prospekte, Anzeigen, Listen, Ablaßzettel u. s. w. Zu bemerken ist auch, daß die Ausdehnung des Werkes zuweilen mehrere Ausgaben in einer Sprache nothwendig macht, theils wegen der zu weiten Entfernung der Orte, theils wegen zu hohem Einfuhrzoll, oder aus andern wichtigen Gründen. So erscheinen unter den Ausgaben der Annalen drei deutsche, zwei englische, und drei italienische.

Der Ertrag aus verkauften Annalen und Sammlungen wird bei den Beiträgen jeder Diözese, wo dieselben verkauft wurden, eingerückt.

2) Die Verwaltungskosten begreifen nicht nur die in Frankreich, sondern auch in andern Ländern nöthig werdenden Ausgaben. Diese Ausgaben bestehen in Reisekosten, Bitreaugeschäften, Miethzins, Besoldung der Angestellten, Porto der Briefe für die Correspondenz sowohl mit den verschiedenen Bisthümern, welche durch die Versendung ihrer Almosen zum Vereine beisteuern, als auch mit den Missionen aller Länder.

Die Verwaltung der Geschäfte geschieht stets und allenthalben unentgeltlich.

Noch müssen wir beifügen, daß aller Wohlthäter des Vereines in den Gebeten der Missionäre besonders gedacht wird.

Verzeichniß der Beiträge,

die aus den verschiedenen am Werke der Glaubensverbreitung betheiligten Bisthümern im Jahre 1866 eingegangen sind.

Europa.

Frankreich.

			Fr.	C.
Bisthum Aix			22,532	14
— Ajaccio			11,552	75
— Digne			11,286	10
— Frejus			36,532	—
— Gap			11,295	—
— Marseille			64,837	33
— Nizza			9,376	37
— Alby	Alby 20,554 80		40,154	30
	Castres 19,599 50			
— Cahors			22,300	—
— Mende			29,604	20
— Perpignan			11,300	—
— Rodez			51,748	15
— Auch			44,000	—
— Aire			54,685	85
— Bayonne			36,692	—
— Tarbes [1])			20,000	—
			477,896	19

[1]) 3550 Frkn., die erst nach Abschluß der Rechnung eingegangen sind, werden 1867 verrechnet werden.

	Fr.	C.
Transport:	477,896	19
Bisthum Avignon	38,020	—
— Montpellier	54,500	—
— Nimes	50,401	67
— Valence	27,928	05
— Viviers	34,571	60
— Besançon	50,185	85
— Belley	34,937	75
— Metz	62,485	20
— Nancy	29,152	60
— Saint-Dié	31,049	90
— Straßburg [1])	113,727	12
— Verdun	34,950	—
— Bordeaux	77,994	35
— Agen	27,208	—
— Angoulême	12,017	49
— Luçon	37,949	60
— Perigueux	16,080	20
— Poitiers	25,685	80
— la Rochelle	25,358	23
— Bourges [2])	9,839	10
— Clermont-Ferrand	57,371	90
— Limoges	16,000	—
— Puy	37,500	—
— Saint-Flour	30,029	—
— Tulle	15,500	—
— Cambrai	153,903	90
	1,582,243	51

[1]) Dabei Gaben im Betrag von 17,174 Frkn., wovon 3,145 Frkn. für Meßstipendien.

[2]) Dabei eine Gabe von 3,500 Frkn. mit der Verpflichtung, daß die Missionäre 400 Messen lesen.

	Fr.	C.
Transport:	1,582,243	51
Bisthum Arras[1])	50,676	13
— Chambéry	13,900	—
— Annecy	31,335	65
— Moutiers	11,206	73
— St. Jean-de-Maurienne	8,788	25
— Lyon	346,249	80
— Autun	44,067	60
— Dijon	20,832	64
— Grenoble	60,558	50
— Langres	26,106	50
— Saint Claude[2])	31,240	60
— Paris	225,241	79
— Blois	12,735	—
— Chartres	11,129	75
— Meaux	8,267	43
— Orléans	8,400	—
— Versailles[3])	18,985	17
— Rheims	38,400	—
— Amiens[4])	34,200	—
— Beauvais	11,511	56
— Chalons-sur-Marne	11,000	—
— Soissons	33,034	70
— Rennes[5])	76,047	25
— Nantes	98,054	10
	2,814,212	66

[1]) Darunter 500 Frkn. vom verstorbenen Bischof Parisis.

[2]) 1,248 Frkn., zu spät eingetroffen, kommen auf die Rechnung von 1867.

[3]) Darunter eine Gabe von 748 Frkn. von einem Bedienten.

[4]) Unter der Einnahme von 1865 befand sich eine Gabe von 100 Fr. von Abbeville.

[5]) Dabei verschiedene Gaben im Betrag von 3,420 Frkn.

	Fr.	C.
Transport:	2,814,212	66
Bisthum Quimper	92,431	95
— Saint Brieuc	100,109	74
— Vannes	40,000	—
— Rouen	54,304	40
— Bayeux	60,500	—
— Coutances	45,010	—
— Evreux	13,804	60
— Séez	22,627	50
— Sens	10,101	—
— Moulins	13,155	10
— Nevers	14,400	—
— Troyes	9,773	—
— Toulose	68,150	—
— Carcassonne	23,506	80
— Montauban	20,000	50
— Pamiers	8,000	—
— Tours	16,253	—
— Angers	56,341	69
— Laval	61,000	—
— Mans	28,651	—
	3,572,332	94

Deutschland.

Bisthum Cöln	90,967	87
— Münster	18,818	87
— Paderborn	20,592	70
— Trier	27,064	48
— Freiburg[1])	842	10
Bezirk Bautzen	1,530	—
Apostolisches Vikariat von Dresden	1,540	—
	161,356	02

[1]) Dabei 172 fl. 3 kr. von Sigmaringen und 123 fl. 50 kr. von Krauchenwind.

	Fr.	C.
Transport:	161,356	02
Bisthum Fulda	3,108	—
— Limburg	680	—
— Mainz	478	80
— Hildesheim	1,550	50
— Osnabrück	9,500	—
— Rottenburg	28,676	25
— Görtz	215	—
— Brixen [1])	1,562	50
— Trieſt	192	38
— Poſen	5,840	90
— Breslau	10,485	—
— Kulm	290	90
— Ermeland	7,922	44
— Sebenico	86	93
— Wien [2])	1,460	—
	233,405	62

Belgien.

Bisthum Mecheln [3])	60,505	82
— Brügge [4])	60,559	—
— Gent [5])	63,163	40
— Lüttich	43,761	—
— Namur	19,331	17
— Dornach	50,022	74
	297,343	13

[1]) Die Summe von 220 Frkn. aus Innsbruck iſt in den Einnahmen des Bisthums Straßburg enthalten.

[2]) Für die Einigungen von Prag 100 Thlr., zu ſpät eingegangen für das gegenwärtige Rechnungsjahr.

[3]) Dabei verſchiedene Gaben von Antwerpen im Betrage von 6,300 Fr.

[4]) Dabei 530 Fr. 50 Cent. für den hochwſt. H. Sohier in Cochinchina.

[5]) Dabei eine Gabe von 1000 Frkn. für den hochwürdigen P. v. Smet.

Spanien.

	Fr.	C.
Verschiedene Bisthümer	4,900	47
Bisthum Gibraltar	740	50
	5,640	97

Britische Inseln.

Bisthum Armagh	3,261	20
— Ardagh	792	15
— Clogher	100	50
— Derry	1,199	50
— Down und Connor	1,122	60
— Dromore	441	—
— Kilmore	1,429	70
— Meath	2,805	10
— Raphoë	531	30
— Dublin	20,944	80
— Ferns	1,978	—
— Kildare und Leighlin	8,859	20
— Assory	4,704	30
— Cashel	1,579	25
— Cloyne	7,959	75
— Cork	6,609	45
— Kerry	1,664	25
— Killaloë	950	90
— Limerick	13,038	25
— Roß	3,317	45
— Waterford	5,321	—
— Tuam	862	25
— Achorny	52	50
	89,524	40

	Fr.	C.
Transport:	89,524	40
Bisthum Clonfert	2,992	50
— Elphin	214	20
— Galway	661	50
— Kilfenora	304	50
— Killala	444	90
— Westminster	5,678	06
— Southwark	5,568	37
— Beverley	2,117	50
— Birmingham	4,067	50
— Clifton	3,273	05
— Hexham	1,980	95
— Liverpool	8,908	—
— Newport und Menevia	3,137	72
— Northampton	262	30
— Nottingham	492	65
— Plymouth	1,305	15
— Salford	2,427	40
— Schrewsbury	1,062	20
Schottland { nördlicher Kreis	25	20
Schottland { östlicher Kreis	3,790	65
	138,238	70

Italien.[1])

Bisthum Bologna	8,775	12
— Brindisi	25	50
— Bitonto und Ruvo	220	—
	9,020	62

[1]) Bei mehreren dieser Bisthümer beziehen sich die Empfangssummen auf das Jahr 1865.

	Fr.	C.
Transport:	9,020	62
Bisthum Benevent	137	36
— Biseglia	425	50
— Cerreto	25	50
— Cava	637	50
— Chieti und Vasto	163	55
— Catanzaro	85	46
— Caserta	400	—
— Castellamare	280	60
— Gerace	89	25
— Ischia	497	—
— Larino	595	—
— Lecce	637	50
— Mileto	850	—
— Montevergine	63	75
— Montecasino	110	—
— Marsi	30	72
— Marsiconuovo	19	58
— Nocera	434	—
— Nola	140	46
— Oria	29	75
— Cagliari[1])	724	06
— Camerina	967	74
— Cervia	117	41
— Cesena	1,163	44
— Cingoli	114	78
— Citta di Castello	698	92
— Citta del Pieve	529	03
— Civita Castellana	537	63
	19,525	61

[1]) Dabei eine Gabe des Canonikus Marmenta von 160 Frkn.

	Fr.	C.
Transport:	19,525	61
Bisthum Civita Vechia	258	05
— Corneto	161	29
— Fabriano	537	63
— Faenza	1,261	29
— Fano	222	58
— Ferentino	1,344	08
— Ferrara	2,307	84
— Foligno	295	37
— Forli	606	45
— Foſſombrone	268	81
— Frascati	376	34
— Gubio	53	76
— Imola	2,477	15
— Jeſi	499	99
— Loretto	123	65
— Macerata	301	77
— Matelica	779	56
— Montalto	151	50
— Montefeltre	591	39
— Monteſiascone	146	72
— Narni	75	26
— Nocera	322	58
— Norcia	134	40
— Orte	215	05
— Orvieto	516	12
— Palestrina	430	10
— Pergola	230	10
— Perugia	2,365	59
— Peſaro	704	99
— Piperno	142	47
— Poggio Mirteto	80	64
	37,508	14

	Fr.	C.
Transport:	37,508	14
Bisthum Florenz[1])	2,236	61
— Colle	1,465	—
— Fiesole	535	40
— Pistoja	900	—
— Prato[2])	1,301	28
— San-Miniato	1,400	—
— San-Sepolcro	385	—
— Genua	21,238	36
— Albenga	6,017	90
— Bobbio	410	06
— Sarzana	381	—
— Savona[3])	4,110	30
— Vintimiglia	1,150	—
— Lucca[4])	6,738	62
— Messina	1,596	—
— Mailand[5])	20,235	66
— Bergamo[6])	10,500	—
— Brescia	3,525	59
— Como	2,756	—
— Crema	116	80
— Cremona	1,100	—
— Lodi	2,900	—
— Pavia	630	—
— Modena	4,028	62
	133,166	34

[1]) Dabei eine Gabe von 120 Frkn.

[2]) Dabei eine Gabe von 100 Frkn.

[3]) Dabei eine Gabe von 109 Frkn. von zwei Einwohnern von Savona.

[4]) Darunter 240 Frkn. für die chinesischen Kinder.

[5]) Dabei eine Gabe von 600 Frkn. von einem Kanonikus.

[6]) Dabei eine Gabe von 3,000 Frkn.

		Fr.	C.
	Transport:	133,166	34
—	Bisthum Carpi	1,311	60
—	Massa Carrara	350	—
—	Nonantola	436	78
—	Reggio bei Modena [1])	—	—
—	Parma [2])	—	—
—	Piacenza [3])	4,058	35
—	Montreale	906	—
—	Neapel	30,670	79
—	Andria	174	25
—	Aversa	229	92
—	Aquila	416	—
—	Acerno	237	49
—	Atri und Penne	187	—
—	Otranto	127	50
—	Pozzuoli	130	—
—	Palermo	2,203	50
—	Pisa	3,400	—
—	Livorno	1,500	—
—	Ravenna	645	16
—	Recanati	169	35
—	Rieti	215	05
—	Rimini	1,617	20
—	Ripatransone	185	69
—	Sarsina	404	30
—	Segni	107	52
—	San-Severino	262	20
		183,211	99

[1]) Eine Summe von 5,000 Frkn., zu spät eingetroffen, kommt auf die Rechnung von 1867.

[2]) Eine Summe von 2,492 Frkn. 52 Cent. zu spät eingetroffen, kommt auf die Rechnung von 1867.

[3]) Dabei eine Gabe von 440 Frkn.

	Fr.	C.
Transport:	183,211	99
Bisthum Sezze	107	52
— Reggio	250	—
— Rossano	17	85
Aus Rom [1])	80,198	25
Bisthum Acquapendente	161	29
— Alatri	408	76
— Agnani	107	52
— Ancona	483	87
— Ascoli	447	84
— der Abtei Tre-Fontane	109	13
— Bagnorea	338	70
— Sassari [2])	650	43
— Siena	1,502	20
— Arezzo	1,121	58
— Chiusi	102	—
— Cortona	387	63
— Massa und Populonia	1,100	—
— Modigliana	576	—
— Montalcino [3])	400	—
— Montepulciano	240	—
— Prescia	350	—
— Pienza	160	—
— Sovana und Pitigliano	380	40
— Volterra	857	80
— Sorrente	2,862	24
	576,433	—

[1]) Dabei eine Summe von 46,000 Frkn. als erste Abschlagszahlung eines Vermächtnisses des Fürsten Barberini.

[2]) Dabei eine Gabe von 250 Frkn. von einem Priester.

[3]) Dabei 100 Frkn. für die Mission von Zanzibar.

	Fr.	C.
Transport:	276,433	—
Bisthum Salerno	185	—
— Seſſa	259	97
— San-Severo	119	—
— Spoleto	506	29
— Terracina	107	52
— Tivoli	940	86
— Todi	413	97
— Tolentino	228	33
— Urbania	430	10
— Syracus	461	40
— Catanea	1,085	—
— Girgenti	3,299	—
— Cefalu	244	20
— Noto	1,156	—
— Mazara	1,032	—
— Caltaniſetta	653	30
— Trapani	930	81
— Nicoſia	524	40
— Caltagirone	217	20
— Piazza	460	20
— Lipari	56	50
— Trani und Nazareth	1,050	—
— Teramo	318	15
— Teano und Calvi	280	50
— Tropea und Nicotera	106	25
— Trivento	1,015	37
— Venoſa	59	70
— Turin[1])	51,183	—
	344,157	02

[1]) Dabei Gaben im Betrage von 17,500 Frkn., wovon 9,500 Frkn. von der Marquiſe Barola Colbert.

			Fr.	C.
		Transport:	344,157	02
Bisthum Acqui			1,669	04
— Alba			2,350	—
— Aosta			5,100	—
— Asti			6,900	—
— Coni			2,350	—
— Fossano			2,080	—
— Ivrea			6,000	—
— Mondovi			5,500	—
— Pignerol			1,780	—
— Saluzzo			4,050	—
— Susa			1,045	—
— Udine			4,565	79
— Verona			1,948	30
— Vicenza			1,909	10
— Adria	Adria [1]	615 04	1,258	12
	Rovigo [2]	643 08		
— Belluno	Belluno [3]	1,094 48	2,313	33
	Feltre [4]	1,218 85		
— Ceneda [5]			877	50
— Chioggia [6]			463	53
— Concordia			2	50
— Mantua			720	—
— Padua			2,814	70
			399,853	93

[1]) Einnahmen von 3 Jahren.
[2]) " " 2 "
[3]) " " 2 "
[4]) " " 3 "
[5]) " " 2 "
[6]) " " 2 "

	Fr.	C.
Transport:	398,853	93
Bisthum Pola	252	46
— Trient	5,690	50
— Treviso [1])	1,041	26
— Urbino	154	62
— Veletri	619	35
— Veroli	537	63
— Viterbo	661	82
— Venedig	5,330	53
— Vercelli	4,900	—
— Alessandria [2])	1,300	—
— Biella	5,500	—
— Casale	2,800	—
— Novara	3,128	85
— Tortona	7,021	34
— Vigevano	1,543	60
	440,335	89

Levante.

Bisthum Antivari	50	—
Apostolisches Vikariat von Herzegowina	104	—
Apostolisches Vikariat von Constantinopel	2,298	—
Armenisches Bisthum von Constantinopel	423	—
Mission von Monastyr	40	—
Bisthum von Corfu	300	—
— Durazzo	93	—
	3,308	—

[1]) Einnahmen von 3 Jahren.

[2]) Dabei eine Gabe von 300 Frkn.

	Fr.	C.
Transport:	3,308	—
Bisthum Sappa	70	—
— Scutari	320	10
Patriarchat v. Jerusalem { Hl. Land 668 10 / Insel Cypern 360 — }	1,028	10
Kollegium von Gazhir	35	—
Bisthum Malta [1])	15,146	67
— Gozzo	796	87
— Naxos	100	—
— Santorin	207	—
— Scio	216	05
— Smyrna	1,350	—
— Syra	248	—
— Tine	500	—
— Zante und Cephalonia	60	—
— Angora	507	20
Collegium von Antura	176	—
Stadt Beirut [2])	—	—
Insel Kandia	486	—
Mission von Trapezunt	470	—
Bisthum Diarbekir	393	50
	25,418	94

Niederlande.

Bisthum Utrecht	15,661	35
— Herzogenbusch	26,318	89
	41,980	24

[1]) Dabei 250 Frkn. für chinesische Kinder, 125 für Tongking und 125 Frkn. für den hochwst. Hrn. Faurie.

[2]) 126 Frkn. 45 Cent. zu spät eingegangen, werden auf das Jahr 1867 übertragen.

	Fr.	C.
Transport:	41,980	24
Bisthum Breda	5,290	50
— Ruremonde [1])	21,477	78
— Luxemburg	14,566	98
	83,315	50

Portugal. [2])

Bisthum Braga	8,895	93
— Aveiro	871	60
— Braganza	355	78
— Coimbra	780	23
— Elvas	198	67
— Faro	1,422	25
— Castillo	85	—
— Viseu	1,684	39
— Lissabon	12,214	90
— Guarda	1,039	65
— Leiria	1,649	65
— Funchal	399	72
— Angra	4,669	10
— Beja	128	—
— Lamego	2,569	60
— Evora	375	33
— Porto	2,553	66
— Portalegre	66	66
— Thomar	2	67
	39,962	79

[1]) Dabei 225 Frkn. aus dem Dekanat Schinnen.

[2]) Dabei an Gaben 13,030 Frkn. 20 Cent. aus verschiedenen Quellen.

Rußland und Polen.

	Fr.	C.
Aus Rußland	632	10
Bisthum Warſchau	278	82
— Krakau	120	—
	1,030	92

Schweiz.

			Fr.	C.
Bisthum Baſel			16,264	34
— Chur			4,772	98
— Lauſanne			10,145	98
— Genf			4,336	30
— St. Gallen			5,063	58
— Sitten	Sitten [1])	4,122 70	8,018	70
	St. Moriz	3,896 —		
			48,631	88
Aus verſchiedenen nördlichen Gegenden			270	—

Aſien.

			Fr.	C.
Apoſtoliſches Vikariat von		Birmanien	650	—
—	—	Coimbatour	559	80
—	—	Colombo	1,120	55
—	—	Dacca	125	—
—	—	Jafnapatam	56	55
—	—	Madras	1,232	70
			3,744	30

[1]) Dabei eine Gabe von 200 Frkn. aus der Pfarrei Biſſoye.

	Fr.	c.
Transport:	3,744	30
Apostolisches Vikariat von Maissur	410	50
— — — Pondichery	1,863	80
	6,018	60

Afrika.

Bisthum Algier	7,300	—
— Constantine	3,708	80
— Oran	3,400	—
Apostolisches Vikariat von Dahomei	395	75
— — — Senegambien	230	—
— — vom Kap	2,016	—
— — von der Insel Maurice	7,942	95
Bisthum Saint-Denis	8,112	85
Mission von Madagaskar	582	20
— von Zanzibar	30	—
Apostolisches Vikariat von Egypten	946	—
— — — Tunis	544	—
	35,208	35

Amerika.

Nordamerika.

Bisthum Quebek	36,915	—
— Arichat	2,500	—
— Charlotte-Town	3,896	—
— Chatham	3,000	—
— Havre-de-Grace	70	—
— Montréal	49,597	10
	95,978	10

	Fr.	C
Transport:	95,978	10
Bisthum Ottawa	480	—
— St. Hyacinthe	9,942	30
— St. Jean de Terre-Neuve	1,050	30
— Neu-Braunschweig	3,327	50
— Toronto	340	—
— Trois-Rivieres	9,548	10
— Baltimore	5,304	58
— Boston	1,333	53
— Buffalo	16	05
— Chicago	38	71
— Cincinnati	7,966	62
— Cleveland	953	95
— Detroit	3,400	86
— Dubuque	302	15
— Erie	500	—
— Fort-Wayne	78	36
— Hartford	1,020	39
— Marquette	849	44
— Milwaukie	123	51
— Mobile	2,566	27
— Natchez	76	09
— Newark	1,400	—
— New-York	13,686	—
— Oregon-City	1,044	25
— Philadelphia	5,025	68
— Saint-Louis	4,069	10
— St. Paul in Minesota	350	—
— San Francisco	350	—
— Vincennes	1,350	32
— Fort de France	12,000	—
Apostolisches Vikariat von Jamaika	255	65
Bisthum Mexiko	1,694	20
	186,422	01

	Fr.	C.
Transport:	186,422	01
Verschiedene Bisthümer von Mexiko	260	—
Bisthum Port Espagne	1,201	86
Apostolische Delegation von St. Domingo	52	—
	187,935	87

Südamerika.

Bisthum Carthagena [1])	418	—
— Yucatan	1,000	—
Apostolische Präfektur von Cayenne	760	—
Apostolisches Vikariat von britisch-Guyana	27	30
Bisthum Bahia	—	—
— Rio-Janeiro	365	85
— Montevideo	2,618	24
— Buenos-Ayres	5,276	34
— Cordova	3,273	76
— Santiago	6,290	40
— Conception	288	—
— Lima	6,515	10
— Serena	400	—
	27,232	99

Australien.

Bisthum Auckland	202	—
— Wellington	1,512	75
Apostolisches Vikariat der Sandwich-Inseln	1,521	—
	3,235	75

[1]) Dabei 40 Frkn. für Meßstipendien.

Die Vertheilung der Almosen

an die verschiedenen Missionen geschah im Jahre 1866 in folgender Weise.

Missionen von Europa.

	Fr.	C.
Hochw. Hrn. Strain, Bischof, apost. Vikar von Edinburg (Schottland)	20,000	—
Hochw. Hrn. Gray, Bischof, apost. Vikar vom Ostdistrikt (Schottland)	24,000	—
Hochw. Hrn. Kyle, Bischof, apost. Vikar vom Norddistrikt (Schottland)	19,000	—
Hochw. Hrn. Manning, Erzbischof von Westminster (England) [1])	25,526	64
Hochw. Hrn. Robert Cornwaite, Bischof von Beverley (England)	6,000	—
Hochw. Hrn. Ullathorne, Bischof von Birmingham (England)	7,000	—
Hochw. Hrn. Goß, Bischof von Liverpool (England)	6,000	—
Hochw. Hrn. Brown, Bischof von Newport und Menevia (England) [2])	10,724	20
Hochw. Hrn. Kerril Amherst, Bischof von Nothampton (England)	11,000	—
Hochw. Hrn. Roskell, Bischof von Nottingham (England)	4,000	—
Hochw. Hrn. Vaughan, Bischof von Plymouth (England)	12,000	—
	145,250	84

[1]) Dabei 8.500 Frkn. für die italienische Kirche zu London.

[2]) Dabei verschiedene Gaben im Betrag von 1,724 Frkn. 20 Cent.

	Fr.	C.
Transport:	145,250	84
Hochw. Hrn. Turner, Bischof von Salford (England)	10,000	—
Hochw. Hrn. James Brown, Bischof von Schrewsbury (England)	9,000	—
Hochw. Hrn. Grant, Bischof von Southwark (England)	26,562	35
Missionen d. V. V. Maristen in England	25,865	50
Missionen der Hochw. V. V. Oblaten von der unbefleckten Empfängniß in England	20,000	—
Hochw. Hrn. Delany, Bischof von Kork (Irland)	3,000	—
Hochw. Hrn. Moriarty, Bischof von Kerry	2,000	—
Hochw. Hrn. Rian, Bischof von Limerick	2,000	—
Hochw. Hrn. Keane, Bischof von Cloyne (Irland)	2,000	—
Hochw. Hrn. Flannery, Bischof von Killalos	3,000	—
Hochw. Hrn. O'Hea, Bischof von Roß (Irland)	3,000	—
Hochw. Hrn. Bennet, Superior des Seminars von Drumcondra (Irland)	17,000	—
Hochw. Hrn. Walsh, Bischof von Kildare und Leigl[illegible] (Irland)	3,000	—
Hochw. Hrn. Dorrian, Coadjutor-Bischof von Down und Connor (Irland)	1,500	—
Hochw. Hrn. Gillooly, Bischof von Elphin (Irland)	4,000	—
Hochw. Hrn. Derry, Bischof von Clonfert (Irland)	6,000	—
	283,178	69

	Fr.	C.
Transport:	283,178	69
Hochw. Hrn. Mac-Evilly, Bischof von Galway (Irland)	6,000	—
Hochw. Hrn. Fallon, Bischof von Kilmacdaugh und Kilfenora (Irland)	2,000	—
Hochw. Hrn. O'Brien, Bischof von Waterford und Lismore	3,000	—
Hochw. Hrn. Scandella, Bischof, apostol. Vikar von Gibraltar	9,000	—
Hochw. Hrn. Lachat, Bischof von Basel (Schweiz) [1]	42,058	35
Hochw. Hrn. Florentini, Bischof von Chur (Schweiz) [2]	15,650	—
Hochw. Hrn. Greith, Bischof von St. Gallen (Schweiz)	9,000	—
Hochw. Hrn. Marilley, Bischof von Lausanne und Genf (Schweiz)	14,000	—
Hochw. Hrn. Mermillod, Bischof von Hebron, Coadjutor von Genf	18,000	—
Hochw. Hrn. Bagnoud, Bischof, für die Pfarrei Aigle (Schweiz)	4,000	—
Hochw. Hrn. v. Ketteler, Bischof von Mainz	7,000	—
Hochw. Hrn. Wedekin, Bischof von Hildesheim [3]	14,010	—
Für das apostolische Vikariat von Dessau	3,000	—
Hochw. Hrn. Beckmann, Bischof von Osnabrück	5,000	—
Hochw. Hrn. Melchers, Erzbischof von Köln	16,000	—
	450,897	04

[1]) Dabei eine Gabe von 58 Frkn. 35 Cent. für die Kirche von Moutier Grandval.

[2]) Dabei 2,650 Frkn. für Meßstipendien.

[3]) Dabei 10 Frkn. für die Kirche von Braunschweig.

	Fr.	C.
Transport:	450,897	04
Hochw. Hrn. Müller, Bischof von Münster	5,000	—
Hochw. Hrn. Konrad Martin, Bischof von Paderborn	27,000	—
Hochw. Hrn. Pelldram, Bischof von Trier	8,000	—
Hochw. Hrn. Ledochowski, Erzbischof von Posen und Gnesen	8,000	—
Hochw. Hrn. Marwitz, Bischof von Culm	6,000	—
Hochw. Hrn. Geritz, Bischof von Ermeland	7,000	—
Für das apost. Vikariat von Nord-Deutschland und Dänemark	28,500	—
Verschiedenen deutschen Missionen	77,000	—
Verschiedenen Missionen von Nordeuropa	65,597	50
Hochw. Hrn. Salandari, apost. Vikar der Moldau	10,000	—
Hochw. Hrn. Ploym, Bischof von Nikopoli (für die Walachei und Bulgarien) [1]	24,476	—
Hochw. Hrn. Vuicic, Bischof, apost. Administrator von Bosnien [2]	6,140	—
Hochw. Hrn. Kraljevic, Bischof, apostol. Vikar der Herzegowina	6,000	—
Bisthum Trebine	5,000	—
Hochw. Hrn. Pooten, Erzbischof von Antivari	4,000	—
Hochw. Hrn. Beriscia, Bischof von Pulati	5,000	—
Hochw. Hrn. Severini, Bischof von Sappa	4,000	—
Hochw. Hrn. Ciurcia, Bi chof von Scutari	6,000	—
	753,610	54

[1]) Dabei 2,476 Frkn. für Meßstipendien.

[2]) Dabei eine Gabe von 140 Frkn.

	Fr.	C.
Transport:	753,610	54
Hochw. Hrn. Raphael Ambrosio, Erzbischof von Durazzo [1])	6,900	—
Hochw. Hrn. Dodmassei, Bischof von Alessio [2])	5,900	—
Hochw. Hrn. Bucciarelli, Erzbischof von Scopia	7,000	—
Hochw. Hrn. Canova, Bischof, apost. Vikar von Philippopolis [3])	5,000	—
Hochw. Hrn. Brunoni, Erzbischof, apost. Vikar von Konstantinopel, und für die Brüderschulen [4])	60,626	—
Hochw. Hrn. Hassun, Erzbischof, Primas der kathol. Armenier zu Konstantinopel, und für die Bisthümer seiner Kirchenprovinz	50,000	—
Missionen der unirten Bulgaren	12,000	—
Missionen der PP. Georgianer von Konstantinopel	6,000	—
Missionen der apost. Präfektur der V. V. Kapuziner im Archipel	9,000	—
Missionen der apostol. Präfektur der V. V. Dominikaner zu Konstantinopel	6,000	—
Missionen der apost. Präfektur der Mindern-Brüder zu Konstantinopel	5,000	—
Missionen der Lazaristen zu Konstantinopel, Salonichi, Monastir und Anstalt der Schwestern	51,333	36
	978,869	79

[1]) Dabei 900 Frkn. für Meßstipendien.

[2]) Dabei 900 Frkn. für Meßstipendien.

[3]) Dabei eine Gabe von 1,500 Frkn.

[4]) Dabei eine Gabe von 126 Frkn. für die Schulen im Orient, und eine andere von 2,500 Frkn.

	Fr.	C.
Transport:	978,869	90
Hochw. Hrn. Alberti, Bischof von Syra und apost. Delegat in Griechenland, und für die Schwestern	15,000	—
Missionen der Gesellschaft Jesu zu Tyne und Syra	7,000	—
Hochw. Hrn. Bergeretti, Erzbischof von Naxos [1])	6,000	—
Hochw. Hrn. Abbati, Bischof von Santorin	3,000	—
Mission der Lazaristen in Santorin und den barmherzigen Schwestern	9,000	—
Hochw. Hrn. Marango, Bischof von Tyne	7,500	—
Hochw. Hrn. Spiridion Maddalena, Erzbischof von Corfu	17,000	—
Demselben für die Mission von Zante und Cephalonien [2])	3,310	—

Missionen von Asien.

Hochw. Hrn. Justiniani, Bischof von Scio	5,500	—
Hochw. Hrn. Spaccapietra, Erzbischof von Smyrna, für das Bisthum Smyrna, das apostolische Vikariat von Klein-Asien, die Mission von Aden und die Brüderschulen	21,000	—
Mission der Lazaristen zu Smyrna und Anstalt der barmherzigen Schwestern	20,000	—
Mission der Hochw. V. V. Kapuziner der Präfektur von Trapezunt	18,000	—
Mission der V. V. Kapuziner in Syrien	18,000	—
	1,129,179	90

[1]) Dabei eine Gabe von 1000 Frkn.

[2]) Dabei eine Gabe von 310 Frkn.

	Fr.	C.
Transport:	1,129,179	90
Mission der V. V. Carmeliten in Syrien [1])	10,600	—
Missionen der Lazaristen in Syrien und Anstalt der barmherzigen Schwestern in Beyrut	42,025	—
Missionen der Gesellschaft Jesu in Syrien und Collegium von Gazhir	20,500	—
Apostolische Delegation in Syrien und für die verschiedenen unirten Ritus	29,500	—
Hochw. Hrn. Valerga, lateinischer Patriarch in Jerusalem [2])	61,751	—
Mission der Insel Cypern	3,500	—
Mission von Aden (Arabien)	7,000	—
Mission der V. V. Kapuziner in Mesopotamien	9,000	—
Mission der V. V. Carmeliten in Bagdad	9,000	—
Missionen der V. V. Dominikaner (Mesopotamien und Kurdistan)	20,000	—
Apost. Delegation von Mesopotamien und Persien und für die unirten Ritus	19,500	—
Missionen der Armenier und der Mechitaristen in Persien	8,000	—
Mission der Lazaristen in Persien	28,000	—
Hochw. Hrn. apostolischen Vikar von Patna	12,000	—
Mission der Gesellschaft Jesu zu Bombay und Poona	28,150	—
Mission der Jesuiten zu Calcutta	20,000	—
Mission von Central-Bengalen (Congregation von Mailand)	18,000	—
	1,475,705	90

[1]) Dabei eine Gabe von 600 Frkn.

[2]) Dabei mehrere Gaben im Betrage von 1,751 Frkn.

	Fr.	C.
Transport:	1,475,705	90
Hochw. Hrn. Dufal, Bischof, apostol. Vikar von Dacca (Congregation vom heiligen Kreuz [1])	20,397	—
Hochw. Hrn. Bernardin von St. Theresia, Bischof, Administrator des apostol. Vikariats von Verapolis (Mission der V. V. Carmeliten)	24,500	—
Mission von Quilon	20,000	—
Mission von Mangalore	32,500	—
Hochw. Hrn. Godelle, Bischof, apostol. Vikar von Pondichéry (Congregation der auswärtigen Missionen)	62,080	88
Hochw. Hrn. Charbonneaux, Bischof, apostolischen Vikar von Maissour (Congregation der auswärtigen Missionen)	38,111	—
Hochw. Hrn. Depommier, Bischof, apostolischer Vikar von Coimbatur (Congregation der auswärtigen Missionen)	40,476	—
Hochw. Hrn. Canoz, Bischof, apostol. Vikar von Madura (Mission der Gesellschaft Jesu)	76,000	—
Hochw. Hrn. Fennelly, Bischof, apostolischer Vikar von Madras	17,000	—
Hochw. Hrn. P. Barbero, apostol. Administrator von Hyderabad	16,000	—
Hochw. Hrn. Thissot, Bischof, apostol. Vikar von Vizagapatam. [2])	30,100	—
Hochw, Hrn. Sillani, Bischof, apost. Vikar von Colombo (Ceylon)	11,250	—
Hochw. Hrn. von Semeria, Bischof, apostolischer Vikar von Jafnapatam	22,000	—
	1,886,120	78

[1]) Dabei 1,397 Frkn. für Meßstipendien.

[2]) Dabei eine Gabe von 100 Frkn.

	Fr.	C.
Transport:	1,886,120	78
Hochw. Hrn. Bigandet, Bischof, apostol. Vikar von Birmanien, (Congregation der auswärtigen Missionen)	36,147	—
Hochw. Hrn. Riano, apost. Provikar von Central-Tong-King, (Mission der V. V. Dominikaner [1])	22,080	—
Hochw. Hrn. Hilario Alcazar, Bischof, apost. Vikar von Ost-Tong-King (Mission der V. V. Dominikaner)	26,000	—
Belgische Mission vom unbefleckten Herzen Mariä in der Mongolei	47,000	—
Hochw. Hrn. Jeantet, Bischof, apostolischer Vikar von West-Tong-King (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	44,071	75
Hochw. Hrn. Gauthier, Bischof, apostol. Vikar vom südlichen Tong-King (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	34,761	23
Hochw. Hrn. Sohier, Bischof, apostol. Vikar vom nördlichen Cochinchina (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	30,510	50
Hochw. Hrn. Charbonnier, Bischof, apost. Vikar vom östlichen Cochinchina (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	30,868	55
Hochw. Hrn. Miche, Bischof, apost. Vikar vom nördlichen Cochinchina (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	42,745	90
Hochw. Hrn. Miche, Bischof, apostol. Administrator von Cambodscha (Gesellschaft der auswärtigen Missionen	20,427	14
	2,220,732	85

[1]) Dabei 80 Fr. für Meßstipendien.

	Fr.	C.
Transport:	2,220,732	85
Hochw. Hrn. Boucho, Bischof, apostol. Vikar von Malakka (Gesellschaft der auswärtigen Missionen	34,288	50
Hochw. Hrn. Dupont, Bischof, apostol. Vikar von Siam (Gesellschaft der Missionen)	30,372	—
Verwaltung der Congregation der auswärtigen Missionen zu Singapore	9,000	—
Collegium zu Pulo-Pinang, (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	42,000	—
Hochw. Hrn. Chauveau, Bischof, apostol. Vikar von Thibet (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	28,338	38
Apostolisches Vikariat von Kiang-Nan (Mission der Gesellschaft Jesu)	43,000	—
Hochw. Hrn. Eligio Cosi, Bischof, apostolischem Vikar von Chan-Tong	15,000	—
Hochw. Hrn. Chiais, Bischof, apostol. Vikar von Chen-Si (Mission der V. V. Minoriten)	14,000	—
Hochw. Hrn. Castellazzo, Bischof, apostol. Vikar von Chan-Si (Mission der V. V. Minoriten)	14,000	—
Hochw. Hrn. Navarro, Bischof, apostol. Vikar von Hou-Nan	20,000	—
Hochw. Hrn. Zanoli, Bischof, apostolischer Vikar von Hou-Pe	28,000	—
Apost. Präfektur von Hong-Kong	14,000	—
Verwaltung der italienschen Missionen in China zu Hong-Kong	5,000	—
Hochw. Hrn. Guillemin, Bischof, apostol. Präfekt von Kouang-Tong, Kouang-Si und Hai-Nan (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	44,315	35
	2,562,047	08

	Fr.	C.
Transport:	2,562,047	08
Hochw. Hrn. Pinchon, Bischof, apostol. Vikar vom westl. Su-Tschuen (Congregation der auswärtigen Missionen)	29,978	—
Hochw. Hrn. Pichon, Bischof, apost. Vikar vom südl. Su-Tchuen (Congregation der auswärtigen Missionen)	28,736	84
Hochw. Hrn. Desflèches, Bischof, apost. Vikar vom östl. Su-Tschuen (Gesellschaft der auswärtigen Missionen	34,338	—
Hochw. Hrn. Ponsot, Bischof, apostolischer Vikar von Yun-Nan (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	28,572	—
Hochw. Hrn. Faurie, Bischof, apostol. Vikar von Kouy-Tscheu (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	32,347	—
Verwaltung der Congregation der auswärtigen Missionen zu Hong-Kong	18,000	—
Verwaltung der Congregation der auswärtigen Missionen zu Shang-Hai	12,000	—
Hochw. Hrn. Mouly, Bischof, apost. Vikar vom nördlichen Pe-Tsche-Li (Mission der Lazaristen)	43,106	65
Hochw. Hrn. Anouilh, Bischof, apostol. Vikar vom südlichen Pe-Tsche-Li (Mission der Lazaristen)	27,000	—
Hochw. Hrn. Languillat, Bischof, apostol. Vikar vom östl. Pe-Tsche-Li (Mission der Gesellschaft Jesu	30,000	—
Hochw. Hrn. Baldus, Bischof, apostolischer Vikar von Ho-Nan (Mission der Lazaristen)	12,000	—
	2,858,125	57

	Fr.	C.
Transport:	2,858,125	57
Apostol. Vikariat von Kiang-Si (Mission der Lazaristen)	15,000	—
Hochw. Hrn. Deplace, Bischof, apostol. Vikar von Tsche-Kiang (Mission der Lazaristen)	18,000	—
Hochw. Hrn. Verrolles, Bischof, apostol. Vikar der Mandschurei (Congregation der auswärtigen Missionen)	26,602	—
Mission von Korea (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	21,711	—
Hochw. Hrn. Girard, Superior der Mission von Japan (Congregration der auswärtigen Missionen)	25,073	90

Missionen von Afrika.

Hochw. Hrn. Bischof von Algier [1])	32,010	—
Mission der Gesellschaft Jesu in Algier	4,000	—
Hochw. Hrn. Fidelis Sutter, Bischof, apostol. Vikar von Tunis (Mission der V. V. Kapuziner)	22,000	—
Mission der V. V. Minoriten in Tripolis in der Berberei	10,000	—
Hochw. Hrn. Ciurcia, Bischof, apost. Vikar von Egypten, für die unirten Riten, die Schulbrüder, Anstalt der Schwestern vom guten Hirten, und die Clarissinnen	20,000	—
Mission der Lazaristen zu Alexandrien in Egypten und Anstalt der barmherzigen Schwestern	10,000	—
	3,062,522	47

[1]) Dabei eine Gabe von 10 Frkn.

	Fr.	C.
Transport:	3,062,522	47
Missionen der V. V. Minoriten in Ober-Aegypten [1])	17,250	—
Apostol. Vikariat von Abyssinien (Mission der Lazaristen)	20,000	—
Apostok. Vikariat der Gallas (Mission der V. V. Kapuziner)	15,000	—
Hochw. Hrn. Grimeley, Bischof, apostol. Vikar vom Cap, westl. Provinz, und Mission von St. Helena	24,000	—
Hochw. Hrn. Moran, Bischof, apostol. Vikar vom Cap, östliche Provinz	18,000	—
Hochw. Hrn. Allard, Bischof, apostolischer Vikar von Natal (Mission der Oblaten von der unbefleckten Empfängniß)	25,626	—
Hochw. Hrn. Bessieux, Bischof, apostol. Vikar von Gabon (Mission der Congregation vom hl. Geist und dem hl. Herzen Mariens [2])	18,300	—
Hochw. Hrn. Kobés, Bischof, apostol. Vikar von Senegambien (Missionen der Congregation vom heil. Geiste und dem heiligen Herzen Mariens [3])	33,423	55
Demselben für die Mission von Sierra Leone [4])	16,300	—
Apostol. Vikariat von Dahomey [5])	51,750	—
Mission von Congo, übergeben den Missionären von der Congregntion vom hl. Herzen Mariens [6])	12,555	55
	3,314,727	57

[1]) Dabei 2,250 Fr. für Meßstipendien.
[2]) Dabei 300 Fr. für Meßstipendien.
[3]) Dabei verschiedene Gaben im Betrag von 1,432 Fr 35 Cent.
[4]) Dabei eine Gabe von 300 Fr.
[5]) Dabei 1,750 Fr. für Meßstipendien.
[6]) Dabei 555 Fr. 55 Cent. als Gabe für die portugies. Mission.

	Fr.	C.
Transport:	3,314,727	57
Hochw. Hrn. Horner, Superior der Missionen von Zanzibar, übergeben den Missionären von der Congregation vom heil. Herzen Mariens[1])	27,973	10
Hochw. Hrn. apostol. Präfekt der V. V. Kapuziner auf den Seyschellen-Inseln	16,000	—
Mission der Gesellschaft Jesu auf Madagaskar	42,000	—
Mission für die Indianer und Chinesen auf der Insel Réunion	6,000	—
Mission für die Indianer und Chinesen auf der Insel St. Moriz (Bisthum Port Louis)	10,000	—

Missionen von Amerika.

Bisthum Quebec (Canada)	26,407	—
Hochw. Hrn. Guigues, Bischof von Otawa	15,000	—
Hochw. Hrn. Farrel, Bischof von Hamilton (Canada)	6,000	—
Hochw, Hrn. Bourget, Bischof von Montreal (Canada)	18,000	—
Mission der V. V, Oblaten der unbefleckten Empfängniß im Bisthum St. Bonifaz	37,000	—
Hochw. Hrn. Faraud, Bischof, apostolischer Vikar vom Mackenzieflusse (Mission der V. V. Oblaten von der unbefleckten Empfängniß)	35,000	—
Hochw. Hrn. La Rocque, Bischof von St. Hyacinthe (Canada)	10,000	—
	3,564,107	67

[1]) Dabei 973 Fr. 10 Cent. als Gaben und Meßstipendien.

	Fr.	C.
Transport:	3,564,107	67
Hochw. Hrn. Bruyères, Administrator des Bisthums Sandwich (Canada)	14,000	—
Hochw. Hrn. Linch, Bischof von Toronto (Canada)	7,000	—
Hochw. Hrn. Cooke, Bischof von Trois-Rivieres (Canada)	10,000	—
Mission der Gesellschaft Jesu in Canada	18,000	—
Hochw. Hrn. Connoly, Erzbischof von Halifax (Neu-Schottland)	10,000	—
Hochw. Hrn. Mac-Kinnon, Bischof von Arichat (Neu-Schottland)	10,000	—
Hochw. Hrn. Mac-Intyre, Bischof von Charlotte-Town	27,000	—
Hochw. Hrn. Dalton, Bischof von Havre-de-Grace (Neufundland)	8,000	—
Hochw. Hrn. Rogers, Bischof von Chatam (Neu-Braunschweig)	3,000	—
Hochw. Hrn. Sweeny, Bischof von Saint-Jean (Neu-Braunschweig)	18,000	—
Hochw. Hrn. Gonin, Erzbischof von Port-d'Espagne (Trinidad)	9,000	—
Hochw. Hrn. Poirier, Bischof von Roseau (englische Antillen) [1]	36,010	—
Hochw. Hrn. Dossat, apostolischer Vikar vom französischen Guyana	6,000	—
Hoch. Hrn. Etheridge, apostol. Vikar von brit. Guyana	15,000	—
Hochw. Hrn. Linch, Bischof von Charleston (Vereinigte Staaten)	40,000	—
	3,795,117	67

[1]) Dabei eine Gabe von 10 Fr.

	Fr.	C.
Transport:	3,795,117	67
Hochw. Hrn. Bischof von Erie (Vereinigte Staaten [1])	6,000	—
Hochw. Hrn. Verot, apost. Vikar von Florida (Vereinigte Staaten)	25,100	—
Hochw. Hrn. Domenec, Bischof von Pittsburg (Vereinigte Staaten)	13,000	—
Hochw. Hrn. Mac-Gill, Bischof von Richmond (Vereinigte Staaten)	14,000	—
Hochw. Hrn. Kenrik, Erzbischof von Saint-Louis (Vereinigte Staaten [2])	3,000	—
Hochw. Hrn. Verot, Bischof von Savanah (Vereinigte Staaten)	15,000	—
Hochw. Hrn. Whelan, Bischof von Wheeling (Vereinigte Staaten)	5,000	—
Mission der Gesellschaft vom heil. Kreuz in Indiana	14,000	—
Hochw. Hrn. Purcell, Erzbischof von Cincinnati	6,000	—
Hochw. Hrn. Rapp, Bischof von Cleveland (Vereinigte Staaten)	8,000	—
Hochw. Hrn. Carrell, Bischof von Covington (Vereinigte (Staaten)	7,000	—
Hochw. Hrn. Lefevère, Bischof von Detroit (Vereinigte Staaten)	9,000	—
Hochw. Hrn. Luers, Bischof von Fort-Wayne (Vereinigte Staaten)	14,000	—
Hochw. Hrn. Lavialle, Bischof von Louisville (Vereinigte Staaten [3])	3,200	—
	3,937,417	67

[1]) Dabei eine Gabe von 100 Fr.

[2]) Dabei eine Gabe von 1000 Fr.

[3]) Dabei 900 Fr. als Gaben für die Frauen von Loretto.

	Fr.	C.
Transport:	3,937,417	67
Hochw. Hrn. Baraga, Bischof von Marquette (Vereinigte Staaten [1])	9,918	70
Hochw. Hrn. Saint-Palais, Bischof von Vincennes (Vereinigte Staaten)	9,000	—
Hochw. Hrn. Odin, Erzbischof von Neu-Orleans (Vereinigte Staaten)	18,000	—
Hochw. Hrn. Dubuis, Bischof von Galveston (Vereinigte Staaten) [2])	22,094	—
Hochw. Hrn. Bischof von Little-Rock (Vereinigte Staaten)	10,000	—
Hochw. Hrn. Quinlan, Bischof von Mobile (Vereinigte Staaten)	10,000	—
Hochw. Hrn. Elder, Bischof von Natchez (Vereinigte Staaten)	17,000	—
Hochw. Hrn. Martin, Bischof von Natchitoches (Vereinigte Staaten)	20,000	—
Hochw. Hrn. John. Conroy, Bischof von Albany (Vereinigte Staaten)	8,000	—
Hochw. Hrn. Timon, Bischof von Buffalo (Vereinigte Staaten)	20,000	—
Hochw. Hrn. Loughlin, Bischof v. Brooklin	4,000	—
Hochw. Hrn. Goësbriand, Bischof von Burlington (Vereinigte Staaten)	10,000	—
Hochw. Hrn. Mac-Farland, Bischof von Hartfort (Vereinigte Staaten)	9,000	—
Hochw. Hrn. Bayley, Bischof von Newark (Vereinigte Staaten)	5,000	—
	4,109,430	37

[1]) Dabei Meßstipendien und verschiedene Gaben im Betrag von 918 Fr. 70 C.

[2]) Dabei 91 Fr. an Gaben.

	Fr.	C.
	4,109,430	37
Hochw. Hrn. Bacon, Bischof von Portland (Vereinigte Staaten [1])	10,000	—
Hochw. Hrn. Norbert Blanchet, Erzbischof von Oregon-City (Vereinigte Staaten)	19,000	—
Hochw. Hrn. Herbomez, Bischof, apostolischem Vikar von britisch Columbia (Mission der V. V. Oblaten von der unbefleckten Empfängniß)	28,000	—
Mission der Gesellschaft Jesu im Felsengebirg	18,000	—
Hochw. Hrn. Alexander Blanchet, Bischof von Nesqualy (Vereinigte Staaten)	15,000	—
Hochw. Hrn. Demers, Bischof von Vancouver	18,000	—
Hochw. Hrn. Allemany, Erzbischof v. San-Franzisco	7,000	—
Hochw. Hrn. O'Connell, Bischof von Marysville (Vereinigte Staaten)	10,000	—
Hochw. Hrn. Amat, Bischof von Monterey (Vereinigte Staaten)	20,000	—
Mission der Gesellschaft Jesu in Californien (Vereinigte Staaten)	1,000	—
Hochw. Hrn. Junker, Bischof von Alton (Vereinigte Staaten)	13,000	—
Hochw. Hrn. Duggan, Bischof von Chicago (Vereinigte Staaten)	10,000	—
Hochw. Hrn. Bischof von Dubuque (Vereinigte Staaten)	12,000	—
Hochw. Hrn. Henni, Bischof von Milwaukie (Vereinigte Staaten)	12,000	—
Hochw. Hrn. Feehan, Bischof von Nashville (Vereinigte Staaten)	20,000	—
	4,322,430	37

[1]) Dabei eine Gabe von 7,000 Fr.

	Fr.	C.
Transport:	4,322,430	39
Hochw. Hrn. Lamy, Bischof von Santa Fe (Vereinigte Staaten)	16,000	—
Hochw. Hrn. Grace, Bischof von St. Paul in Minnesota (Vereinigte Staaten)	18,000	—
Hochw. Hrn. Miège, Bischof, apostol. Vikar von Leavenworth-City	27,000	—
Hochw. Hrn. Gorman, Bischof, apostol. Vikar von Nebraska	16,000	—
Mission der Lazaristen in den Vereinigten Staaten	20,000	—
Apostolisches Vikariat von Jamaika (Mission der V. V. Jesuiten)	12,000	—
Hochw. Hrn. Kistemaker, Bischof, apostol. Vikar von Curaçao	22,000	—
Hochw. Hrn. Swinkels, Bischof, apostol. Vikar von Surinam	9,000	—
Missionen der Gesellschaft Jesu im südlichen Amerika	6,000	—

Missionen von Australien.

Hochw. Hrn. Vranken, Bischof, apostol. Vikar von Batavia	7,000	—
Hochw. Hrn. Jaussen, Bischof, apostol. Vikar von Mangareva, Tahiti und Pomotu, (Mission der Congregation der heil. Herzen)	42,000	—
Hochw. Hrn. Maigret, Bischof, apostol. Vikar der Sandwichinseln (Mission der Congregation der heiligsten Herzen)	48,712	65
Hochw. Hrn. Dordillon, Bischof, apostol.		
	4,566,143	02

	Fr.	C.
Transport:	4,566,143	02
Vikar der Marquiseninseln (Mission der Congregation der heil. Herzen)	38,000	—
Verwaltung der Congregation der heiligsten Herzen zu Valparaiso für die Missionen von Ozeanien	15,000	—
Hochw. Hrn. Pompallier, Bischof, Administrator des Bisthums Auckland (Neuseeland)	35,055	—
Hochw. Hrn. Murray, Bischof von Maitland (Australien)	22,000	—
Hochw. Hrn. Quinn, Bischof von Bathurst (Australien)	12,000	—
Hochw. Hrn. Viard, Bischof, apostolischer Administrator des Bisthums Wellington (Neu-Seeland) Mission der V. V. Maristen)	32.000	—
Hochw. Hrn. Bataillon, Bischof, apostol. Vikar von Central-Ozeanien (Mission der V. V. Maristen)	62,545	—
Apostolische Präfektur von Viti (Mission der V. V. Maristen)	30,520	—
Apostolisches Vikariat von Neu-Caledonien (Mission der Väter Maristen)	47,000	—
Hochw. Hrn. Polding, Erzbischof von Sydney	9,000	—
Verwaltung der V. V. Maristen in Sydnei (Australien)	29,411	40
Missionen der V. V. Jesuiten in Australien	20,000	—
Hochw. Hrn. Bischof von Adelaide (Australien)	9,000	—
Hochw. Hrn. Quinn, Bischof von Bristol (Australien)	12,000	—
	4,939,674	42

	Fr.	C.
Transport:	4,939,674	42
Hochw. Hrn. Griver, Administrator des Bisthums Perth (Australien)	18,000	—
Hochw. Hrn. Murphy, Bischof von Hobart-Town (Van-Diemensland)	8,000	—
Für verschiedene Missionen in Rom gesammelte Almosen, die vom heiligen Vater selbst vertheilt wurden	2,394	75
	4,968,069	17

Missionen von Asien.

China.

(Fortsetzung. [1])

Missionen der spanischen Dominikaner. [2])

Von der Mitte des 13ten Jahrhunderts an wurden die Brüder des Predigerordens gleichzeitig mit den Ordensbrüdern des heiligen Franziskus berufen, den Namen Jesu Christi zu den Mongolen, welche damals das ganze östliche Asien inne hatten, zu tragen. Die nämlichen Erfolge und die nämlichen Prüfungen waren der Antheil auch dieser heiligen Ordensgesellschaft, und als später die christlichen Missionen, welche in den Sturz des mongolischen Kaiserreiches mit hineingezogen worden waren, wieder aufgenommen wurden, fanden sich die gleichen Arbeiter auf dem Felde ihres ersten, apostolischen Wirkens wieder zusammen.

Die fruchtlosen Versuche, in China einzudringen, welche gegen Ende des 16ten und zu Anfang des 17ten Jahrhunderts gemacht wurden, bestimmten die spanischen Dominikaner, sich im Jahre 1625 nach der Insel Formosa zu wenden. Von hier aus gelangten sie wenige Jahre nachher in die Provinz Fo-Kien. Der erste, der dieses Glück hatte,

---

[1]) Siehe Heft 197 vom laufenden Jahre.

[2]) Die Missionen der Dominikaner in China und in Tong-King gehören zu der Provinz der Philippinen. Die Niederlassung der Brüder des Predigerordens in Manilla schreibt sich vom Jahre 1587 her.

war Angelus Cocchi vom heiligen Antonius, ein geborner Florentiner und eben so eifriger als gelehrter Missionär. Man wählte ihn im Jahre 1631, um im Namen des Statthalters der Insel Formosa als Botschafter an den Vizekönig von Uscheo abzugehen. Nachdem er mehrere Verfolgungen siegreich bestanden hatte, konnte er endlich in Fo-Tscheou-Fou, der Hauptstadt der Provinz und in Fo-Gan das Wort Gottes öffentlich verkündigen. Den 15. Januar 1648 wurde diese letztere Stadt durch den Tod des Paters Franz-Ferdinand von Capillas verherrlichet, welchem Gott vorbehalten hatte, die glorreiche Bahn des Martyrthums einzuweihen.

Der Eifer der Missionäre wurde durch die fast ununterbrochen sich folgenden Verbannungsedikte durchaus nicht gelähmt, sie hörten keinen Augenblick auf, bald von ihren abgelegenen Zufluchtsstätten, bald von ihren Verbannungsorten aus, die Gläubigen der drei Provinzen von Fo-Kien, Tsche-Kiang und Kuang-Tong, welche ihrer Obsorge anvertraut waren, zu leiten. Die Verfolgung ward unter der Regierung des Kaisers Khang-Hi während eines halben Jahrhunderts (1669—1722) unterbrochen, wurde aber unter Young-Tsching und Khien-Long, wieder erneuert, und im Jahre 1746 gaben die Brüder des Predigerordens der Kirche von Fo-Kien fünf neue Martyrer. „Sie hatten eine so große Zahl Chinesen bekehrt, daß im Augenblicke ihrer Gefangennehmung die Stadt Fo-Gan fast ganz christlich war.“ An ihrer Spitze war Peter Sanz, der erste Dominikanerbischof, der die Provinz Fo-Kien verwaltet hat.[1])

[1]) Das apostolische Vikariat Fo-Kien ist im Jahre 1685 errichtet und einem Franzosen, dem hochwst. Herrn Maigrot, aus der Gesellschaft der auswärtigen Missionen anvertraut worden. Die Namen der apostolischen Vikare, welche dem hochwst. Herrn Sanz gefolgt sind: Der hochwst. Herr Franz Serrano, apostolischer Vikar im Jahre 1747 und gemartert im Jahre 1748.

Seit jenem Zeitpunkte ist das Vikariat unter der Leitung des Dominikanerordens geblieben. Es begreift heutzutage die Provinz Fo-Kien und die Insel Formosa in sich.

Apostolisches Vikariat Fo-Kien.

1. Provinz Fo-Kien.

Die Provinz Fo-Kien liegt im südöstlichen Theile des chinesischen Kaiserreiches und erstreckt sich im Norden bis nach Tsche-Kiang, im Westen bis nach Kiang-Si und im Südwesten bis nach Kuang-Tong; im Osten und im Süden wird sie von dem Meere bespült. Ihre Bevölkerung beträgt 18 bis 20 Millionen Seelen.

Die Einführung des Christenthums in Fo-Kien reicht, wie wir gesagt haben, bis zum Jahre 1631 zurück. Während beinahe zwei Jahrhunderten theilt die Geschichte dieser Mission die Schicksale der andern christlichen Gemeinden des Kaiserreiches. In unsern Tagen aber hat sie bis zum Jahre 1836 einer ausnahmsweisen Ruhe genossen, ja an gewissen Orten wurde der christliche Gottesdienst sogar öffentlich gehalten. Aber die Ankunft eines neuen Vizekönigs gab das Zeichen zu einer heftigen Verfolgung: die Kirchen und die Häuser der Missionäre wurden geplündert und zerstört, die Priester verfolgt; der apostolische Vikar, ein achtzigjähriger Greis, genöthigt, von Höhle zu Höhle umherzuirren. Die Verfolgung hörte im Jahre 1842 auf. Der den feindseligen Leidenschaften gelassene freie Lauf war aber nicht eben so schnell gehemmt, und die Missionäre waren fortwährend

---

Der hochwst. Herr Franz Pallas, apostolischer Vikar im Jahre 1758, gestorben im Jahre 1778.

Der hochwst. Herr Joseph Calvo, apostolischer Vikar im Jahre 1758, gestorben im Jahre 1812.

Der hochwst. Herr Roch Carpena-Diaz, apostolischer Vikar im Jahre 1812, gestorben im Jahre 1845.

Der hochwst. Hr. Mich. Calderon, apostolischer Vikar seit 1845.

Angebereien und Neckereien aller Art ausgesetzt. „Der böse Wille eines Mandarinen reicht hin, schrieb der hochwst. Hr. Carpena im Jahr 1844, um in einem Augenblicke Alles, was wir erbaut haben, wieder zu Grunde zu richten.“ Die Christen erlangten erst an dem Tage den Frieden, an welchem in Fo-Tscheou-Fu (24. Februar 1846) das kaiserliche Edikt bekannt gemacht wurde, das durch den französischen Gesandten, Herrn von Lagrenée, ausgewirkt worden war.

Gegenwärtig bilden die Missionen von Fo-Kien folgende fünf Bezirte: Fo-Gan, Fo-Tscheou Fu, Hing-Hoa, Chiang-Chin und Thiang-Fu.

I. Fo-Gan. Dieser Bezirk, welcher im Norden der Provinz gelegen ist, schließt die älteste und wichtigste Mission des Vikariats in sich. Die Verträge von 1860 haben dort dem Bedrückungssystem noch kein Ende gemacht, welches gegen die Christen angewendet wird, um ihnen namentlich Beiträge für abergläubische Gebräuche abzupressen. Im Jahre 1863 kam die Sache so weit, daß die Heiden die ersten Arbeiten der Kirche des Dorfes Mu-lang zerstörten, die Baumaterialien verbrannten, sich des Bodens bemächtigten, um daselbst dem Confuzius einen Tempel zu errichten, und den Pater Stephan Pla in der Absicht aufsuchten, ihn zu tödten. Vergeblich nahmen die Christen ihre Zuflucht zu dem Mandarin von Fo-Gan. Der apostolische Vikar schrieb bei dieser Gelegenheit: (den 18. Mai 1863) „Die Ungläubigen werden von Tag zu Tag verwegener; sie beschimpfen die Christen selbst in ihren Wohnungen. Alle diejenigen, welche den Bericht an den Mandarin unterschrieben haben, wagen es aber auch nicht mehr, in ihre Häuser zurückzukehren, sondern halten sich in der Stadt versteckt. Durch diese Ungestraftheit noch dreister geworden, lassen es die Heiden der andern Dörfer nicht mehr bei bloßen Beschimpfungen der Missionäre bewenden, sondern verhaften dieselben sogar, wie es dieser Tage dem Pater Bartholomäus, einem inländischen Priester begegnet ist. Unsere Gläubigen waren jedoch glücklich und stark genug, ihn wieder zu befreien.“

Diesen Gewaltthätigkeiten mußte ein Ziel gesetzt werden. Daher entschloß sich der hochwst. Herr Coadjutor Aguilar, persönlich den Statthalter der Provinz aufzusuchen. Der Prälat berichtet über diese Zusammenkunft und deren Erfolge Nachstehendes: „Von dem Konsulargeschäftsträger begleitet, mit den bischöflichen Ehrenzeichen bekleidet und von 4 Männern auf meinem Stuhle getragen, was ein ausschließliches Vorrecht der Mandarine ist, schlage ich den Weg nach dem Palaste des Statthalters ein. Waren wir einmal da, so mußte seine Exzellenz unsern Besuch doch wohl annehmen. Der Konsulargeschäftsträger weist mir einen Sitz zur Rechten an, setzt sich selbst zu meiner Linken und erklärt dem Mandarin ohne weitere Umschweife, welches die Würde eines Bischofs sei und welches Ansehen derselbe in Europa genieße. Dann wandte er sich zu mir und sagte mit ehrfurchtsvoller Miene: „Gnädiger Herr, sie können sprechen; ich habe meine Pflicht erfüllt.“ — All dieses Ceremoniell ist bei Leuten, welche den Aeußerlichkeiten die größte Wichtigkeit beilegen, nothwendig.

Ich setzte also dem Statthalter den Zweck meines Besuches auseinander. Anstatt mir zu antworten, fängt er an, über die Lehren des Confuzius eine Rede zu halten. Ich merke sehr schnell, daß er nur Zeit gewinnen und uns ohne Antwort entlassen will. Deßhalb unterbreche ich ihn also: „Wir können uns mit wenigen Worten verständigen. Hat Frankreich mit dem Kaiser Verträge geschlossen, ja oder nein?“

— „Ja,“ antwortete der Statthalter.

— „Ist nach diesen Verträgen die freie Uebung der katholischen Religion im ganzen Kaiserreiche erlaubt?“

— „Ja.“

— „Und können nach diesen gleichen Verträgen die Christen Tempel errichten zum Dienste des Herrn des Himmels?“

— „Sie können es.“

— „Wohlan denn! sie wollten in Fo-Gan einen solchen errichten. Allein die Heiden, nicht zufrieden damit, die angefangenen Arbeiten zerstört zu haben, verfolgen die Christen auf das Aeußerste, und die Ortsbehörden unterstützen die Schuldigen. Ich erwarte also von dir schnelle und wirksame Gerechtigkeit, widrigenfalls ich mich genöthigt sehe, in Peking Klage zu führen."

Diese Drohung wirkte. Ein Abgeordneter des Mandarins begab sich nach Fo-Gan mit dem Auftrage, Erkundigungen einzuziehen und zu Gunsten des Rechtes zu entscheiden. Aber die Schuldigen bestachen ihn mit 500 Fr. und so reiste er wieder ab, nachdem er zu Gunsten unserer Feinde entschieden hatte.

Die Frechheit der Heiden verdoppelte sich, und sie verbreiteten eine Anzahl fürchterlicher Schmähschriften gegen die christliche Religion. So blieb uns denn kein anderes Mittel mehr übrig, als uns an den bevollmächtigten Minister Frankreichs zu wenden. Dieser nahm sich unserer Angelegenheit mit einem Eifer an, der des natürlichen Vertreters der katholischen Interessen wahrhaft würdig ist. Er antwortete mir, daß da die chinesische Regierung feindselig gestimmt sei, man sich nicht wundern müsse, die nämliche Gesinnung auch bei ihren Angestellten wieder zu finden: daß er aber dennoch den Fürsten Kong von dem Brande der Kirche in Mu-Lang in Kenntniß gesetzt und die Bestrafung der Schuldigen verlangt habe. Zugleich übergab er mir eine französische Uebersetzung der Antwort des Fürsten. In derselben stand, daß der Streit der Christen von Mu-Lang in den Bereich der Ortsbehörden falle, da er zwischen Bewohnern des gleichen Ortes stattgefunden habe, daß er deßhalb an den Statthalter von Fo-Kien schreibe, damit dieser sich über die Umstände erkundige und nach den Regeln der strengsten Gerechtigkeit urtheile. „Es darf nicht geduldet werden, sagte der Fürst, daß die Bewohner dieses Dorfes feindselig einander gegenüberstehen."

Auf dieſe von Peking gekommenen Weiſungen ſchickte der Statthalter der Provinz einen zweiten Abgeſandten. Dieſer, ſei es, daß er unbeſtechlicher war als der erſte, oder aber geſtraft zu werden fürchtete, ließ uns Gerechtigkeit widerfahren. Er verlangte, daß ſich ein Miſſionär in den Hauptort des Bezirkes begebe, um den Streit vor den Mandarinen auseinander zu ſetzen. Der Provinzialvikar beſtimmte hiezu den Pater Gentili. Die Mandarine empfingen ihn mit großen Ehrfurchtsbezeugungen und kamen mit ihm über folgende Punkte überein:

1. Die Schuldigen ſollen allen Schaden wieder gut machen.

2. Der Boden ſoll den Miſſionären zurückgegeben werden, um darauf eine Kirche zu erbauen.

3. Die Schmähſchriften ſollen öffentlich verbrannt werden.

Aber weit entfernt, daß die Heiden dieſen ausdrücklichen Befehlen nachkamen, zogen ſie vielmehr dem Pater Gentili entgegen und zerſchlugen ſeinen Stuhl. Der Pater mußte in die Stadt zurückkehren, von wo ein Mandarin mit einer Bedeckung ihn bis zu ſeiner Wohnung geleitete. Der Urheber des Aufruhrs wurde zu 100 Ruthenſtreichen auf die Hände verurtheilt, und darauf ſchickte ſich der Statthalter des Bezirkes Fo-King-Fu zum Vollzug der Uebereinkunft an. Da entſtand eine offene Empörung; der Richterſtuhl wurde umringt und der Mandarin mit ſolcher Rohheit beſchimpft, daß er und ſeine Genoſſen gezwungen waren, die Flucht zu ergreifen. Die Uebelthäter eilten ſodann in das Dorf, wo der Pater Gentili wohnte, und wenn dieſer nicht frühzeitig genug hievon benachrichtigt worden wäre, ſo würde man heute in den Annalen Chinas einen Martyrer jetzt mehr zählen." (Brief vom 14. April 1864.)

Die Stadt Fo-Gan beſitzt eine hübſche Kirche, welche im Jahre 1848 nach dem Vertrage Lagrenée errichtet wurde, und ein inländiſches Seminar.

II. Fo-Tſcheou-Fu. — Die Stadt Fo-Tſcheou-Fu (San-Xan) iſt die Hauptſtadt von Fa-Kien. Die Chriſtenge-

meinde dieſes Bezirkes beſteht beinahe gänzlich aus Fiſchern, welche auf beiden Ufern des Flußes, bis auf zwanzig Stunden Entfernung vom Meere, zerſtreut ſind. In einem Nachen, welcher dem Miſſionäre zugleich als Wohnung und Kapelle dient, beſucht er die Chriſten auf ihren ſchwimmenden Stationen, um ihnen den Empfang der Sakramente zu erleichtern. Dieſem Beſuche widmet er die vier Wintermonate.

Der hochwſt. Herr Aguilar ſchrieb den 14. April 1864: „Wir haben durch die Vermittlung des franzöſiſchen Miniſters die Zurückſtattung einer ſchönen Kirche gefordert, welche im Innern von Fo-Tſcheou-Fu ſteht und ſeit der Verfolgung von 1722 als heidniſcher Tempel diente.[1]) Da unſer Recht anerkannt worden war, die Mandarine aber dieſen Tempel dennoch nicht laſſen wollten, ſo hat man uns ſtatt deſſelben ein großes Stück Landes, am Ufer des Flußes gegeben. Wir legen dort gegenwärtig den Grund zu einer Wohnung, und wenn wir hinreichende Geldmittel geſammelt haben werden, ſo werden wir auch die Kirche in Angriff nehmen.

Nur langſam verbreitet ſich das Licht des Evangeliums unter dieſen Götzendienern, deren lüſterne Naturtriebe ſie von einer Religion zurückhalten, welche auf Selbverläugnung gegründet iſt. „Eines Abends, ſo erzählt der hochwſt. Herr Aguilar, ging ich bei einem Tempel vorüber, deſſen Wächter eben unter der Thüre ſtand. Er ladet mich ein, einzutreten, und ich bin bald von Bonzen und Gelehrten umringt, welche mit Fragen auf mich eindringen.

— Wir bekennen, ſagten ſie, daß der Europäer ein redlicher Mann iſt und daß das Chriſtenthum heilige Lehren hat; aber was erhält man denn jährlich dafür, daß man Chriſt iſt?

---

[1]) Unter der Regierung von Young-Tſching (1722—1736) dem Sohne des Khang-Hi wurden mehr als 390 Kirchen zerſtört oder in Götzentempel umgewandelt.

— Nichts, antworte ich.

— Aber erhält man am Tage der Taufe nicht einige Sapeken?

— Keine einzige.

— Wie! man gibt also dem Christen gar keinen Lohn während seines Lebens?

— Nein, keinen.

— Und wenn er stirbt, kauft man ihm dann keinen Sarg, oder zahlt man ihm kein Grab?

— Nichts, gar nichts.

— Aber welchen Nutzen kann es denn bringen, Christ zu werden?

— Den Nutzen, daß man der Seele in diesem Leben eine Menge geistlicher Güter und im andern eine ewige Herrlichkeit verschafft, wenn man sich anders derselben würdig macht.

Ich war erstaunt, die ausgezeichnetsten Bekenner des Heidenthums so sprechen zu hören. Der Geiz herrscht unbeschränkt über alle diese Menschen, welche nur für Sapeken etwas denken oder thun. Wie sollten sie die Religion Desjenigen annehmen, der da nicht hatte, wohin er sein Haupt legen konnte?

Man muß sich also nicht wundern, wenn die Ernte sich auf wenige Aehren beschränkt, welche zur Reife gelangen. (Brief vom 15. September 1862.)

III. Hing-Hoa-Fu. — Die Christengemeinde Hing-Hoa-Fu, welche kaum 800 Neubekehrte zählt, ist auf einem sehr ausgedehnten Gebiete zerstreut, was deren Verwaltung ziemlich beschwerlich macht. Der am schwersten zugängliche Punkt ist Tien-Hay; denn um dorthin zu gelangen, muß man einen Meeresarm durchschiffen, der durch Seeräuber unsicher gemacht wird.

Wenn ich diese Fahrt mache, schreibt ein Missionär, ist es mein erstes, mich zum Tode zu bereiten, denn ich bin gewiß, daß die Seeräuber, kaum daß sie mich ergriffen haben, schreien werden: Herunter mit dem Kopfe des Euro-

päers! Als sie sich vor einigen Jahren eines portugiesischen Schiffes bemächtigt hatten, tödteten sie dessen ganze Mannschaft mit Ausnahme von 4 Personen und setzten den englischen Consul hievon in Kenntniß, indem sie 4,000 Silberbarren als Lösegeld für jeden Gefangenen forderten. Ein englisches Dampfboot erschien bald und kaufte die Gefangenen los; aber hierauf wurden die Räuber, wie sie es verdienten, behandelt. Seit diesem Vorfall bringen die Seeräuber ohne Erbarmen jeden Europäer um, welcher das Unglück hat, in ihre Hände zu fallen. Ich fliehe also jedes Mal, wenn ich mich einschiffe, unter den mütterlichen Schutzmantel der seligsten Jungfrau und bringe Gott das Opfer meines Lebens. Aber wenn ich in Tien-Hay ankomme, so werde ich für mein Opfer reichlich belohnt. Alle Christen bezeigen mir eine unbegrenzte Liebe und Ergebenheit, und meine Gegenwart erfüllt sie mit Freuden. Es ist auch kein einziger Gleichgiltiger in der ganzen Christengemeinde.

IV. Chiang-Chin. — Das ist eine der blühendsten Missionen der Provinz. Die guten Sitten, die Ehrfurcht vor dem Heiligen, der öftere Empfang der Sakramente und die Beharrlichkeit in allen Religionsübungen machen aus diesem Bezirk das Muster einer Christengemeinde.

V. Chian-Fu. — Dieser Bezirk, welcher im Westen an den Grenzen der Provinz Kian-Si liegt, zählt nur 600 Christen, welche aber auf so vielen Punkten zerstreut sind, daß der Missionär ein ganzes Jahr braucht, um sie zu besuchen. In der Stadt Chiang-Lock, wo 150 Gläubige beisammen sind, konnte eine Kapelle errichtet werden; anderwärts ist das nicht möglich, weil die christliche Bevölkerung nirgends beträchtlich genug ist.

2. Insel Formosa [1]).

Südöstlich von Fo-Kien ist die Insel Tay-Quang, welcher die Schönheit ihres Climas und der Reichthum ihrer

[1]) Die Insel Formosa hat den Spaniern gehört (1626), dann den Holländern (1643), welche durch chinesische Seeräuber

Erzeugnisse den Zunamen Formosa, das heißt, die Schöne verschafft haben. Eine Meerenge von 34 Stunden Breite trennt sie vom Festlande; sie mißt ungefähr 70 Stunden von Norden nach Süden und durchschnittlich 4 oder 5 von Osten nach Westen, obschon ihre größte Breite etwa 24 Stunden beträgt.

Die Hauptstadt der Insel, welche in 4 Bezirke getheilt ist, heißt Tay-Ouang-Fu (Facao), ein Hafen, welcher dem europäischen Handel durch den ersten Vertrag von Tien-Tsin (1858) geöffnet wurde. Formosa zählt wenigstens 1,710 Städte oder Dörfer. Nimmt man für dieselben im Durchschnitt 350 Familien und in jeder Familie 6 Personen an, so stellt sich eine Gesammtbevölkerung von 3,591,090 Seelen heraus; eine Zahl, die aber gewiß unter der Wirklichkeit steht.

Diese Bevölkerung ist aus drei sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt; aus den Chinesen, den Insulanern von chinesischer Herkunft, und den eigentlichen Eingebornen.

Die Chinesen haben den südlichen Theil und den Mittelpunkt der Insel inne. Die einen von ihnen stammen aus Fo-Kien und ihre Mundart weicht nur wenig von der der Bewohner von Amoy (Hia-Men) ab; sie sind von Natur weichlicher und träger Gemüthsart. Die andern, diejenigen des mittleren Theiles, stammen aus Kanton; sie treiben Handel mit Opium und der Gebrauch, welchen sie von diesem Gifte machen, ist erschreckend. Die Weiber können sich so wenig als die Männer dieser den Menschen verthierenden Leidenschaft entziehen.

---

verjagt wurden (1661). Die Regierung von Peking, welche dieselbe im Jahre 1683 in Besitz genommen, hat sich daselbst trotz des Aufstandes von 1721 gehalten. — Eine Beschreibung der Insel Formosa durch den hochwst. Herrn Aguilar ist in den Annalen von 1862 veröffentlicht worden.

In den Bergen wohnen die Eingebornen von chinesischer Abstammung. Man findet bei ihnen die Gebräuche, den Aberglauben und den Mißbrauch des Opiums, welche die andern Chinesen kennzeichnen; sie verachten jedoch diese Letztern, welche sie als Fremdlinge betrachten. Sie treiben Handel mit den Igorroten oder alten Eingebornen.

Diese Igorroten, welche von gleicher Herkunft, wie die von Manilla zu sein scheinen, bewohnen im östlichen Theile der Insel einen berühmten Berg, Kale genannt. Ihre Schriftzüge sind offenbar spanisch, obschon denselben einige chinesische Züge beigemischt sind.

Wir lesen in einem Briefe des hochwst. Hrn. Aguilar: „Wenn auch die Igorroten nicht zu den civilisirten Heiden gezählt werden können, so kann man doch nicht sagen, daß sie ganz wild seien. Sie haben ihre kleinen Könige, denen sie Gehorsam schwören, sie verstehen das Seidenweben, und tauschen mit den Chinesen den Tabak und die Erzeugnisse ihres fruchtbaren Bodens aus. Zu diesem Tauschhandel steigen sie truppenweise und in voller Rüstung von ihren Bergen herab. Die Chinesen ihrerseits erwarten sie mit Flinten auf dem Platze, welcher für den Markt bestimmt ist. Der Handelsverkehr findet unter beständigen Schüssen statt; die Chinesen glauben nämlich damit die Igorroten, vor denen sie sich sehr fürchten, einzuschüchtern; denn sie wissen, daß jeder Chinese, der sich auf den Berg wagt, ohne Kopf von demselben wieder herabrollt.

Die Rachsucht treibt die Eingebornen von chinesischer Abstammung oft zu den grausamsten Handlungen und zur Menschenfresserei; den Igorroten gegenüber scheint ihnen Alles erlaubt. Ein Brief des hochwst. Herrn Aguilar vom 30. März 1865, berichtet hievon folgende Thatsache:

„Da die Heiden von Ban-Kim-Ching die Hoffnung aufgaben, daß sie sich für die Beschimpfungen rächen könnten, welche sie von ihren wilden Nachbarn erlitten zu haben vorgaben, so heuchelten sie eine Wiederversöhnung. Sie

laden dieſelben zu einem Feſte ein. Als die Mahlzeit beendet war, begann man zu tanzen.

Die von Wein betäubten und mit Speiſe überladenen Igorroten laſſen ſich ohne Argwohn zu einer Art Ergötzlichkeit hinreißen, welche unter den Wilden ſehr beliebt iſt. Die Geſänge beginnen; die Sprünge mehren ſich, der Lärm nimmt überhand; das iſt die Stunde des Gemetzels. Plötzlich wandelt ſich das Freudengeſchrei in ein Geſchrei des Entſetzens um; die Unglücklichen fallen unter den Säbeln der Mörder; das Blut fließt in Strömen. Einer der Chineſen ging in ſeiner Wildheit ſo weit, daß er die Ohren ſeines Opfers verſchlang, indem er ſeine ſchändliche Handlung mit noch ſchändlichern Reden begleitete."

Der hochwſt. Herr Aguilar fügt bei: „Während den zwei Jahren, die ich im Innern des Südens von Formoſa zugebracht, ſah ich die Bewohner kaum einen einzigen Tag der Ruhe genießen; überall und immer herrſchte Zwietracht, Krieg und wilde Verwirrung, und an dieſen Kriegen nahmen einige Male zehn-, zwanzig- bis dreißigtauſend Einwohner Theil."

Der Katholizismus allein wird mächtig genug ſein, um dieſe barbariſchen Naturtriebe zu zähmen, dieſen ſich forterbenden Haß auszulöſchen, dieſe feindlichen Stämme in brüderlicher Eintracht zu vereinen. Dieſes Werk der Wiedergeburt werden die Miſſionäre in Formoſa vollführen, wie ſie es überall vollführen.

Im Jahre 1625 wurde das Evangelium zum erſten Male auf dieſe Inſel gebracht. Von dem Wunſche beſeelt, durch Fo-Kien nach China zu dringen, ließ ſich Pater Bartholomäus Martinez, von fünf andern Ordensbrüdern begleitet, zuerſt in Formoſa nieder, gründete dort eine Kirche und ein Kloſter und arbeitete mit Erfolg an der Bekehrung der Eingebornen. Die Miſſion erhielt im Jahre 1630 unter der Leitung des Paters Hyazinth Esquivel einen neuen Zuwachs: aber ſie hatte auch ihre Martyrer. Pater Franz

von St. Dominikus wurde den 27. Jan. 1633 mit Pfeilen durchbohrt; Pater Ludwig Muro gab ebenfalls sein Blut für den Glauben hin. Einige Jahre später (1643) als die Holländer ihren fanatischen Krieg gegen den Katholizismus wieder fortsetzten, nahmen sie den Spaniern die Insel Formosa, zerstörten die Kirche und das Kloster der Brüder des Predigerordens, entweihten die heiligen Bilder und führten den Pater Johann von den Engeln und vier andere Klostergeistliche gefangen nach Batavia. Seit jener Zeit erschienen die Dominikaner öfters auf dieser Insel; allein im allgemeinen ohne Erfolg.

Nach einer Verbannung von mehr als zwei Jahrhunderten konnte der Orden des heiligen Dominikus endlich wieder Besitz nehmen von einem Lande, welches er ehemals mit seinem Blute erkauft hatte. Den 17. August 1860 wurde in Formosa die Mission errichtet und dem apostolischen Vikariat von Fo-Kien zugetheilt. Der Anfang war mühsam, die Kämpfe unaufhörlich; aber die Missionäre hatten den Trost, im Laufe des Jahres 1863 zweiundfünfzig Erwachsene, die Erstlinge der neuauflebenden Christengemeinde, zu taufen. Den 29. Juni des folgenden Jahres eröffneten sie im Dorfe Ban-Kim-Ching ein kleines Seminar.

Ein den 19. März 1866 durch den apostolischen Vikar, den hochw. Pater Ferdinand Sainz, an die Centralräthe gerichteter Brief gibt einige Aufschlüsse über den gegenwärtigen Stand der Mission von Formosa:

„Unsere zwei Seminar-Kollegien zählen 8 Zöglinge des Lateinischen und 8 des Chinesischen. Die Lateinschüler berechtigen uns zu guten Hoffnungen; sie fühlen sich mehr noch zum Dienste Gottes als zu dem der Wissenschaften, mehr zur Tugend der Demuth als zur weltlichen Wissenschaft hingezogen.. Wenn die Glocke sie zum Gebete ruft, so eilen sie alle, um in der Schule unsers Herrn das zu lernen, was man in den Büchern unmöglich lernen kann. Es sind in Formosa vier Missionäre, alle aus dem Orden

des heiligen Dominikus. Sie wohnen im südlichen Theile der Insel, jeder in einem besondern Bezirk, aber dennoch so, daß wenigstens zwei von ihnen sich wöchentlich ein Mal besuchen können. Die zwei Missionäre, welche im Süd-Osten sind, haben bis jetzt weder eine Schule, noch ein Haus, und feiern die heiligen Geheimnisse unter einem einfachen Bambusdach. Sie sind täglich Angriffen von Seiten der heidnischen Bevölkerung, in deren Mitte sie leben, ausgesetzt. Die Missionäre, welche sich im Süd-Westen befinden, haben es besser; jeder hat eine Kirche von Stein, wo sie den Gottesdienst mit einiger Feierlichkeit halten. Aber was sind zwei kleine Kirchen für eine so beträchtliche Bevölkerung, wie die von Formosa!"

Das apostolische Vikariat von Fo-Kien zählt 16 europäische Missionäre, etwa 10 inländische Dominikaner und 40,000 Christen.

Korea.

Wir veröffentlichen hier die letzten Briefe des Herrn Feron an das Seminar der auswärtigen Missionen. Sie vervollständigen die schon gegebenen Berichte über die Verfolgung, welche seit dem Monat März 1866 in Korea wüthet. Nicht ohne Rührung wird man die Geschichte des Martyrerthums dreier neubekehrter Koreaner lesen, welche zu gleicher Zeit mit den neun französischen Missionären getödtet wurden. Die Schüler standen nicht hinter ihren Meistern zurück, die Kinder zeigten sich ihrer Väter im Glauben würdig. Die Einen, wie die Andern, haben unsern Herrn Jesum gleich verherrlicht und die kräftige Lehre des Beispiels hinterlassen.

Die Größe, welche in dem Opfer des Missionärs liegt, entgeht selbst den oberflächlichen Blicken der Menge nicht. Im Augenblicke, da der Missionär seinem Vaterlande das letzte Lebewohl sagt, ist ihm keine der Prüfungen, welche ihn erwarten, unbekannt. Er weiß, daß er am Ziele der Reise

Entbehrungen, Leiden und vielleicht den Tod finden wird; er weiß, daß, indem er das Kreuz zu den Ungläubigen trägt, er es eines Tages mit seinem Blut färben könnte; all das weiß er, und er nimmt es freiwillig und mit Freuden auf sich, und er schätzt sich glücklich, würdig erfunden zu werden für den Namen Jesu zu leiden.[1])

An der Seite dieses Heldenmuthes zeigt sich ein anderer, der zwar nicht größer ist, in welchem sich aber die göttliche Macht auf noch wunderbarere Weise kund zu geben scheint: es ist der Heldenmuth des Neubekehrten, welcher sein Leben für das Bekenntniß des Glaubens, den er eben erst empfangen hat, hingibt. Um diesen Glauben zu bewahren muß er den Zudringlichkeiten der Familie, dem Ansehen der Nationalüberlieferungen, der hinreißenden Macht des Beispiels, den Drohungen der Mandarine, der Voraussicht eines beinahe immer von Martern begleiteten Todes widerstehen. Und es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß die Peiniger die ausgesuchtesten Grausamkeiten gewöhnlich für die Neubekehrten aufzubehalten scheinen; Gott will dadurch zweifelsohne den Triumph seiner Gnade augenfälliger machen. In welchem bewundernswerthen Glanze hat dieser Triumph nicht gestrahlt bei dem Bekenntniß, den Peinen und dem Tode der drei koreanischen Martyrer, deren Thaten wir jetzt darstellen werden!

Bericht über das Martyrthum des Paul O Pan-Tsi, Hyacinth Hong und Thomas Song, ausgezogen aus einem Briefe des hochw. Herrn Feron, Stellvertreter des apostolischen Vikars von Korea.

Korea, 25. September 1866.

I.

Paul O Pan-Tsi, der im Jahre 1857 oder 58 getauft wurde, stammte aus einer edlen Familie; er lebte aber in

[1]) Apostelgesch. V. 41.

Ki-Tsiang-Kol, Kanton Tsin-Tsien in großer Armuth. Er war im Wohlstande geboren, hatte aber seine Jugend in Müssiggang und Zerstreuungen verlebt und nicht daran gedacht, sich zu unterrichten, noch zu arbeiten und sein Leben hatte ihn in's Elend gebracht. Seit seiner Bekehrung ertrug er seine Lage mit wahrhaft christlicher Ergebenheit und erfüllte seine Pflichten mit großer Genauigkeit.

Er wurde den 10. oder 11. März durch die Henkersknechte von Tsiang-Tsiou verhaftet und mit einem andern jungen Manne aus dem gleichen Dorfe in das Gefängniß dieser Stadt abgeführt. Er war schon ein Mal im Verhör gewesen und hatte die Marter des Tsioul oder Krümmung der Knochen an den Füßen erduldet, als Paul Pai, von dem ich die folgenden Berichte erhalten habe, zu ihm in das Gefängniß gesetzt wurde.

Sie wurden mit einander verhört. Paul O Pan-Tsi sprach wenig, erklärte sich als Christ, weigerte sich Jemanden anzuzeigen und antwortete nur verneinend auf die Fragen, welche die Missionäre betrafen. Die Folter entriß ihm nur einige Seufzer; sie wurde abgekürzt, weil der König an jenem Tage Opfer darbrachte. Auf dem Wege vom Gerichtshause in's Gefängniß versetzte einer der Henkersknechte dem Bekenner mit einem Stocke einen Schlag auf den Kopf, so daß das Blut herausspritzte. Paul sagte nur:

„Wenn man mich tödten will, so tödte man mich, warum aber schlägt man mich jetzt ohne Befehl des Mandarins?"

Diese Bemerkung zog ihm neue Schläge und neue Schmähungen zu.

Der Mandarin aber, welcher die drei Gefangenen nicht tödten lassen wollte, bot Alles auf, um ihnen ein Zeichen des Abfalles vom Glauben abzuzwingen. Einer seiner Sekretäre, welcher in dieser Absicht zu ihnen geschickt wurde, fragte Paul, was die Worte Jesus und Maria, welche er mitten unter den Martern ausspreche, bedeuten.

Er antwortete: „das ist die Weise, auf die wir Gott um Hilfe anrufen."

— Die zwei andern Gefangenen wurden unglücklicherweise schwach im Glauben und deßhalb entlassen.

Paul O Pan-Tsi wurde am Montag oder Dienstag der Charwoche (26. oder 27. März) erwürgt. Er war über 50 Jahre alt. Sein Leib, welchen die Christen in Empfang nahmen, ist in einem seiner Familie gehörigen Grundstück begraben worden.

II.

Hyazinth Hong wohnte in Niong-Tsiou, Kanton Tsi-Kan. Er war 60 Jahre alt und seit fünf Jahren blind.

Donnerstag den 15. März 1866 wurde er verhaftet und nach Tsi-Kan geführt, woselbst er sich als Christ erklärte und sich weigerte, seinen Glauben zu verläugnen. Der Gefährte seiner Gefangenschaft, Barbe Joun, erzählt, daß man Hyazinth nur ein Mal aber mit unmenschlicher Grausamkeit auf die Folter gespannt habe. Nachdem man ihn seiner Kleider beraubt und an Händen, Füßen und Haaren gebunden hatte, schlugen ihn die Henkersknechte aufs furchtbarste. Dann wurde er mit einem schweren Halsblock beladen wieder in das Gefängniß gesetzt und blieb sieben Tage in diesem Zustande.

Der Mandarin ließ ihm zu essen bringen; da aber in dem Gefängnisse etwa 18 Christen, Männer, Weiber und Kinder waren, denen man nicht die gleiche Gunst gewährte, und welche fast Hungers starben, so theilte ihnen Hyazinth fast alles aus, was man ihm brachte. Als der Mandarin von Tsi-Kan alle Hoffnung aufgegeben hatte, seine Standhaftigkeit überwinden zu können, schickte er ihn nach Kong-Tsion zum Statthalter der Provinz. Am letzten Tage der Reise ließen ihn die Henkersknechte unter dem Vorwande, daß es ihnen an Geld fehle, ohne Nahrung, und während der fünf folgenden Tage, das heißt bis zu seinem Tode, gab man ihm nicht ein Mal mehr einen Tropfen Wasser.

Bei dem letzten Verhör ließ ihn der Statthalter auf die Folter spannen. Acht Henkersknechte (auf jeder Seite

vier) schlugen ihn unaufhörlich; sie hielten nur inne, um dem Mandarin Zeit zu lassen, diese Frage an ihn zu stellen:

— Bist du noch ein Christ?

— Ja, antwortete der Martyrer.

Man hörte ihn keinen Seufzer ausstoßen. Die Marter begann zu drei verschiedenen Malen; es erfolgte stets die gleiche Antwort, obschon man mehr als ein Mal genöthigt war, ihn loszubinden, auf daß er wieder zu sich komme, denn die heftigen Schläge raubten ihm die Besinnung.

Wir müssen noch beifügen, daß ihn die Henkersknechte schon in der vorhergehenden Nacht gemartert hatten, indem sie ihm den Kopf bis auf die gefesselten Füße hinabzogen, während er die Arme kreuzweise ausgespannt hatte. Diese Marter war so schmerzhaft, daß der Dulder bat, man möchte damit aufhören. Die Henkersknechte weigerten sich aber, woferne er nicht dem Christennamen entsage.

Hyazinth Hong wurde den 26. März am Montag in der Charwoche erwürgt.

Sein Sohn, der die Flucht ergriffen hatte, wollte lieber in der Armuth leben, als sich durch Zurückforderung seiner eingezogenen Güter der Gefahr des Abfalls vom Glauben auszusetzen.

III.

Thomas Song, Tchasien-i genannt, von Koteri, war 28 Jahre alt und lebte treu seinen Pflichten. Er besaß aber einen ziemlich schwachen Charakter, welcher den Heldenmuth, den er im Bekenntnisse seines Glaubens an den Tag legte, keineswegs voraussehen ließ.

Der Tag seiner Verhaftung ist mir nicht genau bekannt; sie geschah aber auf folgende Art. — Die Henkersknechte von Te-Kian hatten die Häuser einiger Christen des Dorfes Koteri geplündert, und der Mandarin hatte versprochen, die gestohlenen Gegenstände wieder zurückstellen zu lassen. Thomas erhielt den Auftrag, dieselben zurückzufordern. Anstatt aber sein Versprechen zu halten, befragte ihn der Mandarin

über seine Religion. Thomas bekannte sie freimüthig und ward in das Gefängniß geworfen. Da mißhandelten ihn die Henkersknechte so, daß sie genöthigt waren, ihn zu tragen, als er zu dem Statthalter von Kong-Tsiou geschickt wurde.

Jeden Tag entblößten sie ihn seiner Kleider, geißelten ihn und schlugen ihn mit Stöcken. Ein Mal, als sie ihn an den Füßen aufgehängt hatten, bedeckten ihm diese Elenden das Gesicht mit Koth. Als sie ihm diese unwürdige Schmach anthaten, sagte Thomas nur:

— Es ist recht.

— Warum? fragten die Henkersknechte.

— Weil es recht ist für einen Sünder, um dessentwillen unser Herr Jesus Christus Blut schwitzen mußte. Ich hatte Durst; was ihr mir nun thut, ist der Essig und die Galle, welche er wegen unserer Sünden trinken mußte.

Ein anderes Mal ließ man ihn so lange aufgehängt, daß die Gefährten seiner Gefangenschaft, von Mitleid gerührt, ihn losbanden, auf die Gefahr hin, selbst geschlagen zu werden. Man wollte seine geschwollenen Glieder einreiben und das verdorbene Blut aus denselben drücken; er gab es aber nicht zu.

— Es ist nicht der Mühe werth, antwortete er. Uebrigens sind Jesus und Maria gekommen, um meine Wunden zu berühren.

Und man versichert in der That, daß vom folgenden Tage an seine Wunden zugeheilt waren.

Er beobachtete mit der gewissenhaftesten Genauigkeit die Fasten und die Abstinenz der Kirche, deren Strenge noch sowohl durch seine übrigen Leiden, als durch die unzulängliche Nahrung, welche man dem Gefangenen gab, verdoppelt wurde.

Ebenso vermochte ihn nichts zur Unterlassung seiner gewöhnlichen Uebungen der Frömmigkeit zu bringen. Sein Onkel, ein Abtrünniger und Angeber, schrieb ihm, um ihn zu bewegen, vom Glauben abzufallen. Voll Unwillen warf er den Brief weg, wodurch er sich noch größere Mißhandlungen zuzog.

Der Mandarin, dem es leid war, daß er die Sache so weit getrieben hatte, wollte Thomas Song retten. Da er aber weder eine That, noch selbst ein Wort von ihm herausbringen konnte, das ihm gestattet hätte, Thomas als Abtrünnigen zu entlassen, so erfand er einen seltsamen Ausweg. Er sprach nämlich zu ihm, er werde es ansehen, als hätte er Gehorsam geleistet, und ihn entlassen, wenn er sich nicht mit seinen Zähnen ein Stück seines eigenen Fleisches wegreiße.

Warum willst du mich denn als einen Abtrünnigen hinstellen, wenn ich betheure, daß ich meinem Glauben nie entsagen werde, antwortete Thomas? Mein Leib gehört Gott an und es ist mir nicht erlaubt, ihm etwas Leides zuzufügen; allein der Mandarin hat väterliche Gewalt über mich, und da er diesen Beweis meiner Anhänglichkeit an meinen Glauben von mir fordert, so leiste ich ihn.

Und mit einem Biß riß er sich an jedem Arme ein Stück Fleisch weg. Diese Wunden mußten sehr schmerzlich sein; denn man fand sie nach seinem Tode fürchterlich vergiftet.

Am Charsamstag den 31. März 1866 kam der Bekenner in Kong-Tsiou an. Sogleich ward er dem Statthalter vorgestellt, welcher ihn drei Mnl nach einander auf die Folter spannen ließ. Man trug ihn bewußtlos weg und er wurde am gleichen Tage erwürgt; ebenso zwei christliche Frauen, über welche ich bis jetzt nur ungenügende Berichte habe.

Ihre Leiber sind sorgfältig aufbewahrt worden. Die Geschichte der großen Verfolgungen von Nero bis Diokletian enthält keine schönere Seiten. So bestätiget die Kirche in allen Jahrhunderten und unter allen Himmelsstrichen ihre unsterbliche Jugend und zieht aus dem übermenschlichen Heldenmuth ihrer Kinder einen stets lebendigen Beweis ihrer Göttlichkeit.

Wir sollten hier stehen bleiben; aber wir müssen unsere Vereinsgenossen mit den folgenden Ereignissen bekannt machen, welche die koreanische Mission seit der Abreise des Herrn Ridel betroffen haben. Man wird dieselbe in den folgenden Briefen finden.

Briefe des hochw. Herrn Feron, Stellvertreter des apostolischen Vikars von Korea, an die Herrn Direktoren des Seminars der auswärtigen Missionen in Paris.

Tsche-Fu, 29. November 1866.

Hochverehrte Herrn und Mitbrüder!

Sie werden ohne Zweifel den Brief, welchen Herr Ridel, der meines Wissens glücklich nach Hong-Kong gelangt ist, Anfangs Juli nach China brachte, erhalten haben. Demzufolge sind Sie von allem unterrichtet, was bis auf diesen Zeitpunkt in Korea geschehen ist.[1])

Der Sommer verging ziemlich gut. Da wir in einem Jahre der Hungersnoth waren und man die Fortdauer dieser Geißel befürchtete, so ließ man die Christen ruhig ihre Felder bestellen, gab ihnen jedoch zu verstehen, daß die Verfolgungen im Herbste wieder beginnen werden. Auf den Kopf der Missionäre war stets ein Preis gesetzt.

Den 15. August kam von Peking ein außerordentlicher Eilbote an. Er war Träger einer geheimen Weisung, die so geheim war, daß selbst der koreanische Gesandte, einer unserer Hauptfeinde, nichts darum wußte; denn man fürchtete in Peking, daß die Franzosen hievon Kenntniß erhalten möchten. Allein in Korea ist nichts geheim. Die Weisung und die Antwort der Regierung wurden im ganzen Lande verbreitet, und wir konntrn uns sogar Abschriften derselben verschaffen. Die Weisung bezeichnete den Mord der Missionäre als Unklugheit und rieth zu einem Vergleiche mit Frankreich, weil dieses sich zu einem Kriege mit Korea rüste. Dem war beigefügt, daß, wenn selbst China den französischen Waffen nicht habe Widerstand leisten können, Korea noch viel weniger im Stande sein werde, sich zu vertheidigen. Der Regent antwortete, es sei nicht das erste Mal, daß er

[1]) Annalen, Jahrgang 1866.

die Fremdlinge tödten lasse, er habe hiezu das Recht und Niemand habe etwas dazu zu sagen.

Die Thatsachen bestätigten bald die ausgesprochenen Grundsätze. Den 2. September wurde eine amerikanische Goelette, welche in Piang-Lang gescheitert war, verbrannt und die 20 Mann, welche sich auf derselben befanden, getödtet. Um die gleiche Zeit nahm man zwei chinesische Fahrzeuge von Chan-Tong in Beschlag, um sich zu versichern, ob sich keine Europäer auf denselben befinden. Es war keiner da; wohl aber fand man Baumwollentuch von europäischer Fabrikation; die Mannschaft wurde umgebracht. Es wurden wieder die strengsten Verordnungen gegen die Christen erlassen: es war Befehl gegeben worden, sie und ihre Verwandten bis zum sechsten Grrde und überhaupt alle Personen, welche man für verdächtig halte, zu tödten; denjenigen, welche diese Befehle erfüllen, waren Belohnungen versprochen.

Seit der Abreise des hochw. Herrn Ridel hatte ich mich an den hochw. Herrn Calais angeschlossen und wir waren zusammen versteckt. Die Verordnungen erschreckten uns nicht sehr; wir wußten wohl, daß sie nicht ausgeführt wurden. Es haben in der That fast alle Mandarine Vorwände gesucht, um dieselben zu umgehen und fast Jedermann bereute die Ereignisse des Monats März. Man hat nur einige Christen verhaftet, welche namentlich angegeben wurden; ich kenne deren drei, welche den 8. September in Seoul enthauptet wurden und vier, welche im gleichen Monate in Kong-Tsiou Hungers gestorben sind.

In den letzten Tagen des Septembers ließ Herr Contre-Admiral Roze den Weg nach der Hauptstadt auskundschaften. Herr Calais hatte mich verlassen, um sich an das Meeresgestade zu begeben, wo ich ein Fahrzeug hatte ausrüsten lassen, das ihn nach China führen sollte. Da er vor mir von der Ankunft der französischen Schiffe Kunde erhielt, so schrieb er mir, um mich zu befragen, was er thun sollte. Da ich wie Jedermann glaubte, es sei dies ein entscheidender Feldzug, der uns die Freiheit wieder geben werde, hielt

ich es für meine Pflicht, mich wieder zu Herrn Calais zu begeben. Ich hatte 12 Stunden zurückzulegen; unterwegs ward ich erkannt und verfolgt und entkam nur durch ein Wunder.

Das Fahrzeug war noch nicht bereit; dessenungeachtet bestiegen wir dasselbe eilig und fuhren am nämlichen Tage ab. Wir wurden zuerst durch Windstille, sodann durch einen Gegenwind aufgehalten und konnten die Einfahrt zu dem drei Stunden langen Kanal, welchen wir durchschiffen mußten, um die französischen Schiffe einzuholen, erst gegen Abend des folgenden Tages erreichen. Am Eingange in den Kanal ist aber eine Stadt, deren Wache sehr strenge ist. Unsere Leute befällt Furcht; aber wir bringen sie doch dahin, vorwärts zu fahren.

— So laßt uns denn in den Tod gehen! sagen sie.

— Wir kommen vor der Stadt an.

— Eine koreanische Barke kam aus der schmalen Durchfahrt auf uns zu.

Sind die wilden Schiffe nicht da? fragen unsere Matrosen. Wir werden getödtet werden, wenn wir an ihnen vorbei kommen.

— Nein, sie sind seit zwei Tagen fort.

— Wir drehten unser Fahrzeug; aber wohin sollten wir gehen? Mein erster Gedanke war, uns gegen China zu wenden; das Wetter war schön und der Wind günstig und wir wären vor der Abreise des Contre-Admirals in Tsche-Fu angekommen. Allein der Vorschlag machte Jedermann schaudern: unser Nachen war so klein und die Stücke, aus denen er bestand, so schlecht zusammengefügt! Ich durfte nicht darauf bestehen und es wurde entschieden, daß wir uns zu irgend einer Christengemeinde der Nachbarschaft begeben wollen, um die neuesten Berichte einzuziehen Herr Calais und ich dachten, daß die Franzosen nur eine einfache Rekognoszirung vorgenommen hätten und daß der Contre-Admiral bald selbst kommen würde. Wir wünschten das um so mehr, da wir es für Pflicht hielten, ihn von dem Unglück von

Piang-Lang in Kenntniß zu ſetzen, damit er einer Wiederholung desſelben zuvorkommen könne.

Sobald wir an das Land geſtiegen waren, ließ ich heimlich einen unſerer Chriſten rufen. Er gab uns folgende Berichte:

Die Henkersknechte ſeien eben angekommen, um einen Chriſten zu ergreifen. Das Volk ſei bei der durch das Kreuzerſchiff gemachten Rekognoszirung nicht erſchrocken; es wünſche ſogar die Ankunft der Franzoſen. Was es fürchte, ſei ſeine eigene Regierung und die Parteien, welche ſich unter dem Vorwande, daß ſie das Nationalgebiet vertheidigen wollen, bilden. In der That war der Schrecken in Seoul groß. Während der acht Tage, da die franzöſiſchen Kanonenboote auf dem Fluße ſtationirten, war in der Hauptſtadt weder eine Ladung Reis, noch eine Ladung Holz angelangt; noch acht Tage mehr und die Bevölkerung wäre Hungers geſtorben. Alles floh; man verſicherte, das 7000 Häuſer leer geworden ſeien. Die Regierung von Korea hätte eine große Zahl Junken zuſammengebracht, um eine Seemacht zu bilden; allein die erſte Kanonenkugel, welche von einem franzöſiſchen Kanonenboote abgefeuert wurde, reichte hin, um zwei dieſer Junken zu zerſtören und die andern in die Flucht zu jagen. Die koreaniſche Artillerie verſuchte wohl zu antworten, aber ihre Wurfgeſchoße reichten nicht halb Weges.

Das waren im Ganzen die Aufſchlüſſe, welche wir erhielten. Es war der 11. oder 12. Oktober; unſere Lage wurde immer bedenklicher und es blieb uns kein anderes Rettungsmittel, als den Weg nach China einzuſchlagen.

Am nämlichen Tage ging der Contre-Admiral Roze von Tſche-Fu nach Korea ab. Ein Gegenwind, der uns gegen Norden zurückwarf, verhinderte unſer Zuſammentreffen mit ihm. Zwei Tage und zwei Nächte ſchifften wir längs der Küſte hin bis auf die Höhe von Chan-Tong; aber unſer Fahrzeug war zu gebrechlich; es wäre eine zu große Unvorſichtigkeit geweſen, es der offenen See anzuvertrauen, daß wir uns glücklich ſchätzten, den chineſiſchen Fahrzeugen, welche

Schleichhandel treiben, zu begegnen und mit einem derselben eine Uebereinkunft zu schließen, damit es uns nach Tsche-Fu bringe.

Ich übergehe die Erzählung unserer Ueberfahrt, welche lange und beschwerlich war wegen dem beständigen Wechsel von tiefer Windstille und Gegenwinden. Endlich als wir in Qui Hai gelandet, hatten wir, um nach Tsche-Fu zu gelangen, nur noch eine Entfernung von 18 Stunden zurückzulegen. Es wäre aber gefährlich gewesen in koreanischer Tracht zu reisen; deßhalb ließen wir unser langes Haupthaar im Winde flattern. Herr Calais, welcher Zeit gehabt hatte, Reisevorbereitungen zu treffen, legte einen Talar an; ich zog eine chinesische Jacke über meine weißen Kleider. Unsere Matrosen ließen Jedem einen Hut (unser Vermögen ging nicht über 12 Sapeken oder 6 Centimen) und so galten wir, als nach französischer Tracht gekleidet. Wir hatten aber wahrhaftig nicht das Aussehen von ehrlichen Leuten.

Unter dem Schutze unserer guten Engel kamen wir den 26. Oktober gegen Nacht in Tsche-Fu an. Wir kannten dort Niemanden. Als wir so aufs Gerathewohl das europäische Stadtviertel suchten, klopften wir an ein Haus, das ein ziemlich schönes Ansehen hatte. Kaum hatte der Hausherr einige Worte vernommen, als er sagte:

Treten Sie ein; Sie sind zu Hause.

Es war der vortreffliche Herr Fergusson, der bereitwillige Gastwirth aller Missionäre, der ehemals Herrn Aumaitre und kürzlich Herrn Ridel so gut aufgenommen hatte. Herr und Frau Fergusson behandelten uns mit einer Güte, für welche wir nicht erkenntlich genug sein können. Soeben haben wir erfahren, daß der Primauguet auf den 5. Nov. von Korea erwartet wird; er kommt, um die Depeschen zu holen. Wir gedenken uns seine Abfahrt zu Nutzen zu machen, um wieder in unsere Mission zurückzukehren, welche uns, seitdem wir aus derselben verbannt sind, noch viel theurer ist.

Das Leben, welches wir dieſes Jahr geführt haben, war durchaus nicht dazu geeignet uns unſere Kräfte wiederherzuſtellen. Ich habe im Monat Juni angefangen, Blut zu ſpeien; aber die europäiſche Bequemlichkeit, von der wir ſeit drei Tagen umgeben ſind, übt ſchon jetzt ihren wohlthuenden Einfluß auf uns aus. Herr Calais iſt abgeſchwächter als ich. — Senden Sie alſo ſchnell Miſſionäre, um uns zu helfen, bevor wir ganz todt ſind. Ich verſpreche ihnen viele Mühe, viele Arbeit, und wenn ihnen die Ehre des Martyrthums nicht zu Theil wird, ſo werden ſie ſich wenigſtens eine ſchöne Krone erwerben.

Genehmigen Sie die Verſicherung der Hochachtung und innigen Liebe, mit der ich in Vereinigung des Gebetes und heiligen Opfers bin

Meine Herrn und liebe Mitbrüder!

Ihr ganz ergebenſter Diener

S. Feron,

apoſtoliſcher Miſſionär in Korea, aus der Geſellſchaft der auswärtigen Miſſionen.

Vom Borde des Primauguet, 26. Nov. 1866.

. . . . Ich habe Ihnen im Augenblicke geſchrieben, als wir Tſche-Fu verließen, um uns mit der franzöſiſchen Truppenabtheilung zu vereinen, welche in Korea war. Der Feldzug iſt beendet; er hat aber nicht die Früchte hervorgebracht, welche man von demſelben erwartete.

Wir können nicht unverzüglich in die Miſſion zurückkehren, ſondern müſſen den Winter in Schang-Hai zubringen mit 10 koreaniſchen Flüchtlingen, welche uns im Frühling helfen werden, einen Verſuch zur Rückkehr zu machen.

S. Feron.

Missionen von Afrika.

Apostolisches Vikariat Dahomey.

Brief des Herrn F. Borghero, Vorstehers der Mission von Dahomey, an Herrn A. Planque, Generalvorsteher des Seminars der afrikanischen Missionen.

(Fortsetzung und Schluß.[1])

August 1866.

Am folgenden Tage, den 10. Mai, war ich Zeuge der Art und Weise, in welcher in Abekutta die Rekrutirung der Armee stattfindet. Abtheilungen von Soldaten, welche den Befehl hatten alle waffenfähigen Männer zu ergreifen, vertheilten sich in der Stadt. Der Befehl wurde pünktlich vollzogen; aber nicht ohne dadurch einen allgemeinen Aufruhr zu veranlassen.

Europa weiß kaum etwas um den Namen Abekutta, und doch spielt diese Stadt in der Einbildungskraft der Eingebornen die Rolle der berühmtesten Städte der alten Welt. Sie ist auf dem rechten Ufer des Ogun, zwischen dem 7. Grade nördlicher Breite und dem ersten Grade östlicher Länge, gelegen (nach dem Meridian von Paris.) Sie ist auf ursprünglichem Granitboden gebaut, der wellenförmige Hügel bildet, welcher theilweise mit reicher Vegetation bedeckt, theil-

[1]) Siehe die Nummer 197, Seite 250.

weise kahl sind. Den Mittelpunkt bildet ein ungeheurer Granitblock, welcher sich mehr als 240 Fuß über den Boden erhebt. Zu dieser Höhe muß man noch die Höhe von 510 Fuß über dem Meeresspiegel rechnen, welche einige Schriftsteller der Stadt geben.

Abekutta ist neuesten Ursprungs. Die Egbas, welche ein Zweig der Familie der Nagos sind, waren schon seit vielen Jahren die Opfer der Raubzüge der benachbarten Stämme, und lieferten so dem Sklavenhandel einen zahlreichen Beitrag an Sklaven. Da faßte im Jahr 1825 ein Theil dieser Egbas den Entschluß, ihre Dörfer zu verlassen, um sich zu vereinigen und gegen neue Angriffe zu vertheidigen. Als Vereinigungspunkt wählten sie den ungeheuren Felsen, der im Mittelpunkt über diesen Granitmassen hängt, und der Name Abekutta, welcher unter den Felsen sagen will, ist eine Erinnerung an diese erste Niederlassung. Bald folgten andere Völkerschaften in großer Zahl diesem Beispiele; aber sie nahmen die Liebe zu den Orten, in denen sie geboren waren, mit sich, und obgleich sie sich zu gemeinsamer Vertheidigung vereinten, so behielt doch jede derselben ihren Namen bei. Die Stadt Abekutta wurde auf diese Weise in Viertel getheilt, welche den Namen der verlassenen Dörfer tragen; jede Völkerschaft hat sogar ihre Rechte, ihre Freiheiten, ihre Gebräuche, ja selbst die Verschiedenheit ihrer Mundart beibehalten.

Statt aller Vertheidigungswerke begnügte man sich um die neue Stadt herum einen Graben zu ziehen, der 9 Fuß breit und eben so tief war und an dessen Rande man einen Wall von Erde aufführte, welcher $1^1/_2$ Fuß dick und 6—9 Fuß hoch war. Kleine runde Löcher, welche in gewissen Entfernungen von einander angebracht sind, dienen als Schießscharten. Die Schwarzen kennen die ersten Anfangsgründe der vorspringenden und der einwärts gehenden Winkel nicht, welche den Vertheidigern gestatten, den Fuß der Mittelwälle und aller Vertheidigungslinien zu entblößen. Sie pflanzen Gesträuche an den Rand der krummen Fußwege, welche zu

den Thoren führen. Die Gesträuche dienen dazu den Vertheidiger zu schützen, wenn sie die Stürmenden hindern wollen, sich zu nähern; dieses System hat sogar den Europäern oft Unheil gebracht. Der Angriff der Plätze ist nicht viel schwieriger, als deren Vertheidigung.

Der Umfang von Abekutta beträgt 2 — 3 Stunden, alles in den Festungswerken, von denen ich gesprochen habe, eingeschlossen. Die Stadt wird von Natur in drei durch die Unebenheiten des Bodens getrennte Theile gesondert; die Hügel und die Flüße, welche von denselben herabfließen, bilden zahlreiche Unterabtheilungen. Die Zahl der Stadttheile, welche noch die Namen der verlassenen Dörfer beibehalten haben, wird zu 60, ja sogar zu 100 angegeben, und man muß in der That als Haupttheile dieser eigenthümlichen Kolonie 25 bis 30 Viertel rechnen. Man schätzt die Einwohnerzahl von Abekutta auf mehr als 100,000 Seelen. Demjenigen, der diese Stadt von der Höhe ihres Felsens herab übersieht, welcher deren verschiedene Stadtviertel besucht und die dichte Menge, welche in denselben wohnt, beobachtet hat, erscheint diese Zahl keineswegs übertrieben.

An der Spitze dieser Art von Bundesgenossenschaft, die in einer einzigen Stadt vereint ist, steht ein König, dessen Macht aber genau bezeichnete Grenzen hat. Er soll sich besonders damit beschäftigen, Recht ergehen zu lassen im Falle, wo die besonderen Stammeshäupter die Streitigkeiten nicht schlichten konnten. Die Verwaltung und Führung der Heere ist einem Häuptling anvertraut, der, wie der König, auf Lebenszeit erwählt wird und beinahe unabhängig ist. Das Zwischenreich, welches auf den Tod des Königs folgt, ist oft ziemlich lang und der Bacheron oder Befehlshaber der Heere übt während desselben die oberherrliche Macht aus. Die Häuptlinge sind vorsichtig genug, einen König zu wählen, der gutmüthig genug ist, ihnen einige Launen zu übersehen und es sich nicht einfallen läßt, ihnen gar zu oft eine Tracht Prügel verabfolgen zu lassen; denn neben einer sehr beschränkten politischen Gewalt hat der König in der That

eine sehr ausgedehnte Macht über die Personen der Häuptlinge: abergläubische Einfälle, Gründe herkömmlicher Billigkeit, einfache Maßregeln der Gesundheit veranlassen seine unverletzlichen Befehle, welchen nicht zu gehorchen eine Unvorsichtigkeit wäre, denn das Gift, oder etwas ähnliches, ist immer in Bereitschaft, um Befehle zu rechtfertigen, welche als vom Himmel kommend angesehen werden. Die Religion der Egbas ist im Grunde Fetischismus. Die Muselmänner haben ihre Eroberungen bis hieher ausgedehnt und haben sich durch die Zahl ihrer Anhänger, durch ihre Geschicklichkeit im Landbau und den für das Leben nothwendigen Künsten, besonders aber durch die Handelsverbindungen, welche sie mit dem Mittelpunkte von Sudan unterhalten, einen ziemlich bedeutenden Einfluß erworben.

Sie besitzen hier mehrere Moscheen; dieselben bieten übrigens nicht Merkwürdiges dar und sind wie alle übrigen Gebäulichkeiten aus gestampfter Erde ausgeführt; denn die Arbeiter haben das Behauen der Steine nicht gelernt, und es fehlt ihnen zudem der Stahl, um Werkzeuge zu verfertigen.

Die Protestanten haben in Abekutta seit bereits fünfundzwanzig Jahren Missionen. Sie theilen sich in drei Sekten: in Anglikaner, Methodisten und amerikanische Wiedertäufer. Ihre Schulen werden ziemlich stark besucht. Sie besitzen eine Buchdruckerei, um Bibelübersetzungen, Lehr- und Gebetbücher und eine kleine Zeitschrift in egbaischer Sprache herauszugeben. Ich habe diese Herren besucht; sie empfingen mich wohlwollend, aber nicht ohne eine gewisse Besorgniß, mich mitten unter ihnen eine katholische Mission einführen zu sehen. Der Missionär der Wiedertäufer ist seit 9 Jahren in Abekutta; bevor er dahin kam, hatte er schon 7 Jahre in Idgiaie, einer großen Stadt Yorriba's, welche im Jahre 1862 durch die Ibadaner zerstört wurde, zugebracht.

Ich habe einige ehemalige Sklaven aus Havanna und von andern Orten getroffen, welche, als sie bei katholischen Herren waren, die Taufe empfangen hatten. Aber nach der Rückkehr in ihr Land haben sie Gott wieder verlassen, um

theils den Mohamedamismus, theils die Abgeschmacktheiten des Fetischismus wieder anzunehmen. Als ich ihnen nun wegen dieses Rückfalles in ihre früheren Irrthümer Vorwürfe machte, antworteten sie mir, daß sie, als sie sich selbst überlassen sahen, nichts anderes thun konnten, als dem Beispiele derjenigen folgen, in deren Mitte sie lebten.

Die obersten Behörden der Stadt haben mich sehr günstig empfangen, und wir werden ohne die mindeste Furcht und mit gerechter Hoffnung auf Erfolg Missionäre nach Abekutta schicken können. Der König ist schon seit einem Jahre gestorben und noch ist sein Nachfolger nicht ernannt. Den Bacheron habe ich nicht gesehen, denn er stand an der Spitze des Angesichts der Ibadaner versammelten Heeres, aber ich habe einen Botschafter mit Geschenken an ihn abgeordnet. Es war dieß der nämliche Offizier, der mich in Lagos abgeholt hatte. Fünf Tage darnach kam er mit folgender Antwort zurück: „Tausend Dank für deine Geschenke; es ist „mir leid, daß du nur so kurze Zeit in unserm Lande bleibst. „Ich habe Befehl gegeben, dich auf dem Fluße in Frieden „ziehen zu lassen; mein Abgesandter wird dich mit meinem „Stabe bis nach Lagos begleiten."

Der 13. Mai war ein Sonntag. Nie hatte sich noch dem wahren Gott in diesem abgöttischen Lande ein Altar erhoben. Jetzt feierte ich die heiligen Geheimnisse zwar ohne Glanz, aber mit einer Rührung, welche leicht zu begreifen ist. Jesus Christus nahm Besitz von diesem Theile seines Erbes; möge sein Reich, das so vielen Nationen zugekommen, sich auch über diese armen Egbas ausbreiten! Der Einfluß des Christenthums würde ein großes Volk aus ihnen machen. Ihre Hauptstadt ist die Pforte der Sahara und Sudan's. Schon jetzt dehnen die Karawanen der Egbas ihre Verbindungen bis zum See Tschad und bis nach Tombuktu aus.

Diese Völker haben einen starken Körperbau und widmen sich dem Ackerbau mit großem Eifer. Sie gelten mit den Stämmen der Nagos, wovon sie einen Theil ausmachen, als die besten Arbeiter der beiden Guinea, sind aber bis

jetzt leider zum Nutzen der Sklaverei ausgebeutet worden. In Brasilien und in Cuba sind sie die gesuchtesten, und Lagos war vor wenigen Jahren noch der Punkt, von wo die Habgier sie in Massen ausführte. Seitdem nun die Engländer diese Stadt inne haben, hat der schändliche Handel zwar aufgehört; aber die Schwarzen sind dessen ungeachtet in ihrer Heimat weder ruhiger, noch leben sie mit ihren Nachbarn eher im Frieden. Sie reiben sich in immer neuen Kriegen auf; und stehen einander immer als grimmige Feinde gegenüber, ohne zu wissen warum, ohne einen andern Zweck zu verfolgen, als den, sich gegenseitig zu unterdrücken und zu vernichten. Wie glücklich wären sie doch in einem so bevorzugten Klima, in einem Lande, das Alles im Ueberfluß liefert, wenn sie die christliche Gesittung besitzen würden! Der Boden erhebt sich stufenförmig und bietet auf dem großen Raume, welcher durch den Lauf des Niger eingeschlossen wird, Hochebenen, wo der Pflanzenreichthum mit dem Reichthum an Mineralien wetteifert, Hügel und fruchtbare Thäler ohne Gebirgszüge, welche den Verbindungen hinderlich wären. Die Geographen haben zwar auf den Karten große Gebirgszüge, welche sie die Berge von Kong nennen, verzeichnet; aber ich habe mich überzeugt, daß diese Berge unbedeutende Hebungen des Boden sind. Sobald die Egbas nur einmal das friedliche Joch des Evangeliums auf sich genommen, werden sie schnell eine große Nation bilden, welche die zerstreuten Zweige der Nagos in sich aufnehmen und Verbindungen zwischen dem Meerbusen von Guinea, dem unteren Laufe des Niger, Sudan und den Ufern des mittelländischen Meeres herstellen würde.

Meine Rückreise nach Lagos ging ohne Unfall in drittehalb Tagen von statten. Ich dankte dem guten Engel, der mich geleitet und gesund und wohl zurückgeführt hatte, und den Zeitpunkt abwartend, wo es uns gestattet würde, in der großen Stadt, welche ich eben besucht hatte, eine Mission zu gründen, beschäftigte ich mich inzwischen mit der bleibenden Einrichtung unserer Niederlassung von Porto-Novo.

Diese Stadt, welche zwischen den beiden wichtigsten Punkten unserer Mission, Whydah und Lagos liegt, hatte schon lange unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ich kam im Mai 1862 zum ersten Male dort vorüber und machte dem König einen Besuch, der mich zur Gründung einer Niederlassung ermächtigte. Im Februar des folgenden Jahres veranlaßten unvorhergesehene Umstände die französische Regierung, mit dem König von Porto-Novo einen Vertrag zu schließen; ein Artikel dieses Vertrages bedingte für die Missionäre volle Freiheit und die Abtretung eines ausgedehnten Grundstückes, das ich den 7. Oktober 1863 in Besitz nahm. Der bald hernach erfolgte Tod des Königs und die Schwierigkeiten, welche die Ernennung seines Nachfolgers hervorriefen, verzögerten indessen die Ausführung unsers Vorhabens. Endlich, den 17. April 1864, kam ich mit einem Neubekehrten in Porto-Novo an, um mich dort niederzulassen.

Porto-Novo ist $2^3/_4$ Stunden vom Meere entfernt und liegt an den Ufern der innern Lagune auf einer Insel, welche durch die Kanäle, die das Land in allen Richtungen durchschneiden, gebildet wird. Diese Insel, welche eine kreisförmige Gestalt und ungefähr 3 Stunden im Durchmesser hat, ist eine wohlangebaute Hochebene, die einer großen Zahl kleiner auf ihrer Oberfläche zerstreuten Dörfer hinreichenden Unterhalt liefert. Das an uns abgetretene Land steigt ziemlich steil von den Ufern der Lagune bis zur Hochebene empor, von wo aus das Auge eine Landschaft entdeckt, wie es eine angenehmere längs dieser meist flachen und eintönigen Küsten nicht geben kann. Wir befinden uns zwischen der Stadt und den europäischen Handelshäusern. Die Aussicht erstreckt sich im Norden über ein schönes Gefilde, im Süden und Westen auf die Lagune und auf einen Wald, welcher dieselbe vom Meere trennt; im Westen auf ein Gehölz, welches der Schauplatz abgöttischer Gebräuche ist.

Seit undenklichen Zeiten ist dieses Gehölz die Freistätte des Aberglaubens gewesen. Die großen Bäume, die Schlingpflanzen, welche sie verbinden, das dichte Buschholz, Alles

trägt zu dem Schauder bei, den die bösen Geister einflößen. Unter diesen geheimnißvollen Schatten erheben sich Tempel, wo Orakelsprüche verkündet werden, und welche einem der Hohenpriester des Landes als Wohnung dienen. Dort finden jene wilden Gelage statt, deren Taumel nur von der Einwirkung der Hölle herrühren kann; dort werden auf den Altären des Geistes der Finsterniß und des Hasses Menschenopfer geschlachtet — schreckliche Nachäffung der Opfer, welche dem Gotte des Lichtes und der Liebe dargebracht werden. Wenn man diesen riesenhaften Wald betritt; wenn man sich in Mitte der Ruinen von Tempeln, die so oft gebaut und wiedererbaut wurden, befindet; wenn man in die Priesterwohnungen eindringt, wenn man diese Götzen mit ihren häßlichen Fratzengestalten mit Oel, Federn und Blut ganz beschmiert sieht; wenn man in diesen Höhlen des Todes der entsetzenerregenden Gestalt der Priester begegnet, deren Züge Hohn oder Wuth ausdrücken, deren feurige Augen aus ihren Höhlen zu treten und etwas Anderes zu sehen scheinen, als was ihr sehet, dann fühlt man sich auch wider Willen unter dem Einfluß dieser Religion des Schreckens. Ich, der ich so oft das herzzerreißende Geschrei der Opfer, vermischt mit den höllischen Gesängen, welche die Darbringung derselben begleiten, gehört habe, ich werde noch von einem unsäglichen Schauer ergriffen, wenn die Einbildungskraft mich wieder an jene Orte des Fluches zurückversetzt.

Eine solche Nachbarschaft machte unsere Niederlassung schwierig, und dieß um so mehr, als uns zufolge neuer Verfügungen wegen der Errichtung des französischen Protektorats ein Theil unseres Landes genommen und durch einen andern ersetzt worden war, der sich in das verfluchte Gehölze hinein erstreckte. Am Tage unserer Ankunft schlugen wir Pfähle ein, um die Richtung abzustecken. Das macht den obersten Priester sogleich unruhig und er eilt zu dem Könige, welcher ihm nicht zu widerstehen wagt, und uns den Befehl sendet, unsere Arbeiten einzustellen. Der Fetischpriester kömmt selbst auf den Platz, schreit, macht allerlei Geber-

den und droht uns mit allen Flüchen seiner Götter. Wir aber wenden uns im Vertrauen auf unser Recht an den Monarchen, welcher seine höchsten Würdenträger versammelt. Aber diese Versammlung wagt eben so wenig als der König dem Zorne des Gottes des Blitzes zu trotzen. Wir glaubten für den Augenblick nachgeben zu sollen.

Den darauffolgenden 14. Juli kam ich, von einem Neubekehrten begleitet, von Whydah nach Porto-Novo zurück. Der König und der Stellvertreter Frankreichs hegten die wohlwollendsten Gesinnungen. Doch dringe ich anfänglich nicht darauf, daß mir das Grundstück, welches der Fetischpriester uns streitig macht, zugesprochen werde. Ich hatte bei meiner Ankunft in der Faktorei des Herrn Regis von Marseille Aufnahme gefunden, wo ich auch eine großmüthige Gastfreundschaft genoß.

Endlich legten wir Hand ans Werk. Der Schrecken, welchen die Nähe des Fetischhaines einflößte und die dunkle Erinnerung an die gräßlichen Dinge, welche an jenen nämlichen Orten, wo wir uns festsetzen wollten, vorgegangen waren, verursachten unsern Arbeitern eine sichtliche Furcht, zitternd nur erhoben sie die Axt, um die Gestrüppe auszureuten. Um sie zu beruhigen und ihnen zu zeigen, daß ihre Furcht nur eine eingebildete sei, nehme ich selbst einen jener schweren Säbel, welche man hier bei Arbeiten dieser Art gebraucht und schlage unerbittlich auf die gefürchteten Aeste los. Die entsetzten Schwarzen sagen zu einander: „Der Blitz wird diesen Verwegenen erschlagen.“ Ich aber verdopple meine Schläge und als man mich gesund und wohlbehalten sah, schloß man daraus, daß, wenn der weiße Fetischpriester dem Blitz ungestraft trotzen konnte, der Gott der Europäer mächtiger sein müsse, als die Fetische der Schwarzen. Von Zeit zu Zeit kam der Götzenpriester aus seinem geheimnißvollen Heiligthume heraus und schleuderte den Fluch aller seiner unterirdischen Götter gegen uns; aber nichts bestätigte denselben und strafte unsere Verwegenheit.

Unsere erste Hütte, Haus oder Barrake (wie man sie nennen will) wurde in 17 Tagen vollendet. Sie bildet ein längliches Viereck von 72 Fuß Länge auf 10 Fuß Breite, welches in drei gleiche Theile getheilt ist. In der Mitte ist ein großer 24 Fuß langer Saal; an jedem Ende ein Zimmer von 12 Fuß Länge; der übrige Theil enthält Schlafzimmer für unsere jungen Neubekehrten. Um den Mangel an Beschlägen zu ersetzen, haben wir die Fenster nach Art der Stückpforten der großen Schiffe eingerichtet. Die längliche Form des Gebäudes und die Einrichtung der Betten, welche wie Gestelle übereinander geordnet sind, haben unserer Wohnung den Namen Fregatte gegeben; sie wird denselben im Lande bis zu ihrer letzten Stunde, welche bald schlagen wird, bewahren. Es fehlt ihr an keinem nothwendigen Geräthe: sie hat Schränke, Tische, Stühle, Betten. Ueber was man sich aber vielleicht mehr verwundern wird, ist der Umstand, daß das ganze Haus, Wände, Dach, Thüren, Fenster, Geräthe, kurz Alles aus Weinpalmen (rafia vinifera)[1]) gemacht ist. Die Zweige werden nämlich zu Stangen und Brettern verwendet, welche dann zu Haupt- und Scheidewänden zusammengefügt werden, der obere Theil des Zweiges deckt mit seinen Blättern das Dach; das geflochtene Blatt gibt ein ausgezeichnetes Seil, welches zur Verbindung der verschiedenen Theile des Baues dient; die Rippe der Blätter liefert Blätter von allen möglichen Größen; endlich ersetzt die Oberhaut dieses nämlichen Blattes den Faden, die Schnüre, das Werg, die Wolle zu Matrazen und liefert Hüte von einer Feinheit, Geschmeidigkeit und Leichtigkeit, welche den berühmtesten Panamahüten den Rang streitig machen könnten.

Um unsere Einrichtung zu vervollständigen, stellen wir zwei Wege her, welche uns mit der Stadt und den euro-

[1]) Wenn Einschnitte in den Stamm dieses Baumes gemacht werden, so fließt ein vortrefflicher Saft hervor, und von daher hat er den Namen Weinpalme.

päischen Niederlassungen in Verbindung setzen. Die Schwarzen können einen Weg von 1320 Fuß, der in gerader Linie nördlich längs unseres Grundstückes hinläuft, nicht genug bewundern. Sie sagen es einander, sie führen ihre Freunde herbei und zeigen ihnen dieses Wunder. Sobald sie an das Ende des Weges gelangen, sieht man sie die Hände ausstrecken, als wollten sie das Unendliche bezeichnen, und diese Geberde mit dem Ansrufe begleiten: „Seht da, was die Weißen machen können!“ Als sie mich Pfähle aufrichten und dann das eine Auge geschlossen, um ihre Richtung zu bestimmen, über sie hinschauen sahen, bildeten sie sich ein, daß sich der Weg durch die Zauberkraft dieses Verfahrens ganz von selbst mache. Einige machten sich das Vergnügen, es mir nachzuthun; sie hielten das Auge an einen Pfahl und glaubten, den Weg sich von selbst in gerader Linie herstellen zu sehen, und das nur allein dadurch, daß sie ihn beschauten.

Die Eröffnung der neuen Mission wurde auf den 15. August festgesetzt. Alles wurde vorbereitet, um einen Tag, welcher eine dreifache Feier: die Himmelfahrt der allerseligsten Jungfrau, das Fest des Beherrschers von Frankreich und die Eröffnung unserer bescheidenen Mission sein sollte, mit Pracht zu begehen. Die Offiziere des Dialmath, welcher in der Lagune vor Anker lag, und die Angestellten der französischen Faktorei leihen uns ihre Mitwirkung. Am Abende des 14. konnte man Kaufleute und Seeleute sehen, welche ihre Schuldbücher und Rechnungstische verlassen hatten, Breviere und Kirchenbücher handhabten und sich übten, als Sänger bei unserer ersten Feierlichkeit aufzutreten. Einen Umstand, der für mich von glücklicher Vorbedeutung war, darf ich hier nicht übergehen. Als ich mich am Morgen des 15. August von der französischen Faktorei nach der Mission begab, bemerkte ich, daß unsere vier jungen Neubekehrten die ganze Nacht wachend zugebracht hatten. Sie sagten mir, daß sie zuerst mehrmals alle Gebete, welche sie wußten, verrichtet und dann Gespräche über unsere heilige Religion geführt hätten. Aus diesem geringfügigen Vorfalle ersehe ich mit

Freuden, daß der Geist, welcher der ersten Kirche gegeben wurde, noch fortwirkt; auf diese Weise allein kann man sich erklären, wie vier Kinder von 12 oder höchstens 14 Jahren aus sich selbst zu so etwas sich angetrieben fühlen konnten.

Der ländliche Saal unseres Palmenhauses war mit allen Flaggen des Dialmath, welche als Tapeten dienten, verziert. Um 9 Uhr war Alles bereit, und das heilige Opfer begann. Die Christen der Stadt und viele Heiden nahmen an der Feier Theil; der Dialmath feuerte im Augenblicke der Wandlung, dann beim Te Deum und Domine salvum fac, welches nach der Messe gesungen wurde, sein ganzes Geschütz ab. So wurde die Besitznahme dieser wilden Gegenden durch den Katholizismus verkündet, wo, wir hoffen es, die Darbringung des Versöhnungsopfers nimmer aufhören wird. — Während dem übrigen Theil des Tages zog die Neuheit des Schauspiels eine große Zahl Götzendiener an, welche den Schrecken, den ihnen der Fetischhain sonst einflößte, vergessen zu haben schienen. Ein Festmahl in der französischen Faktorei vereinte alle angesehenen Männer von Porto-Novo am gleichen Tische.

Es handelte sich jetzt darum, das durch den Fetischpriester streitig gemachte Land, auf dem unsere Kapelle gebaut werden sollte, wieder zu bekommen. Der Kommandant Lefort kam uns hiebei zu Hilfe. Er ging selbst zum Könige und trug ihm unsere Forderungen vor; der König sandte einen seiner Offiziere, mit dem Befehle, an den Winkeln des Grundstückes Pfähle einzustecken, um so die Grenzen unseres Eigenthumes zu bezeichnen. Einige Stunden nachher kam der Patriarch des Götzenhaines, der den Vorgang erfahren hatte, ganz wüthend herbei, riß die Pfähle aus und schleuderte sie, unter den entsetzlichsten Flüchen, auf das Land, welches wir bereits in Besitz genommen hatten. Man hätte glauben mögen, ein römischer Kriegsherold erkläre den Feinden seines Volkes den Krieg. Es mußten neue Schritte beim Könige gethan werden, der übrigens nichts mehr wünschte, als uns zufrieden zu stellen. Endlich wurde beschlossen, daß der Fe-

tischpriester inskünftig zu schweigen habe, und die Grenzpfähle wurden den 26. August auf diesem so sehr bestrittenen Lande zu Jedermanns großer Zufriedenheit wieder eingesteckt und zwar in Gegenwart des Kommandanten, der Offiziere, des Königs und des Fetischpriesters selbst. Eilig umgeben wir das Land mit einem Gehege, schaffen das Gestrüppe, welches dasselbe bedeckt, auf die Seite und errichten daselbst ohne Verzug ein Gebäude, das 75 Fuß lang und 16 Fuß breit ist; zwei Drittheile desselben sind von der Kapelle eingenommen, der übrige Theil wird als Schule benutzt.

Wir haben den Arbeitern begreiflich gemacht, daß es sich nicht um ein gewöhnliches Gebäude handle, sondern daß sie das Haus des Gottes der Christen erbauen, und daß sie also dabei ihre ganze Geschicklichkeit an den Tag legen sollten. Diese bescheidene Kapelle bildet einen Gegenstand der Bewunderung für alle Eingebornen, und gilt als das schönste Denkmal der Gegend. Sie ist ganz aus Palmzweigen gebaut, die wir aus den schönsten ausgelesen und in zierlichem Gleichmaße zu ordnen gesucht haben. Durch ein glückliches Zusammentreffen war am Tage der Einweihung der Admiral, der die französische Schiffsabtheilung befehligt, gerade in Porto-Novo. Die Offiziere seines Stabes, der französische Consul von Whydah und alle Europäer, welche den Admiral begleitet hatten, wohnten mit ihm der Einweihung der ersten Kirche bei, welche zum Dienste unsers Herrn Jesu Christi in diesem ungläubigen Lande erbaut worden ist. Sie hat den Namen von der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau Maria.

Seitdem verfolgt die Mission ihren Entwicklungsgang; die Schule wird von den Kindern der Eingebornen fleißig besucht, und es sind zahlreiche Taufen gespendet worden.

Das französische Protektorat hörte kurze Zeit nach der Errichtung der Mission auf. Wir bedauerten die Abreise der Offiziere, welche zum Erfolge unseres Unternehmens so viel beigetragen und durch ihre Gegenwart den Glanz unserer ersten religiösen Feste erhöht hatten. Aber die gute

Stimmung des Königs, der Häuptlinge und des Volkes ist die gleiche geblieben, und wir setzen das unter diesen glücklichen Anzeichen begonnene Werk vertrauensvoll fort.

Genehmigen Sie, ꝛc.

Fr. Borghero,
Missionär.

Folgender Brief des Herrn Vermorel vom 2. Januar 1867 an Herrn Planque, Generalvorsteher der afrikanischen Missionen, wird unsere Vereinsgenossen mit den Fortschritten des Katholizismus in Porto-Novo und den Hoffnungen der Missionäre bekannt machen.

Während meines kurzen Aufenthaltes in Porto-Novo vor zwei Jahren, sagt Herr Vermorel, konnte ich sehen, wie tief der Fetischismus dort eingewurzelt war. Der oberste Fetischpriester war der eigentliche Herrscher; vor ihm beugte sich Alles, selbst der König, so mächtig war der Zauber des Wortes: „Der Fetisch will es.“ Eine solche Herrschaft hatte ihn aber auch von Hoffart so aufgeblasen gemacht, daß er eines Tages in meiner Gegenwart zu sagen wagte: „Ich bin der Herr des Himmels und der Erde; Alles gehorcht meinen Befehlen.“ Als ich wieder hieher zurückkam, fand ich die Lage schon sehr geändert; die ersten Verkündigungen des Evangeliums hatten hingereicht, um den Fetischismus selbst im Mittelpunkte seiner Herrschaft zu erschüttern.

Drei Tage nach meiner Ankunft machte ich mit einem meiner Mitbrüder dem König einen Besuch. Der Fürst bezeigte uns ein ungehofftes Wohlwollen und drückte uns die Hand. Wir stellten ihm das Bedürfniß der Mission vor, ein Stück Landes zu erwerben, damit sich dort Klosterfrauen niederlassen könnten. „Wählen Sie es selbst, antwortete er, und ich werde es Ihnen als Eigenthum geben.“ Als wir den Palast verließen, schenkte er uns eine schöne Ente, — das ist eine außerordentliche Gunst, welche der König nur seinen Freunden erweist. Wir begaben uns sodann zu den vorzüglichsten Ministern, welche uns sehr gütig empfingen

und uns ihrer Dankbarkeit für das viele Gute, welches wir durch die Arzneikunst wirkten, versicherten. Es wird ein Tag kommen, an dem sie begreifen werden, daß die körperliche Arznei geringen Werth hat im Vergleich zu der geistigen Arznei, welche wir zur Rettung ihrer Seelen bringen.

Der Wald, der an die Mission stößt, ist seit undenklichen Zeiten der Hauptsitz der Abgötterei, und jeder Baum in demselben wird als geweiht betrachtet. Da ist das Haus des großen Fetischpriesters und das Noviziat der jungen Fetischpriester und Fetischpriesterinnen. Als wir nun am Saume des Waldes eine Mauer bauten, trafen wir auf einen Baum, der uns hinderlich war. Herr Bonnefoux ließ den obersten Fetischpriester kommen und erlangte ohne erheblichen Widerstand, den Baum umhauen zu dürfen. Durch diese Nachgiebigkeit kecker geworden, wagte mein Mitbruder ihm zu sagen, daß auch an einem andern Punkte ein Baum sei, der im Wege stehe. Der oberste Fetischpriester antwortete, jener Theil des Waldes gehöre seinem Bruder, mit dem er uneins sei. Wir lassen den Bruder kommen und er überläßt uns, zum größten Verdruße des Fetischpriesters den ganzen Theil des Waldes, dessen Besitzer er ist.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, stellt sich Herr Bonnefoux an die Spitze der Schwarzen, welche unter seiner Leitung arbeiten, und das Urbarmachen beginnt. Er selbst bewaffnet sich mit einem Beile und ermuthigt durch sein Beispiel diese Männer, welche sonst den Fetischhain nie zu berühren gewagt hätten.

Von diesem Tage an ist das Ansehen des obersten Fetischpriesters auffallend gesunken, und das Volk wendet sich jetzt an uns, wenn es von dem Könige eine Gunst oder die Abstellung eines Unrechts erlangen will. So kam vor einigen Tagen die Frau eines Muhamedaners, um unsern Schutz anzurufen. Es handelt sich darum, daß ihr ihr Kind zurückgegeben werde, welches sie in der katholischen Religion erziehen wollte, und das ihr Mann ihr deßwegen weggenommen hatte. Noch am nämlichen Abende schickten wir dem ersten

Minister einen der Mission gehörigen Stock mit der Bitte, dem Ansuchen der armen Frau Recht wiederfahren zu lassen.[1]) Wir erhielten zur Antwort, daß mit dem folgenden Morgen das Kind seiner Mutter zurückgegeben sein sollte. Aber während der Nacht hatte der Vater, was vorging, erfahren, und sich mit dem Kinde geflüchtet. Die Schwarzen, welche ihm zur Flucht behilflich gewesen waren, wurden vor den Minister berufen und erhielten strenge Verweise. „Wie, sprach er, durftet ihr die Flucht eines Kindes, welches dessen Mutter zurückforderte, begünstigen, und der Vermittlung der Missionäre gar keine Rücksicht tragen?“ Dann nahm er hievon Veranlassung, uns zu loben, indem er sie daran erinnerte, daß die Missionäre die Kranken heilen, die Kinder unterrichten und sich einzig mit dem Wohl des Volkes beschäftigten.

Die Arzneikunst hat uns in Porto-Novo einen Namen verschafft, der selbst den berühmtesten Doktoren Europas zur Ehre gereichen würde. Nicht bloß die gemeinen Schwarzen gebrauchen unsere Arzneimittel, nein, sogar die Fetischpriester, die ehemaligen Aerzte des Landes, und der König selbst wenden sich in ihren Krankheiten an uns. Erst kürzlich ist Letzterer gekommen, um uns zu bitten, eines seiner kranken Kinder zu heilen. Er empfahl uns nur Eines, nämlich in unsere Arzneien kein Hühner- oder Schweinefett zu mengen, da die Fürsten von Porto-Novo sich dieser Nahrungsmittel nicht bedienen. Wir entsprachen seinen Wünschen, und am folgenden Tage schickte uns der König als Beweis seiner Dankbarkeit eine Truthenne.

Ich habe mich an der Verehrung der Gläubigen von Porto-Novo gegen die Unbefleckte Jungfrau erbaut. Um dieser ihrer Verehrung entgegen zukommen, haben wir zur Vorbereitung auf das Fest der Unbefleckten Empfängniß eine neuntägige Andacht veranstaltet. Alle Abende gaben wir am Schluße der Andacht den Segen mit dem Allerheiligsten und waren freudig überrascht, als wir unsere Christen unter Be-

[1]) Die Uebersendung eines Stockes oder eines andern Gegenstandes, welcher einer Person gehört, stellt diese Person selbst vor.

gleitung der Musik und mit großer Uebereinstimmung, was sonst bei ihnen nicht gewöhnlich ist, das Vater unser, Ave Maria, Ehre sei Gott dem Vater, die Litanei zur seligsten Jungfrau und das Salve Regina singen hörten. Gegen die Mitte der neuntägigen Andacht sind auch die Christen von Lagos mit ihren Familien angekommen, um das Fest Mariens zu feiern, und unsere Kirche konnte nicht alle Leute fassen. Diese Christen hatten einen Weg von mehr als 40 Stunden gemacht! An den drei letzten Tagen der Novene und am 8. Dezember habe unsere Neubekehrten eine schöne Beleuchtung veranstaltet, welche den von allen Seiten herbeigeeilten Heiden einen hohen Begriff von unserer Religion beibrachte. Am Festtage selbst haben wir das Hochamt mit Assistenten gehalten; so etwas hatten die Schwarzen noch nie gesehen, sie waren vor Bewunderung ganz entzückt.

Die heilige Weihnacht war nicht minder prachtvoll. Die Schwarzen hatten einen langen Zugang von Lichtern in die Kapelle gemacht. Möge doch das göttliche Kind bald alle diese Seelen erleuchten!

Ich bitte Gott alle Tage, daß er uns Klosterfrauen nach Porto-Novo sende; denn ich kann die Verlassenheit der kleinen Mädchen und die unglückliche Lage, in welcher sie schmachten, nicht sehen, ohne darüber zu seufzen.

Missionen von Australien.

Apostolisches Vikariat Mangareva, Tahiti und Pomotu.

Oster-Insel.

Endlich können wir unsern Mitgenossen nähere Berichte über die Mission der Oster-Insel geben. Die apostolischen Männer, welche beauftragt waren, das Evangelium auf dieser Insel zu verkünden, sind in ihren Erwartungen nicht getäuscht worden. Dank ihrem Eifer und ihrer Ausdauer haben sie über die feindseligen Gesinnungen der Eingebornen gesiegt und den Grund zu einer neuen Christengemeinde gelegt.

Brief des Hochw. Herrn Pachomius Ollivier, Vice-Provinzial der Congregation der hl. Herzen Jesu und Maria in Valparaiso (Chili); an den hochw. Herrn P. Euthymus Rouchouze, Generalvorsteher derselben Congregation in Paris.

Valparaiso, den 22. Dezember 1866.

Hochwürdiger Vater!

. . . Den 25. März dieses Jahres hat die Goëlette von Gambier, Unsere Liebe Frau vom Frieden benannt, den Pater Hyppolit Roussel, den Bruder Eugen Eyraud und drei inländische Christen von Mangareva nach der Oster-Insel gebracht.

Durch die Erfahrung belehrt, hatte der Bruder Eugen, welcher bei seinem ersten Aufenthalt auf der Insel in beständigem Schrecken gelebt hatte, dieses Mal Platten von gal-

vanisirtem Zink mitgebracht, um Hütten daraus zu bauen, welche gegen jeden Versuch von Brandstiftung geschützt wären. Trotz der Raubgier der Kanaken konnten unsere zwei Mitbrüder ihre kleinen Vorräthe ausschiffen, und als die Goëlette den 28. März wieder abging, waren schon zwei Hütten errichtet. Die Eingebornen hatten indessen vom ersten Augenblicke an ihre Absicht, die neuen Ankömmlinge zu plündern, nicht verhehlt, und schon bevor die Goëlette segelfertig war, stand Pater Roussel zu verschiedenen Malen in Gefahr, ausgeplündert zu werden.

Die Lage der Missionäre war zuerst eine äußerst bedenkliche; Tag und Nacht war ihre Hütte belagert oder vielmehr durch eine unermeßliche Volksmenge buchstäblich eingeschlossen. Die Neugierde trug allerdings auch viel zu diesem Zusammenlaufe bei; allein die Plünderungssucht hatte eben so viel Antheil daran. Es waren sogar von den entferntesten Buchten Wilde gekommen. Glücklicherweise verrichtete man in all unsern Häusern Gebete für den Erfolg der Mission und Gott erhörte sie, indem er den Pater Roussel und den Bruder Eyraud sichtbar beschützte. Beide kamen mit der Furcht und zweimonatlicher Einschließung in der Hütte davon. „Es war keine Möglichkeit vorhanden," schreibt mir Pater Roussel, „weder bei Tag noch bei Nacht, ein Auge zu schlie„ßen. Alle diese großen Kinder umringten die Hütte, indem „sie sangen, schrieen, auf den Zinkplatten trommelten und von „Zeit zu Zeit einen Hagel von Steinen auf das Dach reg„nen ließen. Man mußte Alles fest schließen, so zwar, daß „ich während zwei Monaten genöthigt war, am hellen Mit„tag meine Lampe anzuzünden, um mein Brevier zu beten. „Wenn ich durchaus hinaus mußte, so mußte ich durch eine „Gasse von Leuten gehen, deren Haltung ihre Absichten ge„nugsam erkennen ließ und welche auf den Augenblick lauer„ten, wo sie mich überraschen und ausplündern könnten. „Wenn ich zurückkam, fand ich das Schloß voller Kieselsteine „und es war mir unmöglich, den Schlüssel hineinzustecken."

Diese Lage konnte nicht fortdauern; Gott kam unsern Mitbrüdern zu Hilfe. Unvermerkt gewann Pater Roussel Einfluß auf seine Besucher. Die Aehnlichkeit zwischen dem Dialekte von Mangareva und dem der Oster-Insel war Ursache, daß er sich schon in den ersten Tagen verständlich machen konnte, und seine Entschlossenheit flößte den Kanaken bald Achtung ein. Sie begriffen, daß dieser Fremdling kein gewöhnlicher Mensch war; sie schenkten seinem Unterrichte Ge-

hör und fühlten allmälig den Einfluß unserer heiligen Religion. Nach Verlauf von 7 Monaten war Alles verändert. Es hatten wohl ohne Zweifel nicht Alle in gleichem Maaße die Einwirkung des Missiouärs an sich erfahren; es bleiben immerhin noch Einige, welche schlecht gesinnt sind, und welche der Teufel sich dazu vorbehält, um den Fortschritt des Werkes Gottes zu hemmen; aber der größere Theil der Bevölkerung ist dem bessern Zuge gefolgt, und ehrt heute diejenigen, welche sie vor einem halben Jahre noch beschimpfte.

Unsere zwei Missionäre haben sich demnach mit Eifer an das Werk begeben. — Der Bruder Eugen hat durch Arbeiten, welche seine Kräfte überstiegen (denn seine Gesundheit ist schon in Gefahr) drei Hütten errichtet, welche so gestellt sind, daß sich zwischen ihnen ein Hof befindet, der durch ein Pfahlwerk geschlossen ist, und von dem aus man die Aussicht auf das Meer hat. Ein kleines Stück Landes wurde uns tauschweise bewilligt, das nun bereits urbar gemacht und zum Ansäen bereit ist. Es fehlte an Wasser; Bruder Eugen begann einen Brunnen in den Felsen zu graben; aber er fand nur salziges Wasser und das Trinkwasser muß aus weiter Entfernung, bei den Kratern erloschener Vulkane, geholt werden.

Eine der Hütten, welche groß genug ist, um bei hundert Personen zu fassen, dient als Kapelle, und Pater Roussel versammelt in derselben alle Tage diejenigen unter den Eingebornen, welche sich eifrig und willig bezeigen. Zuerst sind die Männer allein erschienen; dann kamen allmälig auch die Kinder; die Frauen, welche hier, wie bei den meisten heidnischen Völkern, Sklavinen sind und keine andere Beschäftigung haben, als für die Familie die Nahrung zu suchen, lassen sich jetzt auch herbei und fangen an, zu den Gebeten zu kommen. Die kleinen Kinder waren die Erstlinge der Auserwählten in diesem unwirthlichen Himmelsstrich. Eine Anzahl derselben ist schon getauft worden und hat ihren Platz im Himmel eingenommen; sie sind die ersten Beschützer der Oster-Insel. Auch einige Erwachsene haben die Taufe in der Todesstunde empfangen; mit den andern aber werden wir, ungeachtet ihres Verlangens, zuwarten, bis sie hinreichend unterrichtet und dieser Gnade würdig sind.

Jetzt, da der Anstoß gegeben, der Charakter der Missionäre anerkannt und ihr Einfluß festgestellt ist, kann man die Hoffnung hegen, daß das Werk der Verkündigung des Evangeliums schnelle Fortschritte machen werde. Man kann

jedoch nicht erwarten, daß alle Schwierigkeiten unverzüglich gehoben, und daß die Insulaner sich in Massen dem Joche Jesu Christi unterwerfen werden; das ist nicht der gewöhnliche Gang der Dinge. Der Teufel ist zu lange und zu vollständig Herr über diesen kleinen Erdwinkel gewesen, als daß er seine Beute so schnell fahren ließe. Er wird wohl Hindernisse zu bereiten wissen, und man kann die Werkzeuge, deren er sich bedienen wird, jetzt schon bezeichnen. Unter dieser Bevölkerung, welche sich mehr und mehr vor dem Ansehen der Missionäre beugt, gibt es Menschen, die sich vom ersten Tage an zu Gegnern der Wahrheit und Vertheidigern des Götzendienstes aufgeworfen haben. Unter allen zeichnet sich Einer aus und scheint die Rolle des Parteiführers übernommen zu haben; er heißt Roma. Boshaft und feige, ist er weit mehr zu fürchten als Toromei. Man findet bei ihm nicht blos die Lüsternheit und die raubsüchtigen Naturtriebe, welche allen Eingebornen gemein sind, sondern er verbindet damit seinerseits noch geheime Wühlereien und selbst offene Widersetzlichkeit gegen die Lehren des Evangeliums. „Wenn „ich ihm nicht begreiflich gemacht hätte," sagt Pater Roussel, „daß ich ihm Widerstand zu leisten bereit sei, so hätte er „sich sogar vermessen, mich am Krankenbesuche zu verhindern. „Ich halte ihn zu Allem fähig, wenn er nicht durch die „Furcht zurückgehalten wird. Vor einigen Tagen überfiel er „den Bruder Eugen in der Tiefe des Brunnens, wo er ar„beitete, und drohte ihn unter den Steinen zu begraben, „wofern er ihm nicht seine Hosen geben wolle. Mittlerweile „kam ich dazu und der Angreifer lief, als er mich erblickte, „davon. Möge Gott das Herz dieses armen Ungläubigen „rühren!"

Wir müssen uns also auf einen Kampf gefaßt machen; aber die Aussichten auf den Sieg künden sich von Tag zu Tag als gewisser an, und die von der Vorsehung bestimmte Stunde scheint für die Bewohner der Oster-Insel geschlagen zu haben. Die Mission ist hier in einem Augenblicke gegründet worden, wo das Werk der Zerstörung, eine Zerstörung in materieller und sittlicher Beziehung, auf seinem äußersten Punkte angelangt ist. Diese Insel war ehemals mit reichem Pflanzenwuchs bedeckt, von dem man nur noch einzelne Spuren findet; denn Alles ist verheert worden; und jetzt sieht man dort nicht einmal mehr einen Baum. Der Zerstörungstrieb scheint, nebst dem Diebstahl, der vorherrschende Charakterzug der Rapa's zu sein. Wenn sie auch inmitten die-

ſer Ruinen noch einige religiöſe Vorſtellungen bewahrt haben, ſo haben ſie doch jede Uebung eines Gottesdienſtes vergeſſen, und kaum erinnern ſie ſich noch an Makemake, die Gottheit, welche ihre Vorfahren anbeteten. Keine Auktorität und keine Unterwürfigkeit iſt mehr vorhanden: die Oſter-Inſel bietet ein eigentliches Muſterbild der Geſetzloſigkeit dar. Während der neun Monate ſeines erſten Aufenthaltes hatte Bruder Eugen keine eigentlich anerkannten Oberhäupter ausfindig machen können; einige Parteien, an deren Spitze ſich dreiſtere Perſönlichkeiten ſtellten, verfügten über die Ruhe und Ordnung auf der Inſel.

Es war nicht immer ſo geweſen. Noch kurz vorher war eine erbliche Monarchie anerkannt geweſen; der letzte König, der durch die Seeräuber weggeführt worden war, iſt in Callao (Peru) geſtorben. Sein Sohn, ein Jüngling von 12 bis 14 Jahren, der ſich durch ſeinen Verſtand und ſeine vortrefflichen Anlagen ausgezeichnet, iſt in die Zahl der Katechumenen aufgenommen worden; er iſt der erſte Erwachſene, der die Taufe erhielt. Es iſt ſchwer, die möglichen Fälle vorauszuſehen, welche ihm einſt wieder eine wirkliche Gewalt über ſeine Landsleute einräumen könnten. Man hat noch eine gewiſſe Achtung für ihn; man bringt ihm noch die Erſtlinge der Yamswurzeln; aber auf die Angelegenheiten der Inſel übt er durchaus keinen Einfluß. Die Herrſchaft wird immer von einigen Aufwieglern, welche verwegener und boshafter ſind, als die andern und ſich Jahr für Jahr ablöſen, an ſich geriſſen; dieſe tyranniſiren die Bevölkerung, vermehren deren Elend und beſchleunigen deren gänzliche Auflöſung.

Die Art, auf welche dieſe kleinen Tyrannen die Herrſchaft einander übertragen, iſt wohl die ſeltſamſte Erfindung, die ſich denken läßt.

Gegen den September begeben ſich die Bewerber mit ihren Anhängern auf den höchſten Berg der Inſel. Da lagern ſie meiſtens 6 oder 8 Wochen über unter freiem Himmel. Sie würden niemals errathen, mit was ſie ſich während dieſer Zeit beſchäftigen. Es handelt ſich darum, zur Wahl des Oberhauptes zu ſchreiten, und was darüber entſcheiden ſoll, iſt — der Zufall. Es gibt auf der Inſel einige kleine Vögel, die aber ſo ſelten ſind, daß der Bruder Eugen in neun Monaten nicht einen einzigen derſelben geſehen hat. Auf dem Berge finden ſich einige, und es gibt alſo im Frühlinge auch einige Neſter. Nun denn! die Entdeckung eines

dieſer Neſter bezeichnet den Auserwählten. Der glückliche Entdecker des Neſtes wird unverzüglich als Oberhaupt anerkannt und mit tyranniſcher Macht bekleidet. Seine Leute begleiten ihn an die Bucht, wo ſein Haus ſteht und dienen ihm da 2 bis 3 Monate als Sklaven. Wenn das Neſt durch einen Anhänger des letzten Häuptlings entdeckt worden iſt, ſo kehrt die Partei mit Ehren zu ihrem Heerde zurück. Wenn er aber einer andern angehört, ſo wird die geſtürzte Partei ſchimpflich in einen Winkel der Inſel verwieſen, wo alle ihre Anhänger vor Elend und Froſt zu Grunde gehen.

Mit der Einführung der neuen Herrrſchaft beginnt dann auch Raub und Brand. Wehe dem, der einige Kartoffeln oder einige Hennen beſitzt! Der Häuptling fällt, von ſeinen Leuten gefolgt, wie ein Raubvogel über die Hütten her. Das iſt es, was die Inſel in das äußerſte Elend gebracht hat.

Bruder Eugen war von einer kleinen Zahl von Unordnungen Zeuge geweſen; zur Zeit des Mataveri ſah er jedoch den Beginn der Verheerungen, deren Opfer er ſelbſt wurde, und welche nach ſeiner Abreiſe den höchſten Grad erreichten. Torometi und ſeine Anhänger wurden verbannt, ihre Wohnungen geplündert und die Bucht Hagaroa (Anarova), wo die Hütte des Bruder Eugen ſtand, blieb verödet. Erſt bei der Ankunft des Pater Rouſſel konnten Torometi und ſeine Freunde von allem entblößt und vor Hunger beinahe ſterbend, wieder heimkehren.

Die gleichen Auftritte haben ſich vergangenen September wiederholt, und Pater Rouſſel hatte große Mühe, dem Uebermaß derſelben ein Ziel zu ſetzen. Es iſt höchſte Zeit, daß der Einfluß der Miſſionäre in dieſem Wirrwarr ein wenig Ordnung ſchaffe; denn die Sterblichkeit, welche durch das Elend und die Hungersnoth verurſacht wird, breitet ſich mit reißender Schnelligkeit aus. Die verwüſteten Pflanzungen erzeugen kaum einige Kartoffeln, welche die Unglücklichen noch ganz roh verzehren; dazu kommt noch, daß die Trägheit und Kurzſichtigkeit ihre unglückliche Lage mit jedem Tage verſchlimmert. Es wäre dringend nothwendig, daß alſogleich einige Brüder, von ſolcher Thätigkeit wie ſie Bruder Eugen beſitzt, den ganzen an das Meer gränzenden Landſtrich anpflanzten, um dieſen ausgehungerten Leuten Hilfe zu ſchaffen. Dann könnte man auch die Kinder aufnehmen, welche ſämmtlich in Folge des Todes ihrer Eltern, weil ſie von dieſen verlaſſen wurden, Waiſen geworden ſind und ein herumſchweifendes Leben führen.

Unsere zwei Mitbrüder haben während der ersten Monate ihres Aufenthaltes die Zeit nicht verloren; Sie werden dieses, hochw. Vater, aus folgendem Auszug aus einem Briefe des Kapitän des Tampico, Herrn Dutrou-Bornier, deutlich ersehen:

„Ich war sehr verwundert, als ich sah, was die Geduld „und die Arbeitsamkeit zweier einziger Männer in so wenigen „Monaten zu Stande bringen konnten. Da wo ich nur eine „armselige kaum schließende Hütte zu treffen glaubte, fand „ich wohleingerichtete Gebäude, welche mit Mauern und „Gitterwerk umschlossen sind, eine mit Blumen geschmückte „Kapelle, einen Wagenschoppen, einen Garten, und ringsum „urbares und bepflanztes Land. Ich kann Ihnen nicht sa„gen, von was ich mehr überrascht war, von der geschickten „Arbeit des Bruder Eugen, oder von der englischen Geduld „des Pater Roussel. Ich sah die kleine Kirche angefüllt; ich „sah jene nämlichen Wilden, welche die Fremden mit Stein„würfen empfingen, knieend in kanakischer, französischer und „lateinischer Sprache alle unsere schönsten Gebete verrichten.— „Ich glaube, daß der Oster-Insel eine schöne Zukunft be„vorsteht. Wenn die Bevölkerung sich einmal zur Arbeit be„quemt hat, so wird der Boden, der sehr gut ist, alle Ge„treidearten unserer gemäßigten Länder hervorbringen. Es „handelt sich nur darum, eine Bevölkerung neuzugestalten, „welche durch Leiden zum Thiere herabgesunken, durch Krieg, „Kälte und Hungersnoth dezimirt worden ist."

Der Tampico ist verflossenen 25. Oktober vom Valparaiso nach der Oster-Insel abgegangen, und hatte zwei neue Missionäre, den P. Kaspar Zumbohlm und den Bruder Theodul Escolan an Bord. Sie führten Hilfsmittel für die neubegründete Mission mit sich, als eine Sammlung Obstbäume, aller Art Samen, eine Kuh, zwei Kälber, Kaninchen, Tauben, Vorräthe an Brennmaterialen, galvanisirtes Eisen u. s. f. P. Zumbohlm und Bruder Theodul landeten den 6. November an der Oster-Insel. Diese Verstärkung und die Hilfsmittel, welche sie bei sich hatten, haben den Muth und das Vertrauen der Gründer der Mission verdoppelt. Ueberdieß hat der Anblick der neuen Missionäre schon einen sehr günstigen Eindruck auf die Eingebornen gemacht, und diese hatten genug Selbstbeherrschung, um keinen der Gegenstände, welche ausgeschifft wurden, zu berühren. Und doch waren da Sachen genug vorhanden, die ihre Lüsternheit reizten und ihre Neugierde anzogen. Jeder neue Gegen-

ſtand wurde mit einem Schrei der Bewunderung begrüßt; ein Schubkarren ſchien ihnen beſonders etwas wunderbares. Als ſie aber eine Kuh und ein Pferd landen ſahen, kannte ihr Erſtaunen keine Grenzen mehr. Es ſind nicht alle Pflanzen in gutem Zuſtande angekommen; viele ſind durch das Meerwaſſer verdorben worden; jedoch iſt Hoffnung, eine große Zahl derſelben noch erhalten zu können.

Der gegenwärtige Augenblick ſcheint mir für die Zukunft unſerer lieben Miſſion entſcheidend zu ſein. Durch ihr gemäßigtes Klima, ihre Fruchtbarkeit und ihre Nähe bei unſern amerikaniſchen Häfen begünſtigt, durch ihre Abgeſchloſſenheit, ihre ſchwer zugänglichen Küſten und den Abgang von Produkten, welche die Lüſternheit der Handelsleute erregen könnten, beſchützt, befindet ſich die Oſter-Inſel in viel günſtigern Verhältniſſen als der Archipel von Gambier. Ihre Bewohner, welche allerdings träge und wie die übrigen Kanaken verdummt ſind, ſcheinen gleichwohl der Gnade keinen großen Widerſtand entgegenſetzen zu ſollen. Ein bemerkenswerther Zug ihres Charakters iſt ihr unbegrenztes Vertrauen auf das Wort des Miſſionärs.

Möge Der, der das Werk angefangen hat, dasſelbe auch krönen und mögen die Gebete, welche unſern Patres einen ſo günſtigen Eingang verſchafften, auf ihre apoſtoliſchen Arbeiten immer reichlichern Segen herabziehen. Kommenden Februar wird der Tampico hieher zurückgekehrt und hoffentlich im Stande ſein, unſerer Miſſion einen neuen Beſuch zu machen. Wollte Gott, daß wir dann unſern Patres neue Hilfsmittel ſenden könnten!

Genehmigen Sie, hochwürdiger Vater, die wiederholte Verſicherung meiner tiefſten Ehrfucht und meiner vollſten Ergebenheit in den heiligen Herzen Jeſu und Maria.

Fr. Pachomius Ollivier,
Vizeprovinzial.

Missionen von Amerika.

Brief des Hochw. Herrn Missionärs J. Busche in Lapeer, an den Hochw. Herrn De Neve, Generalvicar und Rector des amerikanischen Seminars in Löwen.

Lapeer, 11. Oktober 1866.

Hochwürdigster, theuerster Vater Rektor!

Mein letzter Brief ist, wie Hochw. Hrn. Reichenbach mir mittheilt, in Ihrer Hand; seitdem ist ein gutes Stück Zeit verflossen, und ich denke, Sie werden sehr begierig sein, zu erfahren, wie uns die Vorsehung hier führt oder vielmehr, wie wir uns von der Vorsehung führen lassen.

Zu meiner Freude kann ich erklären, daß meine Pfarrkinder, im Ganzen genommen, in einer befriedigenden Weise die ihnen verliehenen Gnaden benützen; ein guter, wahrhaft christlich-frommer Geist weht im Allgemeinen in meiner Gemeinde. Nie hätte ich gedacht, daß so gute Leute in Amerika sein könnten, in einem Lande, dessen anfeuerndes Schlagwort und bezeichnendes Streben so vollständig in irdischem Wohlergehen und zeitlichem Interesse besteht. Da gibt es nicht Wenige in meiner Gemeinde, die ich für wirkliche Heilige halte, und gar Viele, die in jedem Orden eine Zierde bilden würden, wenn das ihr Beruf wäre. Ja, ich wage zu behaupten, daß ein gewisser Theil meiner Gemeinde, was religiösen Geist betrifft, mit jeder Pfarrei in Europa vortheilhaft verglichen werden könnte. Mit Rücksicht darauf, daß meine Gemeinde so zerstreut ist, kann ich sagen, daß die heiligen Sakramente fleißig empfangen werden; dasselbe gilt vom heiligen Meßopfer, dem man mit besonderer Sammlung

und Ehrfurcht beiwohnt. Die Taufen sind im laufenden Jahre nicht so zahlreich als im verflossenen, indem sie sich nur auf 30 belaufen, eine Zahl, die jedoch gerade nicht klein genannt werden kann, da sie nach meiner Ansicht mit der Familienzahl meiner Gemeinde und ihrer numerischen Größe überhaupt in gehörigem Verhältnisse steht. Die genannte Anzahl von Taufen wird, wenn verglichen mit der Zahl der Ehen, die nur 5 betrugen, noch weniger befremden. Hochw. Hr. D . . theilt mir mit, er habe Ihnen erzählt, daß ein protestantischer Prediger zu meiner Gemeinde übertrat. Ich kann diese Angabe mit Vergnügen bestätigen und in erfreulicher Weise beifügen, daß der erwähnte Convertit ein eines Katholiken würdiges Leben führt, zum Beispiel und zur Erbauung für Alle. Er war eine Art von Reiseprediger und genoß wegen seiner Nächstenliebe eines guten Rufes. Sein Geist forschte rastlos nach der Wahrheit und ruht nun glücklich in ihrem wirklichen Genusse, trotz der so großen Schwierigkeiten, die verblendete scheinfromme Verwandte ihm in den Weg legten. Sein Weib widersetzte sich anfangs der Aenderung seiner religiösen Ueberzeugung und war gegen die Katholiken in hohem Grade eingenommen; jetzt, wo sie mehr mit ihnen und ihrer Lehre in Berührung kommt, nehmen ihre religiösen Ansichten einen raschen Umschwung, so daß ihre Vereinigung mit ihrem Gemahle durch das Band des Glaubens in Aussicht steht.

Auf diese Bekehrung folgte schnell die einer protestantischen Frau, welche, wie es scheint, eine solche Gnade wohl verdiente; denn es ist allgemein bekannt, daß ihr Leben über jeden Vorwurf erhaben ist. Ich habe guten Grund zu glauben, daß verschiedene andere Bekehrungen sich vorbereiten. Wäre es mir gegeben, aus dem Proselitenmachen ein Geschäft zu machen, so würden die Bekehrungen vom Protestantismus jetzt die gegenwärtige Zahl mindestens viermal geben. Einen Mann zu bekehren, ist nicht gar so schwierig, so lange man auf einen religiösen Grund bauen kann, was bei den amerikanischen Protestanten überwiegend der Fall ist, da ihre Mehrzahl von atheistischen Ansteckungen frei ist.

Höher noch als diese Bekehrungen aus dem Protestantismus, schätze ich die gewissen Katholiken meiner Heerde verliehenen besonderen Gnaden, wenn sie von der Kirche abgefallen waren. Einer von ihnen, ein Deutscher, hatte sich vor mehreren Jahren den Methodisten angeschlossen. Als ich das letztemal in der Filiale war, in deren Nähe er lebt, kam er

und sprach mit Thränen in den Augen den Wunsch aus, wieder in die Kirche aufgenommen zu werden. Nachdem er den Protestantismus öffentlich abgeschworen hatte, was er mit großer Bewegtheit that, empfing er die heiligen Sakramente der Buße und des Altars. Der zweite war ein Irländer. Die Bekehrung dieses Mannes ist so einzig in ihrer Art, daß ich es nicht für ungeeignet erachte, einige Umstände derselben zu berichten. Der Mann lebt ungefähr 6 Meilen von einer meiner Filialen. So oft ich dort hin kam, um sie zu besorgen, hatte er zwar rechtzeitig davon Nachricht erhalten, ließ sich aber niemals sehen. Als ich mich einmal eben in einer andern Filiale befand, sagte man mir, er habe 2 Kinder, die seine Frau getauft haben wollte. Als ich das hörte, kam mir der Gedanke, es könnte nicht schaden, wenn ich in seinem Hause Messe lesen und ihn so irgendwie nöthigen würde, die Sakramente zu empfangen. Ich hielt den Gedanken fest, erwog ihn, und endlich beschloß ich, meinen Plan auszuführen. Als ich bei seinem Hause anlangte, empfing er mich freundlich. Dann war ein Gespräch angeknüpft, das bald den Schlüssel zu seiner gänzlichen Vernachlässigung der Religion gab. Der arme Mann hatte seinen Glauben verloren. Zum Unglück war die ketzerische, dem Origenes zuweilen zugeschriebene Lehre, in seine Hände gekommen, die er zum Ruin jener Grundtugend las und überdachte. Er konnte nämlich nicht an die Ewigkeit der Strafe glauben. Ausgehend von dem Dasein Gottes, das er nicht läugnete, versuchte ich die Nothwendigkeit einer Hölle zu erklären, indem ich mich auf seine Vernunft berief, und, dem Himmel sei Dank, mit gutem Erfolge. Doch die glückliche Umkehr seines Geistes sollte eine noch anhaltendere und festere Richtung von oben erhalten. Nächsten Morgen las ich in seinem Hause die hl. Messe, vor der er noch beichtete. Ich richtete einen Altar auf, so zierlich, als es die Umstände erlaubten. Die Leuchter, welche ich bei dieser Gelegenheit gebrauchte, waren die sonderbarsten, die ich je in meinem Leben sah, und doch ließ sich Gott herab, an einem derselben etwas wirklich Wunderbares zu wirken. Nach der Messe erzählte mir der Mann mit sichtlicher Rührung, daß ihm etwas sehr Sonderbares begegnet wäre. Ich bat ihn, sich zu erklären, worauf er Folgendes berichtete. Während ich Alles für die Messe herrichtete, habe er sich mit der Zurechtsetzung der Kerzen beschäftigt. Als er die Kerze zur Rechten angezündet, nahm er sie, um damit die andern anzuzünden. Als er sie

hinüberhielt, merkte er, daß das herunterlaufende Unschlitt am brennenden Dochte auf das Altartuch herabtropfen und es beschmutzen würde. Deßhalb zog er sie zurück, in der Absicht, die zweite Kerze mit einem Streichholze anzuzünden. Nachdem er dieses angestrichen, trat er zur Kerze und sah, daß diese hellauf brannte. „Als ich das sah," um seine Worte zu gebrauchen, „ging ich wieder zurück, denn ich kann schwören, daß ich die Kerze nicht selbst angezündet habe." Als sein Weib diesen seinen Bericht hörte, war sie sichtlich gerührt. „Du siehst Thom," sagte sie, das Auge mit Thränen gefüllt, „du siehst, daß das Deinetwillen geschehen ist. Du mußt jetzt ein besserer Mann werden." „Ja," erwiederte er, die Worte seines Weibes wiederholend, „das ist meinetwillen geschehen." Das Licht des Glaubens erleuchtet nun wieder seinen Geist.

Die dritte unter den hochbegnadigten Personen ist eine deutsche Frau, die Gattin eines sehr achtbaren Farmers. Einige Jahre lang hatte sie am obern See gelebt, wo sie wohl ihren Glauben mag verloren haben. Sie machte Einwürfe gegen die Grundlehren des katholischen Glaubens nicht nur, sondern des Christenthums überhaupt. Sie beugte sich über den Abgrund des Unglaubens. Während der häufigen Besuche, die ich ihr machte, pflegte sie mir ihre religiösen Zweifel vorzulegen, die ich nach besten Kräften aufzuklären versuchte, uud Gott sei Dank, immer ihren Verstand zufriedenstellend. Nach Verfluß einiger Monate kam sie endlich eines schönen Morgens, beichtete, kommunizirte und ist seitdem eines der frömmsten und eifrigsten Glieder meiner Gemeinde. Aber das ist nicht Alles. Ihre Kinder (6 an der Zahl), die alle in den Untergang des Glaubens ihrer Mutter würden hineingezogen worden sein, sind nun auch für die Kirche gerettet, obwohl eines von ihnen anfangs Schwierigkeiten machte. Und noch mehr, ihr Vater, jetzt noch ein Ungläubiger, aber ein mit vielen natürlichen Tugenden begabter Mann, hat jetzt eine hohe Meinung von unserer heiligen Religion erhalten und nähert sich rasch den Thoren der Kirche, so daß wir, wie ich sicher rechne, in Kurzem in die Worte des erleuchteten Schriftstellers einstimmen können: „Und er glaubte und sein ganzes Haus."

Ich bitte Sie, theuerster Vater Rektor, und all' ihre guten Zöglinge, sich mit mir zu vereinen, um Gott für so große, den Meinen verliehene Gnaden zu danken.

Noch einen andern Dank schulde ich Gott dafür, daß er meine Gemeinde von leiblichen Uebeln, besonders epidemischen Krankheiten bewahrt hat. Die Sterblichkeit in meiner Gemeinde ist im Ganzen sehr unbeträchtlich. Diese 2 Jahre hindurch wurde ich nur 14mal zu Kranken gerufen und hatte 7 Begräbnisse. Was mich betrifft, so fühle ich mich besser als in der letzten Zeit meiner Studienjahre, was vor Allem den abhärtenden Mühen meiner Mission zuzuschreiben ist. Bezüglich der Wege, die ich bereisen muß, so sind sie ganz und gar jeder modernen Verbesserung fremd, da sie sich noch in ihrem ursprünglichen patriarchalischen rohen Zustande befinden. So oft ich auf dieselben komme, werde ich unwillkürlich an den Mann in der Michigan-Anekdote erinnert, der mit dem Kopfe aus einer Schlammlache herausguckte und auf die Frage eines Vorübergehenden, wie er doch um Alles in der Welt in eine so elende Klemme gekommen, ritterlich erwiederte: „Wie, mein Herr, ich in einer elenden Klemme!? Hum! Ich habe noch ein festes Pferd unter mir.“ Die Erinnerung an diese Anekdote wirft noch einen Schatten von Laune über das dunkle Schlammkleid meiner Straſſen, die noch sehr lieblich und rosig erscheinen müssen, wenn ich in Erwägung ziehe, daß sie, obwohl kothig und schlammig, durch eine gute Meinung in ausgezeichnet gepflasterte Straſſen zum Himmel können verwandelt werden.

In Imlay, wo ich eine wichtige Filiale habe, werden wir, wenn möglich noch diesen Spätherbst, eine Kirche bauen.

In Lapeer bauen wir eben für mich ein Haus, das eine eben so schöne als zweckmäßige Lage haben wird. Denn es wird auf einen Hügel zu stehen kommen, von wo es die Aussicht über das ganze Dorf gewährt, und es wird gerade meiner Kirche gegenüberliegen, nur durch die Straſſe von ihr getrennt.

Lassen Sie uns nun Abschied nehmen, theurer Vater Rektor, Sie in ihrem geliebten Seminare, ich bei meinen guten, liebevollen Irländern und frommen, warmherzigen Deutschen.

In Jesus und Maria Ihr

J. Busche.

Inhalt der Lieferung 198.

Seite

Rechnungs-Ablage des Ludwig-Missions-Vereines in Bayern für das Jahr 1866 305

Rechnungsausweis des Werkes der Glaubensverbreitung in Lyon von 1866 311

Missionen Asiens.

China. Mission der spanischen Dominikaner (Fortsetzung) 358

Bericht über das Martyrthum des Paul O Pan-Tsi, Hyacinth Hong und Thomas Song, ausgezogen aus einem Briefe des hochw. Herrn Feron, Stellvertreter des apostolischen Vikars von Korea . 373

Briefe des hochw. Herrn Feron, Stellvertreter des apostolischen Vikars von Korea, an die Herren Direktoren des Seminars der auswärtigen Missionen in Paris 379

Missionen Afrikas.

Dahomey. Brief des hochw. Herrn J. Borghero, Vorstehers der Mission von Dahomey, an Herrn A. Planque, Generalvorsteher des Seminars der afrikanischen Missionen (Schluß) 385

Seite

Missionen Australiens.

Apostolisches Vikariat von Mangareva, Tahiti und Pomotu. Brief des hochw. Herrn Pachomius Olivier, Vice-Provinzial der Congregation der heiligen Herzen Jesu und Maria in Valparaiso (Chili), an den hochw. Herrn P. Euthymus Rouchouze, Generalvorsteher derselben Congregation in Paris . . 402

Missionen Amerikas.

Brief des hochw. Herrn Missionärs J. Busche in Lapeer, an den hochw. Herrn De Neve, Generalvikar und Rector des amerikanischen Seminars in Löwen . 410

Annalen

der

Verbreitung

des

Glaubens,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Nro. [illegible]

[illegible] V.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Der Ludwig-Missionsverein.

[illegible]

CXCIX.

Missionen von Asien

China.

Apostolisches Vikariat der Mandschurei.

Der letzte Brief des hochwst. H. Verolles an die Centralräthe trug das Datum des 8. November 1863 [1]). Derjenige, welchen wir jetzt mittheilen, gibt die Hauptereignisse seit dieser Zeit wieder, und enthält zugleich den Bericht über eine Reise nach Peking, welche der apostolische Vikar im Interesse seiner Mission unternommen hat.

Brief des hochwst. H. Verolles, apostolischen Vikars der Mandschurei an die HH. Mitglieder der Centralräthe der Glaubensverbreitung.

Unsere liebe Frau vom Schnee den 2. Juli 1866.

Meine Herren!

So sind wir denn endlich seit einigen Wochen von den Räubern befreit, welche in den zwei letzten Jahren das Land ärger als je verwüstet hatten. Die von Peking abgeschickten Soldaten haben dieselben zerstreut und in den Osten zurückgejagt, wo sie nun mitten in den kaiserlichen Waldungen, ganz in der Nähe von Korea, Schlupfwinkel gefunden haben.

[1]) Annalen 1865, Seite 87, Heft 184.

Ungeachtet so vielen Mißgeschickes haben wir doch den geringen wöchentlichen Beitrag für Ihr heiliges Werk sammeln und darin sogar noch einen kleinen Fortschritt machen können. Die Einnahme von 1863 und 1864 beträgt 133 Fr. 40 R., die von 1865, 413 Fr. 47 R., macht im Ganzen für die drei letzten Jahre 548 Fr. 89 R.

Was soll ich Ihnen von den wilden Horden sagen, welche uns verschlingen? Die Schwäche der chinesischen Regierung läßt ihnen überall freies Feld, und fünf von meinen Christengemeinden sind ausgeplündert worden. Ein maßloser Schrecken herrscht bei der Annäherung dieser von Blut und Mord triefenden Blutsauger; die bestürzten Bewohner der Ebene fliehen auf die Berge, die Bergbewohner strömen in die Ebene; Widerstand wird nirgends geleistet.

Unsere Christengemeinden wurden größtentheils auf wunderbare Weise verschont. Manchmal streiften die Räuber rings um Unsere liebe Frau vom Schnee herum, und immer hat der Schutz Mariä uns gerettet. Diejenigen Christengemeinden, welche von ihnen mitgenommen wurden, haben uns wenigstens durch das Schauspiel ihres Glaubensmuthes Trost gebracht.

Ich sprach Ihnen, meine Herren, eben von den Soldaten aus Peking. Die Mandschurei ist die Wiege der jetzigen Herrscherfamilie, das von ihr bevorzugte Land. Bei der Nachricht von der Verheerungen, deren Schauplatz diese Provinz geworden, gerieth daher der sonst so unbewegliche Hof von Peking in Aufregung, und sandte uns eilig 15—20,000 seiner Tapfern, welche auf europäische Art ausgerüstet und mit mehr oder weniger gezogenen Flinten versehen war. Diese Tapfern folgen den Räuberhorden in einer Entfernung von sechs bis acht Stunden, und wenn sie erfahren, daß diese mit Beute überladen sind, kommen sie heran und jagen ihnen ein Theil dieser traurigen und blutigen Gegenstände ab, worauf alle, Räuber und Soldaten, ihren Marsch wieder fortsetzen. Die Soldaten aus Peking sind nur neue Räuber zu den ersten. So gehen die Sachen in China.

Der wirklich augenfällige Schutz, mit welchem Gott seine Kinder zu behüten sich würdigte, die Beispiele von Muth von Seite unserer Christen haben die Götzendiener zur Bewunderung hingerissen, und die Zahl der Katechumenen hat sich an mehrern Orten beträchtlich vermehrt. Aber ach! wie weit ist dieses Volk doch noch vom Reiche Gottes entfernt! Von so vielen Geißeln und schon seit so vielen Jahren heimgesucht, denkt es noch keineswegs daran, seinen Stolz unter der Hand dessen, der es züchtiget, zu beugen.

Es ist eine Thatsache, die von Jedermann, der dieses Volk aus wirklicher Erfahrung kennt, zugegeben wird, daß nämlich der Vertrag von Peking wohl hingenommen, nicht aber angenommen wurde. Man wagt zwar nicht, unsere Neubekehrten förmlich als Christen anzuklagen, sonst aber ist jeder Vorwand gut genug, und wenn man keinen solchen hat, versteht man gar wohl einen zu erdichten, vor Gericht ist jeder willkommen.

So wollte ich denn auch, um mehrere unserer Christen zu retten, welche in Ketten schmachten und alle Arten von Foltern ausstehen müssen, als letztes Mittel meine Berge verlassen und mich auf den Weg nach Peking machen. Es war im Februar 1865. Die Sache war wirklich kitzlig, denn es ist gar nicht so leicht, diesen hochgestellten Würdeträgern zu sagen, daß ihre Unterbeamten, die Mandarine in den Provinzen gegen den gesunden Sinn und die Billigkeit richten und verurtheilen. — „Unsere Mandarine sind nicht fähig nicht nach Gerechtigkeit zu richten, nicht fähig, das mindeste Geschenk anzunehmen", sagte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten ganz im Ernste zu mir. Mit den Chinesen sich in eine Erörterung einlassen, ist im Allgemeinen eine verlorne Mühe; ihr biegsamer und kindischer Geist unterwirft sich den Denkgesetzen durchaus nicht. Schweift man dagegen von der Sache ab, spricht man von etwas ganz anderm, führt man gelegen ein Sprüchwort oder eine Anekdote an, so kann man seinen Handel gewinnen. So erzählte ich denn auch bei Anlaß des meinen Neophyten gemachten Prozesses

und des ungerechten Spruches gegen sie diesen Mandarinen meine weiten Reisen, meine Wanderungen in China, meine Reise durch Peking im Jahre 1848, meine Ersteigung der großen Mauer durch einen ihrer Risse und andere Abenteuer.

— Ei wie! rufen sie ganz verwundert aus, kannst du denn ohne Hinderniß durchkommen?

— Und zwar ganz natürlich, ihr großen Männer.

— Ja, wahrlich, du bist ein Chan-zen (ein guter Mann); dir ist alles gelungen.

Und dann verkündigte ich ihnen unsern Gott.

Bald darauf wurde uns eine gehörige Erfrischung gereicht und die Sache schloß mit der nochmaligen Vornahme des Prozesses unserer Neubekehrten.

Seit mehreren Jahren ist Peking von einer großen Anzahl Reisender besucht worden, und ohne Zweifel sind daher auch viele Einzelheiten über diese Hauptstadt in die Oeffentlichkeit gelangt. Ich selbst habe Ihnen bei Anlaß meiner Durchreise durch diese Stadt im Jahr 1848 meine Eindrücke mitgetheilt [1]). Nach einem zweimonatlichen Aufenthalt in Peking, wobei ich von dem frühern und strengen Inkognito befreit war, bin ich jedoch im Falle, wenn auch vielleicht auf die Gefahr hin mich in einigen Punkten zu wiederholen, Ihnen zur Erbauung, vielleicht auch zur Erheiterung Ihrer Vereinsgenossen neue Einzelheiten mitzutheilen. So sind denn auch seit dieser schon fernen Zeit die chinesischen Aufschneidereien ans Licht gezogen und nach ihrem wahren Werthe geschätzt worden.

Es handelt sich jetzt nicht um drei oder vier Millionen Seelen, welche die große Stadt zählen soll. Man fragt sich jetzt, wie viele Hunderttausend? Die Kühnsten versteigen sich sich bis zu fünfhunderttausend Seelen, und auch das ist ohne Zweifel noch viel.

---

[1]) Annalen 1850.

Peking hat nahe an sechs Stunden im Umfang. Aber hievon mißt der Kaiserpallast, im Mittelpunkte des Mandschuviertels gelegen, eine halbe Stunde im Umkreis, die Pagode des Himmels (Tien-Than) ist noch ungefähr zweimal größer; der Ti-Chan, wohin der Kaiser alljährlich sich verfügt, um die Erde anzubeten und mit eigenen Händen eine Furche in derselben zu ziehen; die große Lamaanstalt (Wunderberg), wo ein Großlama wohnt, der täglich für die Gesundheit seiner Majestät betet; der Mei-Chan (Steinkohlenberg), ein ungeheurer Steinkohlenhaufe, der seit Jahrhunderten hier aufgethürmt liegt — alle diese verschiedenen Anstalten umfassen weite geschlossene Räume. Der King-Chan allein nimmt über drei Juchart ein. Die Pagoden von kleinerem Umfang lassen sich nicht zählen, man möchte sagen, sie schießen wie Pilze in den Regentagen aus dem Boden hervor. Auch die Fou (Paläste der Prinzen vom Geblüt), die zahllosen Gerichtshäuser, die sechs großen Obergerichtshöfe des Reiches u. s. w. dürfen hier nicht übersehen werden . . . Bedenken Sie noch dazu, daß die Chinesen im Allgemeinen nicht in ihren Werkstätten wohnen, sondern daß jeder seine eigene Wohnung, seinen kleinen Garten in irgend einem einsamen Stadtviertel hat, so gibt das noch viele leere Räume. Ferner sind alle Häuser mit Ausnahme der Werkstätten, welche meistens einen Oberboden haben, der den Ehrennamen Stockwerk führt, einfache Erdgeschosse, ein Umstand, der nur zu oft vergessen wurde. Endlich ist auch noch der ganze südliche Theil des ungeheuren Stadtviertels, welches die chinesische Stadt (Dai-lotschang) heißt, beinahe unbewohnt; man kann in demselben wie im freien Felde, mitten durch Felder und Gemüsegärten wandern. Und diese Fläche macht vielleicht den vierten Theil der Stadt aus.

Man kann daher offenbar bei der Bevölkerung von Peking nicht von Millionen reden. — „Wenn sie Peking zur Zeit des Kaisers Tao-Kuang besucht hätten, sagte mir der erste Minister; oh, wie ganz anders sah es damals aus

als das, was Sie jetzt sehen!“ Ich weiß wohl, daß während den letzten und unglücklichen Regierungsjahren von Hienne-Fung (1850—1862) eine große Zahl chinesischer Familien die Stadt verlassen mußten; mag man aber auch diese Auswanderer auf hunderttausend schätzen, was übertrieben ist, so bleibt Peking zwar in Bezug auf einst und jetzt zweifelsohne immerhin eine große, aber als Hauptstadt eines so weiten Reiches dennoch sehr bescheidene Stadt.

Was die 480,000 Mandschusoldaten, eine Art stehender Nationalgarde von Peking betrifft, so habe ich Ihnen und andere mit mir schon längst gesagt, sie sind zu neun Zehntheilen nur auf dem Papier, sonst aber nirgends vorhanden. Als man sich ganz in der Nähe von Peking, in Palikao gegen das Heer des berüchtigten Seng-Uang schlug, und die Stadt von den französischen und englischen Truppen eingeschlossen war, rückte auch nicht eine Legion, nicht ein einziges Bataillon dieser Tapfern in den Kampf oder zeigte sich auch nur von Ferne. Es sind eben nur papierne Soldaten.

Die berühmten Vorstädte von Peking schmelzen auf sehr Weniges zusammen; die östlichen und westlichen sind kaum vorhanden, die südlichen und nördlichen haben die bescheidene Ausdehnung eines großen spanischen Marktfleckens. Es lohnt sich wahrlich nicht der Mühe, von ihnen zu reden.

Die Plätze, welche man in der Hauptstadt des chinesischen Reiches antrifft, haben nichts, das an die schönen Plätze erinnert, welche der Stolz der europäischen Städte sind. Sie sind ganz einfach weite Räume, ohne bestimmte Gestalt, an deren Besitznahme niemand dachte. Sehr breite und nach der Schnur gezogene Straßen bilden die großen Verkehrsadern der Stadt. Die Schaubuden der Kleinhändler zu beiden Seiten der Straße, das Kommen und Gehen einer handeltreibenden und immer geschäftigen Bevölkerung: die Vorderseiten einiger Werkstätten, welche sich durch ihre mit Schnitzwerk überladenen und reich vergoldeten Giebelfelder bemerkbar machen, alles das gibt Leben und hat für das

Auge Intereſſe. Der Schatten im Gemälde ſind aber dieſe unvermeidlichen einſtöckigen Häuſer mit ihren papierenen Fenſtern. Mitten in dieſen Straßen iſt ein Erdaufwurf für die Fuhrwerke, ein breiter Damm, welcher ſich drei Fuß über die beiden Seitenwege erhebt, welche wir Trottoirs nennen möchten, wenn es hier ſolche gäbe. Dieſe Straße iſt eben und ihre Ränder fallen rechtwinklig ab, man möchte ſagen gerade recht, um Kutſchen und Wagen umzuwerfen und das Halsbrechen recht häufig zu machen.

Die einzige gepflaſterte Straße iſt die, welche der Kaiſer einſchlägt, wenn er, um zu opfern, in die zwei Pagoden des Himmels und der Erde geht, welche in dem ſüdlichen Stattheile einander gerade gegenüber liegen. Sie iſt mit großen unregelmäßigen, ausgelaufenen und mehr oder weniger von einander abſtehenden Steinplatten gepflaſtert. Ueberall aber iſt es ſonſt eine feine und leichte Erdart, welche beim Regen Geleiſe bildet, in welchen Fußgänger und Fuhrwerke im Kothe ſtecken, während ſie zur Zeit der Trockne in Staubwolken aufwirbelt, welche einen blenden und erſticken. Daher wird täglich mit Waſſer geſprengt, eine Maßregel, welche von der Regierung angeordnet wird. Um aber die Sache zu vereinfachen, ſchöpfen die hiezu Angeſtellten, ſtatt hinzugehen und Waſſer zu holen, ganz einfach aus den ſtinkenden Sammelgruben das Spülwaſſer, welches ſich vor jedem Hauſe zu beiden Seiten der Straße anſammelt. Stellen Sie ſich nun vor, welche ſtinkenden Dünſte, welche verpeſtete Luft Tag und Nacht dieſen armen Sohn des Himmels ſammt ſeiner Hofhaltung umgibt, ihn, der im Mittelpunkt der Stadt wohnt. So weit haben es die Baubehörden von Peking bis jetzt gebracht!

Soll ich Ihnen nun auch von den Denkmälern etwas ſagen? Vorerſt gibt es deren ſehr wenige, wenn es überhaupt ſolche gibt, die dieſen Namen verdienen. Eine Ausnahme muß jedoch gemacht werden für die berühmte Glocke, welche zwei Stunden nördlich von der Stadt ſich befindet, und die wir beſichtigten. Man ſagt, ſie ſei von Erz. Sie

ist von oben bis unten, in ihrem ganzen Umfang, selbst innerhalb, mit chinesischen Buchstaben in erhabener Schrift bedeckt, und wiegt nach der Versicherung hundert und zwanzig Zentner; ihre Höhe beträgt ungefähr 12 Fuß, ihre Weite an der Randfläche über 9 Fuß, ihre Dicke gegen 1 Fuß. Um aus dieser ungeheuren Masse einen Ton hervorzulocken, schleuderten zwei Mann einen schweren an einem Seile befestigten Block an dieselbe und doch vernahm man kaum ein dumpfes Tosen. Man glaubt, diese Glocke sei unter der Regierung des Kaisers Yong-Lo, aus dem Herrschergeschlechte der Mings, am Anfang des 15. Jahrhunderts gegossen worden. In der Form gleicht sie den andern chinesischen Glocken; sie ist ein abgestumpfter und nur wenig sich erweiternder Kegel, ohne vorspringenden Rand an dem untern Ende, welches gewöhnlich zungenförmig ausgezackt ist, als ob die Stärke und Schönheit des Tones absichtlich vermindert werden sollte. Die Glocken sind in China gewöhnlich von Eisen, oben befestigt, unbeweglich und ohne Klöpfel; zur bestimmten Zeit kommt der Bonze und schlägt mit einem Hammer darauf.

Noch zeigt man in Peking einen ehernen Foe, der 60 Fuß hoch ist, hundert Arme und einen ganz unverhältnißmäßigen Bauch hat. Wie alle andern chinesischen Teufelsfratzen ist auch diese in Bezug auf Kunst wohl das garstigste, wildeste, stumpfsinnigste, das es nur geben kann.

Sie wissen, meine Herren, daß der Eintritt in den Kaiserpalast allen Uneingeweihten, das heißt Jedermann, außer einigen Obermandarinen, strengstens verboten ist. So habe ich denn nur von einem nahen und ziemlich erhöhten Punkte aus einen Gesammtüberblick über denselben gewinnen können. Stellen Sie sich einen weiten Park vor, welcher hier und da mit Fruchtbäumen und Cypressen, welche in diesem Land das Sinnbild des Glückes sind, bepflanzt ist. Durch diese Bäume hindurch bemerkt man einige Lusthäuser, vereinzelte Hauptgebäude, alles ohne jeden Plan. Alle diese Gebäulichkeiten, wie auch die meisten Pagoden, sind mit gelben, grünen oder

azurblauen Ziegeln gedeckt. Einige haben noch ein hölzernes Stockwerk mit den unvermeidlichen Papierfenstern; das Ganze ist in einem unentwirrbaren Durcheinander mit Säulenringen, unnatürlich gewundenem und unbeschreiblichem Schnitzwerk beladen. Ueberhaupt ist da nichts, das den Charakter des Denkwürdigen an sich trägt. Die am häufigsten wiederkehrende Verzierung ist ein Drache mit Geierkrallen, offenem Rachen, grimmigen aus ihren Höhlen tretenden Augen. Es ist dieß das vom Sohne des Himmels untrennbare Abzeichen; es findet sich auf seinem Siegelring, seinen Tassen, Tischgeschirr, Geräthen, Kleidern; man erblickt es auf der Spitze der Dächer, über den Giebelfeldern, Thüren und überall. Die Schildkröte, eine zweite sinnbildliche Figur, findet sich gewöhnlich neben dem Drachen. Nach der Vorstellung des chinesischen Volkes bedeutet die Schildkröte die Macht, der Drache das Glück. Sie verehren diese scheußlichen Gestalten und fürchten sich vor ihrer Rache.

In den Umgebungen von Peking irrt man unter Gräbern umher, hier ist die Todtenstadt. In diesem Todtengebiete, wo so viele Geschlechter der Menschen ruhen, findet man überall Grabmäler, welche senkrecht auf dem Rücken einer ungeheuren Schildkröte stehen, und oben Drachen mit schlangenförmig gewundenem Rücken tragen.

Der Chinese will unter ihrem unheilverkündenden Schatten ruhen, wie der Christ unter dem schützenden Schatten des Kreuzes, und dieser große Drache, welcher die Welt verführt,[1]) beherrscht und hält diese Unglücklichen bis zum Tode fest umschlungen.

Einige Tage vor meiner Abreise von Peking wollte der Kaiser seine Bogenschützen mustern. Auf eine Entfernung von mehr als 3000 Fuß vom kaiserlichen Gefolge waren die Straßen abgesperrt. Auf der Straße selbst, auf welcher der

[1]) Geh. Offenb. XII., 19.

Sohn des Himmels einherkam, waren Thüren und Fenster verschlossen, verbarrikadirt und sogar von außen mit Matten behängt, aus Furcht, ein unbescheidenes Auge möchte etwa durch eine Spalte ihn zu betrachten suchen. Indessen streckte doch ein unbescheidener Grobian, eine Erderhöhung benützend, den Kopf über eine Ringmauer hervor. Auf offener That ertappt, sollte er seine Verwegenheit mit dem Tode bezahlen, aber eine runde Summe beschwichtigte die Häscher und verschaffte ihm den Vortheil mildernder Umstände. Als ob es an so vielen Vorsichtsmaßregeln noch nicht genug wäre, geht der Kaiser immer nur in Begleitung von Personen seines Alters aus, die auch wie er gekleidet sind. Zu dem einen Grunde der Hofsitte, welche den gemeinen Sterblichen verbietet, die Züge des Herrschers auch nur im Vorbeigehen zu sehen, kommt noch die Furcht vor einem Anschlag auf dessen Leben. Denn wie wohl der Sohn des Himmels nach seinem Tode vergöttert wird, ist es ihm doch nur wenig darum zu thun, so ein Gott zu werden.

Gerade in China, dem angeblichen blühenden Reiche der Mitte (Tschang-Hoa-Kue) sind die Gegensätze nahe gerückt. Neben dieser gespreizten Größe findet man selbst bis in den höchsten Regierungskreisen ein mehr als gutmüthiges Sichgehenlassen, eine wilde Rohheit. Der französische Gesandte, Herr Berthemy, hatte einmal die Güte, mich dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten vorzustellen. Wir wanden uns durch eine Reihe von kleinen Höfen, die von Häuschen umgeben waren, und kamen endlich zu einem niedrigen, kalten, feuchten und wie hier immer von Papierfenstern erhellten Saal. Ein Tisch und einige hölzerne Stühle machten sein ganzes Geräthe aus. Drinnen erwarteten uns vier Mandarine, und an der Spitze der Staatsminister, welcher sich nach Schneiderart auf seinem Stuhl hingekauert hatte. Um das Gemälde zu vervollständigen, muß ich noch hinzufügen, daß gewisse Schmarotzerinsekten, die man nicht gerne nennt, nicht zwar auf dem grünen Teppich, denn ein Teppich war gar nicht vorhanden, wohl aber auf dem Diplo-

matentische herumspazierten. So geht es in den hohen Kreisen dieses Volkes zu, welches sich für das erste Volk der Welt hält, so in diesem fernsten von der Dichtung so gefeierten Orient zu, in welchem die alte rosenfingrige Morgenröthe die Thore des Tages eröffnet haben sollte.

Lassen wir daher, meine Herren, dieses ganze alte Heidenthum, in dem das Seltsame mit dem Gemeinen streitet, als das, was es eigentlich werth ist. Was in diesem ungläubigen Babylon Augen und Herz erfreut, sind die christlichen Anstalten: die alte Domkirche von der Unbefleckten Empfängniß, welche seit unsern glorreichen Verträgen ihr triumphirendes Kreuz neuerdings in der Luft emporhebt; die gothische Kirche mit drei Schiffen, nach einem schönen Plan ausgeführt und die damals kaum aus dem Boden herausschaute [1]); die Schulen, die Zuflucht- und Waisenhäuser, die Gehülfinnen der Töchter des heiligen Vinzenz. Die bewunderungswürdigen Schwestern und ihre neuen chinesischen Novizinnen gehen in Peking, wie in Tien-Tsi und in Ning-Po, in ihrem Ordenskleide herum, welches ihre Kraft und ihre Sicherheit ausmacht und ihnen die Achtung der heidnischen Bevölkerungen erwirbt. Hoffen wir, daß es den Missionären bald möglich sein werde, diesem Beispiele zu folgen und in ihrer kirchlichen Kleidung zu erscheinen, welche übrigens schon an mehreren Orten sich zu zeigen beginnt. Auf meiner ganzen langen Reise von hier nach Peking, in den verschiedenen Stadtvierteln, die ich so oft durchwandert, in Tien-Tsin, allüberall wurde meine lange geistliche Kleidung geachtet.

Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte sage ich dem hochwst. Hrn. Mouly und seinen theuren Mitbrüdern, welche mir so viele Güte bewiesen hatten, Lebewohl. Da ich im Februar von meiner Mission nach Peking gegangen war, als alle unsere Flüsse noch mit Eis bedeckt waren, war ich zu

---

[1]) Diese Kirche wurde am 1. Jan. 1867 feierlich eingeweiht.

Lande gereist. Die Rückreise aber habe ich über Tien-Tsin gemacht, wo ich aus Mangel eines Bessern eine heidnische Barke nahm, welche mich nach einer langen und beschwerlichen Fahrt von vierzehn Tagen an die Mündung des Sira-Muren-Leao, in den Hafen von In-Tse brachte.

Unterwegs hatte ich in dem Fort Ta-Ku, wo noch die französische Fahne wehte[1]), das hohe Pfingstfest gefeiert. Hier fand ich mich in der Mitte meiner tapfern Landsleute, die mir insgesammt, besonders aber der Befehlshaber des Forts, Herr Treve, eine herzliche Aufnahme bereiteten. Vor meiner Abreise besuchte ich noch das Grab unserer tapfern Soldaten, welche auf dieser Unternehmung gestorben waren. Auch sie hatten Alles verlassen, Vaterland und Familie, um an diesem fernen Gestade unsere heilige Sache zu verfechten und ihr Blut für dieselbe zu vergießen. Ehre ihnen! Da ruhen sie, viertausend Stunden von Frankreich, auf einer wellenförmigen Erhöhung, welche das Seeufer beherrscht, im Schatten des Kreuzes unsers Erlösers. Ein Gebet stieg angesichts dieser Gräber aus meinem Herzen empor, und ich flehte die göttliche Barmherzigkeit für diejenigen an, deren Tod für die Ausbreitung des Reiches Gottes in diesen Ländern nicht nutzlos gewesen.

Genehmigen Sie, meine Herren, den Ausdruck meines lebhaften Dankes und meiner herzlichen Ergebenheit.

† Emanuel Veralles,
Bischof von Kolumbia, apostol. Vikar
der Mandschurei.

---

[1]) Ta-Ku wurde im August desselben Jahres 1865 von der französischen Besatzung geräumt.

Anam.

(Tong-King.)

— Wir vervollständigen heute durch Auszüge aus den neuesten Schreiben die früher mitgetheilten Berichte [1])

Südliches Tong-King. — Der hochwst. Hr. Gauthier, apostolischer Vikar des südlichen Tong-King, schrieb unterm 24. Dezember 1865 an die Centralräthe:

. . . Den 18. April abhin benutzten vier hochgestellte Persönlichkeiten, ohne sich um den Vertrag von Seigon zu kümmern, meine Anwesenheit in einem Dorfe, wohin ich zur Feier des Osterfestes gegangen war, um eine kleine Verfolgung anzustiften. Christen, welche den Bau einer Pagode verweigert hatten, wurden ergriffen, geschlagen, mit dem Halsblock beladen und endlich in's Gefängniß geworfen. Die Mandarine, vor welche der Fall gebracht wurde, gaben den Verfolgern Recht, weil zwei von denselben reiche Leute und die beiden andern Gelehrte waren. Ich reichte bei dem Hofe in Hue eine Klage ein, und dieser machte der Verfolgung durch ein drohendes Schreiben an die Mandarine und ihre Mitschuldigen ein Ende. Seitdem werden die Christen von Bo-Chinh wegen der Religion nicht mehr beunruhigt; nicht das gleiche ist aber auch der Fall in den zwei Provinzen Ngha-An und Ha-Tinh, zu welchen ihnen der Eintritt untersagt ist.

. . . Hier, in Bo-Chinh, innerhalb dessen Grenzen ich immer noch eingebannt bin, baut gegenwärtig eine christliche Gemeinde eine Kirche, welche allgemeine Bewunderung erregt. Sie ist aus Holz und mit Ziegeln gedeckt, und ihre Wände messen 81 Fuß in die Länge, 25 Fuß in die Breite und 18 Fuß bis an die Decke. Ich habe vor, noch zwei andere Kirchen in Ngha-An und Ha-Tinh zu bauen; aber ich werde alle Kosten allein tragen müssen, so groß ist die Armuth der Christen in diesen zwei Provinzen, welche in der letzten Verfolgung so hart mitgenommen wurden.

---

[1]) Annalen, 1866, Heft 194 und 1867 Heft 195.

Bisher konnten wir die heiligen Geheimnisse nur in elenden Hütten feiern, wenn man überhaupt einem Strohdache, welches auf einigen Holz- oder Bambusstäben ruht, diesen Namen geben darf. Eine Stunde vor der Messe wird ein Tuch über den Altar gebreitet, welches man aber gleich nachher wieder wegnehmeu muß, um es den raubgierigen Fingern der Diebe zu entziehen. Dieser gänzliche Mangel an gottesdienstlichen Gebäuden erklärt sich aus der gefährdeten Lage der anamitischen Missionen. Die Furcht vor einer neuen Verfolgung, eine Furcht, welche durch die feindselige Haltung der Mandarine gerechtfertigt erscheint, legt der Ausübung unsers hl. Amtes zahlreiche Hindernisse in den Weg. So vernehme ich eben, daß die Mandarine einer Nachbarprovinz meines Vikariats sich jetzt noch erlauben, die Christen zu zwingen, das Kreuz mit Füßen zu treten.

Ich hatte den Schmerz, meinen Provikar, Hrn. Barlier, zu verlieren, welcher am 8. April nach einer Krankheit von nur einigen Tagen gestorben ist. Am folgenden 13. Juni fielen Hr. Robert und der Subdiakon Huan in die Hände der Seeräuber, und wir wissen nicht, was aus ihnen geworden ist.

Die Zahl der Christen, welche sich im Jahr 1858 auf 77,000 belief, ist nach der Zählung von 1865 auf 62,000 herabgesunken; davon kommen 44,000 auf die zwei Provinzen Ngha-An und Ha-Tinh, das ist fast ein Zwanzigtheil der Bevölkerung, und 18,848 auf Bo-Chinh, oder ein Sechstheil der Bevölkerung.

Das Personal des Vikariats des südlichen Tong-King zählt außer dem apostolischen Vikar und seinem Generalvikar 33 eingeborne Priester, 10 Diakonen, 1 Subdiakon, 6 Kleriker der niedern Weihen, 32 Katecheten und 60 Lateinschüler. Das Vikariat zerfällt in 23 von einheimischen Priestern verwaltete Pfarreien.

Während des Jahres 1865 zählten wir 216 Taufen von Erwachsenen, 4519 Taufen von Heidenkindern und 48,816 Beichten.

Mittleres-Tong-King. — Der neue Erlaß Tuduk's, welcher dem hochwst. Hrn. Lezon am Tage seiner Weihe selbst, den 16. April 1865, überreicht wurde, scheint dem Vikariat von Mittel-Tong-King einen vollständigen Frieden verschafft zu haben. Möge er dauerhaft sein! Die Missionäre beeilen sich, ihn dazu zu benutzen, die von der letzten Verfolgung geschlagenen Wunden zu heilen.

Der hochwst. Hr. Lezon schrieb unterm 30. April 1866 an den hochw. P. Vignolas:

Da ich bemerkt hatte, daß die Heiden ihre Kinder aus Hunger um einige Sapeken verkauften, haben wir an verschiedenen Punkten des Vikariats drei große Wohlthätigkeitsanstalten erbaut, wo unsere Patres diese Kinder aufnehmen. In meiner Residenz hatte ich bereits ein solches Zufluchtshaus, und 2200 kleine Engel sind aus demselben im Jahre 1865 in den Himmel eingegangen. Die sämmtlichen von den Mitgliedern unsers dritten Ordens und den Christen in den heidnischen Dörfern getauften Kinder belaufen sich auf die staunenswerthe Zahl von 60,947.

. . . Ich schicke mich zur Fortsetzung der oberhirtlichen Visitation dieses Vikariats an. Aber was ist das für eine Visitation. Ich treffe überall nur auf Verheerung, Blutspuren, Hungersnoth, Ungerechtigkeiten und Plackereien. Unzählige Mütter eilen zu mir, um ein Almosen von mir zu erbitten, womit sie ihre Kinder aus den Händen der Ungläubigen wieder loskaufen wollen. Nicht minder groß ist die Zahl derjenigen, welche mich bitten, daß ich doch ihre kleinen Kinder kaufen möge. Viele Dörfer lassen mich um Hülfe bitten, damit sie von den abergläubischen heidnischen Gebräuchen sich loskaufen können.

Die Kirchen sind in Pagoden verwandelt worden, und es ist nicht leicht, dieselben ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zurückzugeben. Doch sind die elf Bezirke, welche ich bis jetzt besucht habe, vom Aberglauben verschont geblieben; viele haben ihre Pagoden niedergerissen, andere warten noch auf die Gelegenheit dazu. Mitten in so vielem Unglück gibt

es aber doch auch noch Gründe des Trostes. Die zwei Monate meiner Visitation waren zwei Monate des Triumphes. Nicht allein, daß ich ganz offen reiste, wurde ich auch an mehr als einem Orte unter dem Klang des Tamtam und der Musikinstrumente empfangen, und einige heidnische Dörfer haben mir zu Ehren sogar Feuerwerke abgebrannt. Alle, welche Christen eingekerkert hatten, besuchten mich. Einer von ihnen, welcher seinerseits vier Missionäre gefangen hatte, und dem ich deßwegen die Audienz verweigern zu sollen glaubte, wurde von diesem meinem Auftreten so ergriffen, daß er in sich ging, und sich jetzt in Gemeinschaft mit einem Mandarin zur Taufe vorbereitet. Ich zweifle nicht, daß dies nicht eine Wirkung des Schutzes unserer heiligen Martyrer sei.

Oestliches Tong-King. — Der hochw. P. Munnoz, Sekretär des hochwst. Hrn. Alcazar, schrieb unterm 17. Juni 1866, von Ke-La an die Centralräthe:

Wir genießen Ruhe. Aber der Haß unserer Regierung gegen die Fremden, wenn sie ihn auch verhehlt, ist doch größer als vor der französisch-spanischen Expedition. Der König, die Minister, die Mandarine wissen die religiöse von der politischen Frage nicht zu trennen, und aus dieser Vermischung folgt für sie die entschiedene Ueberzeugung, daß die Missionäre nicht aus dem alleinigen Grunde, um Anhänger für ihre Religion zu gewinnen, in das Königreich kommen, sondern hauptsächlich als Vorläufer der europäischen Heere. Dieß wird zweifelsohne eines Tages die Ursache neuer Angriffe gegen die Religion werden. Das heidnische Volk verharrt in seiner religiösen Gleichgültigkeit, sei es, daß diese Gedanken es befangen halten, sei es, daß es bei dem Andenken an die schreckliche Verfolgung, welche über die Christen gekommen ist, beunruhigt wird, sei es endlich, daß es sich geistig nicht höher zu erheben vermag.

. . . Zu allen Zeiten sind die Unglücksfälle, welche die Völker treffen, als die gerechte Züchtigung für allgemeine Verbrechen angesehen worden. Es ist sicher, daß Gott nicht ungestraft beleidigt werden kann. Der anamitische König,

seine Regierung, sein Volk, alle haben die katholische Religion wüthend verfolgt; sie haben Christus gelästert, seine Bildnisse entweiht, seine Diener und Anbeter auszurotten gesucht. Ist es denn nun zu verwundern, daß die göttliche Gerechtigkeit dem anamitischen Königreich ihre schwere Hand fühlen läßt? Der Bürgerkrieg und der auswärtige Krieg, der Hunger und die Pest sind nur ihre Diener gewesen. Die beiden letztgenannten Geißeln haben mit einer solchen Heftigkeit gewüthet, daß Niemand sich erinnert, jemals etwas Aehnliches erlebt zu haben. Die Hungersnoth begann sich zuerst am Anfange des Jahres 1865 fühlbar zu machen, und hielt dann acht Monate lang an. Sie war durch eine unerhörte Trockenheit veranlaßt worden, der Himmel war unerbittlich und die ausgedörrte Erde hart wie Eisen.

Der König ließ voll Mitleid in allen Provinzen seine Speicher öffnen; aber das war für ein so allgemeines Elend eine unzureichende Hülfe. In der einzigen Hauptstadt der östlichen Provinz sind mehr als 4000 Arme Hungers gestorben, obschon die Mandarine allen Reis in den Staatsmagazinen ausgetheilt haben.

Städte und Dörfer, Straßen, Plätze und Wege, alles war mit halbnackten Männern, Weibern und Kindern bedeckt, welche mehr Gespenstern als lebenden Wesen glichen. Sie rissen, wo es auch sein mochte, alles, was ihnen zur Nahrung dienen konnte, mit schaudererregender Gier an sich. Andere, und ihre Zahl war groß, suchten ihren Hunger mit ungesunden Kräutern zu stillen; aber bald fielen sie aufgebläht wie Wassersüchtige hin, und hauchten auf dem Boden ausgestreckt den letzten Seufzer aus.

Das war das herzzerreißende Bild, welches die Besitzungen des anamitischen Königs überall darboten. Die Familien wanderten aus einer Provinz in die andere, aber umsonst, denn die Geißel erstreckte sich überall hin; überall Hunger, Pest, Tod. Und die Heiden bewaffneten sich beim Anblick dieser ausgehungerten Schaaren mit Stöcken und jagten sie von ihren Wohnungen, ja sogar von ihrem Gebiete fort.

Nicht so handelte der hochwst. Hr. apostolische Vikar. Seine Wohnung und deren Umgebung war eine Zuflucht nicht allein für arme christliche Familien, sondern auch für Heiden, welche herbeieilten, um einige Unterstützung zu empfangen. Der barmherzige Bischof, welcher all' sein verfügbares Geld bereits den Missionären der verschiedenen Christengemeinden geschickt hatte, konnte die Armen, welche aus andern Provinzen zu ihm kamen, nicht ohne Hülfe lassen. Er errichtete zwei Spitäler für die Kranken, aber dennoch starben zweihundert dieser Unglücklichen, im ganzen Vikariat aber über zweitausend.

Zu diesen Geißeln gesellten sich noch die Cholera und ansteckende Fieber, welche im ganzen Königreiche mehr als anderthalb, wenn nicht zwei Millionen Opfer forderten. Bei dem Unvermögen, so viele Leiden zu lindern, konnten die Missionäre nur ihre Hände flehend zum Himmel erheben. Der hochwst. Hr. apostolische Vikar richtete ein Rundschreiben an alle Christengemeinden, worin er verordnete, diejenige zur Fürbitterin zu nehmen, welche die Kirche die Trösterin der Betrübten nennt, und jeden Abend die Christen zur Abbetung des ganzen Rosenkranzes zu versammeln, welchem zum Schlusse noch ein inniger Akt der Reue beigefügt werden solle. Das Rundschreiben war noch nicht an allen Orten angekommen, als schon die Güte Gottes sich offenbarte: reichliche Regengüsse traten ein, und brachten eine Erndte zu Wege, welche der Geißel des Hungers ein Ende machte.

Die Zahl der im Jahre 1856 gekauften und getauften Kinder ist für das Vikariat des östlichen Tong-King auf mehr als 36,000 gestiegen.

Missionen von Afrika.

Apostolisches Vikariat von Tunis. [1])

Zum ersten Mal lenken wir die Aufmerksamkeit unserer Vereinsgenossen auf diesen Theil von Afrika, welcher so reich an christlichen Erinnerungen ist, und so manchen Anspruch an ihre mildthätige Theilnahme aufzuweisen hat. Bevor wir aber den gegenwärtigen Zustand der Barbaresken-Missionen darlegen, müssen wir erst sagen, was sie ehedem gewesen, und welche Prüfungen sie durchzumachen hatten.

Seit langem konnte die Mission von Tunis keinen jener glänzenden Triumphe, welche gewöhnlich die Eroberungen des katholischen Apostolats auszeichnen, in ihre Jahrbücher verzeichnen. Diesem Land, welches der Reihe nach das Martyrthum des hl. Cyprian, der Tod des hl. Ludwig, die Gefangenschaft des hl. Vinzenz von Paul geheiligt, tausende von Christensklaven mit ihrem Schweiß und ihren Thränen benetzt haben, scheint mehr als jedes andere dem Zuge der Gnade zu widerstreben. Die kleine Zahl von Anbetern, welche Gott hier sich immer vorbehielt, und welche der muselmännische Fanatismus aus Habsucht, Schlaffheit oder Duldung gewähren ließ, gehörten nur selten dem einheimischen oder erobernden Stamme an, gegentheils waren sie für diesen immer Fremde oder Feinde.

[1]) Ein Hülfsmittel für unsere Arbeit war die Denkschrift des hochw. P. Anselm des Ares, Kapuziner und Generalsekretär des hochwst. Herrn apostolischen Vikars von Tunis. Diese Denkschrift, die Frucht mühevoller Forschungen, hat uns nahezu allen Stoff für den zweiten Theil dieser übersichtlichen Darstellung geliefert.

Angesichts dieser Jahrhunderte langen Verstocktheit wird es nicht ohne Interesse sein wieder in das Gedächtniß zurückzurufen, was die Kirche gethan hat, und auf das hinzuweisen, was sie noch thut, um die Verjährung des Irrthums da zu hindern, wo die Wahrheit einst in so hellem Glanze erstrahlte.

Die Kirche, die seit sechs Jahrhunderten die Sklaven mit dem Golde ihrer Nächstenliebe und dem Blute ihrer Martyrer erkaufte, der alles beherrschende Einfluß, der durch sie in der Gesellschaft verbreiteten Ideen ist es, welchen die Ehre der endlichen Unterdrückung der muselmännischen Seeräuberei gebührt. Sie ist es auch, welche mittelst Wohlthaten die Barbarei entwaffnet, und den freien Verkehr mit den Christen zu Stande gebracht hat, welche an den Küsten des nördlichen Afrika niedergelassen sind oder durch Handelsbedürfnisse dorthin geführt werden. Sie ist es endlich, die in Erwartung des Augenblickes, in dem es ihr möglich sein wird die Seelen der Ungläubigen zu befreien, wie sie die Ketten der gefangenen Christen gebrochen hat, fortwährend Legionen von neugetauften Kindern in den Himmel sendet, deren Fürbitte die Stunde des Heiles für ihr Geburtsland beschleunigen wird.

I.

I. — Die Zerstörung der afrikanischen Christengemeinden begann im fünften Jahrhundert, mit dem Einfall der Vandalen. Zu dieser Zeit waren die Bevölkerungen von Afrika, namentlich in der Provinz Karthago, von ihrem ersten Eifer schon weit abgekommen, Ketzerei und Unsittlichkeit hatten große Verheerungen unter ihnen angerichtet. Dennoch zeigte sich ein heldenmüthiger Widerstand, und so lange die Herrschaft der Vandalen dauerte, folgten sich die Martyrer, um die Reinheit des Glaubens gegen den siegreichen Arianismus zu vertheidigen.

Die Vertreibung der Vandalen durch Belisar (534) gab den Gläubigen für etwas mehr als ein Jahrhundert den Frieden wieder zurück. Hierauf folgt die arabische Erobe-

rung, welche die Kirche von Afrika zerstörte, und den Christen nur die Wahl zwischen Verbannung, Abfall oder Tod ließ.

So fanden sich denn die Länder, welche der Welt einen Tertullian, einen heiligen Cyprian, Arnobius und Laktantius gegeben, aufs neue von den Finsternissen des Irrthums bedeckt. Aber selbst in ihrem Untergange sandte ihnen die Sonne der Wahrheit noch einige Strahlen zu, um die Seelen zu erleuchten, welche gläubig geblieben waren oder es zu werden sich sehnten, und wann es auch seit dem muhamedanischen Einfall in Tunis nicht immer organisirte Christengemeinden gegeben hat, so gab es dort doch wenigstens immer Christen, und mehr als nur ein Mal Martyrer.

Unter denen, welche zum Bekenntniß des Islam gezwungen wurden, mußte eine große Zahl solcher sein, welche im Herzen Christen blieben, und andere, in welchen das Mitleid für ihre einstigen Mitbrüder nicht gänzlich ausgelöscht war. Anderseits „mußten wohl viele muselmännische Häuptlinge, welche ohne Zweifel nicht alle von gleichem Hasse beseelt waren, die Rückkehr von vielen Christen begünstigen," welche vor der Verfolgung geflohen waren. Im Jahre 1073 findet man zu Karthago einen Erzbischof, Namens Cyriakus, was voraussetzt, daß eine ziemlich bedeutende Anzahl Christen daselbst gewesen sein müsse. Uebrigens begriffen die Muselmänner, unter denen die dynastischen Streitigkeiten den Samen der Zwietracht gesäet hatten, daß ihr Interesse verlange, sich die Freundschaft der christlichen Fürsten zu erwerben." [1])

Diese letztere Rücksicht, welche wohl einigen Ausschreitungen vorbeugen konnte, änderte indessen im Grunde der Sache nichts, und die Seeräuberei gab den Bewohnern der Barbareskenländer fortwährend das Mittel an die Hand, ihren Religionshaß und ihre angeborne Habsucht auf Kosten

[1]) Untersuchungen über die Ausrottung des Christenthums im nördlichen Afrika, von Heinrich Guys, gewesenem französischen Konsul in der Levante.

der Christenheit zu befriedigen. Indem sie das Mittel-Meer, das adriatische Meer und die Gestade des Ozeans unsicher machten, sich zuweilen bis nach England wagten, kamen sie bis nach Irland, und sogar bis nach Island; jedem christlichen Schiffe, das sie auf der See trafen, lieferten sie Kämpfe auf Leben und Tod, raubten auf dem Lande Alles, was in ihre Hände fiel, und führten Schiffe, Menschen und Raub, die sie als volles Eigenthum unter sich theilten, in ihre barbarischen Hauptstädte ab. Die Galeeren von Afrika waren mit Gefangenen, die das Siegel der Taufe an sich trugen, vollgepfropft.[1]) „Das Loos dieser Unglücklichen war der Art, daß Bossuet sagen konnte: „Wenn es in der Welt etwas gibt, irgend eine Sklaverei, die uns von dem äußersten Elend der schauderhaften Gefangenschaft des Menschen unter der Tyrannei der bösen Geister eine Vorstellung geben kann, so ist es der Zustand eines gefangenen Christen unter der Tyrannei der Muhamedaner; denn Leib und Seele erleiden da die gleiche Gewalt, und das ewige Heil schwebt in nicht minderer Gefahr als das Leben.[2])

II. — Im Anfange des 13. Jahrhunderts rief Gott auf wunderbare Weise zwei großartige Anstalten für die Unterstützung der Christensklaven ins Leben. Der Orden der Trinitarier, durch zwei Franzosen, die heil. Johann von Matha und Felix von Valois im Jahre 1198 gegründet, und dann der Orden unserer lieben Frau von der Barmherzigkeit, durch einen andern Franzosen, den hl. Petrus Nolaskus im Jahre 1218 zu Barzelona gegründet, arbeiteten an diesem Werke, indem sie mittelst der Almosen der Christenheit in weniger als sechs Jahrhunderten 1,200,000 Gefangene loskauften, und bei einer noch weit größern Zahl solcher, deren Ketten sie nicht zu sprengen vermochten, den

---

[1]) Aufruf des hochwst. Herrn Pavy, Bischof von Algier, zu Gunsten der Kapelle unserer lieben Frau von Afrika.

[2]) Lobrede auf den heiligen Petrus Nolaskus.

Glauben befestigten.[1]) Diese friedliche Befreiung ergänzte das unvollendet gebliebene Werk der Kreuzzüge.[2])

Auf einer ersten Reise (1201) zahlte der hl. Johann von Matha das Lösegeld für 110 Christen, welche er im Triumphe von Tunis nach Rom führte. Zwei Mal sandte er Johann den Engländer, einen seiner Gefährten, nach Tunis, welcher das erste Mal 94, das folgende Mal 240 Gefangene befreite. Er selbst machte auch noch eine zweite Reise, auf welcher er deren 120 loskaufte.[3])

Die Brüder unsrer lieben Frau von der Barmherzigkeit begnügten sich nicht die Gefangenen nur loszukaufen, sie verpflichteten sich überdies selbst an die Stelle des Christen

---

[1]) Von 1198—1787 kauften die Trinitarier an den Küsten der Berberei 900,000 Sklaven los; die Väter von der Barmherzigkeit ihrerseits setzten deren 300,000 in Freiheit. „Man fragt sich, wie die Brüder von der Befreiung der Gefangenen bei all' ihrem Eifer, ihren Bettelreisen, ihrem Gelübde den dritten Theil ihrer Einkünfte dem Werke zu widmen, die nöthigen Summen zu so vielen Loskäufen aufbringen konnten. Denn wenn man die Kosten der Reise und der Ueberfahrt, die Zölle und Erpressungen mit in Rechnung zieht, so kam der durchschnittliche Preis eines Sklaven auf 6000 Livres, was für 1,200,000 solcher Sklaven die ungeheure Gesammtsumme von mehr als sieben Milliarden ausmacht!" (St. Vinzenz von Paul, von Abbe Maynord.)

[2]) „Wenn Jemand Eifer für die Ehre Gottes hat, sagt Papst Urban II. auf dem Konzil von Clermont (1095), so vereinige er sich mit uns. Laßt uns unsern Brüdern zu Hülfe eilen, ihre Ketten zerbrechen und das Joch der Ungläubigen von ihrem Nacken abschütteln. Wir legen euch zur Nachlassung eurer Sünden auf, dem Uebermuth der letztern schnell ein Ziel zu setzen aus schuldigem Mitleid mit der Trübsal und den Mühsalen eurer Brüder." — „Der heil. Ludwig stellte ganz offen als Absicht der Kreuzzüge den Plan der Befreiung der Sklaven hin. Zu diesem Ende nahm er den General der Trinitarier, den P. Gaguin mit sich, wie er auch den Gründer des Ordens der Barmherzigkeit, Petrus Nolaskus, ihm zu folgen eingeladen hatte. (Aufruf des Hochw. Herrn Pavy.)

[3]) Geschichte der hl. Johann von Matha und Felix von Valois, von Pavy.

zu treten, der in Gefahr wäre, seinen Glauben zu verläugnen und für den sie das Lösegeld nicht bezahlen konnten, indem sie so lange als Pfand in den Händen der Muhamedaner blieben, bis die geforderte Summe vollständig ausbezahlt war. Nun geschah es denn oft, daß Ordensbrüder auf solche Weise lange Jahre in der Sklaverei zubrachten, weil ihre Herren das Lösegeld höher stellten.[1]) — Kinder tödteten im Jahre 1247 in den Straßen von Tunis den französischen Ordensmann P. Petrus, der als Gefangener zurückgeblieben war, weil er das Lösegeld für 208 Christen nicht vollständig zahlen konnte. — Zwei Jahre später (1249) wurden alle Redemptoristen, welche nach Tunis gekommen waren, ausgeplündert, getödtet und in's Meer geworfen. — Im Jahre 1253 wurde P. Thibaut, als er eben die genannte Stadt mit 129 Gefangenen, deren Lösegeld er bezahlt hatte, verließ, lebendig verbrannt, und die Christen wieder in die Sklaverei versetzt.

Einige dreißig Jahre zuvor (1219) hatte der hl. Franz von Assisi einige seiner Söhne abgesandt, um die Christen in Tunis zu trösten und zu unterstützen; aber diese ersten Franziskaner waren noch nicht so fast eigentliche Missionäre als vielmehr bloße Pilger, und es handelte sich für sie noch nicht darum, bleibende Stationen zu gründen.

Auch der Orden des hl. Dominikus wurde frühzeitig zur Verkündigung des Evangeliums in Tunis berufen. Man ersieht dieß aus einem Briefe Papst Alexanders IV. (27. Juni 1250), der dem Provinzial von Spanien befiehlt, Missionäre in das Königreich Tunis und zu andern ungläubigen Völkern zu senden. So trugen denn alle Orden, an denen die Kirche so reich war, wetteifernd dazu bei, eine Sklaverei zu

---

[1]) Die Eidesformel der Brüder von der Barmherzigkeit lautete: „Et in Saracenorum potestate in pignus (si necesse fuerit ad redemptionem Christi fidelium) detentus manebo.“ Und wenn es für die Befreiung der Christen nöthig ist, werde ich als Gefangener in den Händen der Ungläubigen bleiben.

brechen, welche zugleich auf Leib und Seele der von Christus Erlösten lastete. Diese Predigt der Dominikaner trug reiche Früchte durch Tröstung der Gefangenen, Unterricht der Kinder, Wiederaussöhnung von Abgefallenen, zahlreichen Bekehrungen von Muselmännern. Mit Freude weist Alexander IV. in seinem Briefe an den hl. Raymund von Pennafort vom 15. Juli 1260 auf diese Erfolge hin. Die Dominikanerchroniken sprechen von zehntausend Muselmännern, welche die Taufe empfangen hätten. Da diese Zahl aber alle Bekehrungen auf dem ganzen Küstengebiete in sich begreift, auf welchem die Predigerbrüder das Evangelium verkündigten, so wissen wir nicht ein wie großer Theil hievon auf die Mission von Tunis kommt.

Zweifelsohne war er sehr bedeutend, da ungefähr um dieselbe Zeit der König dieses Landes in seinen Briefen an den König von Frankreich durchblicken ließ, daß er den christlichen Glauben annehmen wollte, wenn er einen ehrenvollen Anlaß dazu finden würde. Diese Eröffnungen, welche der hl. Ludwig für aufrichtig hielt, waren, wie man weiß, eine der Ursachen, welche die Richtung des letzten Kreuzzuges bestimmten. Angezogen von der Hoffnung, das Christenthum in Tunis wieder herzustellen, schlug der hl. Ludwig diesen Umweg ein, um nach Egypten und von dort nach dem heiligen Lande zu gelangen. Aber am 25. August 1270 hauchte er unter den Mauern der treulosen Stadt, die ihn als Feind empfangen hatte, den letzten Seufzer aus. Einige Stunden vor seinem Hinscheiden hörte man ihn auf seinem mit Asche bestreuten Lager die Worte murmeln: „Für Gott! Machen wir, daß in Tunis das Evangelium gepredigt wird. Ach, wen könnte man dorthin schicken?“ Und dann sprach er den Namen eines Dominikaners aus, der dem König von Tunis bekannt war.

Dieses letzte Gebet des hl. Königs wurde zum Theil erhört. Denn seither ist das Werk des Apostolates, trotz der Verfolgungen und Hindernisse, auf diesen Küsten, welche durch den Tod so vieler edeln Kreuzfahrer berühmt gewor-

den sind, nie gänzlich unterbrochen worden. Bevor er noch die Särge seines Vaters und Bruders nach Frankreich zurückbrachte, schloß Philipp der Kühne mit Abu-Abdalla-Mahomed, König von Tunis, einen zehnjährigen Waffenstillstand und einen Vertrag, der unter anderm auch die Bedingung enthielt: „daß alle christlichen Gefangenen freigelassen werden, daß sie freie Religionsübung haben sollten, daß sie Kirchen bauen dürften, und daß der Bekehrung der Muselmänner kein Hinderniß in den Weg gelegt werden sollte." (20. November 1290.)

Der Abzug des christlichen Heeres, die kurze Dauer des Waffenstillstandes, endlich das Aufhören der Kreuzzüge mußten die meisten dieser Vorbehalte wirkungslos machen. Dessenungeachtet bildete sich in der Nachbarschaft von Tunis, an einem Orte Namens Rabat ein Mittelpunkt, um welchen sich mehrere christliche Familien sammelten. Diese kleine Kolonie verbreitete durch ihre Tugenden einen solchen Glanz um sich, daß die Könige von Tunis gern Soldaten für ihre Leibwache aus derselben nahmen. Diese bestand noch im 16. Jahrhundert, als Karl V. seinen Zug gegen Barbarossa machte.

Das Martyrologium der tunisischen Mission blieb nicht lange geschlossen. — Schon im Jahre 1284 war Petrus du Chemin, aus dem Orden von der Barmherzigkeit, von den Ungläubigen getödtet worden. — Im Jahre 1315 fielen die Patres Otto, Jakob und Adolph, welche mit 320 Gefangenen von Tunis zurückkehrten, in die Hände der Seeräuber, und wurden nach Konstantinopel geführt und gepfählt. — Zwei Jahre später wurde Pater Alexander zu Tunis lebendig verbrannt, und bald darauf kamen daselbst Pater Arthaud und dreißig andere, welche der Orden von der Barmherzigkeit als Pfand eines großen Lösegeldes geschickt hatte, vor Hunger um das Leben.

Zwei Briefe aus den Jahren 1397 und 1400, in welchen Papst Bonifazius IX. um Almosen für die Gefangenen bittet, machen uns kund, daß in dieser Zeit eine große Zahl

Christen, Laien und Ordensmänner, auf den Galeeren von Tunis schmachteten, und grausamen Foltern ausgesetzt waren.

Gegen die Mitte des folgenden Jahrhunderts erholt sich das Herz von diesen blutigen Auftritten bei dem Bericht über die wundervollen Dinge, welche durch den hl. Laurenz Compani zu Tunis vollbracht wurden.[1]) Sechszehn Jahre als Gefangener zurückgehalten, zugleich mit Pater Bozet von Toulouse, gab er einem Blinden, als er ihn taufte, das Augenlicht wieder, und befreite die Tochter des Königs, welche vom bösen Geiste besessen war. Diese Wunder verschafften dem Heiligen bei dem Fürsten ein so hohes Ansehen, daß dieser ihn zweimal als Gesandten zu Alphons V., König von Neapel und Arragonien schickte, um über den Frieden mit ihm zu unterhandeln, und von dem Sklavengesandten nichts als das einfache Versprechen forderte, daß er wieder in seine Bande zurückkehren werde, welches immer die Antwort des Königs von Neapel sein möge. Gerührt von den Wundern, den Reden und dem Leben seines Gefangenen bekehrten sich der König, seine beiden Frauen und seine acht Söhne.

Wie wichtig nun auch ein solches Ereigniß an sich sein mochte, scheint es dennoch keinen Einfluß auf die Zukunft der Mission ausgeübt zu haben. Sei es, daß die Nachfolger des bekehrten Fürsten sich an sein Beispiel nicht gekehrt, sei es, daß die Eroberung Barbarossas (1533) die Lage schwieriger gemacht habe, kurz Karl V. fand, als er 1535 Tunis erobert, daselbst zweitausend Christensklaven. Als der Kaiser dem von Barbarossa enthronten König Hassan die Krone zurückgab, legte er ihm als Bedingung auf, alle diese Christensklaven freizugeben, ohne Unterschied der Herkunft, sie zu ermächtigen überall im Königreich sich niederzulassen, in demselben Kirchen und Klöster bauen und ihre Religion frei

[1]) Der heilige Laurenz Compani war der 21. Generaloberе des Ordens von der Barmherzigkeit. Er starb 1479, im fünften Jahre seiner Amtsführung als General.

ausüben zu dürfen. Allein die politischen Umwälzungen, welche den Schluß des 16. Jahrhunderts in Tunis bezeichnen, waren Ursache, daß diese Vereinbarungen wirkungslos blieben.

Beim Beginn des folgenden Jahrhunderts ist die Dazwischenkunft Savary's von Breves, des französischen Gesandten in Konstantinopel, hervorzuheben. Als Träger von Befehlen, welche Herr von Breves in Kraft eines mit Heinrich IV. geschlossenen neuen Vertrages von Sultan Achmet I. ausgewirkt hatte, gelang es ihm 1605, wenn gleich nur mit eigener Lebensgefahr, viele französische Sklaven, welche in Tunis zurückgehalten wurden, in Freiheit setzen zu lassen.

In diesem nämlichen Jahre 1605 finden wir den heiligen Vinzenz von Paul unter den Opfern der Seeräuberei. Man weiß wie dieser Heilige, als er sich von Marseille über Narbonne nach Toulouse begab, gefangen und nach Tunis geführt wurde, wo ihn ein Fischer kaufte, der ihn dann wieder an einen alten Arzt verkaufte. Zum dritten Male verkauft erhielt er einen von Nizza gebürtigen Renegaten als Herrn, den er bekehrte, und mit dem es ihm zu fliehen und die Küste der Provence zu erreichen glückte, im Juni 1607. Der heilige Vinzenz vergaß aber die armen Sklaven, deren Loos er getheilt hatte, keineswegs; vielmehr faßte er den Plan ihnen zu Hülfe zu kommen. Aber es vergingen mehr als vierzig Jahre, ehe dieser hochherzige Plan zur Reife gelangen konnte.

Inzwischen vertraute Papst Urban VIII. im Jahre 1624 die Mission von Tunis der Obsorge der Kapuziner von Sizilien an. Unter dem Titel von Sachwaltern der Sklaven sollten diese Ordensmänner den auf den Galeeren gefangenen und den freien im Lande niedergelassenen Christen die geistlichen Tröstungen bringen. Der Vorsteher der Mission, Angelo von Coniglione war am Ende des vorhergegangenen Jahrhunderts selbst in Afrika gefangen gewesen; er und seine Gefährten mußten sich entschließen, mit den Sklaven auf den Galeeren zu leben.

Ein Maltheſer, deſſen Namen erhalten zu werden verdient, Johann Fontet, wurde im folgenden Jahre (1625) von den Seeräubern ergriffen; es wurde ihm die Zunge abgeſchnitten, Arme und Beine mit Stockſchlägen zerſchmettert, und er dann am Schweife eines Pferdes bis mitten in die Stadt Tunis geſchleift und lebendig verbrannt, weil er muthig gegen die Gotteslästerungen der Muſelmänner proteſtirt hatte.

Doch die Befreier ſetzten ihr Werk fort. Im Jahre 1638 kauften zwei Trinitarier, nach einem Aufenthalt von einigen Monaten zu Tunis, 36 franzöſiſche Sklaven los; zwei andere befreiten deren einige vierzig im Jahre 1641. Damals rechnete man in Tunis und im übrigen Theil der Regentſchaft 7000 Sklaven, 3500 männliche und 650 weibliche Abtrünnige.

Man darf annehmen, daß die heldenmüthige Aufopferung der dem Werke der Befreiung ſich widmenden Ordensmänner bisweilen ſelbſt die Muſelmänner mit Bewunderung erfüllen mußte. Einem Gefühl ſolcher Art muß man vielleicht den Befehl des Dey Amurah vom Jahre 1642 zuſchreiben, der auf ſeinem Todbette 80 Chriſtenſklaven die Freiheit zu geben befahl.

Die Kapuziner von Palermo, die ſich, wie wir geſehen, im Jahre 1624 in Tunis niedergelaſſen, wurden im Jahre 1636 durch die Kapuziner von Genua erſetzt, welche ihre Niederlaſſung auf der Inſel Tabarka, an der Grenze von Algier, gründeten. [1]) Von da aus verſahen ſie nicht nur das Gebiet von Tunis, ſondern dehnten ihre Wirkſamkeit

[1]) Tabarka. — Eine ſehr kleine aber wohlbewohnte Inſel, ſchrieb 1700 ein Trinitarier, war einſt ein Bisthum. Sie iſt nur durch einen ſchmalen Meerarm von der Küſte der Berberei getrennt. Hier mündet ein kleiner Fluß, welcher die Grenze der Königreiche Tunis und Algier bildet ... Die Inſel wird durch eine Feſtung von dreißig Kanonen vertheidigt, und iſt durch ihre Korallenfiſcherei berühmt." (Zuſtand der Barbareskenreiche, Rouen, 1703). Tabarka iſt 22 Stunden weſtlich von Tunis.

einerseits über die Küsten von Algier, anderseits bis in die Regentschaft Tripolis aus. Die Insel Tabarka gehörte damals den Genuesen, und dieser Umstand bestimmte die heilige Kongregation der Propaganda, sie zum Mittelpunkt der Mission zu machen. „Als die Genuesen im Jahre 1540 an den Küsten der Insel Korsika den berüchtigten Seeräuber Dragut gefangen hatten, zeigten sie sich trotz den Bemühungen der tunisischen Regierung anfangs wenig geneigt, ihre Beute wieder fahren zu lassen. Doch wurde die Sache durch die Vermittlung eines edeln Genuesen aus der Familie Lomellini beigelegt. Als Erkenntlichkeit für diese Vermittlung gab der Dey von Tunis der Familie Lomellini die kleine Insel Tabarka als Eigenthum, und diese errichtete daselbst eine genuesische Kolonie für den Korallenfang, welcher in diesen Gewässern sehr ergiebig ist. Die Mission der Kapuziner auf Tabarka bestand bis zum Jahre 1652. Die häufigen Umwälzungen, welche die Regentschaft im Innern verheerten, die Kriege, welche zwischen den Deys von Tunis, Konstantine, Algier und Tripolis ausbrachen, die Ausschreitungen des muselmännischen Fanatismus, die Verheerungen der Pest, alle diese Geißeln zusammen hatten endlich die Heimkehr der wenigen noch überlebenden Kapuziner zur Folge.[1])

III. — Der Augenblick war endlich gekommen, wo der heilige Vinzenz von Paul das von ihm beabsichtigte Werk zu Gunsten der auf den Galeeren der Barbareskenstaaten gefangenen Christen unternehmen konnte. Dieses Werk bezweckte nicht eigentlich die Loskaufung der Gefangenen, „obwohl er während seinen fünfzehn letzten Lebensjahren mehr als eine Million Livres hiefür verwandte und über 1200 Sklaven befreit hatte. Sein ihm eigentliches Werk bezweckte die körperliche und geistige Erleichterung der Gefangenen. Ihre Entbehrungen durch Almosen mildern, sie trösten, im Glauben erhalten, unterrichten, ihnen die Sakramente und

[1]) Denkschrift des Pater Anselm.

Tröstungen der Religion spenden, das war der Hauptzweck, den er sich setzte und den seine Missionäre verfolgten; ein Werk, wohl eben so ausgezeichnet, aber noch von unmittelbarerem Nutzen oder selbst Nothwendigkeit als das des Loskaufes der Gefangenen, wegen dem so häufigen Abfall vom Glauben und dem Verlurst so vieler Seelen.[1])"

So sandte denn der heilige Vinzenz von Paul im Jahre 1645 einen Priester seiner Kongregation, Namens Ludwig Guerin als Kaplan des französischen Konsulats nach Tunis. Der Missionär wendete seine erste Sorge den Sklaven zu. „Er redete zu ihnen von Gott, vermochte sie zum Besuch der Sakramente und zu allen Uebungen der Religion. Anfangs geschah alles im Geheimen, aber bald konnte er die Religion mit ihrem äußern Gepränge, ihren Gesängen und Ceremonien zu Tage treten lassen. Die Galeeren verwandelten sich in eben so viele kleine Tempel, wo die Sklaven frei und offen die heilige Messe anhören und an den heiligen Geheimnissen theilnehmen konnten. Tag und Nacht wohnte Christus in seinem Tabernakel in Mitte der Armen und Betrübten, welche der beständige Gegenstand seiner Vorliebe sind, und eine Lampe, das Sinnbild des Glaubens der Sklaven und seiner liebevollen Vorsehung, brannte immer vor demselben."[2])

Diese aus Gefangenen bestehende Christengemeinde erhielt auch bald ihre Bekenner und Martyrer.

In einem Briefe vom Juni 1646 erzählt Guerin die Geschichte eines eilfjährigen Knaben, welcher an den Küsten Englands von den Seeräubern entführt worden war. Von der Gnade ergriffen schwur er den Protestantismus ab, und bekannte den Glauben unter den Stockschlägen und Foltern mit unüberwindlichem Muthe. „Schlage, schlage, sagte er zu seinem Herrn, schlage mir, wenn du willst, den Kopf ab, aber wisse, daß ich katholischer Christ bin und als solcher

[1]) St. Vinzenz von Paul u. s. w.

[2]) Ebendas.

ſterben will." Und gegen den Miſſionär ſich wendend, ſagte er: „Seien Sie ruhig, ich bin entſchloſſen eher alles, ſelbſt den Tod zu leiden, als meinen göttlichen Meiſter zu verläugnen."

Am 26. Juli desſelben Jahres krönte ein zweiundzwanzigjähriger Portugieſe ſeinen Widerſtand gegen ſchmachvolle Zumuthungen mit einem blutigen Tode; und kurz darauf wurde ein junger Franzoſe gepfählt, weil er ſich nicht zum Werkzeug einer ſchändlichen Leidenſchaft hergeben wollte. — Im Jahre 1648 waren es zwei junge Leute von vierzehn Jahren, ein Franzoſe und ein Engländer, welche unter den Schlägen ihren Glauben ſtandhaft bekannten und ſo die Wuth der Henker entwaffneten. Einer dieſer Elenden ſtürzt ſich einmal, den Dolch in der Hand auf den Franzoſen, und drohte ihm die Ohren abzuſchneiden. Der junge Menſch bemächtigt ſich des Dolches, ſchneidet ſich ſelbſt ein Ohr ab, und reicht es ganz gelaſſen dem Türken mit den Worten hin: „Willſt du auch das andere?" Einige Zeit darauf wurden die beiden Freunde durch eine anſteckende Krankheit dahingerafft, und gingen zuſammen in den Himmel ein, um den Lohn für ihre Treue zu empfangen.

Guerin begnügte ſich nicht, ſeinen Eifer in Tunis zu bethätigen; von Zeit zu Zeit machte er auch Wanderungen in das Innere des Landes und an die Küſte, ja bis nach Biſerta kam er, um die Sklaven zu tröſten.

Nicht viel fehlte, ſo hätte er den Antheil, welchen er an der Bekehrung eines Sohnes des Dey Agi Mohamed genommen, mit ſeinem Leben bezahlt. Dieſer junge Prinz, Namens Cheruby, hatte ſich mit einigen Offizieren nach Spanien geflüchtet und dort die Taufe empfangen. König Philipp IV., der ihm auch einen Jahrgehalt verlieh, war ſein Pathe. Er war eben auf dem Wege nach Rom, als er auf der Ueberfahrt auf Befehl ſeiner Mutter durch einen holländiſchen Kapitän aufgehoben und nach Tunis zurückgebracht wurde. Hier bewahrte er im Stillen den in der Taufe empfangenen Glauben und fuhr fort, die Chriſten zu be-

schützen. Nach dem Tode seines Vaters trat er in das Privatleben zurück und beschloß darin seine Lebenstage.

Inzwischen gewann Guerin die Gunst des Königs wieder. Von Anstrengungen erschöpft und unvermögend seiner Aufgabe fernerhin zu genügen, erbat er von Agi Mohamed die Erlaubniß, einen andern Priester zu seiner Unterstützung kommen zu lassen. „Zwei, ja drei, wenn du willst, erwiederte ihm der Dey; ich will sie wie dich bei allen Anlässen schützen und ihnen nie etwas abschlagen, denn ich weiß, daß du Niemanden Leides zufügst, sondern gegentheils Jedermann Gutes erweisest."

Den 22. November 1647 landete zu Tunis ein junger Priester, welcher vom heiligen Vinzenz dem Pater Guerin zur Unterstützung gesandt war: es war Johann Le Vacher. Eben wüthete in Tunis die Pest, und auch der neue Missionär wurde im folgenden Mai von ihr ergriffen. Er entrann jedoch dem Tode, aber erst, nachdem er den Schmerz gehabt, Guerin an seiner Seite erliegen zu sehen. Auch der französische Konsul Lange de Martin erlag der Seuche. Auf Andringen der europäischen Kaufleute befahl der Dey Le Vacher die Konsulatgeschäfte zu führen, bis Ludwig XIV. den erledigten Posten wieder besetzt haben würde. Da inzwischen aber die Konsulate von Tunis und Algier den Lazaristen übertragen worden waren, so wurde Le Vacher in seinem Amte bestätigt, welches er bis zum Jahre 1653 fortführte.[1]) Dann erwirkte er die Ernennung eines Konsuls, Martin Husson, Advokat beim Parlamente von Paris. Er für seine Person, in Ungnade gehalten, verließ Tunis und

[1]) In dieser Zeit waren die Konsulate Würden, welche wie Gerichtsstellen gekauft und dem Staate zum Voraus bezahlt wurden. Um das Gute, welches Le Vacher that, auch für die Zukunft zu sichern, kaufte die Herzogin von Aiguillon die beiden Konsulate von Algier und Tunis und übergab dieselben unter Zustimmung Ludwig des XIV. der Kongregation der Mission, indem sie deren heiligem Stifter es überließ, die Inhaber dieser Stellen zu bezeichnen.

verkündete das Evangelium auf den Galeeren von Biserta. In der Folge wurde er jedoch wieder zurückberufen, um Husson zu ersetzen, welcher auch seinerseits das Opfer einer Laune des Dey geworden war.

Es war dieß die Zeit, in welcher die Kapuziner ihre Niederlassung auf Tabarka verließen. Le Vacher wurde zum apostolischen Vikar von Tunis ernannt. „Mit dem doppelten Ansehen eines apostolischen Vikars und eines Konsuls bekleidet, trat er zuvörderst kräftig dagegen auf, daß den Verträgen zuwider Sklaven gemacht worden, und forderte diejenigen, welche trotz seiner Einsprache oder während seiner Abwesenheit verkauft worden waren, wieder zurück. Bisweilen glückte es ihm damit, Dank den letzten Spuren von Recht und Gerechtigkeit, welche die Barbarei noch nicht gänzlich verwischt hatte, wie auch Dank der Furcht, welche er durch die Waffenmacht Frankreichs einzuflößen verstand.... Wenn aber seine Anstrengungen an der Ungerechtigkeit und Gewalt gescheitert waren, bemühte er sich wenigstens diejenigen Sklaven loszukaufen, deren Glauben oder Tugend der meisten Gefahr ausgesetzt war, oder sie gegen die Angriffe des Lasters und der Verfolgung zu stärken.“ [1])

Im Jahre 1660 beauftragte Ludwig XIV. einen Edelmann aus der Provence, von Bricard, nach Tunis zu gehen, um den Loskauf der Gefangenen zu unterhandeln, welche den Verträgen zum Trotze auf den Galeeren gefangen gehalten wurden. Die Unterhandlung zog sich in die Länge. Unterbrochen durch den Tod Agi Mohameds wurde sie erst 1665 unter Agi Mustafa durch den Herzog von Beaufort wieder aufgenommen, welcher Algier bombardirte und die algerische Flotte im Angesichte von Tunis zweimal schlug. Le Vacher war es, der den Vermittler machte, und den Abschluß eines Vertrages (25. November) zu Stande brachte, dem zufolge der Dey dem französischen Konsul aufs Neue das Recht zuerkannte, in den Fonduc, der Residenz des Konsuls, einen

[1]) St. Vinzenz u. s. w.

Priester für den Gottesdienst in der Kapelle zu halten, in welcher alle niedergelassenen Franzosen ihre Religion frei ausüben könnten. [1])

Im folgenden Jahre (1666) sah sich Le Vacher durch eine gemeine Intrigue der Kaufleute das Konsulat entrissen. Er verließ unter allgemeinem Bedauren Tunis und kehrte nach Frankreich zurück. „Wie die alten Triumphatoren hatte er eine große Zahl Sklaven in seinem Gefolge, die aber nicht gefesselt, sondern durch seine Almosen befreit waren. [2])" 1668 wurde er als apostolischer Vikar nach Algier geschickt, wo er später das Amt eines Konsuls bekleidete und seine Laufbahn mit einem glorreichen Tode beschloß (1683).

Das Konsulat war für die Kongregation der Mission unwiederbringlich verloren, und Le Vacher war der letzte in Tunis residirende Lazaristenmissionär. Vor seiner Abreise hatte er noch zwei Kapuziner losgekauft, damit sie ihn bei den freien Christen und bei den Sklaven ersetzten. Die Mission von Tunis ging nun an die italienischen Kapuziner über und bildete eine vom apostolischen Vikariat von Algier abhängige Präfektur.

IV. — Noch gab es in der ganzen Präfektur nur eine einzige Station, diejenige von Tunis, und eine einzige Kapelle für die Niedergelassenen, diejenige des französischen Konsulates. Diese von Le Vacher errichtete und zu Ehren des heiligen Ludwig geweihte Kapelle diente beinahe ein Jahr-

---

[1]) Dieser Vorbehalt wurde den 30. August 1685 durch den Marschall d'Estrées erneuert, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß alle Missionäre ohne Unterschied ihrer Nationalität als Unterthanen des französischen Königs betrachtet und unter seinen unmittelbaren Schutz gestellt sein sollten. Die muselmännische Treulosigkeit nöthigte die französische Regierung die Verträge oft zu erneuern und mit den Waffen wieder zu kräftigen. So hatten 1687 Duquesne und Tourville die Freilassung der Christensklaven in Tunis und Tripolis erst durchsetzen können, als sie die Flotte der zwei Städte zerstört hatten.

[2]) St. Vinzenz u. s. w.

hundert lang den freien Christen als Pfarrkirche. Die Christensklaven fanden dort in der Regel nicht Zutritt, sie hatten für ihre Bedürfnisse im Innern der Galeeren Kapellen, jede mit einer gesonderten Verwaltung. Sie wurden durch die zwei angesehensten Sklaven geleitet, welche das Amt von Kirchenvorstehern versahen und dem apostolischen Präfekten von ihrer Amtsführung jährlich Bericht erstatteten.[1]) Die Ersparnisse der armen Sklaven und die Gaben der Kaufleute bestritten den Unterhalt dieser Kapellen. — Im Jahre 1685 wurde an dem Kap Negre bei folgender Gelegenheit eine neue Station errichtet: Der Marschall d'Estrées, welcher eben von der Züchtigung von Tripolis zurückkehrte, erschien vor Tunis und forderte Ersatz für den Schaden, welchen die Korsaren der Regentschaft dem französischen Handel zugefügt hatten. Um einem Krieg mit Frankreich zu entgehen, anerbot die tunisische Regierung als Schadenersatz eine Summe von sechzigtausend Thalern; da aber der Zustand ihrer Finanzen ihr nicht erlaubt, die ganze Summe zu bezahlen, so ertheilte sie dem Handelsstande von Marseille die Erlaubniß am Kap Negre eine Faktorei zu errichten.[2]) Sogleich wurde ein Kapuziner der Kolonie zur Besorgung des Gottesdienstes zugetheilt.

In den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts wurden auf verschiedenen Punkten der Küste drei neue Stationen gegründet. — Die königliche Gesellschaft von Afrika, deren Hauptsitz zu La Calle in Algier war, erwirkte bei der tunisischen Regierung für alle ihre Handelshäuser freie Religionsübung. So konnte in Biserta eine Kapelle errichtet werden, welche der unbefleckten Empfängniß geweiht war. Ein Kapuziner nahm daselbst seinen Aufenthalt. — Ein anderer Religiose des nämlichen Ordens wurde nach Porto-

[1]) Ein Brief eines Trinitariers von Tunis vom 25. Juni 1700 an den Erzbischof von Rouen sagt uns, daß man am Ende des 17. Jahrhunderts zu Tunis 13 Galeeren zählte.

[2]) Das Kap Negre liegt etwa eine Stunde östlich von Tabarka.

Farina gesandt, als der Stadtrath von Tunis dort ein Seearsenal errichtet hatte, in welchem eine große Zahl Christen arbeiteten. — Endlich wurde auch noch ein Missionär der Residenz an dem rothen Kap [1]) zugetheilt, damit derselbe seine Sorge den auf den Korallenbarken beschäftigten Seeleuten zuwende.

Das Jahr 1705 machte sich zu Tunis durch die Thronbesteigung eines neuen Herrschergeschlechtes bemerkbar. Hossein-ben-Ali-Turki wurde an der Stelle des besiegten und von den Algeriern gefangenen Ibrahim zum Bey gewählt. Hossein war der Sohn eines kandiotischen Renegaten; er schien noch einige Erinnerung an seine Herkunft bewahrt zu haben, und gab rücksichtlich der Christen das Beispiel einer gewissen Duldung, welches von seinen Nachfolgern im allgemeinen nachgeahmt wurde.

Die spanischen Trinitarier, welche bis jetzt in Tunis keine Niederlassung gehabt hatten, erlangten im Jahre 1720 von Dey Hossein die Erlaubniß, ein Spital für die Christensklaven bauen zu dürfen. Ein solches gab es schon, das von den Kapuzinern der Galeere vom heil. Kreuz geleitet wurde.[2])

Im Jahre 1724 verließen die Kapuziner den Fonduc, wo sie seit 1672 gewohnt hatten. Sie mußten ihren Platz an die Familien der französischen Kaufleute abtreten, welche sich in unmittelbarerer Nähe ihrer Nationalflagge zu bergen wünschten. Nachdem die Kapuziner nacheinander in den Galeeren vom heiligen Kreuz und St. Leonard gewohnt hatten, ermöglichten ihnen endlich einige milde Gaben von Rom ein Haus im Mittelpunkte des europäischen Quartiers und nicht

---

[1]) Das rothe Kap liegt zwischen La Calle und Tabarka.

[2]) Die spanischen Trinitarier verließen Tunis erst nach der Aufhebung des Seeräuberwesens. Einer von ihnen, Pater Osa, blieb als Pfarrer der spanischen Nation dort, wohnte im spanischen Konsulat und versah den Gottesdienst in dessen Kapelle. Er starb 1832 und ließ zu seinem Ersatze einen spanischen Priester zurück, der Anfangs 1852 gestorben ist und keinen Nachfolger gehabt hat. (Denkschrift von Pater Anselm.)

weit vom französischen Konsulat zu miethen (1735). Sie bestimmten einen Theil des Gebäudes für gottesdienstliche Zwecke, und dieser Ort diente den niedergelassenen Christen als Pfarrkirche.

Wir haben von der Insel Tabarka gesprochen und berichtet, wie dieselbe Eigenthum einer genuesischen Familie geworden, welche eine Kolonie für die Korallenfischerei daselbst unterhielt. Mit eifersüchtigem Auge blickte die königliche Kompagnie von Afrika auf das Gedeihen einer Anstalt, welche zwischen La Calle, dem Sitz ihrer Verwaltungsbehörde, und ihrer Niederlassung auf Kap Negre gelegen war. Sie trat daher mit der Familie Lomellini in Unterhandlung, um Tabarka mit den beiden Anstalten, die sie schon besaß, zu vereinigen. Erschreckt ob dem Gedanken, diese Insel eine französische Besitzung werden zu sehen, rüstete der Dey Ali Pascha einige Kriegsfahrzeuge aus, und sandte seinen Sohn Sidi Yonnes an der Spitze einer Truppenabtheilung, um sich Tabarka's zu bemächtigen. Der Sieger zerstörte die Vertheidigungswerke, die Kirche, die Wohnungen, ließ eine starke Besatzung daselbst zurück, und kehrte im Juni 1742 nach Tunis zurück, indem er 842 Tabarkaner, welche auf den Korallenschiffen nicht hatten entfliehen können, in die Sklaverei abführte.

Die Prüfungen der christlichen Bevölkerungen der Regentschaft mehrten sich. Im Jahre 1752 wollte Ali Pascha, nachdem er nicht ohne Mühe eine Empörung seines Sohnes Sidi-Yonnes unterdrückt hatte, die Treue seiner Soldaten dadurch belohnen, daß er ihnen die Häuser der Christen und Juden überließ. Die Bevölkerung machte mit den Soldaten gemeinschaftliche Sache, und der französische Konsul vermochte die Wohnung der Missionäre und die Kirche vor der Plünderung nicht zu schützen. Diese Unruhen dauerten fünf volle Tage. — Am 31. August 1756 wurde die Stadt Tunis von den Algeriern mit Sturm erobert, und Ali Pascha sammt seinem Sohne Mohamed enthauptet. Mitten unter diesen furchtbaren Auftritten wurden die Kirche, das Haus der Kapuziner, das Spital der Trinitarier, die Kapelle der Galeeren eine Beute der Sieger, und die Archive der Mission wurden vernichtet.

Die lange Regierung von Ali Bei (1759—82) verschaffte den Missionären und Christen wieder einige Sicherheit, so weit dieß wenigstens in diesen Zeiten der Seeräuberei, Sklaverei, religiösen Fanatismus und der unaufhörlichen Kriege mit den Dey's von Algier und Constantine möglich war. Leicht begreift man daher den Zustand völliger Hülflosigkeit, in welche alle diese Revolutionen die freien Europäer wie die Gefangenen stürzten; der apostolische Präfekt sah sich 1764 in die Nothwendigkeit versetzt, in Tunis selbst zu betteln, um seine Missionäre unterhalten und die unerläßlichsten Ausgaben für den Gottesdienst bestreiten zu können.

Wir wollen jedoch auch anerkennen, daß die Seeräubereien der Tunesen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts seltener wurden, und die Zahl der Christensklaven abnahm. Im Jahre 1780 betrug dieselbe nur noch ungefähr zweitausend.[1])

Man unterschied zu Tunis drei Klassen von Sklaven: Die erste war zum Dienste des Dey und seines Hofes bestimmt; die zweite gehörte einfachen Privatleuten; die dritte endlich arbeitete auf Rechnung der Regierung oder der Stadt. Diese letztern waren es, welche auf den Galeeren untergebracht waren.

Dieser Stand der Dinge dauerte bis zum Jahre 1830, wo das Schwert Frankreichs dem Seeräuberwesen den letzten entscheidenden Schlag versetzte, indem es dasselbe in seinem Hauptschlupfwinkel angriff. Die Folgen dieses Sieges erstreckten sich auch auf die übrigen Barbareskenstaaten. Schon am 8. August 1830 beeilte sich Hossein, der Dey von Tunis, um seine Stellung bei den Siegern zu sichern, einen Vertrag zu unterzeichnen, dessen zweiter Artikel ausdrücklich und bestimmt erklärte, daß die Seeräuberfahrten und die Sklaverei der Christen in der Regentschaft Tunis abgeschafft seien.

(Schluß folgt.)

---

[1]) Nach einer statistischen Tabelle von Tunis belief sich die Gesammtzahl der vom 1. Januar 1786 bis 8. März 1797 auf dem Markte dieser Stadt verkauften Sizilianer auf 789 Personen, oder durchschnittlich jährlich 71. (Denkschrift von Pater Anselm).

Kongo.

Der hochw. Generalobere der Gesellschaft des heiligen Geistes und unbefleckten Herzens Mariä übersendet uns über die Reise und Ankunft der Missionäre seiner Gesellschaft, welche nach Kongo entsandt wurden, Berichte, welche man mit lebhaftem Interesse lesen wird.

Man erinnert sich, daß der hochw. P. Poussot, Vize-Präfekt, der hochw. P. Espitallie, und Hr. Billon, Katechet, sich in Bordeaux einschifften, um sich nach Lissabon und dann von da auf den Schauplatz ihrer apostolischen Wirksamkeit zu begeben.[1]) Dieses geschah denn auch am 25. Jänner 1866, an dem Tage, an welchem die Kirche die Bekehrung des heiligen Paulus feiert, welcher der Patron der portugiesischen Besitzungen in jenem Lande ist, dem sie das Evangelium verkünden wollten. Die Reise konnte unter keinen günstigern Anzeichen angetreten werden. Die Missionäre waren den 27. Jänner in Lissabon angelangt und verreisten den 5. Februar auf dem Lincolnshire, einem englischen Schiffe, welches nach Ambriz an der Küste von Kongo bestimmt war.

Ein Unfall, welcher böse Folgen hätte haben können, ereignete sich auf der Fahrt. In der Nacht vom 13. Februar brach auf dem Schiffe in der Nähe der Maschine und des Kohlenlagers Feuer aus: die Mannschaft konnte nur nach fünfstündiger Arbeit des Feuers Meister werden. Bei diesem Anlaß erhielt eine Dame, welche sich unter den Passagieren befand, vom Kapitän die Erlaubniß, zur Danksagung eine heilige Messe lesen zu lassen, und so konnten die Missionäre das heilige Opfer darbringen, eine Tröstung, die sie seit mehr als einer Woche entbehrt hatten.

Den 14. März landeten die Missionäre nach einer Ueberfahrt von mehr als siebenunddreißig Tagen in Ambriz.

---

[1]) Annalen, 1866, S. 10.

Sie wurden vom Gouverneur der Stadt gut aufgenommen, und nahmen die zwar ärmliche, aber herzliche Gastfreundschaft des Priesters an, welcher mit der Seelsorge der Pfarrei betraut war. Hier erhielten sie wichtige Nachrichten über die gegenwärtige Lage von Kongo.

Bis in die letzten Jahre war das Königreich unabhängig von Portugal gewesen, dessen Oberherrschaft an dem Lifume, einem Flusse diesseits des Zaire, aufhörte. König Heinrich II. starb im Jahre 1860, und hinterließ seinen Sohn Don Pedro V. als Thronerben. Aber diesem letztern wurde die Krone von seinem Bruder Don Alvarez streitig gemacht, dem seine Geburt gar kein Recht darauf gab. Don Pedro rief, um seinen rechtmäßigen Anspruch aufrecht halten zu können, die Portugiesen an, mußte sich aber gefallen lassen, ihnen dafür Treue und Lehenspflicht zu schwören. Seither hält die portugiesische Regierung in San-Salvador eine Besatzung von hundert Mann unter zwei Offizieren. Die gänzliche Abhängigkeit von Portugal, in welcher sich Don Pedro zu befinden scheint, wird von der Mehrheit der Einwohner nicht gutgeheißen, welche sich daher auch für Don Alvarez entschieden hat.

Bei dieser Sachlage konnten die Missionäre an keine Unternehmung denken, bevor sie sich mit den geistlichen und weltlichen Behörden der portugiesischen Besitzungen in's Einvernehmen gesetzt hatten. Der Vize-Präfekt begab sich daher am 27. März von Ambriz nach St. Paul-de-Loanda, wo er am dritten Tage anlangte. In Abwesenheit des Bischofs und Gouverneurs wurde er vom Generalsekretär und Generalvikar empfangen. Letzterer ertheilte den Missionären alle nöthigen Vollmachten, und gewährte ihnen überdies in dem Seminar der Stadt eine freigebige Gastfreundschaft.

Der Bischof, der hochwst. Hr. Jose-Nilo d'Oliveira, welcher nach Mossamedes gegangen war, kehrte am 30. April nach St. Paul zurück, und gab dem hochw. P. Pouffot noch am gleichen Tage zweimal Audienz. Die zweite fand im Palaste des Gouverneurs statt, der Generalsekretär wohnte

derſelben im Namen ſeiner Exzellenz bei und machte zugleich den Dolmetſcher. Der Prälat zeigte ſich in Würdigung der Aufopferung der Miſſionäre ganz bereit, dieſelben zu unterſtützen. Um jeden Anſtand zu beſeitigen, erklärte der Vize-Präfekt, daß er die Rechte des Biſchofs von Angola vollſtändig anerkenne. Hierin handelte er übrigens nur gemäß der Weiſung der Kongregation der Propaganda vom Jahre 1776, welche die Beziehungen der Präfektur und des Bisthums Kongo regelt. Der Biſchof, welchen dieſer Akt von Unterwürfigkeit zufrieden ſtellte, beſtätigte die von ſeinem Generalvikar den Miſſionären ertheilten Vollmachten, und erneuerte die ihnen bereits gemachten wohlwollenden Anerbietungen.

Auch der Gouverneur empfing ſie ſeinerſeits auf das wohlwollendſte. Er hatte übrigens aus Liſſabon, den Empfehlungsſchreiben der franzöſiſchen Regierung zufolge, die Weiſung enhalten, die Miſſionäre rückſichtsvoll zu behandeln. Er ließ daher dem hochw. P. Pouſſot ſagen: „daß er ſeiner Unternehmung einen guten Erfolg wünſche und daß er darüber an den König ſchreiben werde.“ Zudem gewährte er ihnen auf das Anſuchen des Biſchofs Befreiung von allen Mauthgebühren zu Ambriz und Loanda, welche ſehr bedeutend ſind.

Die Miſſionäre konnten ſich ſchon durch eigenen Augenſchein überzeugen, wie nothwendig hier überall eifrige Apoſtel ſind. — P. Espitallie hatte zu Ambriz das hohe Oſterfeſt gefeiert. Nie war die beſcheidene Kapelle ſo wohl ausgeziert geweſen, nie hatte ſie auch, ſeit langer Zeit, ſo viele Beſucher geſehen. „Aber ach! fügt der Pater bei, im Augenblick der Kommunion trat eine einzige Perſon zum Tiſche des Herrn hinzu, und die war unſer Reiſegefährte, der Katechet Billon.“ — Zu St. Paul gibt es auch ein Seminar, das aber mit den Bedürfniſſen der Bevölkerung bei weitem nicht im Verhältniß ſteht. Es zählt nur acht Schüler, und von dieſen ſtudirt ein einziger Theologie; einige lernen lateiniſch, andere fangen erſt an leſen zu lernen. Zu St. Paul, wie in vielen andern Kolonieen, bedürfte die europäiſche Bevölkerung in religiöſer Beziehung einer vollſtändigen Wiedergeburt.

Was die Neger betrifft, so sind diese gänzlich verlassen und leben auch darnach. So kann man denn beim Anblick dieser traurigen Ruinen in einer einst so blühenden Mission, nur einen mitleidigen Blick auf dieselben werfen und Gott bitten, apostolische Arbeiter in dieselben zu senden.

Eben werden, wie man weiter unten sehen wird, zwei neue Missionäre nach Kongo geschickt.

Madagaskar.

In einem Briefe aus Tananariva vom 3. Juli 1866 berichtet der hochw. P. Laurenz Ailloud, Missionär der Gesellschaft Jesu, seiner Schwester von einem Feste, dessen Augenzeuge er gewesen. Diese Beschreibung bildet eine sehr malerische Schilderung der politischen Gebräuche der Madagassen, und gibt einen neuen Beweis von den günstigen Gesinnungen der Königin für die katholische Religion.

In Bezug auf Neuigkeiten, schreibt der hochw. P. Ailloud, will ich mich für dieses Mal darauf beschränken, Dir von einer ungeheuren Volksversammlung (Kabare) zu sprechen, welche eben in Tananariva stattgefunden hat. Seit zwei Monaten war schon der Befehl an alle freien Männer der Hauptstadt und der sechs benachbarten Provinzen ergangen, sich bei dieser Versammlung einzufinden. Einige unruhige Köpfe benutzten diesen Anlaß, um das Gerücht zu verbreiten, daß die Königin in dieser Versammlung das Gebet verbieten und gegen die Anhänger der christlichen Religion schwere Strafen verhängen werde. Ich muß es zur Ehre unserer Neubekehrten sagen, daß sie sich vor dieser lügenhaften Drohung nicht gefürchtet haben, und wenn auch einige dadurch theilweise wankend gemacht wurden, sie indessen doch den Besuch des Gottesdienstes nicht unterließen.

Donnerstag den 28. Juni, Morgens sieben Uhr, erdröhnte ein Kanonenschuß; dieses ist das erste Zeichen zur Versammlung auf dem großen Platze von Andohalo. Die

Menge beeilt sich. Um neun Uhr ertönen alle Kanonen der Stadt; das ist das letzte Zeichen. Der große Platz ist angefüllt: sechszig bis achtzig tausend Menschen drängen sich dort, ungerechnet die unzähligen Zuschauer, welche vor den Häusern rings um den Platz sich aufgestellt haben. Endlich um zehn Uhr verkündete eine dritte Salve, daß ihre Majestät Rasoherina, die Königin von Madagaskar, aus ihrem Palaste kommt. Ich begebe mich zu unserm Nachbar, dem französischen Konsul Herrn Laborde, um zu sehen und zu hören. Gegen das obere Ende des Platzes ist eine große, mit Tüchern gezierte Tribüne aufgeschlagen; zur Rechten sind die Richter, zur Linken die Prinzen und Prinzessinen von Geblüte. Die Soldaten unter Waffen sind in Hufeisenform aufgestellt, der erste Minister an ihrer Spitze.

Bald hört man die Musik, oder besser gesagt, das Getöse der großen Trommel, welche die Hauptrolle spielt; dann erscheint der große rothe Schirm, welcher den reichen Tragsessel deckt, auf welchem die Königin getragen wird. Bei dessen Anblick geräth die Volksmenge in Bewegung, entblößt das Haupt, und schreit das feierliche Hoby. Die Königin steigt von ihrem Tragsessel herab, begibt sich auf die Tribüne und setzt sich. Die Zurufe haben aufgehört, sie erhebt sich ganz strahlend in ihrem Purpurmantel und die Königskrone auf dem Haupte. In ihrer Rechten hält sie einen weißen, aber geschlossenen Sonnenschirm, ein Palastbedienter hält den rothen, offenen Schirm über ihrem Haupte.

Stille tritt ein. Alsdann redet sie in würdevoller Haltung und mit fester Stimme die Versammlung an. Ich übersetze hier die Hauptstellen ihrer Rede wörtlich.

— Dank euch allen! Zufriedenheit meines Herzens euch alle versammelt zu sehen! Ich koste wie einen süßen Trank die Freude, euch zu sehen, euch, meine Unterthanen, die ihr unter dem Himmelsgewölbe wohnet ... Ihr seid mein Vater, ihr seid meine Mutter; ich koste, ich verschlinge begierig diesen süßen Gedanken ... Ich betrachte euch als die tapfern Vertheidiger des Königreichs; deßwegen wage ich alles mit eurer

Beihilfe . . . Ihr seid mein Vater, meine Mutter; ich weile in eurer Mitte, unter dem Schutze eurer Zuneigung.

Vernehmt nun aber, was ich euch zu sagen habe, ihr alle, die ihr unter dem Tagesgestirn wohnet. Wenn ich regiere, bin ich kein Weib, bin ich ein Mann. Ich lege meine Worte nicht in einen verschlossenen Korb, sie liegen allen deutlich vor Augen; ich höhle unter euren Füßen keine Fanggrube aus, die mit einem trügerischen Teppich von schönem Grün bedeckt ist. Wohlan denn! Es haben Einige falsche Gerüchte unter meinem Volke ausgestreut. Böse Zungen haben zu sagen gewagt, daß das Gebet der Christen verboten werden würde, und daß man die, welche es befolgen, in Ketten legen werde. Wisset, ihr alle, die ihr unter dem Himmel wohnet, wisset, daß mein Wort, das einmal aus meinem Munde hervorgegangen, nicht mehr dahin zurückkehrt; mein gegebenes Wort, ich nehme es nicht mehr zurück, in entgegengesetztem Sinn. Nein! das Gebet der Christen ist nicht verboten, Jeder kann es nach Belieben befolgen . . .

Vernehmt, was ich euch noch zu sagen habe. Euren berühmten Königen Andriam poini merina, Radama, Ranavalona hat Gott dieses Königreich gegeben, und er hat es hierauf in meine Hände gelegt.

. . . Ich will euch die Gesetze des Königreichs wieder kund thun. Ich betrachte denjenigen als Besitzer eines guten Looses, welcher sie alle halten kann, die großen und die kleinen.

Bei diesen Worten hebt die Königin ihren Sonnenschirm empor und ruft aus:

„ — Ist das nicht wahr?"

„ — Es ist wahr!" antwortet das ganze Volk einstimmig mit einem Geschrei, welches einer Explosion gleicht; dann läßt es das Hoby erschallen, um seine Herrscherin zu begrüßen.

Diese setzt sich einen Augenblick, steht dann wieder auf und richtet eine Ansprache an den ersten Minister und das Heer, eine andere an die Soldaten, welche unter den

frühern Regierungen gedient haben, und eine dritte an die Bürger.

Ich habe mir diese Anreden, fast wörtlich, wie sie gehalten worden sind, verschaffen können; ich glaube, daß dieselben in einem Lehrbuch der Beredsamkeit nicht am unrechten Platze wären. Und die Madagassen sind, im Vorbeigehen gesagt, geborne Redner. Niemals sieht man sie in ihren Erörterungen verlegen werden oder anstehen, die Rede fließt wie ein klarer Bach von ihren Lippen.

Als die Königin ihre Rede geendet hatte, kam die Reihe an die Vertreter der verschiedenen Stände. Das Haupt der Richter tritt zuerst aus den Reihen heraus, und begibt sich auf den hiefür abgegrenzten Platz vor der Tribüne. Seine Rede wird Ihnen eine Vorstellung von der landesüblichen Art der Beredsamkeit geben.

„Heil dir, Rasoherine, unser König! Lebe lange mit denen, welche unter dem Himmel wohnen! Möge nie Unglück dich betrüben! . . . Du bist hier, auf diesem Platze von Andohalo, du ehrwürdige Herrscherin; hier war es, wo unsere Altvordern unsern Königen den Hasina[1]) darreichten. Weil du daher hieher gekommen bist, auf diesen geheiligten Platz, so überreichen wir dir den Hasina . . . Diesen Hasina begleiten wir mit unsern Wünschen, mit unsern Gebeten. O Gott, der du die Wohlgerüche aushauchst! O Gott Schöpfer! O Heiligkeit der Erde! Heiligkeit des Himmels! Heiligkeit des Mondes und der Sonne! Heiligkeit des Morgens und des Abends! Heiligkeit der zwölf Berge, welche uns umgeben! . . . Dieser Hasina, den wir dir bieten, er wird dich heiligen, dich, Rasoherina, unsern König."

Dann tritt der Redner vor und überreicht den Piaster. Ein Palastbedienter nimmt denselben in Empfang und bringt ihn der Königin, welche sogleich antwortet:

---

[1]) Hasina ist die Ueberreichung eines Piasters an den Herrscher, als Zeichen der Verehrung und Unterwürfigkeit.

„— Dieser Hasina wird mich heiligen.“

Der Redner fährt fort:

„— Ja, du Rasoherina, du bist für uns die Sonne und der Mond; du kommst hieher, um Freude zu machen uns, deinen Dienern; du kommst, um uns die Süßigkeit deiner Gegenwart zu kosten zu geben . . . Aber nein, wir sind auch dein Vater und deine Mutter; daher habe guten Muth, Rasoherina, unser König! Fürchte dich nicht das Königthum zu führen. Eine sehr kleine Zahl hat von Gott das Vorrecht erhalten, diese Erde zu regieren. Und du, du bist jetzt der unumschränkte Gebieter, und deßwegen habe Vertrauen, ein volles Vertrauen.

Ist das nicht alles wahr, ruft der Redner sich gegen das Volk wendend aus, ist das nicht wahr?“

Und das Volk antwortet augenblicklich und einstimmig:

„ — Das ist wahr?“

Nachdem die andern Redner ihre Ansprachen vorgetragen und den Hasina überreicht hatten, las der Sekretär auf der Tribüne stehend, an der Seite der Königin, die Gesetze.

Mit der Verlesung endete auch die Versammlung. Die Sitzung hatte über zwei Stunden gedauert.“

Oster-Insel.

Als wir im verflossenen Jahr den interessanten Bericht des Bruder Eugen Eyraud über die Oster-Insel veröffentlichten, kündigten wir unsern Vereinsgenossen an, daß dort nächstens eine Mission gegründet werden solle. Unvorhergesehene Umstände haben die Ausführung dieses Planes verzögert, und die ersten Arbeiten konnten erst gegen Ende März begonnen werden.

Dieselben sind dem hochw. P. Hippolyt Roussel, Bruder Eugen Eyraud und einem eingebornen Mangaia, einem eifrigen Neubekehrten übertragen. Ein anderer Pater aus der Gesellschaft der heil. Herzen, der für die nämliche Mission

bestimmt ist, mußte in Maygareva bleiben, um dem P. Honorius Laval zur Aushilfe zu dienen, der nach mehr als dreißigjährigem Apostolat den Rest seiner Kräfte der Erhaltung des Eifers seiner Neubekehrten widmet.

Algier.

Im Augenblicke, wo wir diese Blätter in die Presse geben wollen, erhalten wir die betrübende Nachricht vom Tode des hochwst. Hrn. Ludwig Anton Pavy, Bischofs von Algier, der am 16. November 1866 gestorben ist.

Er war zu Roanne, Bisthum Lyon, den 18. März 1805 geboren. Nachdem er in Lyon gewirkt, war er Dekan der theologischen Fakultät dieser Stadt, als er im Jahre 1846 den Ruf erhielt, den hochwst. Hrn. Dupuch auf dem bischöflichen Stuhle von Algier zu ersetzen. Seine zwanzigjährige bischöfliche Amtsführung war reich an Schöpfungen, welche die religiöse Zukunft Algiers sichern. Unter diesen Schöpfungen können wir das Werk Unserer lieben Frau von Afrika, welches ihm so sehr am Herzen lag, und welches er sogar noch auf seinem Todbette seinen Priestern anempfahl, nicht vergessen.

Der hochwst. Hr. Pavy hat im Jahre 1854 in den Annalen einen sehr bemerkenswerthen Bericht über das Martyrthum des ehrwürdigen Geronimo und die Auffindung seiner Reliquien veröffentlicht.

Missionen von Amerika.

Englische und dänische Antillen.

Bisthum Roseau.

Neue Briefe des hochwst. Herrn Poirier setzen uns in den Stand, den Bericht, welchen wir vor zwei Jahren über das Bisthum Roseau veröffentlicht haben, zu ergänzen. [1]) Die traurige Lage der englischen Antillen, welche damals als ein Hinderniß für die Entwicklung der Missionsarbeiten bezeichnet wurde, hat sich seit dieser Zeit nur noch verschlimmert. Es machte sich eine Lust für Auswanderung geltend, die in zwei Jahren, trotz der immer wachsenden Zahl der Bekehrungen, die katholische Bevölkerung von 58,700 auf 53,000 heruntergebracht hat.

Wenn das Jahr wegen der Unregelmäßigkeit der Jahreszeiten ein Unglücksjahr gewesen, schrieb der hochwst. Herr Bischof von Roseau am 10. November 1865, so war es anderseits reich an Früchten des Heils. Zahlreiche Bekehrungen von Protestanten, viele erste Kommunionen schon betagter Personen, über hundert gültig gemachte Ehen, die Erneuerung des christlichen Sinns, die überall eingeführte Genossenschaft des heiligen Joseph für die Männer, das waren die Erfolge des Jubiläums. Zu Roseau nahmen die Anglikaner und Methodisten an den Unterweisungen regelmäßig Antheil, und was ein wohl zu bemerkender Umstand ist, alle sammt dem Gouverneur haben zur Ausschmückung der Kirche an diesen festlichen Tagen bereitwillig beigetragen.

[1]) Annalen 1866, Seite 160.

Der Schutz des heiligen Joseph, des zweiten Patrons des Bisthums, hat sich dieses Jahr auf eine ganz besondere Weise gezeigt. War es doch der 19. März, an welchem uns die Urkunde zugekommen ist, durch welche die Königin Viktoria dem Bischof von Roseau und seinen Nachfolgern für immer und ohne alle Belastung alle Grundstücke schenkt, auf welchen die katholischen Anstalten stehen. — Das Jahr 1865 machte sich auch noch durch die Ankunft von sechs neuen Missionären bemerkbar."

Auch das Jahr 1866 brachte dem Herzen des ehrwürdigen Bischofs manchen Trost, wie man aus folgenden Auszügen eines Briefes des hochwst. Herrn Poirier an die Centralräthe ersieht, der nach der Rückkehr von dessen letzter Visitationsreise geschrieben ist.

Auszüge aus einem Briefe des H. Poirier, Bischof von Roseau, an die Mitglieder der Centralräthe der Glaubensverbreitung.

Roseau 25. November 1866.

... I. Dänische Inseln, St. Thomas. — Die Vermehrung der Katholiken ist besonders in St. Thomas eine auffallende, „ich glaube nicht hinter der Wahrheit zurückzubleiben, wenn ich ihre gegenwärtige Anzahl auf 10,000 schätze. Das kommt auch daher, daß sich auch die Stadt beträchtlich vergrößert hat, seit die großen Dampfschiffahrtsverbindungen und die in Folge dessen entstandenen Schiffsbauten aufgekommen sind. Wenn man die Sachen nur so im Allgemeinen betrachtet, so hat die Sittlichkeit dabei allerdings nichts gewonnen, aber dennoch mehrt sich mitten in diesem Zudrange von Fremden und diesem Handelsverkehr unsere Heerde durch Bekehrungen und namentlich durch die Taufen von Findelkindern, die wir aufnehmen und in unsern Schulen erziehen lassen.

Im November ertheilte ich in St. Thomas 75 Kindern, von denen 25 im Judenthum und 50 im Protestantis-

mus geboren waren, dann 26 bekehrten Erwachsenen, im Ganzen 358 Personen die heilige Firmung. Hundert und dreißig von diesen empfingen zugleich die erste heilige Kommunion.

Seit letzten Mai haben sich die Schwestern des heil. Joseph von Cluny in der Stadt St. Thomas niedergelassen, wo sie zwei Schulen leiten, und die Kranken in den Häusern besuchen. „Diese Besuche der Nächstenliebe, sagte mir ein Pater Redemptorist, bringen mehr Bekehrungen zu Stande als unsere Predigten."

Der Gouverneur von St. Thomas hat mir tausend Artigkeiten bewiesen. In seiner Kutsche, welche mir während meines Aufenthaltes immer zur Verfügung stand, besuchte ich die Kranken und Spitäler, um das Sakrament der Firmung zu spenden.

Wir haben auf der Insel St. Thomas vier Patres und drei Brüder Ligorianer.

Heiligkreuz.[1]) — Von St. Thomas begab ich mich nach Heiligkreuz, wo es 15,000 Katholiken gibt, welche zwei Kirchen und eine Kapelle haben. Ich habe hier 615 Personen, darunter 91 Protestanten aus allen möglichen Sekten, Lutheraner, Anglikaner, mährische Brüder, gefirmt; 40 Ehen wurden gültig gemacht und ich habe selbst eine ganze Familie mährischer Brüder, welche aus sechs Personen bestand, in die Kirche aufgenommen.

Wir haben dieses Jahr in Friedrichstadt einen Pfarrhof und ein Schulhaus gebaut, wozu Stein und Sand von den Einwohnern herbeigefahren wurden. Ein Herr Roche,

---

[1]) Heiligkreuz, seit 1645 nacheinander im Besitz der Engländer, Holländer und Franzosen wurde im Jahre 1653 eine Besitzung der Malteser Ritter. Aus dieser Zeit stammt die erste feste Niederlassung der Missionäre auf dieser Insel; zwei Dominikaner wurden auf Verlangen des Bailli von Poincy für diese Mission bestimmt. Nach neuen wechselvollen Schicksalen wurde Heiligkreuz im Jahre 1733 der Dänischen Westindischen Gesellschaft abgetreten, und gehörte seither immer zu Dänemark.

ein reicher Katholik, hat alles nöthige Bauholz hergegeben. Wir hoffen nächstens ein Haus für Ordensschwestern in Heiligkreuz gründen zu können.

Die katholischen Priester können hier ihr Amt nicht erfüllen und an der Bekehrung der Andersgläubigen arbeiten, ohne auf den Widerstand der dänischen Regierung zu stoßen. Die Abschwörung der Lutheraner und die gemischten Ehen veranlassen von Seite der Behörden Schwierigkeiten, bei denen die protestantische Intoleranz zu Tage tritt; und doch fordern wir nur jene Gewissensfreiheit, auf welche der Lutheranismus selbst beruht. Diese Freiheit, welche in Dänemark besteht und auch den Katholiken von Heiligkreuz durch den Vertrag von 1763 zugesichert ist, ist aber in Wirklichkeit durch ein Ortsgesetz vernichtet, welches den katholischen Priester zur Verbannung verurtheilt, der die Abschwörung eines Lutheraners annimmt, oder sich weigert eine gemischte Ehe einzusegnen, bei welcher ausbedungen ist, daß alle Kinder in der lutherischen Religion erzogen werden sollen. Glücklicherweise handelt es sich hier nur um die Lutheraner, während die Regierung mit den Bekennern anderer protestantischen Sekten nichts zu schaffen hat. Um nun die Missionäre vor solchen Plackereien sicher zu stellen, müssen die Lutheraner, welche zur Kirche zurückzukehren wünschen, zu allerlei Mitteln Zuflucht nehmen, welche ihnen das Gesetz zu umgehen ermöglichen.

Trotz diesen Hindernissen nimmt die Zahl der Katholiken, Dank dem Eifer der Redemptoristen zu St. Thomas und der P. P. Lünch und Nanghon zu Heiligkreuz, auf den dänischen Inseln immer zu. Wenn auch diese Inseln einer in Bezug auf die den Ansiedlern auferlegten Lasten und der Gewissensfreiheit gesetzten Hemmnisse zu drückenden Regierungsweise unterworfen sind, so muß man doch zum Lobe der Regierung sagen, daß es keine Kolonie gibt, wo die Ordnung, die Arbeit, der treffliche Anbau vorzüglicher, keine, wo das Loos der Arbeiter, die erst noch Sklaven gewesen, eine glücklichere wäre.

Anstatt die Neger urplötzlich frei zu machen, und einer schrankenlosen Unabhängigkeit zu überantworten, sie, die auf die Freiheit nicht vorbereitet waren, und der zu ihrem nützlichen Gebrauch nothwendigen Mittel und Bildung entbehrten, hat die dänische Regierung sie vielmehr auch fernerhin einem besondern Gesetze unterworfen, welches sie zur Arbeit anhält und ihnen einen Theil des Ertrages zuspricht. So sind die wahren Interessen der Ansiedler wie der Arbeiter gewahrt worden.

Die unumschränkte Arbeitsfreiheit unter den heißen Himmelsstrichen ist ein Traum. Sie war nur eine Lockspeise von Seite der sogenannten Negerfreunde, welche nie aus ihrem Studirzimmer herausgekommen sind, und der unbesonnenen Gegner der Sklaverei, der Madame Beecher Stowe vorab, deren Buch eben nur für einen politischen Zweck geschrieben wurde[1]). Weiße und Schwarze haben nöthig zur Arbeit angespornt zu werden, es ist dieß die Bedingung der Wohlfahrt, der geistigen und körperlichen Gesundheit. Was nun aber die schwarze Bevölkerung angeht, die aller Vorsicht für die Zukunft und Thatkraft ermangelt, so kann man diese nicht ungestraft sich selbst überlassen. Ihre vorzeitige und durch nichts verbürgte Freilassung ist daher für sie selbst ein Unglück, von Seite Englands aber ein sittlicher und politischer Fehlgriff gewesen.

Es sind nun sieben und zwanzig Jahre, daß ich auf den englischen Kolonien wohne, und statt einer wirklichen Verbesserung, statt eines materiellen und sittlichen Fortschrittes muß ich vielmehr einen Rückschritt nachweisen. Die sich selbst überlassenen Neger vereinzeln sich, sie bauen sich aus einigen in die Erde eingerannten Pfählen elende Hütten, ohne sich auch nur die Mühe zu nehmen den Boden auszuebnen,

[1]) Mad. Beecher Stowe ist die Verfasserin des Romans „die Hütte des Onkels", der vor etwa 15 Jahren erschienen ist und großes Aufsehen gemacht hat. Stowe predigte in demselben die Abschaffung der Sklaverei, indem sie die Mißbräuche in deren Gefolge mit den schwärzesten Farben ausmalte.

ganz so wie ihre Vorfahrer in Afrika. Von dem Lande, das sie erworben, bauen sie gerade so viel an, als sie für ihre Bedürfnisse hinreichend erachten, woher es denn kömmt, das sie selten etwas zu essen haben, und sich dann über die Wurzeln und wildwachsenden Früchte hermachen, wenn sie nicht gar die benachbarten Pflanzungen plündern.

Diese ungenügende Nahrung, die feuchte Wohnung, die schmutzigen Kleider, mit denen sie sich kaum bedecken, erzeugen Hautkrankheiten, unheilbare Geschwüre, endlich Aussatz und Krätze, welche unter dieser Bevölkerung aufräumen und sie schließlich aufreiben werden.

Das Verlassen der Sklavenwohnungen Seitens der Neger hat die Ansiedler gezwungen, Verträge mit Gesellschaften zu schließen, um indische und chinesische Arbeiter, verkommene und lasterhafte Landstreicher kommen zu lassen, welche in der Umgebung der von den Europäern besuchten Häfen zusammengerafft werden. Besser und auch leichter wäre es gewesen, aus der schwarzen Bevölkerung, die doch schon christliche Anschauungen in sich aufgenommen hatte, Vortheil zu ziehen, indem man sie nach und nach durch gehörige Leitung zu einem geregelten Leben und zu den Wohlthaten der christliuen Bildung hingeführt hätte.

Das hat man in den dänischen Kolonien begriffen; die freigewordenen Neger mußten in den Wohnungen, deren jede ein Dorf bildet, verbleiben. Hier sind sie nach einer Verordnung vom Januar 1849 in saubern und luftigen Steinhütten, welche in zwei Zimmer abgetheilt und mit Ziegeln oder Brettern gedeckt sind, untergebracht. Jede Familie hat einen Garten von mindestens 50 Quadratfuß, und einen Hof für Geflügel und Schweine. Am Samstag wird in allen Hütten die Nahrung für die Woche ausgetheilt, Mehl, eingesalzene Fische, Zucker, Syrup; dazu können die Arbeiter noch die Erzeugnisse ihres Gartens fügen.

In jeder Sklavenbehausung sind die Arbeiter nach dem Alter und der Kraft in drei Abtheilungen geschieden. Alle werden am Ende der Woche ausbezahlt, nur daß von der

Wochenlöhnung der Erwachsenen 15 Rappen für Arzt und Arzneien abgerechnet werden. Bis zum zwölften Jahre werden die jungen Arbeiter auf Kosten des Sklavenhauses verpflegt. Der Verwalter ist verpflichtet, dem Arzt und dem Geistlichen zu schreiben, sobald ein Arbeiter leiblichen oder geistigen Beistand nöthig hat. Das Morgen- oder Abendgebet wird gemeinsam verrichtet; die jungen Leute sind gehalten, am Samstag in die Kirche ihres Bekenntnisses zu gehen, um den Religionsunterricht zu empfangen. An diesem, wie auch am Sonntag haben die Arbeiter alle Freiheit, in die Stadt und in die Kirche zu gehen. Es ist ein interessantes Schauspiel, wenn man sie da auf ihren kleinen zweirädrigen, schön bemalten, mit einem kleinen Pferde oder Maulesel bespannten Wägelchen daherkommen sieht. Alle sind sauber gekleidet und scheinen eine gute Gesundheit zu genießen, auch ihre Höflichkeit und gute Haltung sind bemerkenswerth.

Wir haben mehrere Wohnungen besucht, wo alle Arbeiter Katholiken sind, und es scheint, daß Gott ihre Ländereien besonders segnet, da ich nie besser angebautes Land gesehen habe. In diesen Wohnungen befindet sich immer Jemand, um Christenlehre zu halten, das Gebet zu lehren, und auf den Empfang der heiligen Sakramente vorzubereiten. Mit der süßesten Rührung sah ich mich in Mitte dieser wackern Arbeiter, und habe ihnen einigen Unterricht ertheilt.

Im Ganzen ist der Anblick, den die dänischen Inseln darbieten, ein sehr tröstlicher.

II. Englische Inseln. St. Christoph[1]). — Anfangs Oktober begab ich mich nach der Insel St. Christoph

[1]) Kolumbus „war vom Anblick dieser Insel so entzückt, daß er ihr seinen Taufnamen beilegte. Lange Zeit war sie das einzige Land von Amerika, dessen Namen an den großen Seefahrer erinnerte" — St. Christoph wurde im Jahre 1628 gleichzeitig von den Franzosen und Engländern kolonisirt. Die französische Kolonie hatte Blain d'Esnambue zu ihrem Begründer; dieser errichtete daselbst sogleich eine katholische Mission, welche den Kapuzinern übertragen wurde. Der Bailli von Poincy, welcher im Jahre 1639 zur Regierung der Kolonie berufen wurde, theilte

(St. Kith). Die französischen Erinnerungen leben hier in den Ortsnamen noch fort; aber, ich gestehe, mein Herz wurde tief betrübt beim Anblick der alten Kirche, welche sich im Besitz der von unserm Glauben Abgefallenen befindet.

Zu Basse-Terre, der Residenz des Gouverneurs, haben wir nur eine bescheidene Kirche, die gut gebaut ist, und auf einem viereckigen Platze im Mittelpunkte der Stadt liegt. Die Pfarrei ist durch ihre fromme Gesinnung, ihre Anhänglichkeit an die Religion, ihre Freigebigkeit in Unterstützung ihres Hirten, eine der ausgezeichnetsten des Bisthums. Da es hier keinen Pfarrhof gibt, so hat der hier residirende Missionär Kost und Logis im Hause der Hrn. Emil Delisle, der sich, wie auch sein Bruder Hr. Gustav Delisle, glücklich schätzt, allen Priestern seine Gastfreundschaft anbieten zu können. Das ist eine gesegnete Familie, in deren Schooß ich mich eigentlich heimisch fühlte; und so ist es auch mit den andern Familien, die ich besucht habe.

Zu St. Christoph kamen auch die Missionäre der benachbarten Inseln zu mir. Ich hatte den hochw. Patrizius O'Reilly, Domherr und Pfarrer der Domkirche bei mir, und wir konnten den Gottesdienst mit ungewöhnlichem Glanz feiern, der dann auch eine außerordentliche Zahl Andersgläubiger herbeigezogen hat. Ich habe 48 Personen das Sakrament der Firmung gespendet, und die Zahl wäre noch größer gewesen, wenn der Pfarrer von Basse-Terre wegen Krankheit nicht abwesend gewesen wäre. Ferner habe ich die Grundmauer eines Pfarrhofes und einer Schule, in der Nähe der Kirche auf einem von H. Jakob Cock geschenkten Boden, feierlich eingesegnet.

Die Schule ist ein dringendes Bedürfniß, denn man muß unsere Kinder den Schulen des Irrthums entreißen,

---

ihr seinen ganzen Schwung mit, und machte aus St. Christoph die reichste der Antillen. Zu Basse Terre baute er ein Krankenhaus, und auf mehreren Punkten der Insel Kirchen. Der Friedensvertrag von Utrecht (1713) überlieferte die ganze Insel den Engländern.

und die portugiesischen Einwanderer, die in St. Christoph zahlreich sind, sind in dieser Beziehung sehr in mich gedrungen. Ich berief daher eine Versammlung der angesehensten Familienväter, um mich mit ihnen über die Mittel zur Ausführung dieses wichtigen Werkes zu vereinbaren.

Diese Portugiesen wandern von den kanarischen Inseln und dem grünen Vorgebirge ein. Es sind wackere Arbeiter, kräftig, hitzig an der Arbeit, ihrer Religion sehr zugethan, aber im Durchschnitt sehr unwissend. Ich habe für sie einen Abriß der christlichen Lehre, und ein Predigt- und Gebetformular in portugiesischer Sprache verfaßt und drucken lassen. Durch ihre Thätigkeit, Sparsamkeit, Arbeitsliebe beschämen sie die trägen Arbeiter der Kolonien; sie machen überall ihr Glück, und sind ein lebendiger Beweis davon, was Fleiß und Ausdauer zu Stande bringen können. Aber ihr Beispiel, weit entfernt die Nacheiferung der Kreolen anzuregen, hat eben nur ihren Neid erregt.

Wir haben zu Antigoa ungefähr 2,000, zu St. Christoph 1,500 Portugiesen, und ihre Zahl wächst mit jedem Jahre. Bei meiner Rundreise auf der Insel traf ich ihrer bei 700 an. Fünfzehn Meilen von der Stadt, in den zwei Dörfern Old Road und Sandy-Point, wurde ich von ihrer geistlichen Verlassenheit der Art gerührt, daß ich mich entschloß, dort eine neue Pfarrei zu errichten, die ich unter den schützenden Namen des heil. Joseph stellte. Zu den Zeiten der Franzosen gab es einst dort auch eine katholische Pfarrei; die Kirche ist noch vorhanden, in ziemlich gutem Stand, aber in den Händen der Anglikaner. Und so sind wir denn genöthigt, um sehr theuren Preis ein kleines Stück Land zu kaufen, um eine Kapelle auf demselben zu bauen. Und wie hoch wird dann erst der Bau dieser Kapelle, des Pfarrhauses und der Schule zu stehen kommen? Denn eine Schule ist nothwendig, um die protestantische Bekehrungssucht zu bekämpfen. Die Mittel fehlen uns, und erst in weiter Ferne werden wir hier festen Fuß fassen können. Vor der Hand werden wir ein Haus miethen, dessen Erdgeschoß als Bet-

saal und dessen erster Stock als Wohnung für den Missionär dienen kann.

Antigoa.[1]) — Ich habe Antigoa Mitte Juni besucht, und daselbst die Abschwörung von drei protestantischen Damen entgegengenommen; auch habe ich die nothwendigen Anordnungen getroffen, um in St. Johann, einer Stadt von 12,000 Seelen, unsere Schwestern von der getreuen Jungfrau einzuführen. Wir überlassen ihnen zu diesem Ende ein ziemlich großes Haus, in welchem sich Kapelle und die Wohnung des Missionärs befinden. Sie werden sich in dem bisher für den Missionär bestimmten Theil einrichten, welcher eine andere Wohnung gemiethet hat. Aber die Kapelle ist ganz und gar unzureichend, indem sie nur 200 bis 230 Personen fassen kann, wir aber über 700 Katholiken in der Stadt und Umgebung haben. Wir müssen daher nothwendig eine Kirche haben, und zwar eine schöne, welche den Katholiken Ehre macht, denn St. Johann ist einer der Mittelpunkte des Anglikanismus und die Residenz eines Bischofs. Auch ist es das Hauptquartier des Methodismus, eine Geißel, welche den Farbigen und besonders den armen Schwarzen in allen Kolonien so viel schadet.

Der Fanatismus des Methodisten ist überall derselbe. Zu Antigoa sind sie es allein; welche noch alljährlich am 5. November die katholikenfeindlichen Saturnalien von Guy-Fawkes aufführen.[1]) Dieses Jahr ließen sie eine Unterschrift

---

[1]) Diese Insel, welche diesen Namen von Kolumbus zu Ehren Unserer lieben Frau von Sevilla erhalten, wurde 1832 von den Engländern kolonisirt. Sie hatte bis dahin für unbewohnbar gegolten, weil es ihr an süßem Wasser fehlte. Antigoa ist immer eine englische Kolonie geblieben.

[2]) 5. November ist der Jahrestag des unter dem Namen der Pulververschwörung von 1605 bekannten Anschlages. Robert Catesby hatte, aus Verzweiflung ob den Verfolgungen, deren Gegenstand die Katholiken waren, den schrecklichen Plan gefaßt, den König, seine Minister, und die beiden vereinigten Kammern am Tage der Parlamentseröffnung in die Luft zu sprengen, indem er

für Beiträge herumgehen und sammelten so Geld zu dem Zwecke, um das Christenthum niederzuschlagen. Wenn ich an den Schaden denke, den sie dieser im Grunde so guten Bevölkerung zugefügt, an diese Schwarzen, die ich liebe und in derer Mitte ich seit sieben und zwanzig Jahren lebe, so habe ich Mühe, meine Entrüstung zu bemeistern. Die Vorstellungen von Unabhängigkeit, heuchlerischer Unsittlichkeit, Trotz gegen die Obern, religiöser Gleichgültigkeit, die in diese urtheilsunfähigen Seelen geworfen wurden, wer wird sie heilen, wer ihren Folgen Einhalt gebieten können?

Dominika. — Auf Dominika sind die Methodisten nicht solche Unruhestifter wie anderorts. Man findet unter ihnen sogar gebildete ehrenwerthe Männer, welche uns Vertrauen beweisen, und mehrere haben mich beim Bau unsers Waisenhauses edelmüthig unterstützt. Sie machen keine Fortschritte, im Gegentheil sehen wir jedes Jahr einige derselben zu uns zurückkehren; ich sage zurückkehren, weil viele von ihnen den katholischen Glauben zu einer Zeit verlassen hatten, als die Kolonie ohne Seelsorger war.

Von 40 Methodisten, die letztes Jahr in Salvator waren, sind es nur noch 11, und auch diese kommen an den Sonntagen in unsere Kapelle, und schicken sich an, dem Beispiele der andern zu folgen. — Die Pfarrei der „großen Bucht", eine ehemalige Jesuitenmission, war aufgegeben und beinahe ganz eine Beute der Methodisten geworden. Gegenwärtig sind es einige dreißig Personen, welche gemeinsam eine Sklavenniederlassung benutzen. Leider liegt die Kapelle in Trümmern, ohne Dach, ohne Thüre und Fenster, und mit Gestrüppe verwachsen. — In Roseau ist eine anglikanische Kirche, die einzige in der Kolonie. Ein Prediger, und auch der einzige ist an derselben angestellt, und die Angestellten

Pulverfäßchen unter den großen Saal in Westmünster brachte. Guy Fawke sollte das Pulver anzünden. Der Graf von Salisbury, Minister Jakobs I., hatte von der Verschwörung Kenntniß, und ermuthigte dieselbe aus Zwecken einer fluchwürdigen Politik, um nämlich die Heftigkeit der Katholikenverfolgung zu verdoppeln.

der Regierung, und einige Kaufleute mit ihren Familien besuchen dieselbe.

Ich glaube nicht, daß Dominika 600 Anglikaner und mehr als 2400 Methodisten zählt. Die Zahl der Katholiken dagegen beträgt nach der Schätzung von 1860 bei einer Bevölkerung von 26,066 Seelen deren wenigstens 23,000. Es gibt 11 Pfarreien auf der Insel; aber die meisten Kirchen sind in einem Zustande völligen Zerfalles, und ermangeln theilweise der zur würdigen Feier des Gottesdienstes nöthigen Gegenstände. Wir haben die Mittel nicht, um das Fehlende uns zu verschaffen; wir erhalten in der That von keiner Regierungsbehörde etwas, und unsere Katholiken sind zu arm, um uns zu unterstützen. Unsere vornehmste Hilfsquelle besteht in den Spenden des Werkes der Glaubensverbreitung, aber diese reichen kaum zum Unterhalt unserer gewöhnlichen Unternehmungen aus.

Unsere Kathedralkirche ist noch keineswegs vollendet. Die Giebel der beiden Seitenschiffe sind bis zu einer gewissen Höhe mit Mauerwerk, der übrige Theil aber nur mit Brettern geschlossen. Die Bedachung dieser Seitenschiffe liegt noch offen, nur das Hauptschiff wurde letztes Jahr gedeckt und im Innern getäfelt. Gegenwärtig sind wir mit der Ausschmückung des Heiligthums beschäftigt; der eine unserer Priester ist Maler, ein anderer Holzschnitzler, ein Laienbruder Bauführer, der Bischof zeichnet, entwirft die Pläne und macht sich sonst unnöthig zu schaffen.

Außerdem ist auch unser Waisenhaus im Bau begriffen. Steine, Sand, Kalk werden auf Fuhrwerken herbeigeschafft, welche mehrere protestantische Eigenthümer uns mit Vergnügen zur Verfügung stellen, und wir werden hiebei von vielen gutwilligen Leuten liebreich unterstützt. In der Mission von San-Salvator haben wir eine mechanische, durch ein Wasserrad getriebene Säge eingerichtet, welche uns das Holz liefert.

Kurz wir haben noch fünf Kirchen zu bauen (eine zu St. Christoph, eine zu Antigoa, drei auf Dominika), ohne

von den Kapellen und Pfarrhäusern zu sprechen; das Kloster in Roseau und unsere Wohnung muß ausgebessert, drei Kirchen neu gedeckt und zwei vollendet werden, wobei die Kathedrale nicht inbegriffen ist; endlich müssen für alle Kirchen Taufsteine angeschafft werden. Und dabei mehrt sich rings um uns die Noth; die Kolonialregierung ist gar nicht im Falle uns Beistand zu leisten, und was unsere Katholiken betrifft, sind sie im Durchschnitt eher im Falle zu nehmen, als zu geben. Es gibt viele Wochen, in denen der Bischof wie auch seine vier Priester und zwei Laienbrüder, welche mit ihm in Gemeinschaft leben, zu ihrem Unterhalt nur das sonntägige Opfer haben, welches durchschnittlich 12—14 Fr. beträgt.

Gott segne die eifrigen Direktoren und alle Mitglieder des Werkes der Glaubensverbreitung, und wolle ihnen für ihre zeitlichen Wohlthaten eine ewige Belohnung verleihen!

Das ist der Wunsch und das Flehen Ihres ergebensten Dieners

† K. M. Ch. Poirier,
Bischof von Roseau.

Das Bisthum Roseau hat 24 Missionäre, theils Welt- und theils Ordensgeistliche; es zählt 53,700 Katholiken, 81,500 Andersgläubige, und 350 Ungläubige.

Vereinigte Staaten.

Bisthum Santa-Fe (Neu-Mexiko).

Vor ihrer Vereinigung mit den Vereinigten Staaten (1847) gehörte Neu-Mexiko, eine der Provinzen der Republik Mexiko, zu dem Bisthum Durango, und wurde 1850 zu einem eigenen Bisthum erhoben. Der neue Bischofssitz, der in Santa-Fe, der Hauptstadt des Gebietes errichtet wurde, erhielt zu seinem ersten Inhaber den hochwst. H. Lamy, einen

französischen Priester, der seit zwölf Jahren im Bisthum Cincinnati gewirkt hatte. Zwei andere Gebiete wurden nacheinander unter die Gerichtsbarkeit des Bischofs von Santa-Fe gestellt, Arizona, im Westen, 1858 und Colorado im Norden, 1861.[1]) Die gegenwärtigen Grenzen des Bisthums sind daher: Kalifornien und Utah im Westen, Sonora (Mexiko) im Süden, Texas und Kansas im Osten, Nebraska und Dokota im Norden.

Der hochwst. H. Lamy hat eine zweimalige Reise nach Europa gemacht, um Missionäre zu bekommen. Die erste fiel in das Jahr 1854. Zu dieser Zeit hatte er nur 14 Priester auf 60,000 Katholiken, welche über ein Gebiet von zweihundert Stunden im Umkreis zerstreut sind, und Santa-Fe, eine Stadt von 6000 Einwohnern, hatte nur einen einzigen. Die rasche Zunahme der Bevölkerung, dann auch die Vereinigung der zwei Gebiete von Colorado und Arizona machte die Zahl der Missionäre immer unzureichender, und so ist denn der hochwst. H. Lamy, der überdieß noch beauftragt ist, die Akten des Nationalconzils von Baltimore dem Papste zu überbringen, am Anfang dieses Jahres 1867 wieder nach Europa gekommen, um apostolische Arbeiter zu suchen. Den 9. Mai ist er mit 15 neuen Mitarbeitern wieder abgereist, welche ihn in der Seelsorge eines Landes, welches jetzt schon 143,000 Katholiken zählt, unterstützen sollen.

Mit Interesse wird man den unten folgenden Brief lesen, worin der H. Bischof von Santa-Fe bis ins Einzelne die Lage eines Bisthums schildert, das zwar sehr jungen Ursprungs, aber unbestreitbar zu einer wichtigen Rolle berufen ist, wenn einmal die Eisenbahnen, die jetzt eben in Arbeit sind, dieses große Land mit den zwei Weltmeeren, welche das amerikanische Festland bespülen, in unmittelbare Verbindung gesetzt haben werden.

---

[1]) Das Gebiet von Colorado wurde 1864 aus Theilen von Kansas, Nebraska, Utah und Neu-Mexiko gebildet. — Arizona wurde 1853 von Mexiko an die Vereinigten Staaten abgetreten.

Brief des Hochwſt. H. J. B. Lamy, Biſchof von Santa-Fe (Neu-Mexiko) an die HH. Mitglieder der Centralräthe der Glaubensverbreitung.

Santa-Fe, 25. Auguſt 1866.

Meine Herren!

Als ich vor 16 Jahren nach Santa-Fe kam, ging meine erſte Sorge dahin, Miſſionäre zu erhalten und Schulen zu eröffnen. Trotz den Hinderniſſen jeder Art, die überwunden werden mußten, hat die göttliche Vorſehung unſere Anſtrengungen ſichtbar geſegnet.

Bereits konnten wir die meiſten der alten Kirchen wieder ausbeſſern und 85 neue erbauen. Dieſe neuen Kirchen, ganz aus groben an der Sonne getrockneten Backſteinen erbaut, ſind von ſehr beſcheidener Größe, ohne eigentlichen Bauſtyl, und innen wie außen gleich ärmlich; aber ſie werden, Gott ſei Dank, fleißig beſucht, unſere Katholiken empfangen in ihrer großen Mehrheit die heiligen Sakramente und die feierlichen erſten Kommunionen ſind überall, wo ein Prieſter wohnt, eingeführt. Die Geſammtzahl der Kirchen und Kapellen iſt 135.

Wir haben 3 Schulen, welche unter der Leitung der chriſtlichen Schulbrüder in voller Blüthe ſtehen; diejenigen in der biſchöflichen Reſidenzſtadt zählen nie unter 200, oft aber bis 300 Schüler. Der Unterricht in denſelben umfaßt Engliſch, Spaniſch, ſchriftliche Aufſätze, Erdkunde, Geſchichte, Rechnen u. ſ. w. — Faſt alle unſere Miſſionäre haben jeder eine Schule, wenigſtens unter ſeiner Leitung, einige auch mehrere, je nach der Anzahl der Dörfer, welche ſie zu beſuchen haben.

Die Schweſtern von Loretto beſitzen im Bisthum 5 Häuſer, deren erſtes am 1. Januar 1853 zu Santa-Fe

gegründet wurde. Sie haben ein zahlreiches Noviziat, und mehrere der Novizinnen gehören den ersten Familien des Landes an.

Am 1. Januar 1866 haben 4 Schwestern des heiligen Vinzenz von Paul zu Santa-Fe ein Waisen- und Krankenhaus eröffnet; diesem guten Werke habe ich das Haus, welches ich bewohnte, gewidmet.

Unter den unserer Mission eigenthümlichen Schwierigkeiten muß man den weiten Weg durch die unermeßlichen Ebenen, welche uns von den Vereinigten Staaten trennen, in die erste Reihe setzen. Wenn man den Ozean durchschifft, wenn man sechshundert Stunden auf den Eisenbahnen zurückgelegt hat, bleibt erst noch der schwierigste und kostspieligste Theil der Reise zu machen. Bis anhin standen uns in der That die Bequemlichkeiten zivilisirter Länder zu Diensten; aber jetzt muß man dreihundert Stunden zurücklegen, ohne einen Gasthof am Wege oder eine Brücke über die Flüsse anzutreffen, und dann immer den Pfeilen der Indianer ausgesetzt sein. Selten vergeht ein Jahr, in dem diese Wilden nicht selbst beträchtliche Karavanen plündern. Man kann aus folgendem Zug auf ihre Zahl schließen. Im Sommer 1855 kamen 6 von unsern Schulbrüdern durch diese Prärien nach Santa-Fe. Sie schlossen sich aus Vorsicht an eine Karavane von 500 mit Ochsen bespannten Wagen an, welche mit Lebensmitteln und Waaren für Neu-Mexiko beladen waren. Zu ihrer Reise brauchten sie dritthalb Monate und wurden mehrmals von den Indianern angegriffen, welche den 1200 sämmtlich wohlbewaffneten Leuten der Karavane Trotz boten, und ihnen mehrere Personen tödteten oder verwundeten.

Die Kosten für die Ausrüstung einer Karavane sind ungeheuer: Zugthiere und Wagen müssen angekauft, das Gepäck der Missionäre, die Kirchen- und Schulgeräthe, der Mundvorrath für zwei Monate, das Lagergeräthe muß getragen werden. Seit dem Bürgerkrieg ist der Frachtpreis durch die Ebenen auf zwei Pfund $1^1/_2$—2 Franken. Nun

haben wir aber in Neu-Mexiko nur die unentbehrlichsten Lebensmittel, wie Brod und Fleisch. Gewerbliche Thätigkeit gibt es hier nicht; die meisten Einwohner ziehen Schafe, Hornvieh, Pferde, aber sie gewinnen damit wenig, weil die wilden Indianer die Heerden rauben und die Hirten morden oder zu Gefangenen machen.

Die Vorsehung hat diese schönen und weitausgedehnten Provinzen mit zahllosen Heerden von Büffeln, Hirschen, Antilopen bevölkert, deren Fleisch einer halben Million Wilder zur Nahrung, und deren Haut ihnen zur Kleidung dient.

Seit diese Wilden mit der Regierung im Kriege liegen, ist der Weg durch die Provinzen gefährlicher als zuvor. Nur unter einem besondern Schutz Gottes konnten im Jahre 1865 die 10 jungen Missionäre, welche einer unserer Priester mir von Lyon zuführte, diese dreihundert Stunden zurücklegen; zweimal wurden sie von den Wilden angegriffen und wären vor Frost und Hunger beinahe umgekommen.

Neu-Mexiko ist das volkreichste der drei Gebiete, welche jetzt das Bisthum Santa-Fe bilden; wir rechnen in demselben 110,000 katholische Mexikaner und 15,000 katholische Indianer. Colorado zählt 10,000 Katholiken auf eine Bevölkerung von 40,000 Seelen. Arizona hat 8000 Katholiken. Die gegenwärtige Zahl der Missionspriester ist 41, von denen 5 Colorado, 3 Arizona versehen, die übrigen in Neu-Mexiko sind.

In Colorado habe ich drei Visitationsreisen gemacht, in Arizona nur eine; aber diese kostete mir ein halbes Jahr Zeit, vom 1. November 1864 bis 1. Mai 1865. — Ich machte in diesen unbekannten Gegenden über tausend Stunden zu Pferd, mußte unter freiem Himmel schlafen, Strecken von zwanzig bis fünfundzwanzig Stunden zurücklegen, ohne auch nur einen Tropfen Wassers zu finden, bisweilen zu Fuß gehen, um meinem Thier einige Erleichterung zu verschaffen. Aber für diese Mühen wird man reichlich entschädiget, wenn man dann Gläubige antrifft, die seit vielen Jahren keinen Priester gesehen haben, und nun den Besuch

des Missionärs dazu benützen, mit Eifer und Dank die heil. Sakramente zu empfangen.

Am Weihnachtstage konnten wir das heilige Opfer feiern, dem zwanzig bis fünfundzwanzig Personen beiwohnten, welche auf einem vom Tags zuvor gefallenen Schnee noch erweichten Boden knieten. Wir befanden uns am Abhange eines Berges, rings umgeben von Rotheichen-, Tannen- und Cedernwäldern. Unter einem Dache von grünen Zweigen war aus dem Material, das wir eben zur Hand hatten, in der Eile ein Altar errichtet worden. Dieses Material bestand aus einigen Baumstämmen und alten Brettern, welche schon zu Stühlen und Tischen gedient hatten. In der Nähe gab es damals nur zwei oder drei elende Hütten, und jetzt ist dort die Hauptstadt von Arizona, und die Ausbeutung der Minen kann aus derselben eine bedeutende Stadt machen.

Am großen rothen Flusse fanden wir ein Dorf, das erst ein Jahr alt war und dessen beinahe ausschließlich katholische Bevölkerung sich schon auf 800 Seelen belief. Wir mußten hier taufen und Ehen einsegnen und eine große Zahl Gläubiger empfingen die heiligen Sakramente.

Als wir unsern Weg östlich fortsetzten, kamen wir nach einem Marsch von hundert und fünfzig Stunden zu Dörfern, welche von Pimas- und Marikopas-Indianern bewohnt sind. Diese Indianer, neun- bis zehntausend Köpfe stark, sind halb zivilisirt, arbeitsam und von großer Sitteneinfalt, aber das Wort des Evangeliums haben sie noch nicht gehört.

Die ehemalige Mission von St. Franz Xaver ist fünf Tagmärsche (hundert bis hundert und fünfundzwanzig Stunden) von den Pimas entfernt. Ihre Bewohner wurden am Anfang des vergangenen Jahrhunderts von den Jesuiten bekehrt; man zählt daselbst 4,000 Katholiken. Zwei Jesuiten-Patres, welche im Jahre 1864 acht Monate dort zubrachten, hatten den Trost, viele Erwachsene zu taufen. Die aus rohen Backsteinen erbaute und gut erhaltene Kirche der Mission hat zwei Kuppeln, welche auf mehrere Stunden in der Runde sichtbar sind. Das Innere ist mit Freskobildern,

und ziemlich guten Statuen geschmückt. Seit einem Jahre haben wir dort zwei Priester, welche nicht nur die Mission von St. Franz Xaver besorgen, sondern auch noch das Dorf Tukson, welches 1,200 fast ausschließlich katholische Einwohner hat. Die Missionäre bauen dort eben eine Kirche. [1])

In Arizona stößt man auf Trümmer von Denkmälern, die vom Geschlecht der Azteken, deren Herrschaft sich seit dem 14. Jahrhundert bis zur spanischen Eroberung über alle Völkerschaften Mexiko's erstreckte, errichtet worden sind. Noch neuere Ruinen bezeugen die Anwesenheit der Spanier, die ihrerseits wieder von den Apachen-Indianern verjagt wurden. [2])

Das Pflanzenreich dieser Gegend weist eine der merkwürdigsten Pflanzen auf, den Riesenkaktus, cactus giganteus.

Die Kaktus wachsen hier in so reicher Menge, daß nach dem Berichte vieler Reisender das Land von ihnen seinen Namen bekommen haben soll, weil Arizona in der Sprache der Indianer Land der Kaktus bedeute. Die

---

[1]) Tukson, 2 Stunden nördlich von St. Franz Xaver gelegen, hatte einst 3,000 Bewohner, welche nach und nach von den Indianern vertrieben wurden. Zur Zeit der Vereinigung Arizona's mit den Vereinigten Staaten (1853) waren aber nicht mehr als 200 Seelen übrig.

[2]) „Auf der im Jahre 1757 von den Jesuiten entworfenen und dem König von Sachsen gewidmeten Karte sieht man, daß dieser Theil von Mexiko (Arizona) eine thätige und arbeitsame Bevölkerung hatte; es gab dort Städte, Dörfer, landwirthschaftliche Anstalten, die heutzutage verschwunden sind." (Bulletin der geographischen Gesellschaft vom Juni 1862). Herr Sylvester Mowry stellt in einem an die geographische Gesellschaft in New-York gerichteten und in dem Bülletin der geographischen Gesellschaft von Paris aufgenommenen Brief die Thatsache fest, daß man die erste Erforschung dieser Gegenden einem Jesuiten aus der Provinz Sonora verdankt, der im Jahre 1687 das Thal und den Fluß Santa-Kruz bis zum Gila, einem Nebenfluß des Colorado hinab durchreiste. Dieser Ordensmann war es, der die erste Mission von Arizona gründete.

Ableitung scheint sehr wahrscheinlich[1]). Wie dem auch sei, so ist der Riesenkaktus durch seine Schönheit, seine Gestalt, seine Höhe die merkwürdigste Abart dieser Gattung. Wir haben mehrere von 33—36 Fuß Höhe gesehen. In einer bestimmten Höhe verzweigen sich drei, vier, bisweilen fünf Aeste aus einem Hauptstamme und geben der Pflanze das Aussehen eines wirklichen Armleuchters. Der Umfang des Stammes beträgt ungefähr drei Fuß. Diese Pflanze liefert eine vortreffliche Frucht, welche die Indianer mittelst langer Stangen, an denen eine Gabel befestigt ist, sammeln. Auf unserm Wege vom großen rothen Flusse (westlicher Rio Colorado) zur Mission St. Franz Xaver kamen wir täglich durch unermeßliche Wälder dieses Kaktus, welche von Ferne einer Armee in Schlachtordnung gestellter Riesen gleichen.

Arizona erfreut sich eines sehr gesunden Klimas, obwohl die Temperatur daselbst eine sehr hohe ist. Die Hülfsquellen des Landes bestehen in Goldminen, Weiden und Ackerland.

Das Gebiet von Colorado ist viel kälter, aber die großen Flüsse, welche es bewässern, machen seine Prärien frischer und der Boden eignet sich zum Landbau mehr. Tausende von Pflanzen und Pächtern haben von den schönsten Thälern bereits Besitz genommen. Die Hauptquellen des Reichthums von Colorado sind die Gold- und Silberminen, die Weiden und die Thäler, in denen alle Getreidearten angebaut werden können. Die Berge sind mit Tannen und Cedern bedeckt.

Neu-Mexiko hat vor den beiden andern Gebieten den Vorzug, daß es von einer im Lande gebornen Bevölkerung bewohnt wird, die auch ihre Familien, Besitzthum und Heer-

---

[1]) Andere Reisende leiten Arizona vom Aztaekischen Arizuma ab, was silberhaltig bedeutet. Wirklich sind in den Bergen dieses Gebietes Silberminen in Menge vorhanden. (Bulletin der geographischen Gesellschaft. Juni 1862.)

den da haben; sein Klima ist gemäßigter. Wie Arizona ist auch dieses Gebiet reich an Metalllagern, Vieh, Getreidepflanzen und Früchten; der südliche Theil erzeugt vortreffliche Trauben.

In religiöser Hinsicht sind die Neu-Mexikaner in sehr guter Verfassung. Es gibt nur wenige Dörfer, wo sie nicht selbst von sich aus eine Kapelle gebaut und freiwillig zum Unterhalt eines Missionärs beigesteuert hatten. In einem Dorfe wurde Kirche und Pfarrhof auf Kosten einer einzigen Familie erbaut, und dieses Beispiel hat Nachahmer gefunden. Selbst die Protestanten unterstützen uns recht oft, wie zum Beispiel der Oberkommandant von Neu-Mexiko uns bei Eröffnung des Waisenhauses in Santa-Fe 5,000 Franken geschenkt hat.

Unsere Mexikaner haben im Allgemeinen einen reichen Kindersegen, und sie sagen dann gerne, daß sie um so reicher seien, je mehrere sie haben. Es ist eben keine Seltenheit, Familien mit zehn, zwölf und mehr Kindern anzutreffen. Daher sahen wir denn seit den sechszehn Jahren, die wir unter ihnen leben, viele Züge von hundert, zweihundert Familien auswandern, um sich in den fruchtbaren Thälern des Westens anzusiedeln. Ihre erste Sorge geht alsdann immer dahin, den Platz für eine Kirche auszuwählen. Der Missionär macht den Plan zu derselben, dann schickt jede Familie in der schönen Jahreszeit einige Arbeiter aus, und nach ein oder zwei Jahren ist die Kirche vollendet. Diese Kirche ist dann freilich, wie schon gesagt, in einem sehr gemeinen Style erbaut, aber dennoch das schönste Gebäude des Dorfes. Wahrhaft erstaunenswürdig ist die Hochachtung unserer Mexikaner für die Religion, namentlich für das heilige Altarssakrament, und ihre Verehrung für die heilige Jungfrau. Sie begreifen es, daß der Priester der Stellvertreter unseres Herrn ist, und tragen eine große Verehrung gegen ihn.

Fast dasselbe muß man von dem katholischen Indianer bemerken. In den Pueblos (Dörfern), wo kein Missionär

wohnt, verſammeln ſie ſich ziemlich regelmäßig zum gemeinſamen Gebet. Ihren Seelſorgern ſind ſie ſehr anhänglich, wie ein Beiſpiel der Indianer des Dorfes La Ysleta vom Juni 1865 beweist. Ich hatte dem H. Jauvet eine wichtigere Miſſion zu übergeben beſchloſſen. Sobald nun die Kunde von der wahrſcheinlichen Verſetzung ihres Miſſionärs zu den Indianern gedrungen war, verſammelten ſie ſich in Maſſe, und ihre Häuptlinge kamen mit Thränen in den Augen zu ihrem Seelſorger. Der älteſte ergriff das Wort und ſagte unter Schluchzen:

„Iſt es wahr, daß du uns verlaſſen willſt? Mit deiner Erlaubniß will ich alle unſere Leute, große und kleine, (und es ſind deren mehr als zweitauſend) verſammeln, und wenn unter ihnen auch nur einer iſt, der Klagen gegen dich hätte, ſo willigen wir in deine Abreiſe. Wenn du aber jetzt, nachdem wir dich kennen und du unſer Zutrauen verdient haſt, bei uns bleiben willſt, ſo werden wir zum Biſchof nach Santa-Fe gehen, und ihn kniefällig bitten, daß er dich bei uns laſſe, und wir werden nicht eher aufſtehen, bis er uns dieſe Gnade gewährt haben wird.“

H. Jauvet konnte nicht umhin, ſeine Bitte mit der ſeiner Pfarrkinder zu vereinigen, und er iſt in ihrer Mitte geblieben bis zur Stunde, in der ihn Gott zu ſich rief, die aber Niemand ſo nahe geglaubt hatte.

Der junge Miſſionär ſtarb den folgenden 4. November an einem Gehirnfieber. H. Felix Jouvet war als Subdiakon im Jahre 1861 in Neu-Mexiko angekommen.

Selbſt die wilden Stämme haben Ehrfurcht vor dem Prieſter. — Einer unſerer Miſſionäre, H. Martin, reiste, von einer ſchweren Krankheit kaum wieder geneſen, in Geſellſchaft einer Karavane auf Beſuch zu einem Mitbruder in der Nachbarſchaft. Es war am 4. März 1863. Es war kalt, das Fieber packte ihn auf der Reiſe neuerdings, und um ſchneller an's Ziel zu kommen, trennte er ſich von der Karavane. Während er arglos vorwärts ging, traf ihn die Kugel eines Indianers mitten in die Bruſt. Die Wilden,

die ihn todt sahen, kommen aus ihrem Versteck hervor, um seine Habseligkeiten unter sich zu theilen. Sobald sie aber bemerken, daß ihr Opfer ein Priester sei, faßt sie Schrecken, und ganz gegen ihre Gewohnheit bedecken sie den Leichnam wieder, ohne ihn zu berühren, und bemächtigen sich nur seines Pferdes. Kurz darauf vernahmen wir, daß der Häuptling dieser Indianerbande den Schuldigen hatte tödten lassen, denn der Mord eines Priesters hatte den großen Geist erzürnt, und er mußte nach den Vorstellungen der Wilden ein Sühnopfer haben.

Die Zahl der noch wilden Indianer im ganzen Bisthum mag sich wohl auf 80,000 belaufen, wenn man die Commanche von Texas und ihre Verbündeten, die einen großen Theil ihrer Zeit auf unserm Gebiete verleben, dazu rechnet.

Es scheint, daß die Regierung von Washington hinsichtlich dieser Indianer einen Plan anzuwenden denkt, der, wenn er mit Klugheit und Rücksicht ausgeführt wird, der Bekehrung der Indianer, oder wenigstens der ihrer Kinder Vorschub leisten wird. Er würde darin bestehen, ihnen ein Gebiet von bestimmter Ausdehnung anzuweisen, und sie zu verpflichten, auf demselben zu leben. Ein Versuch dieser Art von Kolonisation wurde mit den Navajos gemacht, und er ist gelungen. Gegen Ende des Jahres 1864 hatte ich den Herrn Fleurant und zwei Kleriker der niedern Weihen zu diesen Indianern gesandt, um eine Mission zu beginnen und eine Schule einzurichten. Nach einigen Monaten schon hatte der Priester die Verehrung, Achtung und Liebe des Stammes gewonnen, aber im Augenblicke, wo er die ersten Früchte seines Eifers zu erndten hoffen konnte, hat ihn der Tod am 25. Oktober 1865 seinen theuren Wilden entrissen. Herr Michael Fleurant hatte Frankreich als einfacher Kleriker der niedern Weihen am 17. April 1861 verlassen. — Ich beabsichtige, ihm, sobald es mir möglich sein wird, einen Nachfolger zu geben.

Bis jetzt sind die Verbindungen zwischen Neu-Mexiko und den Vereinigten Staaten sehr schwierig und die Transportmittel sehr kostspielig. Aber bereits beginnt der Bau der Eisenbahnen, westlich in Kalifornien und östlich gegen Missouri und Texas. Sind diese Linien einmal hergestellt, so werden der Bergbau, die Viehzucht, der Weinbau in dem jetzigen Zustand der Dinge eine völlige Veränderung herbeiführen. Es wird dann leicht sein, um einen erschwinglichen Lohn Arbeiter zu finden, und wie in den östlichen Staaten Kirchen und Häuser zu bauen. Wahrscheinlich werden wir dann auch in einem Lande, das Wollvieh in so großer Menge erzeugt, Fabriken entstehen sehen.

Bei dieser allgemeinen Zunahme der Hilfsquellen wird die Mission dann ohne Zweifel Mittel zu ihrer Ausbreitung und zur Tragung der immer so schweren Lasten finden, welche so schwer auf allen Neugründungen drücken. Die Vorsehung wird uns nicht verlassen, und das Werk der Glaubensverbreitung, wir hoffen es, wird uns auch fernerhin unterstützen, wie es dieß gethan hat seit der Errichtung des Bisthums Santa-Fe, dessen erster Bischof wir ungeachtet unserer persönlichen Unwürdigkeit zu sein die Ehre haben.

Ich bin, meine Herren

Ihr ergebenster und dankbarer Diener
† Joh. Bapt. Lamy,
Bischof von Santn-Fe (Neu-Mexiko).

Missonsbericht aus Oregon an den Hochwürdigen Herrn Rector des amerikanischen Seminars in Löwen, Msgr. De Neve.

Umotilla den 12. Nov. 1866.

Herr Rektor!

Wenn ich heute die Feder ergreife, um Ihnen meinen jährlichen Bericht zu erstatten, so ist dazu noch ein anderer

Beweggrund vorhanden, der mich so zu thun heißt, die Dankbarkeit. Soeben empfing ich die Liste der Gegenstände, die Sie an mich abgeschickt haben. Sie machen mir große Freude und werden meine Bedürfnisse großentheils decken. Es ist sehr tröstend für alle Ihre frühern Schüler, zu wissen, daß sie jenseits der Meere einen Vater haben, der, ihnen zugethan, sie nicht in seinen Gebeten vergißt und sich zu vervielfältigen weiß, um ihnen in ihrer Noth zu Hilfe zu kommen. Empfangen Sie, Herr Rektor, meinen demüthigen, aber herzlichsten Dank für Ihren Eifer und Ihre Großmuth. Wollen Sie ebenso den Ausdruck meiner Dankbarkeit den Damen der Gesellschaft für fremde Missionen darbringen; ein Werk, dessen Verdienstlichkeit und Wichtigkeit man hier in einem armen Lande besser als irgendwo sonst begreift. Ja, heute noch will ich meinen armen Wildenkindern anempfehlen, ihr eifriges Gebet zum Throne des Ewigen emporzusenden, um auf ihre Wohlthäter den reichsten Segen des Himmels herabzurufen. Den 1. dieses Monats war es ein Jahr, daß ich mich unter den Indianern befinde. Wie Sie leicht begreifen können, ist es in vieler Hinsicht ein hartes gewesen. Aber Gott hat immer geholfen und jetzt beginnen die Schwierigkeiten sich allmählig zu legen. Ich wohne bereits besser und bereits fange ich an, der Sprache meiner Wilden Meister zu werden. Ich habe bis jetzt 56 von ihnen getauft, unter denen einige Erwachsene in Todesgefahr. Meine Kirche, wenn ich ihr diesen Namen geben kann, ist bereits zu klein, um die, welche Sonntags zur Kirche kommen, aufzunehmen. Meine Tagesordnung ist folgende: Messe gegen 11 Uhr. Im Augenblick, wo sie beginnt, fängt ein Greis mit Silberhaaren an, einen Theil des Rosenkranzes zu beten, wobei die andern antworten. Nach dem Credo singen sie ein Lied in ihrer Sprache. Dann antworten sie mir, wenn ich die Präfation und das Vater unser singe. Sie singen das Latein so gut als der erste Sakristan in Belgien. Nach der Messe halte ich eine Anrede; dann ist Erholung. Gegen 2 Uhr beginne ich Kinder zu taufen, dann beten die Indianer in

ihrer Sprache und ſingen andere Lieder. Dann ſtimme ich das Deus in adjutorium meum intende, „Komme mir zu Hilfe, o Gott", das „Es preiſt meine Seele den Herrn" (Magnificat) und einige Bitten der lauretaniſchen Litanei an. Es koſtete mich Mühe, ſie all' das zu lehren, aber ich fühle eine ſüße Freude, ſie zu hören. Ich habe gegen Mitte Juni angefangen, Schule zu halten, und gewöhnlich war ſie von ungefähr 20 Kindern beſucht. Sie beginnen bereits gut engliſch zu leſen und gut zu ſchreiben. Aber noch tröſtlicher für mich iſt, daß trotz der tiefen Unwiſſenheit, in der ſie ſich befanden, jetzt alle ihre ſämmtlichen Gebete und alle die erſten Begriffe unſerer heiligen Religion kennen. Iſt es nicht ſchön, dieſe armen Kinder, wenn ich Mittags zum engliſchen Gruße läute, das ſchöne Gebet zur Gottesmutter ſagen und dann ſingen zu hören: Heilige Maria, du Zuflucht der Sünder, Königin ohne Makel empfangen, bitt für uns! O ja, ich hoffe, daß ſie, die man nie umſonſt anfleht, dieſen Gruß gnädig erhöre und daß dieß eine Quelle des Segens für uns alle ſein wird. Meine Indianer leben ſehr arm, wiewohl ſie im Allgemeinen ſehr reich an Pferden ſind. In ihren Verſammlungen bezeugen ſie den Greiſen große Ehrfurcht und ſprechen mit erſtaunlicher Fülle und Leichtigkeit. Es gibt welche, die jeden Morgen und Abend ihre Gebete gemeinſam verrichten und eine Anhänglichkeit für den shamg Chemough-Chimough (Schwarz-Rock) und ihren Glauben zeigen, wovon ſie vielleicht wenige Beiſpiele in Europa finden werden. Ich hoffe, Herr Rektor, daß ihrem eifrigen Gebete, Gott in ſeiner Güte ſein Werk unter meinen Indianern fortſetzen wird und daß ich eines Tages die Befriedigung haben werde, meine ganze Heerde in den Stall Jeſu Chriſti eingehen zu laſſen, außerhalb welchen es kein Heil gibt.

Ihr demüthigſter, gehorſamſter Diener
T. Vermeerſch, M.

Verschiedenes.

Herr Franz Anton Albrand, Superior des Seminars der auswärtigen Missionen, ist Samstag den 6. April in Folge eines Schlaganfalles zu Paris gestorben. Er war den 1. November 1804 zu St. Crepin, einer Gemeinde des Bezirks Embrun, Bisthum Gap (Oberalpen), geboren.

Den 6. Mai 1830 trat er ins Seminar der auswärtigen Missionen, und wurde schon im folgenden August nach Malakka geschickt, wo er neun Jahre lang die Amtsverrichtungen eines Direktors und Superiors des allgemeinen Kollegiums von Pinang versah. Nachdem er 1839 an die Stelle eines Direktors des Seminars in Paris ernannt worden war, wurde er nach dem Tode des H. Barran, am 2. Febr. 1855 dessen Superior. So hat Herr Albrand 37 Jahre seines Lebens der Bildung jener Schaar unerschrockener Apostel gewidmet, welche der Kirche so viele Martyrer gegeben hat.

Obwohl seine Arbeiten und sein heiliges Leben, schreiben die HH. Direktoren des Seminars, uns hoffen lassen, daß ihm die Anschauung Gottes nicht lange versagt sein werde, so empfehlen wir doch seine Seele Ihren Gebeten und denjenigen der Mitglieder der Glaubensverbreitung.

Die Annalen haben im Jahre 1835 einen Brief des Herrn Albrand mitgetheilt, zu einer Zeit, wo er das Kollegium von Pinang leitete.

Birmanien. — Die katholische Mission von Birmanien hat soeben Prüfungen durchzumachen gehabt, deren Hauptumstände der folgende Brief des hochwst. Herrn Bigandet angibt:

'Im verflossenen Mai, schreibt der Prälat unterm 8. Januar 1867, begab ich mich mit zwei Schwestern von St.

Joseph und zwei Waisenmädchen nach Mandulay, der Hauptstadt von Birmanien, in der Absicht, dort eine Töchterschule und ein Waisenhaus zu gründen. Der Kronprinz, welcher die Bildung in seinem Lande selbst unter dem weiblichen Geschlechte zu verbreiten wünschte, war in mich gedrungen, Schwestern in die Hauptstadt kommen zu lassen, indem er sich anheischig machte, ihnen die nöthigen Gebäulichkeiten zu beschaffen und eine große Zahl junger Mädchen aus seinem Palaste zu schicken.

Diese Ordensfrauen wurden vom Kronprinzen und vom König mit vieler Achtung empfangen. Der erstere gab unverzüglich 7,000 Franken zum Bau eines für sie bestimmten Hauses her. Alles begann unter glücklichen Anzeichen; Birmanen und Muselmänner versprachen ihre Töchter in die Schule unserer Schwestern zu schicken. Ich reiste den 28. Juli von Mandulay ab, um wieder nach Rangun zurückzukehren.

Da wurde mein Freund und Beschützer, der Kronprinz, am 2. August von demjenigen, der sein Neffe und Schwiegersohn war, auf schändliche Weise ermordet.[1]) Der König entrann den Mördern, an deren Spitze zwei seiner eigenen Söhne standen, nur durch das Zusammentreffen unvorhergesehener Umstände. Dieses schauderhafte Trauerspiel hatte eine allgemeine Umwälzung zur Folge. Der Bürgerkrieg entbrannte überall, das Land wurde mit Trümmern bedeckt, und die Masse des Volkes in eine gräßliche Noth versetzt. Die Familie des Kronprinzen wurde theils ausgerottet, theils in Ketten geworfen. Auch dessen ältester Sohn, den sein Vater mir zur Erziehung anvertraut hatte, ist im Gefängniß. Anfangs Dezember habe ich denjenigen, den ich vier Monate vorher glücklich und frei im Palaste seines Vaters gesehen, in einem finstern Loch gefunden.

---

[1]) Seit der Thronbesteigung des jetzigen Königs (1852) galt sein Bruder Teu-Ka-Ming am Hofe und beim Volke als der muthmaßliche Erbe der Krone.

Welche Folge hatte diese blutige Revolution für die Mission? Wir mußten über 5,000 Franken auf die Vollendung des Hauses der Schwestern verwenden. Diese ausgezeichneten Lehrerinnen hatten mit dem Stellvertreter der britischen Regierung, Kapitän Slader, die Hauptstadt verlassen und sich nach Rangun flüchten müssen. Im Oktober kehrte ich in die Hauptstadt zurück, um das durch die Revolution verursachte Unheil wieder gut zu machen, wie auch meinen Mitbrüdern und unsern Christen Trost und Beistand zu gewähren. Nachdem ich alles geregelt, kehrte ich nach Rangun zurück, und am 22. Dezember kamen auch unsere Schwestern wieder in die Hauptstadt, um ihren Platz wieder einzunehmen und eine Schule zu eröffnen.

Mitten im Bürgerkrieg liefen zwei unserer Missionäre die größte Gefahr. Ihre Wohnungen wurden geplündert, die Christen ruinirt, sieben oder acht aus ihnen getödtet, und mehr als fünfzig Häuser den Flammen übergeben. Das ist die Prüfung, die Gott über sie kommen lassen wollte. Sein heiliger Wille geschehe! Doch blutet mein Herz beim Anblick so vielen Unglückes.

Für den Augenblick scheint alles wieder zur Ordnung zurückgekehrt zu sein, indessen wage ich dennoch dieser scheinbaren Ruhe nicht zu trauen.

Kambodscha. — Die Christengemeinden von Kambodscha haben von den Unruhen, welche dieses Königreich erschüttern, viel zu leiden. Ein Brief des Herrn Eveillard, Mitglied der auswärtigen Missionen, aus Saigon vom 31. Januar 1867, bringt uns schmerzliche Berichte über den gewaltsamen Tod des H. Barreau, Missionärs aus derselben Gesellschaft.

Herr Barreau hatte sich, wie Sie wissen, so lesen wir in diesem Briefe, mit unermüdlicher Beharrlichkeit der Bekehrung der Kambodschaner gewidmet, und er zählte bereits 300 Neubekehrte, als die Verfolgung ausbrach. Er befand

ſich an den Ufern des großen Fluſſes von Kambodſcha, an einem reizenden Orte Namens Mot-Caza.

Um die erſten Tage des Januars hatte ſich in der Umgegend ſeines Aufenthaltsortes eine Schaar Aufrührer gezeigt, worauf er Herrn Poltier, den Kommandanten der franzöſiſchen Station zu Penompenh (Hauptſtadt von Kambodſcha) um Hilfe bitten ließ. Sogleich wurde ein Kanonenboot abgeſandt, und die Aufrührer ergriffen die Flucht.

Indeſſen war die Lage nicht ſicher. Daher drangen die nach Penompenh geflüchteten Miſſionäre, der König von Kambodſcha und Herr Poltier in Herrn Barreau, ſich mit ſeinen Chriſten unter den Schutz der franzöſiſchen Kanonen zu begeben. Aber unſer theurer Mitbruder, der eben ſeine neuen Anſtalten vollendet, und kein Fahrzeug hatte, um ſich und ſeine Leute zu retten, konnte ſich nicht entſchließen, ſeine Kirche und ſeine Chriſten zu verlaſſen, und täuſchte ſich überdies noch über die Nähe der Gefahr.

Am 8. Januar Abends kam eine neue Bande heran, welche in einem benachbarten Flecken übernachtete, und Tags darauf, bei Tagesanbruch gegen Mot-Caza marſchirte. Die erſchrockenen Chriſten flohen in aller Eile davon, ohne daran zu denken, den Miſſionär zu warnen. Um halb 8 Uhr umzingeln die Aufrührer das Haus des H. Barreau, der ganz allein war, dringen in dasſelbe ein und bedrohen ihn mit dem Tode.

Was wollt ihr mit mir? ſprach dieſer zu ihnen. Ich habe Niemanden Leides gethan, ich bin hieher gekommen, um die Religion Chriſti zu verkünden. Wenn ihr mich tödtet, welchen Nutzen werdet ihr von meinem Tode haben? Wenn ich übrigens einen aus euch beleidiget habe, ſo bitte ich ihn um Verzeihung.

Was hoffſt du noch? wird ihm zur Antwort. Wir müſſen deinen Kopf haben, um ihn auf einer Lanzenſpitze im Triumphe umherzutragen.

Der Miſſionär, welcher auf den Tod gefaßt iſt, bittet nur noch um einige Augenblicke, ſich auf denſelben vorzube-

reiten. Er geht in sein Zimmer hinauf, nimmt sein Brevier und kommt dann wieder herab. Kaum ist er unten auf der Stiege, so versetzt ihm einer der Aufrührer mit einem Stock einen Schlag auf den Kopf.

Warte noch ein wenig, sagte Barreau zu ihm, bis ich mein Gebet verrichtet habe. Dann geht er auf den Altar zu und fällt auf seine Kniee.

In demselben Augenblicke spaltet ihm einer der Räuber mit seiner Axt die Schulter, ein zweiter durchbohrt ihm mit einem Lanzenstoß die Kehle, und ein dritter schneidet ihm den Kopf ab, welchen er dann auf einer Lanze davonträgt.

Die Aufrührer plündern das Haus und verbrennen dann zur Stelle den Leichnam ihres Opfers.

Um halb zehn Uhr bringt ein Christ, welcher in aller Eile nach Penompenh gelaufen war, den Missionären die Nachricht von diesem traurigen Ereigniß. Sogleich brechen sie mit einem Kanonenboot auf, welches ihnen H. Poltier zur Verfügung gestellt hatte. Aber bei ihrer Ankunft in Mot-Caza waren die Aufrührer schon verschwunden, und sie fanden nur noch die verkohlten Gebeine ihres Mitbruders und sahen an den Ufern des Flußes sein Haupt auf eine Lanze gespießt.

Nachdem sie diese ehrwürdigen Ueberreste mit frommer Ehrerbietung gesammelt, wurden dieselben nach Penompenh gebracht, wo ihnen die Ehre eines christlichen Begräbnisses zu Theil wurde. Alle französischen Offiziere machten es sich zur Pflicht, der Feierlichkeit anzuwohnen.

China. Hong-Kong. — Unterm 14. März 1867 schreibt uns der hochw. P. Raimondi, apostolischer Vizepräfekt von Hong-Kong:

Mit Bedauern melde ich Ihnen den Tod des hochw. P. Ludwig Ambrosi, apostol. Präfekten von Hong-Kong und Generalprokurator der Missionen der Propaganda in China.

Nachdem derselbe 1845 mit dem Titel eines Vizeprokurators der Missionen in Hong-Kong angekommen war,

wurde er 1856 zum apostol. Präfekten und Prokurator ernannt. Wir verdanken ihm eine prächtige Kirche und schöne Kapelle, die Schulen und Waisenhäuser, und die Missionen auf dem Festland, welche schon 500 Christen zählen und Kapellen haben.

Schon seit vier Jahren war der hochw. P. Ambrosi mit dem Uebel behaftet, das ihn jetzt ins Grab gebracht hat; aber er trug seine Leiden mit einem bewunderungswürdigen Starkmuth, und ließ nie auch nur eine Klage laut werden. Er starb den 11. März mit Gesinnungen der lebendigsten Frömmigkeit.

Kaum hatte sich die Kunde von diesem Todesfall verbreitet, als die Christen in Masse herbeieilten, um ihr Beileid zu bezeugen. Das Leichenbegängniß des apostolischen Präfekten fand unter unerhörter Theilnahme der Bevölkerung statt; Katholiken und Protestanten, Engländer, Portugiesen, Franzosen, Spanier, Chinesen, alle Stände der Gesellschaft und alle Nationen waren dabei vertreten. Die Menge geleitete die sterblichen Ueberreste des hochw. P. Ambrosi, welche die Katholiken selbst bis zum Friedhof tragen wollten, der eine Stunde von der Stadt entfernt ist, und wo sie der hochwst. H. Kastellazo, apost. Vikar von Chan-Tong, der eben damals durch Hong-Kong reiste, erwartete.

Japan. Nangasaki. — Auszug aus einem Briefe des Herrn L. Furet, aus der Gesellschaft der auswärtigen Missionen, an die HH. Mitglieder der Centralräthe, (27. August 1866).

Stadt und Hafen Nangasaki waren den Portugiesen schon zur Zeit des heil. Franz Xaver bekannt, und seit dieser Zeit waren die Verbindungen zwischen Europa und diesem Theile von Japan völlig unterbrochen. Die Holländer, welche an die Stelle der Portugiesen getreten waren, behaupteten diesen Platz ungeachtet der geringen Handelsvortheile, die sie aus ihm zogen, und ungeachtet der Plackereien, denen sie sich immer ausgesetzt sahen, dennoch fortwährend. Gleich

von Anfang an wurden sie auf Desima, einem künstlich angelegten Inselchen, das durch eine kleine Brücke von der Stadt getrennt ist, gleichsam eingekerkert. Vor den letzten Verträgen war der Eingang zu dieser Brücke durch ein Thor verschlossen, welches auf den Befehl der Polizei nur dann geöffnet wurde, wenn die Holländer des Handels wegen in die Stadt zu gehen verlangten. Als im Jahre 1855 einige französische Kriegsschiffe sich am Eingang des Meerbusens von Nangasaki befanden, wurde der Vorsteher des holländischen Handlungshauses zum Mittagessen an Bord eingeladen. — „Von Herzen gerne, antwortete er, aber, man will mir die Erlaubniß dazu nicht ertheilen.

Was diese Stadt den Katholiken noch interessanter machen muß, ist der Umstand, daß sie einer der wichtigsten Mittelpunkte der Religion, und der Schauplatz des Ruhmes zahlreicher Blutzeugen gewesen ist. Auf einem der Hügel, welche Nangasaki beherrschen, wurden die 26 Martyrer gekreuziget, welche im Juni 1862 von unserm heiligen Vater Papst Pius IX. feierlich heilig gesprochen wurden.[1]) Seit dieser Zeit, das heißt seit dem Ende des 16. Jahrhunderts war die christliche Religion trotz der Anwesenheit der Holländer (denn diese vergaßen ihren Namen als Christen) durch Verfolgungen, die bis auf unsere Tage fortdauerten, aus Nangasaki verbannt. Ende Januar 1863 wurde ich abgesandt, um zu versuchen, die Gegenwart an eine so glorreiche Vergangenheit wieder anzuknüpfen. Bald kam unser Vorsteher, Herr Girard zu meiner Unterstützung von Yokohama herbei, und wir entwarfen gemeinschaftlich den Plan zu einer Kirche. Er wurde von den Japanesen, welche diese Kirche für das schönste Denkmal des Landes halten, ziemlich gut ausgeführt und die Europäer finden ihn seiner Bestimmung würdig. Diese Kirche, welche den 26 Martyrern geweiht ist, liegt

[1]) Die Blutzeugen, von denen hier die Rede ist, wurden am 5. Februar 1597 gekreuzigt und ihr Leib mit zwei Lanzen durchbohrt. Es waren ihrer 26: 6 Franziskaner, 3 Jesuiten und 17 japanesische Laien aus dem dritten Orden des hl. Franziskus.

dem Hügel, auf dem sie ihr Opfer vollbracht haben, gerade gegenüber.[1]) Von dem Augenblicke an, wo das Kreuz auf den drei Thürmen der neuen Kirche sich erhob, konnte man hoffen, daß es annoch und in naher Zeit für die Japanesen ein Zeichen des Heils sein werde, und diese unsere Hoffnung wird mit der Zeit immer fester. Wir werden nächstens in einem der Thürme eine schöne Glocke, deren Zusendung mir meine Freunde in Frankreich angezeigt haben, aufhängen. Die Japanesen, welche große Bewunderer farbigen Glases sind, werden ganz erstaunt sein, wenn sie das schöne Kirchenfenster sehen werden, das ich gleichfalls der großmüthigen Freigebigkeit der Karmeliterinnen von Mans und einiger Freunde verdanke. Dieses Fenster, welches Jesus am Kreuze, die heilige Jungfrau, die heiligen Johannes und Magdalena vorstellt, wird mir Gelegenheit bieten, den zahlreichen Besuchern, welche täglich unsere Kirche bewundern, das Geheimniß des Heils zu erklären.

Erlauben Sie mir jetzt gleich von einem Feste zu reden, welches die Japanesen mit großem äußern Prunk feiern, ich meine das Todtenfest.

Ich war die letzte Woche Zeuge davon gewesen. Alle Familien dieser 40,000 Seelen zählenden Stadt begaben sich auf die Gräber ihrer Angehörigen oder sandten wenigstens Bediente dahin. Das Gras ward ausgerupft, der Boden gereinigt, Blumengeschirre wurden am Fuße jedes Grabdenkmals aufgestellt, und über den Grabmälern mit Strohschnüren umwundene Bambusrohre aufgesteckt. Als so Alles bereit war, begann mit Anbruch der Nacht ein prächtiges Schauspiel. Die Abhänge der angebauten oder mit Wald bewachsenen Berge, welche Stadt und Hafen von Nangasaki im Osten und Norden umgeben, scheinen plötzlich ganz in Flammen zu stehen. Die Beleuchtung zog sich westlich, auf der andern Seite des Meerufers bis zu einem ziemlich großen

[1]) Siehe in den Annalen, 1866, den Bericht über die Einweihung der Kirche in Nangasaki, am 15. Februar 1865.

Friedhof, der das Meer beherrscht und selbst glänzend beleuchtet war. Die Beleuchtung wird durch Tausende von Laternen der verschiedensten Farben, welche mit rothen Papierstreifen umwunden sind, hervorgebracht. Da und dort steigen Raketen in die Luft und platzen Schwärmer.

Der größte Theil der Bewohner von Nangasaki haben die Stadt verlassen, um sich an den Gräbern ihrer Vorfahrer der Freude hinzugeben; ich sage der Freude, denn die Familien lassen ein Mahl kommen, das sie in der heitersten Stimmung einnehmen. Glauben Sie deßwegen jedoch nicht, daß die Todten vergessen werden; nein, sie sind vielmehr zum Feste eingeladen worden, und man hält dafür, daß ihre Seelen alsdann herbeikommen und rings um die Lebenden herumflattern. Deßwegen wird ihnen Reis und Thee angeboten, welche an den Fuß der Gräber gestellt werden, vor denen sich alle Mitglieder der Familie tief verneigen.

Diese Belustigungen dauern drei Tage. Um ein oder zwei Uhr des dritten Tages wird das Fest durch einen andern Gebrauch beendet. Eine mit Laternen versehene stroherne Barke wird aus dem Palast des Gouverneurs zur Zeit der Ebbe feierlich an das Meer gebracht. Die ganze Stadt ist auf den Beinen, von allen Seiten tönt Geschrei, betäubender Trommelwirbel, besonders wenn die Barke ins Meer gelassen wird. Kinder und Erwachsene eilen mit kleinen Strohbarken herbei, und werfen sie sammt den brennenden Laternen ins Meer, so daß nach wenigen Augenblicken ein Theil des Hafens von Nangasaki mit Flammen und Barken bedeckt ist, welche letztere endlich umschlagen, verbrennen oder am Ufer zerschellen.

Was bedeuten alle diese Barken? Die Antwort, die ich von vielen Japanesen auf die Frage erhielt, lautete: Die Seelen der Angehörigen, welche an dem Familienfeste theilzunehmen gekommen waren, bedienen sich dieser Barken, um auf ihnen wieder in die Bonzenhölle zurückzukehren!

Was uns dabei betrübt, ist der Umstand, daß wir von unserm Hause aus mitansehen müssen, wie diese Beleucht-

ung, die gar nichts christliches an sich hat, rings um den heiligen Hügel unserer Martyrer stattfindet. O, daß wir doch nicht ein wenig Freiheit haben, um an diesem ehrwürdigen Orte eine Kapelle errichten und eine Wallfahrt ins Leben rufen zu können!

Nicht in ganz Japan wird das Todtenfest mit der gleichen Feierlichkeit begangen, aber überall gewahrt man, wenn auch nicht eine eigentliche Ehrfurcht vor den Todten, so doch wenigstens eine sehr große Sorgfalt für die Instandhaltung ihrer Gräber. Diese Thatsache läßt uns hoffen, daß, wenn die Japanesen hören wollten, was wir ihnen über den Todtenkult und über die Lehre vom Fegfeuer zu sagen haben, ihnen zu Herzen gehen und ganz vernünftig erscheinen würde.

Ein anderes eigenthümliches Fest zu Nangasaki ist das des fliegenden Drachen. An diesem Tage findet sich alles auf dem höchsten Berge ein, welcher dem Compyra-Sama, der Schutzgottheit des Landes geweiht ist. Kinder, junge Leute, sogar Familienväter begeben sich, den fliegenden Drachen auf dem Rücken, an den Versammlungsort. Vor und hinter ihnen drängt sich eine zahllose Menge. Auf einer Hochebene am Fuße des Berggipfels werden die fliegenden Drachen in die Luft geschleudert und der Kampf beginnt. Da verschlingen sich die Schnüre ineinander, reiben sich gegenseitig, um sich zu zerschneiden, und wenn der Kunstgriff gelingt, erschallt Freudengeschrei und der besiegte Papierdrache ist nicht mehr Eigenthum seines bisherigen Besitzers. So vergeht der Tag unter solchen Kämpfen in der Luft, worauf ein ländliches Mahl auf dem Rasen oder im Gehölze stattfindet.

Die jungen Liebhaber von Papierdrachen, welche diese Zeilen lesen werden, dürften sich ohne Zweifel wundern, daß ihnen die Japanesen in einer bisher in Europa noch unbekannten Kampfart zuvorgekommen sind. Um ihnen die Nachahmung des hiesigen Gebrauches zu erleichtern, muß ich ihnen bemerken, daß die Krämer die Schnüre des fliegenden Drachen mit einem Teig, in welchen zerstoßenes Glas gestreut wird, überziehen, so daß diese Schnüre sich wie Sägen aneinander reiben.

Vereinigte Staaten. Buffalo (New-York). — Der Bischof von Buffallo, der hochwst. Herr Johann Timon ist im vergangenen April gestorben. Er hatte am 17. Oktober 1847 zu New-York die bischöfliche Weihe empfangen, nachdem er vorher zwanzig Jahre im Westen und Süden der vereinigten Staaten als Apostel gewirkt.

Der hochwst. Herr Timon, ein geborner Amerikaner, gehörte der Lazaristenkongregation an. Noch als ein einfacher Novize und Studirender der Theologie im Seminar von St. Maria des Barrens (Missouri) eröffnete er einen öffentlichen Lehrkurs über die kirchlichen Unterscheidungslehren, der einen großen Erfolg hatte.

Im Dezember 1838 begab er sich nach Texas, das sich eben als unabhängige Republik konstituirte, eröffnete da eine Mission und baute zu Houston, einer Stadt, die jüngst gegründet und damals die Hauptstadt des neuen Staates war, eine Kirche, wie er auch die Mission von Galveston gründete. Er war Visitator seiner Kongregation in den Vereinigten Staaten, als er 1847 zum Bischof des von New-York abgelösten neuen Bisthums Buffalo erwählt wurde. Man verdankt dem hochwst. Herrn Timon den Bau der Kathedrale und des Spitals von Buffalo, und die Errichtung einer großen Zahl Kirchen, Schulen und Zufluchtshäuser.

Die Annalen haben mehrere Briefe des hochwst. Herrn Timon mitgetheilt.

Britische Inseln. — England. — Herr Jakob Chadwitch, Domherr der Kathedrale von Beverley, ist auf den bischöflichen Stuhl von Hexham und Newcastle berufen worden, an die Stelle des verstorbenen hochwst. Herrn Hogarth.

Schottland. — Herr Jakob Lynch, aus der Congregation der Mission, Rektor des irländischen Collegiums in Paris, ist zum Bischof von Arkadiopolis und Weihbischof mit dem Rechte der Nachfolge des hochwst. Hrn. Joh. Gray, apostolischen Vikars des westlichen Bezirkes von Schottland, ernannt worden.

Irland. — Herr Michael Kierau, ehemaliger Generalvikar der Diözese Armagh, ist auf den Metropolitansitz dieser Stadt erhoben worden an die Stelle des verstorbenen hochwst. Herrn Dixon.

Jonische Inseln. Cephalonien. — Verflossenen 4. Februar ist die Insel Cephalonien durch ein furchtbares Erdbeben verheert worden. Die vorzüglichste Stadt Argostoli, ist nur mehr ein Trümmerhaufe. Die meisten Häuser, welche nicht gänzlich zerstört wurden, haben so heftige Stöße erhalten, daß sie nicht mehr bewohnbar sind. Die zwei kleinen katholischen Kirchen sind so stark erschüttert worden, daß man die Feier des Gottesdienstes in denselben einstellen mußte. Hier folgen einige umständliche Berichte, welche einem Brief entnommen sind, den der ehrw. Pater Anton Tornielli den 10. Februar an die Centralräthe des Werkes der Glaubensbreitung geschrieben hat.

Das Erdbeben dauerte so lange und war so schrecklich und die Erschütterungen sind jetzt noch so heftig, daß sich Niemand erinnert, jemals etwas Aehnliches erlebt zu haben. Die Erde hat sich geöffnet; wir haben eine beträchtliche Zahl Opfer zu beklagen und unter den Einwohnern, welche dem Tode entgangen, sind nur einige in Buden, welche man in der Eile aus Brettern errichtet hatte, untergebracht worden, der übrige Theil ist auf den Feldern oder unter den Bäumen gelagert.

Im verhängnißvollen Augenblicke, als die Erde unter unsern Füßen erschüttert wurde, feierte ich, von den Gläubigen umgeben, die heilige Messe am Altare unserer Lieben Frau. Ich danke es der mächtigen Jungfrau, daß sie sich würdigte, uns gesund und wohl zu erhalten. Unser Kloster ist noch nicht zusammengestürzt, ist aber unbewohnbar. Das Gleiche gilt von der alten Kathedrale der Stadt Lixuri und von den Kapellen unserer zwei Kirchhöfe.

Gestern ist hier ein französisches Schiff, die Sentinelle, angekommen, welches Herrn von Castillon, den französischen Vizekonsul in Corfu, an Bord hatte. Das Schiff

brachte Hilfsmittel aller Art für die unglücklichen Bewohner von Cephalonien. Herr Lamotte-Penet, Kommandant desselben, hat mir für die 30 Kinder unseres Waisenhauses und für die Armen Brod geschickt.

Die Erdstöße dauern fort; sie waren letzte Nacht ziemlich stark.

Anam. Westliches Tong-King. — Herr J. B. Mathevon, apostolischer Provikar des westlichen Tong-King, hat den 3. August 1866 folgenden Brief an die HH. Direktoren des Seminars der auswärtigen Missionen gerichtet:

Zu meinem größten Schmerz muß ich Ihnen melden, daß die Mission des westlichen Tong-King ihren ehrwürdigen apostolischen Vikar verloren hat. Der hochwst. Herr Karl Hubertus Jeantet, Bischof von Pentacomia, ist vergangenen 24. Juli im lateinischen Kollegium von Hoang-Nguyen gestorben.

Der hochwst. Herr Jeantet ist im September 1818 als Diakon in das Seminar der auswärtigen Missionen eingetreten, wurde den 19. Dezember des gleichen Jahres zum Priester geweiht, und verließ Paris den 10. Januar 1819; den darauffolgenden Juni kam er im Kollegium von Bo-Chinh (westliches Tong-King) an. Er hat also eine apostolische Laufbahn von 47 Jahren und 1 Monat hinter sich. Seine ersten 14 Missionsjahre brachte er in Xu-Nghe (heutiges südliches Tong-King) zu. Gegen das Ende des Jahres 1838 wurde ihm die Leitung des theologischen Seminas übertragen, er behielt selbe bis zur großen Revolution i. J. 1858, und bildete während der 20 Jahre seines Lehramtes 95 inländische Priester heran, von denen etwa 30 ihr Leben für den Glauben hingegeben haben.

Den 31. Januar 1847 erhielt der hochwst. Herr Jeantet in Ke-Non, unter ungeheurem Zusammenlaufe von Christen, die bischöfliche Weihe, und nach dem Tode des hochwst. Herrn Retord (22. Oktober 1858) übernahm er als apostolischer Vikar die Leitung der Mission. Das war der Zeitpunkt, in welchem die furchtbarste Verfolgung ausbrach, welche die anamitische Kirche erduldet hat. Wir können hier nicht

all das wiederholen, was der hochwſt. Herr Jeantet während ſeiner langen Laufbahn zu leiden hatte; wir müſſen uns begnügen, in Erinnerung zu bringen, daß er immer die Zielſcheibe der Verfolgung geweſen iſt ſeit dem erſten Edikte von Minh-Menh im Jahre 1833 bis zum Frieden von 1862.

Ungeachtet dieſer langen Jahre der Arbeiten und Leiden war ſeine Geſundheit ziemlich gut, und wir hegten die Hoffnung, ihn noch lange zu beſitzen, als er am 9. Juli an einem Montage vom Fieber befallen wurde in Folge eines Falles, den er gethan, als er eine kleine nur zwei Tritte hohe Treppe hinabging. Schon Mittwoch den 11. verlangte und empfing der hochwſt. Herr Jeantet die heilige Wegzehrung, und am Freitag den 13. ertheilte ich ihm die heilige Oelung. Der ehrwürdige Kranke hatte ſein volles Bewußtſein und antwortete auf die Gebete der Kirche. Er lebte noch einige Tage, welche er ausſchließlich im Gebete zubrachte und entſchlummerte friedlich am Dienstag den 24. Juli um 2 Uhr Nachmittags.

Den folgenden Tag wurde ſein Leichnam von Hoang-Nguyen nach Ke-Non gebracht. Hier hatte der hochwſt. Herr Jeantet, die biſchöfliche Weihe empfangen; hier hatte er lange im theologiſchen Seminar gewohnt. Wir haben es der Ruhe, die wir jetzt genießen, zu verdanken, daß ein feierliches Leichenbegängniß gehalten werden konnte. Es fand den 2. Auguſt ſtatt. Wir waren alle bei demſelben vereint: 8 Miſſionäre, 29 inländiſche Prieſter, das theologiſche Seminar und die meiſten Zöglinge des lateiniſchen Kollegiums.

Auf den Rath meiner Mitbrüder und gemäß des Sendſchreibens des hl. Stuhles mußte ich proviſorich die Verwaltung des Vikariats übernehmen. Ich hoffe aber, daß dieß nicht lange dauert, und daß der hochwſt. Herr Theurel in einem oder zwei Monaten zurück ſein und die ſchöne Miſſion des weſtlichen Tong-King zur Blüthe bringen wird.[1])

[1]) Der hochwſt. Herr Theurel, Coadjutor des hochwſt. Hrn. Jeantet, hatte ſich den 19. Juni in Marſeille eingeſchifft, um nach Tong-King zurückzukehren.

Der hochwſt. Herr Jeantet, der den 4. November 1792 in St. Claude (Jura) geboren wurde, war nach dem hochwſt. Herrn Perrocheau, dem apoſtoliſchen Vikar des nördlichen Sud-Tſchuen, der im Jahre 1861 geſtorben iſt, der älteſte Miſſionär der Congregation der auswärtigen Miſſionen.

Die Annalen haben 12 Briefe des hochwſt. Hrn. Jeantet veröffentlicht; der erſte iſt vom 29. Oktober 1823 und der letzte vom 11. Januar 1866.

Kanada. St. Hyacinth. — Herr Karl La Rocque iſt durch apoſtoliſches Schreiben vom 20. März 1866 zum Biſchof von St. Hyacinth ernannt worden an die Stelle des hochwſt. Herrn Joſeph La Rocque, welchen frühzeitige Kränklichkeiten ſein Amt niederzulegen gezwungen haben, und hat verfloſſenen 29. Juli die biſchöfliche Weihe empfangen. Die Feierlichkeit fand in der Kirche des hl. Johannes in Dorcheſter ſtatt, wo der neue Biſchof ſeit 22 Jahren Pfarrer geweſen war.

Auſtralien. Sydney. — Der hochw. P. Samuel-Auguſtin Sheehy, aus dem Orden des hl. Benedikt, Generalvikar der Diözeſe Sydney, iſt zum Weihbiſchof des hochwſt. Hrn. Johann Polding, Erzbiſchof von Sydney, ernannt worden.

Gulburne. — Herr Wilhelm Lanigan iſt zum Biſchof von Gulburne, im ſüdlichen Auſtralien, ernannt worden.

Abreisen von Missionären.

Den 29. September 1866 verreisten von Brest nach Texas, mit dem hochwst. Hrn. Dubuis, Bischof von Gavelston:
Die HH. Jaillet, Priester, von Lyon;
Johann Ludwig Bussand, Diakon, von Anse (Bisthum Lyon);
David Messillier, Subdiakon, von Oullins (Bisthum Lyon);
Anton Micouleau, Subdiakon, von Lyon;
Prosper Godard, Kleriker, von Roanne (Bisthum Lyon);
Joseph Ferard, Kleriker, von Lyon;
Klaudius Martiniere, von St. Martin-en-Haut (Bisthum Lyon).

Die hochw. PP. Laurent, von Lyon; Foby, aus Irland; O'Connor, aus Irland; Unverzagt, aus Deutschland; alle vier gehören der Gesellschaft Jesu an.

Ein Laienbruder aus derselben Gesellschaft.

Fünf polnische Priester, von denen drei der polnischen Gesellschaft von der Auferstehung angehören.

Ein Scholastiker der nämlichen Gesellschaft.

Die HH. Augustin Antoine, Kleriker, von Plombieres (Bisthum St. Die);
Theodor Greyenbül, aus dem Bisthum Straßburg;
Joseph Blum, Kleriker, von Koblenz;
Nikolaus Güllwerber, Kleriker, von Koblenz;
Ludwig Kossbül, Kleriker, von Koblenz;
Joseph Fleury, von Basel.

Hr. Viktor Gury, seit vierzehn Jahren apostolischer Missionär in Texas.

Ein Diakon und ein Subdiakon von Straßburg.

Die Schwestern St.-Claude, geborne Josephine Vindrier, aus dem Bisthum Lyon;

St.-Ephrem geborne Josephine Lamure, aus dem Bisthum Lyon;

St.-Joseph, geborne Eugenie Brise, aus dem Bisthum Lyon;

St.-Rosa, geborne Marie Dupupet, aus dem Bisthum Belley.

Diese vier Schwestern kommen aus dem Noviziat, welches für die Missionen im Ursulinerinnenkloster in Beaujeu (Bisthum Lyon) besteht.

Die Schwestern St.-Marie-Ange; St.-Marie-Blandine; St.-Marie-Joseph von Jesus; St.-Franz-Regis.

Diese vier Schwestern gehören dem Kloster Verbe-Incarne in Lyon an.

Zwei Ursulinerinnen von Blois.

Zwei Schwestern aus dem Kloster Jesus-Maria in Lyon.

Zwei Schwestern von der Vorsehung, in Straßburg.

Zwei weltliche Lehrer von Koblenz.

— Drei irische Priester, die HH. Thomas Flym, David Meyr, und Patrizius Ryau, sind von Irland nach Texas abgereist.

— Am 30. November haben sich in London für die Missionen von Ozeanien eingeschifft:

1) Vier Priester aus der Gesellschaft Maria.

Nach dem Bisthum Wellington (Neu-Seeland):

Der hochw. P. Chareyre, aus dem Bisthum Viviers.

Nach Viti und Neu-Kaledonien:

Die hochw. PP. Moris, aus dem Bisthum Moutier;

Moutmayeur, aus dem Bisthum Moutier:

Trouillet, aus dem Bisthum Cambray.

2) Nach Central-Ozeanien:

Der hochw. P. Joachimi Gata, von Tonga. — Dieser Missionär, ein Zögling der Propaganda, ist der erste eingeborne Priester von Ozeanien.

3) Vier Schwestern von Unserer lieben Frau der Missionen:

Nach Sydney (Australien):

Die Schwestern Maria-Saint-Wilfrid, von London:

Maria-Saint-Pierre, aus dem Bisthum Clermont;

Maria-Franz-Sales, von Toulon (Bisthum Frejus).

Nach Napier (Neu-Seeland):

Die Schwester Maria-Saint-Ignaz, von London.

— Folgendes ist das Verzeichniß der Missionäre aus der Gesellschaft des heil. Geistes und Unbefleckten Herzens Mariä, welche neulich nach dem westlichen und östlichen Afrika geschickt wurden:

1) Nach dem apostolischen Vikariat von Senegambien:

Den 15. Okt. 1866, von Toulon der hochw. P. Thomas, aus dem Bisthum Rennes;

Den 25. gleichen Monats von Bordeaux, der Bruder Thomas Mabit, aus dem Bisthum Nantes;

Den 25. November, der hochw. P. Welti, aus dem Bisthum Straßburg, und Bruder Antonin Evesque, aus dem Bisthum Viviers.

2) Nach dem apostolischen Vikariat von Sierra-Leone:

Den 25. März 1866 von Bordeaux, Bruder Claver Lebon, aus dem Bisthum Port-Louis (Insel Maurice);

Den 15. Oktober von Toulon, der hochw. P. Braken, aus dem Bisthum Dublin (Irland).

3) Nach dem apostolischen Vikariat beider Guinea:

Den 25. Oktober 1866 von Bordeaux der hochw. P. Delorme, aus dem Bisthum Besançon, und Bruder Heinrich Laur, aus dem Bisthum Rottenburg (Würtemberg).

4) Nach der apostolischen Präfektur von Kongo:

Den 25. September von Bordeaux der hochw. P. Duparquet, aus dem Bisthum Alençon, und der Kleriker M. Cretin, aus dem Bisthum Port-Louis.

5) Nach der apostolischen Präfektur von Zanguebar:

Den 9. November 1866 von Marseille, der hochw. P. Machon, aus dem Bisthum Valence, und von der Insel Bourbon, im April, Bruder Marcellin Reisser, aus dem Bisthum Straßburg.

— Den 15. Oktober 1866 verreisten von Toulon nach der Mission von Guinea zwei Schwestern aus der Gesellschaft der Unbefleckten Empfängniß, von Castres:

Die Schwestern Cäcilia Salome, aus dem Bisthum Arras, und Saint-Paulin Delmas aus dem Bisthum Albi.

Am nämlichen Tage verreiste eine andere Schwester aus derselben Gesellschaft, Schwester Alphonsa Mahons, aus dem Bisthum Albi, nach der Mission von Senegambien.

— Den 25. Oktober 1866 reisten drei Schwestern aus der Gesellschaft von St. Joseph von Cluny, von Bordeaux nach der Mission von Sierra-Leone:

Schwestern Maria Theresia Chaintreuil, aus dem Bisthum Autun; St.-Emilien-Kearney, aus dem Bisthum Buenos-Ayres (Süd-Amerika); und Thephanie Carell, aus dem Bisthum Limerick (Irland).

— Den 9. Oktober 1866 haben sich 4 Klosterfrauen aus dem Institute der Vierge-Fidele, in St. Nazaire nach den Inseln Dominique und Antigoa (Bisthum Roseau) eingeschifft. Ihre Namen sind:

Die ehrw. M. St. Thomas von Aquin, von Paris, Oberin des Klosters in Roseau;
St. Dominique, von Menvaines (Bisthum Bayeux);
St. Sebastian, von Brecey (Bisthum Contances)
St. Marie-Augustin, von Arras.

— Den 19. Februar 1867 haben sich in Marseille zwei Priester aus der Congregation des hl. Franz von Sales (Annecy) nach dem apostolischen Vikariat Vizagapatama (Indien) eingeschifft. Es sind:

Die HH. PP. Joseph Buttay, von Bernex (Bisthum Annecy);
Ludwig Franz Decarre, von Sales (id.).

— Am nämlichen Tage, den 19. Februar, haben sich in Marseille auch 7 Priester aus der Congregation der auswärtigen Missionen (Paris) eingeschifft. Ihre Namen und Bestimmungsorte sind:

Nach Korea sind abgegangen:

HH. Alexander Jeremias Martineau, aus dem Bisthum Lucon;

Peter Eugen Richard, aus dem gleichen Bisthum;

Maria Johann Gustav Blanc, aus dem Bisthum Lyon.

Nach dem westlichen Tong-King sind abgegangen:

Peter Gelot, aus dem Bisthum Lucon;

Heinrich Peter Fautrot, aus dem Bisthum Mans;

Johann Viktor Friedrich Gentillon, aus dem Bisthum Gap nach dem westlichen Cochinchina;

Franz Ernst Bonnetraine, aus dem Bisthum Metz nach Maissour (Indien).

— Fünf andere Priester aus der gleichen Congregation sind den 19. März von Marseille abgereist:

HH. Joseph Adolph Gandi, aus dem Bisthum Grenoble, nach Pondichery;

Joseph Amable Fanque, aus dem Bisthum Gap, nach Siam;

Stephan Desbons, aus dem Bisthum Bayonne, nach Malakka;

Franz Murcier, aus dem Bisthum Lyon, nach dem östlichen Cochinchina;

Claudius Bonin, aus dem Bisthum Autun, nach dem nördlichen Cochinchina.

— Zwei Priester aus dem Seminar der afrikanischen Missionen (Lyon) sind den 28. Februar 1867 von Marseille nach Dahomey abgereist. Es sind:

HH. Mari Bartholomäus Puesch, aus dem Bisthum Alby;

Joachim Peter Holgau, aus dem Bisthum Nantes.

— Vier Klosterfrauen aus der Congregation der Unbefleckten Empfängniß (von Castres) haben sich den letzten 25. Februar in Bordeaux nach Senegal eingeschifft; nämlich: die Schwestern St. Louis und St. Germain, aus dem Bisthum Alby, eine Deutsche und eine Irländerin.

Inhalt der Lieferung 199.

Missionen Asiens.

Seite

China. Apostolisches Vikariat der Mandschurei. Brief des hochwst. Hrn. Verolles, apostolischen Vikars der Mandschurei an die HH. Mitglieder der Centralräthe der Glaubensvereitung 417

Anam. (Tong-King). Schreiben des hochwst. Hrn. Gauthier, apostol. Vikar des südlichen Tong-King . . 429

Missionen Afrikas.

Apostolisches Vikariat von Tunis . . . 435

Kongo 456

Madagaskar 459

Oster-Inseln 463

Algier. 464

Missionen Amerikas.

Englische und dänische Antillen, Bisthum Roseau 465

Auszüge aus einem Briefe des Hrn. Poirier, Bischof von Roseau, an die Mitglieder der Centralräthe der Glaubensverbreitung 466

Seite

Vereinigte Staaten. Bisthum Santa-Fe (Neu-Mexiko) 477

Brief des hochwst. Hrn. J. B. Lamy, Bischof von Santa-Fe (Neu-Mexiko) an die HH. Mitglieder der Centralräthe der Glaubensverbreitung 479

Missionsbericht aus Oregon an den Hochwürdigen Herrn Rector des amerikanischen Seminars in Löwen Mgr. De Neve 488

Verschiedenes 491

Abreisen von Missionären 506

Annalen
der
Verbreitung
des
Glaubens,

zum Vortheil der Missionen herausgegeben
durch den
Ludwig-Missions-Verein.

Nro. 200. 1867. VI.

Mit Gründung [illegible]

[illegible], 1867.

[illegible]

Der Ludwig-Missionsverein

CC.

Missionen von Asien

China.

Missionen der Gesellschaft Jesu.

Die Gesellschaft Jesu war noch in ihren Anfängen, als sie schon berufen wurde, das vor drei Jahrhunderten von den Söhnen des heiligen Franz von Assisi und Dominikus begonnene Werk fortzuführen. Wir haben schon anderwärts gesagt, daß die Umwälzung, welche im Jahre 1363 den Thron der Mongolen zertrümmerte, zugleich auch die katholischen Missionen von China getroffen, und als eine Erinnerung an die Fremdherrschaft geächtet hat.

Zwei Jahrhunderte verflossen inzwischen. China hielt in seiner fortwährenden systematischen Abgeschlossenheit gute Wache an seinen Grenzen, um den Soldaten Christi den Eintritt zu verwehren, als der heilige Franz Xaver vor seinen Thoren erschien. War es auch dem großen Apostel Indiens nicht beschieden, diese neue Eroberung zu unternehmen, so starben doch seine Entwürfe mit ihm nicht aus, und dreißig Jahre später, 1583, pflanzte ein Erbe seines Eifers das Kreuz in diesem gelobten Lande des Apostolates und Martyrthums auf. Siebenundzwanzig Jahre riesenmäßiger Arbeiten erwarben dem P. Matthäus Ricci den Titel eines Gründers der chinesischen Missionen. Er starb 1610, nachdem er 300 Kirchen erbaut, das Christenthum bis in den Kaiserpalast eingeführt und Werke geschaffen hatte, welche alle Verfolgungen überleben sollten.

Einer seiner Nachfolger, P. Adam Schaal, Freund und Vertrauter des letzten Herrschers aus der Mingdynastie, erhielt von den zwei ersten Mandschukaisern die nämlichen Beweise von Achtung und Zuneigung, und er gebrauchte seinen Einfluß dazu, um die freie Verkündigung des Evangeliums im Reiche zu erwirken; und so empfingen denn in vierzehn Jahren, von 1650—1664, hunderttausend Chinesen die Taufe. Die von den Bonzen und Muhamedanern während der Minderjährigkeit des Kaisers Khang-Hi hervorgerufene Verfolgung hemmte diesen herrlichen Aufschwung wieder; P. Schaal wurde ins Gefängniß geworfen, vor die Richterstühle geschleppt und erlag endlich den Mißhandlungen (1666). Nach seinem Tode verdoppelte sich die Heftigkeit der Verfolgung, und fünfundzwanzig Ordensmänner, von denen einundzwanzig der Gesellschaft Jesu angehörten, wurden nach Kanton abgeführt. Vier Jesuiten fanden indessen doch Gnade, und wurden, nicht zwar als Missionäre, sondern als Gelehrte am Hofe zurückbehalten.

Mit der Volljährigkeit des Kaisers kehrte auch die Ruhe wieder zurück. Der junge Fürst wurde durch die Gelehrsamkeit des P. Verbiest, des Nachfolgers des P. Schaal, ganz eingenommen, von Bewunderung für seine apostolischen Tugenden erfüllt, und schenkte ihm sein volles Zutrauen. Unter einem so mächtigen Schutze wurden die letzten Unfälle bald wieder gut gemacht, und in einem einzigen Jahre (1671) bekannten sich über zwanzig tausend Chinesen als Christen. Als P. Verbiest im Jahre 1688 starb, hielt der Kaiser selbst die Lobrede des großen Missionärs, und einige Wochen darauf wurden die Patres Gerbillon und Bouvet am Hofe empfangen, und nahmen in der Achtung des kaiserlichen Philosophen den nämlichen Platz ein, den Schaal und Verbiest zuvor inne gehabt hatten. P. Gerbillon war es, der bei der Kongregation der Riten die berühmte Erklärung von 1692 auswirkte, welcher die Bestätigung des Kaisers Khang-Hi Gesetzeskraft verlieh. Indem sie den rechtlichen Bestand des

Christenthums im Reiche anerkannte, machte sie den örtlichen Verfolgungen der Mandarine ein Ende.

Aber dieser Triumph war nur ein vorübergehender. Neue Kämpfe, blutiger und länger dauernd als die frühern, erwarteten die Christen, und kamen beim Tode Khang-Hi's zum Ausbruch (1722). Der Sohn und Nachfolger dieses Fürsten, Young-Thing, begann seine Regierung mit einem Vertilgungsbefehl. Alle Missionäre ohne Unterschied wurden verjagt, dreihundert Kirchen zerstört oder zu weltlichem Gebrauche verwendet, und mehr als dreihunderttausend Christen der Wuth der Ungläubigen preisgegeben. Die Verfolgung verschonte nicht einmal die Glieder der Kaiserfamilie, deren unerschütterliche Standhaftigkeit in den Entbehrungen der Verbannung und den Leiden der Gefangenschaft hell hervorstrahlte.

Unter der Regierung von Kien-Lomg (1735—1795) nahm sie einen noch heftigern Charakter an; man begnügte sich nicht mehr damit, die Missionäre nur zu verbannen, sondern man suchte sie auf, um sie zu tödten. Einzig die Jesuiten waren ausgenommen, denn sie hatten sich als Gelehrte, Weise, Künstler unentbehrlich gemacht. „Aus ihren Kirchen vertrieben, fanden sie nur noch am Hofe eine Zuflucht. Auf diesem letzten Posten, wo nichtsbedeutende Auszeichnungen ihre Gefangenschaft nur schlecht verbargen, hatten sie sich eingeschlossen, um denselben in Erwartung besserer Tage zu behaupten; aber diese sollten erst über ihrem Grabe aufgehen. Diese verlornen Wachtposten der Wahrheit fielen einer nach dem andern, wie der vereinzelte Soldat, der seinen letzten Kampf liefert, ohne Hoffnung auf Hülfe, ja sogar ohne Hoffnung auf Sieg. Und diese Soldaten des Evangeliums heißen Parennin, Gaubil, Benoist, Amiot, berühmte Namen in der Wissenschaft, die man in den Akademien von Peking, St. Petersburg und Paris eingeschrieben finden würde, wenn die Religion sie vergessen könnte. — Wer könnte den Schmerz dieser Apostel schildern, als sie von der Höhe ihrer Sternwarte sahen, wie die Verfolgung sich gleich einem

großen Brande weiter verbreitete, als sie lange die Zerstörung ihrer Heiligthümer mitansehen, das von ihren Neubekehrten ausgestoßene Todesgeschrei hören, dem Leichenbegängniß einer zahllosen Christengemeinde, welche ihr Werk und ihr Ruhm war, und nun in Martern und Verbannung endete, beiwohnen konnten! Da gab ihnen ein letzter Schlag den Todesstreich, und dieses Mal mußten sie über ihren eigenen Fall weinen: die Gesellschaft Jesu war 1773 aufgelöst worden.

Das war zugleich ein furchtbarer Schlag für die Missionen in China; denn wenn auch die Mitglieder der andern Kongregationen, welche sich demselben Apostolat widmeten, mit den Jesuiten an Muth wetteiferten, so muß doch diesen letztern der Erfolg des Werkes vorzüglich zugeschrieben werden.

Diese langen Prüfungen erreichten endlich auch ihr Ende. Nach sechzigjährigem Zuwarten konnte die Gesellschaft Jesu in die Erbschaft der Ricci, Schaal und Verbiest wieder eintreten, und nach einem Vierteljahrhundert hat sie von diesem Lande neuerdings Besitz genommen mittelst der Gräber von siebenundvierzig ihrer Kinder, welche als Opfer einer zwar verborgenen, aber nicht weniger gefahrvollen, nicht weniger fruchtbaren Hingebung, als die, welche den Henkern und Folterbänken trotzt, gestorben sind.

Die Gesellschaft Jesu hat gegenwärtig zwei apostolische Vikariate, das von Kiang-Nan und das des östlichen Petschely zu besorgen.

Apostolisches Vikariat von Kiang-Nan.

Die Provinz Kiang-Nan, welche dem apostolischen Vikariat den Namen gibt, liegt an den beiden Ufern des Yang-Tse-Kian (blauer Fluß). Ihr Gebiet, fast so groß als Frankreich, grenzt nördlich an Chan-Tong, westlich an Ho-Nan und Hu-Pe, südlich an Kiang-Si und Tsche Kiang, östlich an das gelbe Meer. Die Provinz, welche von einem Vizekönig regiert wird, zerfällt in zwei Theile, wovon der östliche Kiang-Su, der westliche Ngan-Hoei heißt. Kiang-Su

hat 79 Städte und mehr als 30 Millionen Einwohner; Ngan-Hoei 67 Städte und 20 Millionen Seelen.

Kiang-Nan erhielt die Gnade des Glaubens durch P. Ricci, indem der berühmte Gründer der Missionen von China die Stadt Nanking zwei Mal besuchte. Hierauf sammelten die Patres Cataneo und Pantoia die Erstlinge der aufblühenden Christengemeinde, und beim Tode des P. Ricci, 1610, gab es in der Provinz schon dreißig Kirchen. In der Stadt Shang-Hai wurde das Christenthum durch einen andern Schüler Ricci's, den Doktor Paul Siu, ersten Staatsminister, eingeführt.

„In Nanking verwandte seine Enkelin, Candida Hiu, mit dreißig Jahren Wittwe eines Mandarins, den sie bekehrt hatte, ihr Vermögen zur Gründung der Spitäler von Su-Tscheu, Song-Kaing u. s. w., und sorgte nicht allein dafür, daß den Armen das Evangelium gepredigt, sondern daß auch die Sehenden durch den Mund der Blinden unterrichtet wurden. Diese unglücklichen Blinden treiben sich auf den öffentlichen Plätzen herum, und suchen durch Gesänge und nur zu oft anstößige Erzählungen Mitleid zu erwecken. Ihre Wohlthäterin Kandida ließ sie nun in großer Zahl zusammenkommen, lehrte sie die Hauptartikel und die schönsten Gebete der Religion, und schickte sie dann in die Städte und Flecken um das, was sie gelernt hatten, vorzutragen. Alle diejenigen, welche die neuen Gesänge zu verstehen wünschten, wurden an die Katecheten und Missionäre gewiesen, und auf diese Weise wurden viele Ungläubige bekehrt. [1])

Im Jahre 1679 ernannte Papst Innozenz XI. den Dominikaner Lopez, der sich während der Verfolgung durch eine unermüdliche Aufopferung ausgezeichnet hatte, zum apostolischen Vikar von Nanking. Unablässig hatte dieser die Provinzen des Reiches durchreist, indem er die Gläubigen tröstete, die Schwachen aufrecht hielt, die Abgefallenen zu-

---

[1]) Denkschrift des P. Brouillon, aus der Gesellschaft Jesu, über den gegenwärtigen Zustand der Mission von Kiang-Nan.

rückführte, und mit eigener Hand zwei tausend fünf hundert Götzendiener taufte. Lopez hatte die Oberleitung der chinesischen Missionen; allein im Jahre nach seinem Tode (1688) gab der hl. Stuhl, welcher die Missionsmittelpunkte vermehren wollte, um die Thätigkeit der Missionäre zu erhöhen, jeder Mission unabhängige Vorsteher. So wurde Nanking zum Bisthum erhoben und der Mittelpunkt der Mission von Kiang-Nan.

Zur Zeit der Aufhebung der Gesellschaft Jesu war ein Mitglied dieses Ordens, der hochwst. Herr Leimbeck-Hoven auf dem Sitz von Nanking, war auch dessen letzter Inhaber, und starb 1787 in Tung-Ka-Ang. Zeuge des Zerfalles der Missionen suchte er denselben wenigstens dadurch aufzuhalten, daß er unter seinen Christen das Institut der Katecheten und die Kongregation der heil. Jungfrau mehr befestigte. Aber nach seinem Tode verarmte das Heiligthum mehr und mehr, und einige Priester und fromme Laien waren noch die einzigen Eiferer für die christliche Lehre. In diesem traurigen Zeitabschnitt konnten sich die Gläubigen nur mehr durch die Erinnerungen und Hoffnungen aufrecht halten, und Katecheten, die Schüler der ehemaligen Jesuiten, erzählten unter Thränen die Arbeiten ihrer geistlichen Väter." [1])

Bedauernswerthe Verhältnisse waren die Ursache, daß die Reihenfolge der Bischöfe von Nanking unterbrochen blieb, und das Bisthum provisorisch einem apostolischen Verwalter übergeben wurde. Doch eine Hülfe war den Christengemeinden von Kiang-Nan dennoch geblieben in der Anwesenheit mehrerer französischen Lazaristen, welche von acht einheimischen Priestern unterstützt wurden. Aber was konnte eine so geringe Zahl in Mitte einer Bevölkerung von mehr als 50 Millionen Seelen ausrichten? Und überdies erwarteten auch andere Provinzen den Beistand der Missionäre.

Im Jahre 1840 vereinigte der hochwst. Herr Besi, der zu gleicher Zeit zum Administrator von Nanking und zum

[1]) Denkschrift des P. Brouillon.

apostolischen Vikar von Chan-Tong ernannt wurde, seine Stimme mit den Wünschen der Gläubigen, und erbat vom Papst Gregor XVI. die Rückkehr der Jesuiten nach Kiang-Nan. Drei dieser Ordensmänner, welche im Jahre 1841 von Frankreich abgereist waren, kamen im folgenden Jahre in der Mission an.[1])

Das Vikariat wurde nacheinander von dem hochwst. Herrn Maresca (1847), und seinem Koadjutor, dem hochwst. Herrn Spelta, bis 1856 verwaltet, und endlich dem hochwst. P. Andreas Borgniet aus der Gesellschaft Jesu mit dem Titel eines Provikars anvertraut. Im Jahr 1859 wurde dieser Ordensmann zur Würde eines apostolischen Vikars erhoben, aber der Liebe seiner Heerde zu früh entrissen, starb er schon am 31. Juli 1862, am Feste des hl. Ignatius, an der Cholera.

Der Tod riß um diese Zeit viele Lücken in den Reihen der Missionäre, und vom 1. Januar 1862 bis zum 27. Mai 1864 erlagen ihrer nennzehn unter der Last der apostolischen Arbeiten, oder an den Folgen des ungesunden Klima, und so verschwand in dritthalb Jahren der dritte Theil des Missionspersonals.

Der hochwst. Herr Borgniet erhielt nicht sofort einen Nachfolger, und die Verwaltung blieb bis gegen Ende 1864, bis zur Ankunft des hochwst. Herrn Languillat, der vom östlichen Petschely nach Kiang-Nan versetzt wurde, in den Händen des hochw. P. Gonnet.

Einer der ersten Gedanken des apostolischen Vikars war, den Mandarinen der Provinz einen Besuch zu machen, sobald die Umstände es ihm erlauben würden, und diese traten auch bald ein. Herr Pallu, der Befehlshaber der französischen Seemacht in Schang-Hai nahm den hochwst. Herrn Languillat mit den PP. Gonnet und Carrere an Bord des

---

[1]) Es sind die hochwst. PP. Gotteland (gestorben den 17. Juli 1856), Esteve (gestorben den 8. Juli 1848), und Bruyere.

Tankrede. Sie verließen Shang-Hai den 1. Mai 1865, und fuhren von Station zu Station den Yang-Tse-Kiang hinauf bis zur Stadt Han-Keou (Hou-Pe). Der hochwst. Herr Languillat faßt seine Reise in einem Briefe vom folgenden 8. Oktober an die Centralräthe kurz so zusammen.

„Da wir fast alle Tage Anker warfen, hatten wir Muße die Städte und Dörfer längs des Flusses zu besuchen. Ich will es nicht versuchen, Ihnen unsere verschiedenen Eindrücke zu schildern. Auf der einen Seite dieser Fluß mit seinem majestätischen Laufe, die bunte Schönheit seiner Ufer, der Reichthum der vom Frühlingshauch wiederauflebenden Natur; auf der andern Seite, in den Städten wie auf dem Lande die traurigen Spuren von dem Durchzug der Rebellen, Trümmerhaufen, Stumpfsinn und Hunger, der sich auf dem Angesichte derer malten, welche Feuer und Schwert verschont hatte, oder welche, von der Flucht zurückgekehrt, bei ihren zerstörten Wohnungen ein elendes Obdach errichtet hatten. Dieses letztgenannte Schauspiel des menschlichen Elendes muß man mit Augen gesehen haben, um sich eine Vorstellung davon machen zu können. Nirgends zeigte sich die Bevölkerung feindselig, ja beinahe überall nahm sie uns theilnehmend auf; wir konnten aber dieses erste Mal an die Verkündigung des Evangeliums noch nicht denken, denn unser Erscheinen war nur erst eine Erkundigung über das Land."

In der That war Kiang-Nan lange Zeit der Hauptschauplatz der Empörung gewesen, welche das chinesische Reich verwüstete, und den Thron der Mandschudynastie erschütterte. Vielleicht der vierte Theil der Bevölkerung dieser Provinz ist in diesem Sturme zu Grunde gegangen. Die Christen wurden im Allgemeinen weniger hart mitgenommen, weil ihnen der Schutz Frankreichs in Shang-Hai und Zi-Ka-Wei Unterkommen und Hülfe geboten hatte, doch sind die Einbußen immerhin beträchtlich.

„Im Jahre 1860 schreibt uns P. Navary (15. Januar 1865), zählten wir in der Mission 77,118 katholische Chinesen, die höchste Zahl, welche seit der Aufhebung der Ge-

ſellſchaft Jeſu erreicht worden war. Im Jahre 1864 weiſen unſere Verzeichniſſe nur noch 70,136 auf; und dieſe Zahl wäre noch viel niedriger, wenn wir nicht in dieſen letzten Jahren einige Tauſend Neubekehrte gewonnen hätten. Ueber 12,000 Chriſten ſind unter den Streichen der Empörer gefallen, oder an Krankheiten, Elend und Hunger geſtorben. Wie ſoll man ſo viele verbrannte, verwüſtete, niedergeriſſene Kirchen und Kapellen wieder aufrichten? Hundert und fünfzig dieſer Heiligthümer von 382, die wir 1860 beſaßen, ſind zerſtört. Dank den Anſtrengungen der Miſſionäre und dem Opferſinn der Chriſten, Dank aber beſonders den frommen Mitgliedern der Glaubensverbreitung, ſind indeſſen doch wieder mehrere Kirchen oder Kapellen aus ihren Trümmern erſtanden."

Der Brief des hochwſt. P. Ravary gibt ein ziemlich vollſtändiges Bild des Vikariats, weßwegen wir ihn unſern Vereinsgenoſſen theilweiſe mittheilen wollen.

Auszug aus einem Briefe des hochw. P. Ravary, aus der Geſellſchaft Jeſu, an die HH. Mitglieder der Centralräthe der Glaubensverbreitung.

... I. — Wenn wir die Erfahrung der Vergangenheit zu Rathe ziehen und eine Umſchau rings um uns halten, ſo wird es uns klar, daß man nicht auf das, was man eine Maſſenbewegung zum Chriſtenthum hin nennt, rechnen darf. Predigten auf den öffentlichen Plätzen, Religionsgeſpräche und Erörterungen über Glaubensſachen vor Verſammlungen von Gelehrten oder vor dem Volke u. ſ. w., alle dieſe Mittel wären, um nicht mehr zu ſagen, ſicherlich unnütz. Es iſt wahr, die Chineſen ſetzen uns nur die Kraft der Trägheit entgegen, allein dieſe Kraft iſt in der ſittlichen wie in der phyſiſchen Welt ein furchtbares Hinderniß. Da man alſo die Maſſen unmöglich von vorn ergreifen kann, ſo greifen wir ſie in den Einzelnen an, und die dabei angewandten Mittel ſind folgende.

1) Taufe der Heidenkinder. — Seit 1848 zählt die Mission über 130,000 solche kleine Engel, welche durch den Eifer unserer Christen in den Himmel gekommen sind. Bemerken wir jedoch, daß die Anstrengungen der taufenden Christen und Christinnen sehr oft an dem Mißtrauen der heidnischen Familien scheitern, indem dieses Werk viele Klugheit erfordert.

2) Waisenhäuser. — Diese Anstalten haben den Vortheil, daß sie unsere Religion in einem günstigen Lichte zeigen, und uns die Zuneigung der Bevölkerung erwerben. Der Chinese liebt die Wohlthätigkeitsanstalten, die auch schon durch die Gesetze und Ueberlieferungen des Volkes empfohlen werden. Wir zählen bei 700 Kinder, Knaben und Mädchen, welche gegenwärtig in unsern Waisenhäusern erzogen werden, und während den letzten sechzehn Jahren sind ungefahr 50,000 kleine Waisen in unsern Anstalten, und vorzüglich in den christlichen Familien unterhalten worden.

3) Erziehung der Waisenkinder durch die christlichen Familien. Wenn man gewisse Bezirke durchreist, wird man angenehm davon überrascht, eine so große Zahl Heidenkinder zu treffen, die von christlichen Familien aufgenommen wurden. An den Festtagen sieht man nicht selten Hausmütter, die zwei, drei, vier dieser angenommenen Kinder dem Missionär vorstellen, damit er dieselben segne. Viele christliche Familien erhalten hiefür eine geringe Entschädigung, die meisten nehmen jedoch diese kleinen Waisen unentgeldlich auf.

4) Schulen. — Unsere Schulen sind den Christen und den Heiden geöffnet, und diese letztern athmen, wenn sie auch ihre volle Freiheit behalten, doch eine christliche Luft ein, deren Einfluß bis in das Innere der heidnischen Familien hineindringt. Wie viele Familien sind auf diese Weise durch das Wort und Gebet dieser kleinen Apostel schon in den Schooß der katholischen Kirche gelangt!

5) Apotheken. — In diesem weitausgedehnten und stark bevölkerten Lande tritt das Elend, besonders seit dem

Durchzug der Rebellen, offen zu Tage. Einzelne Privaten und einzelne Vereine kommen da und dort den Unglücklichen zu Hülfe, und zu Shang-Hai wurden und werden noch beträchtliche Summen für regelmäßige Vertheilungen von Geld und Reis vorausgabt. Auch wir sollten unserseits nach Kräften bei diesem guten Werke mitwirken, denn die Labung des Körpers ist der natürliche Weg, der zur Heilung der Seele führt. Eine schöne Anzahl solcher, welche sozusagen für todt auf dem Straßenpflaster gefunden wurden, sind in eigens zu ihrer Aufnahme hergerichtete Häuser gebracht worden. Missionäre, Seminaristen, Schüler, Katecheten, unterrichteten und tauften diese Unglücklichen, die starben und Gott ewig dafür danken werden, daß sie ihn noch in der letzten Stunde ihres Lebens kennen gelernt hatten.

Ein noch wirksameres und allgemeineres Mittel Gutes zu wirken, ist die Einrichtung von Apotheken. Die von uns in einer Vorstadt von Shang-Hai eröffnete, wird Tag für Tag von mehr als hundert Personen besucht, welche hier Arzneimittel holen, und die sich wegen der erstaunlichen Wirksamkeit dieser Mittel zur Bekehrung angeregt fühlen, so daß sie mit der leiblichen auch die geistige Gesundheit finden; wie wenn Gott sich würdigen wollte, die einst den ersten Aposteln verliehene Wundergabe wieder zu erneuern. Es ist gewiß, daß diese Heilungen in ganz erstaunlicher Weise die Bekehrungen vorbereiten; die Vorurtheile schwinden und machen der Zuneigung Platz, und die Predigt wird von den Geistern besser aufgenommen, wenn die Herzen durch die Wohlthaten schon gewonnen sind.

6. Katechumenate. — Während des Einfalles der Rebellen waren die Straßen von Shang-Hai voll von flüchtigen Familien, die ohne Mittel und Obdach waren, und mit Beihülfe der Ortsvorsteher konnten wir eine große Zahl dieser Unglücklichen theils in den Pagoden, theils in Privathäusern unterbringen. In diesen Familien fanden wir viele Seelen, denen nur eines, aber eben das Wichtigste fehlte, die Kenntniß Gottes; daher wurden Erklärungen des Kate-

chismus und Unterweisungen veranstaltet. Dieses Erdreich war leicht anzubauen, und vier bis fünfhundert Familien haben auf diese Weise in den Zufluchtsorten, die wir Katechumenate nennen können, die unerwartete und unschätzbare Gnade des Heils gefunden. — Ich erwähne noch einen andern auffallenden Umstand. Viele vor den Rebellen flüchtige Familien, die von verschiedenen Punkten der Provinz gekommen waren, trafen sich in Shang-Hai. Nachdem sie die nämlichen Prüfungen miteinander durchgemacht, haben sie nun das Glück auch durch die Bande des nämlichen Glaubens mit einander verbunden zu sein. Mehr als hundert dieser guten Neubekehrten wohnten vordem in der Stadt oder Umgegend von Lo-He, einige Stunden von Nanking, und werden dort für die Zukunft den Kern einer neuen Christengemeinde bilden.

7. Katecheten. — Zu unserm Troste haben wir eine gewisse Zahl eifriger Personen an der Hand, deren Mitwirkung unsere Anstrengungen für die Verbreitung des Evangeliums gar sehr unterstützt, und überdieß begleiten beständig mehr als fünfzig Katecheten die Missionäre auf ihren apostolischen Wanderungen.

... II. — Noch vor zwanzig Jahren konnte unser heiliges Amt hier nur in der Stille und Verborgenheit ausgeübt werden, jetzt können wir, Gott sei Dank, ohne Gefahr vor die uns umgebende Bevölkerung treten. Das Volk und besonders das Landvolk ist schlicht und gut, aber auch da gibt es Vorurtheile. Der Nationalstolz, die angeborne Abneigung gegen alles, was nicht chinesisch ist, der Einfluß der Gelehrten und Beamten jeden Ranges, die bei den Gerichten angestellt sind, das sind die Hauptursachen des Widerwillens gegen die Europäer, eines Widerwillens, dessen Rückwirkung natürlich auch die Missionäre erfahren müssen. Zu allen diesen Gründen kömmt noch die unglaubliche Gleichgültigkeit der Chinesen in Religionssachen und ihre erstaunliche aber ganz ausschließlich den materiellen Interessen zugewendete Betriebsamkeit. Sobald man auf Fragen aus dem geistigen

Gebiete kömmt, geben sie sich den Anschein darauf zu hören, sagen Ja über Ja, denken aber etwas ganz anderes ....

F. Navary, S. J.

Kiang-Nan ist, wie man sich erinnert, in zwei Provinzen getheilt. Die erste (Kiang-Su), im Osten, enthält den größeren Theil der Christen des Vikariates; die zweite (Ngan-Hoei), im Westen, ist dem Evangelium kaum erst erschlossen worden. Am 1. Juli 1866 waren die 73,684 Katholiken des Vikariates in 20 Bezirke mit 414 Christengemeinden vertheilt, und besaßen 403 Kirchen oder Kapellen für den Gottesdienst.

Die hier folgenden Berichte über die christlichen Hauptstationen in Kiang-Nan sind verschiedenen Briefen von Missionären entnommen.

I. Kiang-Su. 1. Shang-Hai. — Beim gegenwärtigen Stand der Mission, schreibt der hochw. P. Navary am 15. Jauuar 1865, ist Shang-Hai der Mittelpunkt der apostolischen Wirksamkeit. Hier haben wir den Bischofssitz, die Kathedrale, die Prokuratie, die Verwaltung, das große und kleine Seminar, ein blühendes Pensionat, zahlreiche Schulen, vier oder fünf Gruppen flüchtiger heidnischer Familien, welche uns mehr als zwei tausend Neubekehrte geliefert haben. Die Pfarrei zählt 2,382 Christen, diese Zahl wird aber ohne Zweifel fallen, indem mehrere Familien Anstalten treffen, wieder in ihre Bezirke zurückzukehren.

Nördlich von Shang-Hai erhebt sich auf einem den Europäern abgetretenen Landstriche die neulich erbaute Kirche des heil. Joseph, mit einer Orgel, welche das Werk eines unserer Laienbrüder ist. Die Pfarrei zählt mehr als 2,000 theils fremde theils einheimische Christen.

Unsere Residenz in Zi-Ka-Wei ist zwei kleine Stunden westlich von Shang-Hai. Das Kollegium zählt 100—110 interne Schüler, das große Seminar 18 Studirende, und das kleine 38 Zöglinge. In dieser letzten Anstalt behauptet die lateinische Sprache allerdings einen bedeutenden Platz,

aber das Hauptgewicht wird doch auf die chinesischen Studien gelegt, welche der Art betrieben werden, daß sich die jungen Leute nach dem Schlusse ihrer Kurse zur Prüfung für das Bakkalaureat melden können. Wir haben im Kollegium eilf Professoren, welche fast alle Bakkalauren sind. Außer der chinesischen Literatur wird hier auch Französisch, Latein, etwas Geographie und Mathematik gelehrt; und einzelne ausgezeichnete Schüler betrieben auch Zeichnen, Malen und Musik, und das kleine Orchester erregt das Staunen der zahlreichen Fremden, welche uns mit ihrem Besuche beehren.

Unweit von hier befindet sich unser großes Waisenhaus mit 400 Kindern; es ersetzt dasjenige von Tsa-Ka-Wei, welches durch die Rebellen in Brand gesteckt wurde. Jedes dieser Kinder erlernt das Handwerk, für welches es das meiste Geschick zeigt, und es gibt unter ihnen Schuster, Schneider, Buchbinder, Zimmerleute, selbst Buchdrucker, Bildhauer und Maler.

Etwas weiter entfernt besitzt die Mission ein Pensionat von 70—80 jungen Leuten, im Alter von dreizehn bis fünfzehn und zwanzig Jahren, welche unter der Leitung tugendhafter Landestöchter stehen. Diese noch junge Anstalt hat uns bereits Personen voll feurigen Eifers und gute Lehrerinnen geliefert, und die Erfahrung hat uns gelehrt, daß die chinesische Frau, wenn ihr Geist und Herz einige Bildung erhalten, im Stande ist, den bewundernswerthen Vorbildern der Entsagung, welche unsere europäischen Ordenshäuser darbieten, sehr nahe zu kommen.

Endlich haben wir ungefähr eine Stunde östlich von Shang-Hai ein Waisenhaus für junge heidnische Mädchen, in dem sich 200 solche Waisen befinden.

England hält in Shang-Hai, abgesehen von der Seemacht und den indischen Truppen, bei 2000 Soldaten, unter denen sich auch katholische Irländer befinden. Diese genießen hier, wie in allen englischen Kolonien, eine große durch die Kriegsgesetze gewährleistete Freiheit, und kommen

alle Sonntage zur Anhörung der heiligen Meſſe in unſere Kirche. Die Schweſtern des hl. Vinzenz von Paul beſorgen in dem europäiſchen Quartier ein Spital, und erregen durch ihre Hingebung die Bewunderung der Katholiken wie der Proteſtanten.

2. Tſeng-Kiang. — Die Stadt Tſeng-Kiang, im Mittelpunkte der Provinz am Kiang, halben Weges von Shang-Hai nach Nanking gelegen, iſt ein wichtiger Stappelplatz für den europäiſchen Handel geworden. „Gegen Ende Dezember 1865", ſchreibt P. Della Corte unterm 8. Oktober 1866, „verfügte ſich der Kommandant des Kanonenbotes Le Dourday, H. Pallu in Begleitung des hochw. P. Carrere zu den Mandarinen von Tſeng-Kiang, um von ihnen die Ueberlaſſung eines Stückes Land zu erlangen. Sein Schritt war mit vollſtändigem Erfolge gekrönt, und jetzt haben wir dort eine kleine Reſidenz, d. h. Kapelle, Schule und Apotheke. Dieſer Poſten iſt von Wichtigkeit. Auf dem andern Ufer des Fluſſes liegt, im Bezirk Hai-Men die Stadt Tſong-Tſeu. Vor 15 Jahren war es dem hochw. P. Lemaitre gelungen, zwei Katecheten und eine muthvolle Chriſtin in dieſe Stadt zu ſchicken, welchen es mit Gefahr ihres Lebens glückte, bei dreihundert ſterbende Erwachſene zu unterrichten und zu taufen. Aber ſeit dieſer Zeit waren wir von dieſem Orte wie abgeſperrt. Die Chriſten der Umgegend, welche in zehn Ortſchaften zerſtreut ſind, belaufen ſich im Ganzen 1150—1200 Seelen. In dieſem Jahre legte der hochw. P. Bourdilleau, der dieſen Bezirk beſorgt, einen Beweis des Vertrauens zum heil. Joſeph ab, indem er am letzten März in der Vorſtadt eine Schule und Apotheke eröffnete. Das Unternehmen gelang, und nicht nur das Volk, ſondern auch Leute von den Gerichtshöfen und Familien der Mandarine kommen zu uns."

3. Nanking. — Es koſtete viele Mühe, die Miſſion in dieſer Stadt zu begründen. Bald nach ſeiner Verſetzung nach Kiang-Nan begab ſich der hochwſt. Herr Languillat nach Nanking, um die Ausführung der in den Verträgen von 1860 enthaltenen Bedingungen zu verlangen, ein Schritt, worüber

der Prälat in einem Briefe vom 10. Oktober 1865 Folgendes berichtet:

„Ich sprach zu Nanking den Vizekönig der beiden Kiang, welcher der erste der Vizekönige des Reiches ist, weil, außer dem daß sein Gebiet so wichtig ist, drei Provinzen unter seinem Befehle stehen. Ich konnte mich überzeugen, daß die Regierung den Ausländern gegenüber auf neue Schliche sann, und daß ihre Politik dahin zielt, dieselben erst vom Innern, und hernach mit der Zeit wo möglich von ganz China auszuschließen. Nach der Wiedereinnahme von Nanking hatten wir unsere ehemaligen Besitzungen zurückzufordern, was nicht hatte geschehen können, so lange diese Stadt noch in der Gewalt der Rebellen gewesen war. Aber die Hindernisse, auf die wir dabei stießen, beweisen deutlich, daß die Chinesen durch List wieder zu erlangen hoffen, was ihnen durch Waffengewalt entrissen worden."

Am Ende wurden indessen doch, Dank besonders der dringenden Verwendung der französischen Gesandtschaft in Peking, die berechtigten Forderungen des apostolischen Vikars anerkannt, und am 4. November 1866 unterzeichneten die vier ersten Mandarine der Stadt Nanking den Vertrag, welcher den Missionären für den Platz der ehemaligen Kathedrale zwei Stücke Land zuspricht. Es gelang dem hochw. P. Carrere, Stellvertreter des hochw. Herrn Languillat alle Hindernisse zu beseitigen, welche offizielle Langsamkeit, diplomatische Winkelzüge, und persönliche Gereiztheit der chinesischen Beamten diesem Akt der Gerechtigkeit in den Weg gelegt hatten. Eines der Grundstücke ist im Mittelpunkte der Stadt, und grenzt an das von den Missionären schon in Besitz genommene kleine Haus; das andere größere aber weniger gut gelegene, ist zwanzig Minuten vom ersten auf dem Hügel Siao-Dao-Yuen, und beträgt gegen sechs Tagwerk. Es war, schreibt ein Missionär, ein wirklich schönes Schauspiel, in dieser noch fast ganz heidnischen Stadt Nanking vier der obersten Mandarine, in Amtstracht und in prächtigen Tragsesseln zu sehen, in Begleitung von zwei

Patres, welche ebenfalls auf Tragsesseln von vier Männern getragen saßen, und wie dieses ganze Gefolge von Trabanten und Neugierigen dem Triumphe der christlichen Religion beiwohnte, welche wieder in ihre Rechte eintrat, und in der zweiten Stadt des größten Reiches der Welt gesetzlich ihren Platz wieder einnahm.

Dieser Akt einer wenn auch spät erfolgten Gerechtigkeit wird, man darf es hoffen, glückliche Folgen nach sich ziehen. Jetzt wo die katholische Mission in der Hauptstadt der Provinz unter staatlicher Anerkennung gegründet ist, kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß auch andere wichtige Städte, wie Su-Tscheu und Song-Kiang, ihre Thore den Verkündern der frohen Botschaft öffnen werden.

4. Tsong-Min. — Die Bezirke Tsong-Min und Hai-Men sind die einzigen des Vikariats, welche der Wuth der Rebellen entgangen sind. Ein Brief des hochw. P. Loriquet an die Centralräthe, vom 8. September 1866, enthält eine ziemlich ausführliche Uebersicht über die Mission von Tsong-Min, welcher wir Folgendes entnehmen:

Die Insel Tsong-Min liegt an der Mündung des Yang-Tse-Kiang. Bei einer Ausdehnung von 20 Stunden Länge auf 4—5 Stunden Breite, hat sie eine so zahlreiche Bevölkerung, daß der Boden zu ihrer Ernährung nicht ausreicht. Dazu kommen noch mehrere tausend Arbeiter, welche sich in den Anbau der benachbarten kleinern Insel theilen, die ihr gegen Süden als Vorposten dienen.

In religiöser Beziehung gleichen die Einwohner von Tsong-Min der großen Mehrzahl ihrer Landsleute auf dem Kontinent; sie sehen ihre Pagoden nicht ungern zerfallen, kümmern sich wenig um die Lehre ihrer Bonzen, und dessenungeachtet hängen sie sehr an äußerlichem Aberglauben.

Das Licht des Glaubens wurde gegen Ende des 17. Jahrhunderts durch den hochw. P. Favre nach Tsong-Min gebracht. P. Favre wurde vom Militärkommandanten gut

aufgenommen, baute in der Hauptstadt der Insel selbst ein Haus und eine Kirche, und gründete in kurzer Zeit noch sieben andere Christengemeinden. Im Jahr 1712 redet P. Jaquemin von einer zahlreichen und eifrigen Christengemeinde in den Salzgruben. Seit 1703 schätzte P. Noel die Christen von Tsong-Min auf 3000 und diese Zahl war vermuthlich noch gewachsen, als beim Tode des Kaisers Khang-Hi die Verfolgung ausbrach. Im Jahre 1746 wurde der Sturm noch heftiger. Unter die heldenmüthigen Streiter, welche damals die Leiden der Gefangenschaft und der Martern ehrenvoll trugen, und die Ehre hatten, ihr Leben für den Glauben zu opfern, zählen wir auch einen der Vorfahren eines unserer jetzigen Missionäre, Tsiang-Sin-Jeu.

Die Mission von Tsong-Min schien in diesem Sturm vernichtet worden zu sein, und erst im Jahre 1773 hören wir den Namen dieser armen, aber hochherzigen Christengemeinde wieder nennen. „In diesem Jahre, sagt der hochwst. Herr Leimbeck-Hoven, ist die Stimme des Evangeliums auf der Insel Tsong-Min von neuem erschallt, welche dort sieben und zwanzig Jahre lang geschwiegen hatte. Ich sandte meinen Kaplan Markus Kuang dorthin, wo er ein Vierteljahr verweilte, 1200 Beichten hören, und 1000 Personen taufen konnte. Die Insel zählt im Ganzen 4000 Christen, und mein Kaplan wird bald zu ihnen wiederkehren. — Der Glaube war nicht ausgestorben, da wir nach der Verfolgung und nach einer wenigstens sieben und zwanzigjährigen gänzlichen Verlassenheit daselbst noch 4000 Christen finden.

Indessen war das Ende der Prüfungen noch nicht gekommen, und die Aufhebung der Gesellschaft Jesu hatte hier wie im übrigen China zweifelsohne die gleiche Wirkung nach sich gezogen. Von Zeit zu Zeit kam gleichsam verstohlener Weise ein chinesischer Priester hieher, um den Kranken beizustehen und einzelne Beichten zu hören, und dieser unsichere Zustand währte, bis die Jesuiten in Kiang-Nan wieder er-

schienen. Im Jahre 1845 kam P. Clavelin in Tsong-Min an, wo er 6000 Christen fand, aber was für Christen! „Es sind nun, schrieb der Missionär, hundert Jahre, daß sie des Unterrichtes beraubt sind. Ich habe auf meiner Insel mehr als hundert Heiden, die von christlichen Eltern abstammen, und deren Unwissenheit so groß ist, daß sie, ohne ihre Religion abzuschwören, doch am Ende die Nothwendigkeit der Taufe vergessen hatten.“ P. Clavelin war es, der die Mission von Tsong-Min wiederherstellte, und ihm verdankt man die größte Zahl der Kirchen oder Kapellen, welche die Insel gegenwärtig besitzt. [1])

Auch seine Nachfolger haben einige erbaut, unter denen zwei sind, welche tausend Personen fassen können, und diese Größe ist um so nothwendiger, als besonders in unsern Tagen die Heiden selbst unsere Zeremonien mitansehen wollen. Dieser Umstand würde schon hinreichen, um Ihnen zu zeigen, welcher Umschwung in den Anschauungen des Volkes eingetreten ist.

Dieses Jahr zählen wir auf Tsong-Min 7944 Christen in 38 Pfarreien; rechnen wir dazu noch 9 Filialen, so haben wir 47 Kirchen oder Kapellen. Die Mutterkirche von allen ist diejenige, welche in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts vom P. Favre gebaut wurde, und besteht noch; sie wurde vor zehn Jahren wieder hergestellt, befindet sich aber in so baufälligem Zustande, daß nächstens ein Wiederaufbau nöthig sein wird.

II. Ngan-Hoei. — Ngan-Hoei, schrieb der hochwst. Herr Languillat am 10. Oktober 1865, ist die Provinz von Kiang-Nan, wo wir die wenigsten Christen zählen, und die, man kann es wohl sagen, dem Evangelium eben erst eröffnet worden ist. Während mehr als 15 Jahren hatten uns der Einfall der Rebellen und der Krieg den Eintritt in die-

[1]) P. Stanislaus Clavelin ist am 9. Juni 1862 in Shang-Hai gestorben.

ſelbe verwehrt. Seit wir aber in ſie eindringen konnten, läßt uns der Segen, womit Gott die von unſern Apotheken ausgetheilten Arzneimittel geſegnet hat, und die Rückkehr einer Anzahl zu Shang-Hai getaufter Heiden, für dieſe Provinz eine ganz neue Zukunft hoffen.

1. Ngan-King-Fu. — In Ngan-King-Fu, der Hauptſtadt von Ngan-Hoei, ſchrieb der hochw. P. Della Corta am 8. Oktober 1866, finden wir nur ein Feld voll Dornen und Diſteln. Ein Haus, das wir im Mai des vergangenen Jahres angekauft, iſt ſoeben zum Beſten der Regierung eingezogen worden, und der Vizekönig ſelbſt hat im verfloſſenen Monat unſern Konſul in Shang-Hai hievon in Kenntniß geſetzt. Es iſt nun gerade ein Jahr, daß P. Carrere in demſelben Hauſe beinahe das Opfer einer Verrätherei geworden wäre, deren Anſtifter die Mandarine unter Eingebung des Vizekönigs ſelbſt, geweſen ſind.

2. Es fehlen uns genaue Berichte über zwei andere Chriſtengemeinden in Ngan-Hoei, nämlich Ou-Ho, und Hoei-Tſcheu, von denen die eine im Norden, die andere im äußerſten Süden der Provinz iſt.

Ein vollſtändigeres Urtheil über den Stand der chriſtlichen Religion im Vikariat Kiang-Nan wird man ſich aus dem Verzeichniß der vom 1. Juli 1865 bis 1. Juli 1866 geſpendeten Sakramente bilden können:

Taufen von Erwachſenen 2425; Taufen von Kindern heidniſcher Eltern 2805; jährliche Beichten 51,376; jährliche Kommunionen 43,057; Firmungen 2522; Ehen 728; letzte Oelungen 1572.

Apoſtoliſches Vikariat des öſtlichen Petſchely.

Die Miſſion des öſtlichen Petſchely, welche noch jüngern Urſprungs und weniger bevölkert iſt als die von Kiang-Nan, beſitzt nicht ſo zahlreiche Anſtalten und blühende Werke. Dennoch macht die Verbreitung des Glaubens auch hier mit

jedem Jahre Fortschritte, und die Hoffnungen für die Zukunft scheinen hier verhältnißmäßig noch tröstlicher zu sein als in Kiang-Nan.

Das östliche Petschely ist eines der drei apostolischen Vikariate, welche im Jahre 1856 aus dem ehemaligen Bisthum Peking gebildet wurde. Der hochw. P. Languillat, Vizerektor von Zi-Ka-Wei, der vom hl. Stuhle zur Leitung dieses Vikariats berufen wurde, empfing am 22. März 1857 aus den Händen des hochwst. Herrn Mouly, apostolischen Vikars des westlichen Petschely die bischöfliche Weihe, und begab sich sogleich in seine Mission, wo er am 1. April eintraf. Dort fand er 9,500 Katholiken, welche in drei Bezirken, auf einem Gebiete von 120 Stunden Länge und 30 Breite, und das von 10 Millionen Heiden bevölkert ist, zerstreut waren. Das Land bot damals einen niederschlagenden Anblick dar. Das westliche Petschely, welches gar keine Berge hat, bietet dem Auge nur niedere und sandige Ebenen, die im Winter durch Ueberschwemmungen, im Sommer durch Trockenheit verheert werden. Eben als der hochwst. Herr Languillat ankam, war ein Theil der Bewohner ausgewandert, um der Hungersnoth zu entfliehen, und die Zurückgebliebenen hatten als einzige Nahrung nur ein wenig zerhacktes und in Wasser gekochtes Stroh.

Von den Rebellen verschont hatte das westliche Petschely andere Geißeln zu ertragen; die Cholera und Räuberbanden suchten es abwechselnd heim. Die Missionäre mußten Gesundheit und Leben opfern, und unzählige Mal gegen die gehässige Willkühr der Ortsbehörden kämpfen. Der hochw. P. Oktavius schrieb am 2. August 1865 an die Centralräthe:

„Unsere Christen und Katechumenen in Tai-Min-Fu und Kuang-Ping-Fu sind immerwährend den Plackereien der Götzendiener ausgesetzt. Neulich kam es so weit, daß ein armer Christ in eine Pagode geschleppt wurde, wo man ihn mit Schlägen dahin brachte, daß er vor einem Götzenbilde die Kniee bog, während man zugleich eine schriftliche Abfalls-

erklärung von ihm verlangte. Der Unglückliche, welcher mehrere Monate Widerstand geleistet, der seine Erndten verheeret, seine Familie mit Unbild überhäuft und geschlagen sah, fühlte endlich, daß ihm der Muth ausgehe. Aber noch betet er im Stillen, und wir hoffen, daß er seinen Fehler bald vollständig wieder gut machen wird."

„Anstände mit den Ungläubigen und den untergeordneten Behörden ergeben sich wie früher", lesen wir in einem Briefe neuern Datums. „Jetzt finden wir indessen bei den Gerichten mehr Billigkeit, bisweilen sogar auffallendes Wohlwollen, und dem hochw. P. Leboucq glückte es, Dank seinem blauen Perlenorden und seinen vielfachen Verbindungen mit den Gelehrten und den einflußreichen Familien, gewöhnlich Recht zu erlangen. Mehr als zweihundert kleinere örtliche Verfolgungen, welche ihre Veranlassung in dem bösen Willen der Heiden, bisweilen auch in der Unbedachtsamkeit von Neubekehrten oder Katechumenen hatten, haben dieses Jahr den Fortgang der Bekehrung gehemmt. Die meisten von diesen Anständen wurden auf gütlichem Wege beigelegt, sieben wichtigere aber vor die Oberbehörden gebracht, welche die Forderungen der Missionäre immer höflich, bisweilen selbst beifällig aufgenommen haben."

Der Administrator des östlichen Petschely ist der hochwst. Herr Dubar, aus der Gesellschaft Jesu, der am 19. Februar 1865 zum Bischof und Nachfolger des nach Kiang-Nan versetzten hochwst. Herrn Languillat geweiht wurde.

Ueber die Hauptstationen des Vikariats wollen wir nur einige Worte sagen:

1. Tai-Ming-Fu. — Diese Stadt, die bevölkertste und wichtigste Handelsstadt des östlichen Petschely, hat erst eine kleine Anzahl Christen, und der Glaube wurde hier in folgender Weise eingeführt. Ein aus dem Süden der Mission gebürtiger Christ ließ sich in Tai-Ming-Fu nieder. Er hatte eine heidnische Frau geheirathet, die er jedoch so glücklich war zu bekehren, und er führte sie zum apostolischen Vikar, der sie und alle ihre Kinder gegen Ende des Jahres

1857 taufte. Nach ihrer Rückkehr nach Tai-Ming-Fu bemühte sich diese Familie Katechumenen heranzubilden, welche im Weihnachtsfeste 1858 zur Taufe zugelassen wurden, und während des Jahres verlangten und erhielten mehrere Heiden in Todesgefahr dieselbe Gnade. Ihr Gesicht war nach der Aussage des Familienhauptes, nach dem Tode strahlend und von blendender Schönheit, und es schien, als wollte Gott durch äußere Zeichen von der Gnade des Sakramentes den Eifer dieser ersten Christen ermuthigen, billigen und belohnen.

Die Missionäre haben in der Stadt ein Haus angekauft, wo sie eine Apotheke errichtet haben. Wie schon bemerkt, bieten diese Apotheken zwei Vortheile, sie machen es einerseits möglich eine große Anzahl Heidenkinder zu taufen, und andererseits durch die Ausübung der Nächstenliebe die Herzen zu gewinnen; ja viele jetzt blühende Christengemeinden haben keinen andern Anfang gehabt.

2. Ho-Kien-Fu. — In diesem Bezirk gibt sich eine merkliche religiöse Bewegung kund. „Vor vier Jahren, so schrieb der hochw. P. Leboucq am 19. August 1866, gab es hier nur 3,800 Christen, jetzt steigt ihre Zahl auf 8,200. Dieses Jahr wurden 826 Erwachsene getauft, und noch bleiben ungefähr 2,500 Katechumenen; und was für die Zukunft dieses kleinen bevorzugten Winkels des östlichen Petschely noch tröstlicher ist, ist der Umstand, daß die heidnische Bevölkerung in den meisten der eilf Unterpräfekturen, aus denen der Bezirk Ho-Kien-Fu besteht, gegen uns durchaus nicht feindselig ist. Hier, wie überall waren im Anfange die Vornehmen und die Mandarine unsere hartnäckigsten Feinde, und das Volk, welches der Ansicht der Gelehrten sklavisch folgt, hielt sich von uns ferne, und verschloß unsern Predigten sein Ohr. Wir mußten daher mit den angesehensten Familien des Landes Verbindungen anknüpfen, und durch die Vermittlung eines Untermandarins, der eine große Anhänglichkeit an uns zeigt, gewannen wir nach einem Jahre voll Anstrengungen die Achtung von etwa sechs einflußreichen Familien. Unsere wandernden Katecheten redeten absichtlich überall von den

zwiſchen dieſen und uns gewechſelten Beſuchen, und mit dieſer Art von Paß konnten wir uns überall mit Ehren ſehen laſſen, und das Volk hörte auf uns. Ich zweifle nicht daran, daß die Zahl der Bekehrungen mehr und mehr wachſen, und der Bezirk Ho-Kien-Fu, welcher nur der dritte Theil des Vikariats iſt, in wenigen Jahren 20,000 Chriſten zählen wird."

In der Stadt Ho-Kien-Fu ſelbſt wurde der Miſſion ſeit dem von China mit Frankreich und England geſchloſſenen Frieden ein Stück Land bewilligt, wo eine Schule und Apotheke eröffnet wurde, und dieſer doppelte Verſuch erhielt die lebhafte Billigung des Präfekten und des Militärkommandanten der Stadt.

3. Wei-Hien. — Auf dem Gebiet von Wei-Hien, einer Stadt dritten Ranges im Bezirk Kuang-Ping-Fu, beſtehen mehrere Chriſtengemeinden, von denen Tſchuo-Kin-Tſchuang und Wei-Tſnen die zwei vorzüglichſten ſind. Dieſes letztgenannte Dorf, etwa $1^1/_2$ Stunden nordöſtlich von Wei-Hien zählt ungefähr 800 Chriſten, das ſind zwei Drittheile der ganzen Bevölkerung, und iſt eine ſchon alte Chriſtengemeinde. Eben haben wir, ſchreibt der hochw. P. Oktavius am 2. Auguſt 1865, eine Kirche gebaut, die dritte, welche ſeit einem Jahrhundert in Wei-Tſnen erſtellt wurde, indem die zwei früheren durch den Haß der Heiden wieder niedergeriſſen worden waren. Diejenige, welche wir jetzt der Vollendung zuführen, iſt ein gothiſcher Bau mit drei Schiffen, 99 Fuß lang und 30 Fuß breit, und da es hier zu Lande weder Steine noch Kieſel gibt, ſo beſtehen die Mauern der Kirche aus groben an der Sonne getrockneten Erdklößen, die außen mit einer Bekleidung von Ziegelſteinen geſchmückt ſind. Das waren die einzigen Baumaterialien, die wir uns verſchaffen konnten, und alle Bauten in dieſer Provinz, ſelbſt die der Vornehmen, weiſen keine andern auf. — Aber was iſt das für ein ſchweres Stück Arbeit, auch nur eine kleine Kirche mit chineſiſchen Arbeitern zu bauen, die von europäiſcher Baukunſt keine Vorſtellung haben, und die, wenn man nicht beſtändig hinter ihnen ſteht, durchaus unfähig ſind

eine Säule gerade aufzustellen, eine Thüre oder ein Fenster in der Mitte einer Abtheilung einzusetzen! Mit solchen Arbeitern muß der Missionär zugleich Baumeister, Unternehmer und Maurer sein, was bei uns auch der Fall gewesen. Wir werden am Tage Mariä Himmelfahrt das erste feierliche Amt in unserer neuen Kirche halten können, welche der unbefleckten Empfängniß geweiht ist. Auf allen unsern Kirchen ragt ein großes Kreuz empor, das weithin die Ebene beherrscht, und seit unsere Blicke in bestimmten Entfernungen mit Liebe auf dem Kreuze ruhen können, glauben wir weit weniger in China zu sein. Es liegt hierin ein ungemein süßer Trost, der vorzüglich in den heidnischen Ländern geschätzt werden kann.

Der folgende Brief des hochw. P. Leboucq enthält über die verschiedenen religiösen Sekten, in welche die heidnische Bevölkerung des östlichen Petschely zerfällt, Einzelheiten, welche man mit Interesse lesen wird.

Auszug aus einem Briefe des hochw. P. Leboucq, aus der Gesellschaft Jesu, an die Herren Centralräthe der Glaubensverbreitung.

Kiao-Ho-Chien, 19. August 1866.

Meine Herren!

. . . Die verschiedenen Religionen des Landes, in dem wir das Evangelium verkünden, lassen sich auf fünf Hauptklassen zurückführen: die Religion der Gelehrten, die der Leute, welche nur an das Wohlleben glauben, die der Juden und Muhamedaner, die der Budhisten und endlich die Sekte der Pei-lien-Kiao.

I. — Die Gelehrten beten den Himmel und die Erde an, und wenn der Nationalstolz, und besonders die hohe Meinung von ihrer Wissenschaft sie nicht im Irrthum zurückhielten, würde die Erörterung über die Religion sie bald zur Ueberzeugung bringen. Indessen gewähren sie uns doch vielen

Troſt, denn ſchon zählen wir unter den Neubekehrten der letzten zwei Jahre 12 Bakkalauren, 7 Aerzte, 14 Apotheker, 13 Schullehrer und 4 Feldmeſſer.

II. — Die Sorgen dieſes Lebens, die Vergnügungsſucht, das Jagen nach Reichthum nehmen die Gedanken der Menſchen, welche der zweiten Klaſſe angehören, vollſtändig in Anſpruch. Da indeſſen ihre religiöſe Gleichgültigkeit hauptſächlich in der Unwiſſenheit wurzelt, ſo nimmt endlich ein großer Theil von ihnen die chriſtliche Religion an, wenn ſie nur einmal deren Lehren kennen gelernt haben, und nicht etwa Sittenloſigkeit anderſeits die Stimme des Gewiſſens erſtickt.

III. — Auch hier, wie faſt überall, ſcheinen die Juden und Muhamedaner, welche ſich nicht von einander unterſcheiden und gemeinſchaftliche Tempel haben, von dem ewigen Fluche getroffen zu ſein. Wir zählen auch nicht einen von ihnen unter unſere Neubekehrten oder Katechumenen.

IV. — Fo hat keine andere Anbeter als die Bonzen. Wohl beſuchen die Weiber, und beſonders die in Jahren ſchon vorgerückten, die Pagoden des Fo, um da zu ſeiner Ehre Gebete zu ſingen; die Männer dagegen lachen über deren abergläubiſche Leichtgläubigkeit und ſagen, daß man nur den Schutzgeiſtern des Dorfes und der Familie religiöſe Verehrung erweiſen ſolle. Was ſind das für Geiſter? welches ihre Namen? ihre Macht? Das weiß Niemand. Wenn daher der Glaube an die Thüre ihres Herzens klopft und ihnen zeigt, daß es nur einen Gott gibt, von dem alle Geiſter, die großen wie die kleinen, die guten wie die böſen abhängen, ſo iſt ihre Bekehrung bald eine vollendete Thatſache.

V. — Die Pei-lien-Kiao, eine mehr politiſche als religiöſe Sekte, waren in China ſchon ſeit den erſten Jahren des Kaiſers Kien-Lomg vorhanden, veranſtalteten aber erſt unter der Regierung ſeines Nachfolgers Kia-King (1705—1820) einen Aufſtand und marſchirten gegen die Hauptſtadt des Reiches. Der erbitterte Kampf, den die Regierung ſeit dieſer Zeit gegen ſie führte, zwang ſie einen religiöſen Charakter anzunehmen und ſich in mehrere Sekten zu ſpalten.

Die Eingeweihten, das heißt diejenigen, welche ihre Frechheit und Laster des Nenuphar würdig gemacht haben, führen den Namen Pei-lien-Kiao, und sind in vier Banner getheilt, von denen das, welches Pei-Ki-Tze (schwarzes Banner heißt) das abscheulichste ist. Die Gesellen und die Postulanten sind unter dem Namen Pa-Kua-Kiao (Religion der acht Pfeile), Mi-mi-Kiao (geheime Religion) u. s. w. bekannt; und sie verkehren mit ihren ältern Brüdern nur durch einen aus den Reihen des schwarzen Banners genommenen Vorsteher. Die Werbung geschieht nur bei Nacht. Auf einem Bette und in einem Hause, dessen Herr zuvor gewonnen worden ist, sitzt der Abgeordnete des Nenuphar, und schreibt die Namen der sich Meldenden in ein Verzeichniß. Ist die Aufschreibung fertig, so läßt er sie einen Schwur nachsprechen, durch welchen die neu Gewählten sich verpflichten, ihre Brüder nie zu verrathen und Niemanden etwas davon zu sagen, daß sie der Sekte des Nenuphar angehören; dann fallen alle auf ein Zeichen des Meisters auf die Kniee, schließen die Augen, thun drei laute und lange Athemzüge, um ihr Inneres durch eine Lebensluft wieder zu erneuern, hierauf erheben sie zu drei verschiedenen Malen die rechte Hand von der Brust bis zur Stirn, und die Zeremonie ist vorbei. Dann wird unter alle diese neuen Anhänger eine kleine Schrift ausgetheilt, die nicht umfangreich ist, und folgende Hauptlehren enthält:

Wir anerkennen keine andere Gottheit als Lao-Mau (die Urmutter); um aber unsere religiösen Ueberzeugungen nicht offenkundig zu machen, müssen wir dem Fo, Ju-huam und Pou-ssa (Budha) eine äußerliche Verehrung weihen. Die Seele des Menschen wiegt sechzehn Unzen. Wegen seiner großen Liebe zu seinen Geschöpfen behält Lao-mau vier Unzen von jeder Seele für sich, eben so werden vier an den Ju-huam, und vier andere an den Pou-ssa abgetreten, so daß in Wirklichkeit jedem Menschen nur vier Unzen von seiner Seele übrig bleiben. Das ist die Glaubenslehre; sie ist nicht lang, aber sie enthält so vieles, daß es

euch genügt. — Betet das Gold, das Silber, die Edelsteine und die Büchsen, welche diese Werthgegenstände enthalten, an u. s. w. — Das ist die Sittenlehre; wenn ihr sie treu befolget, werdet ihr einem Menschen gleichen, der den Schlüssel zu seiner Thüre immer bei sich trägt und in sein Haus eintreten kann, wenn es ihm beliebt.

Das, meine Herren, ist die Glaubens- und Sittenlehre der Sekte der Pei-lien-Kiao. Wie haben doch nur solche Albernheiten in einem menschlichen Gehirn sich einnisten können? Wie können sie gelehrt werden? Und doch besteht diese Lehre nun einmal, und ich habe in diesem Augenblick mehrere hundert Exemplare der Schrift, von der ich Ihnen eben gesprochen, in Händen. Noch mehr wird ihr Staunen vielleicht wachsen, wenn Sie erfahren, daß die Mitglieder dieser geheimen Gesellschaft vielleicht ein Drittheil von der Bevölkerung der Provinzen Chan-Tong, Ho-Nan und Petschely bilden.

Eben habe ich nach zweijähriger Prüfung einen Greis in die Zahl unserer Katechumenen aufgenommen, welcher unter den Eingeweihten des schwarzen Banners den Rang eines Fa-sche inne gehabt hat, eine Art Hauptmann, welcher die Versammlungen leitet und die neuen Rekruten aufnimmt. Er gestand mir, daß er bei den eigentlichen Pei-lien-Kiao so abscheuliche Dinge gesehen habe, daß er sie auch nur zu erzählen sich schämen würde. Die untergeordneten Sekten bestehen im Allgemeinen aus schlichten Bauern, denen weder die Einrichtungen noch der Zweck des Nenuphar mitgetheilt werden. Die Eingeweihten haben die Aufgabe, die jungen Leute zur Ausschweifung und frechem Lasterleben zu bilden und zu gewöhnen, um sie dann später unter die Zahl der älteren Brüder aufzunehmen. Das ist der Zweck unserer Freimauerei.

Seit zwei Jahren habe ich es fast ausschließlich darauf angelegt, Pa-Kua-Kian und Mi-mi-Kiar aufzusuchen. Welche Freude wäre es für den Missionär, wenn es ihm gelingen würde, den Bau der Hölle zu stürzen, und diese

einfältigen Seelen, welche nicht wissen, welcher verabscheuungswürdigen Verbindung sie angehören, zu retten! Ich zähle wenigstens zwei bis drei tausend dieser ehemaligen Anhänger des Nenuphar unter meinen Neubekehrten und Katechumenen. Sobald sie dem Lichte die Augen geöffnet haben, verfluchen sie öffentlich ihre einstige Religion, spotten über den Eid, den sie beim Eintritt in dieselbe abgelegt, und werden bald vortreffliche Christen.

Wir können also mit Erfolg in das Heiligthum der Pa-Kua-Kiao und der Mi-mi-Kiao eindringen, sie hören uns gerne an, und ich erwarte viel von diesen Leuten, welche von einer gottlosen Gesellschaft hinters Licht geführt werden, die sie unter ihre Banner einreiht, und ihnen zugleich den Zweck, den sie verfolgen, verbirgt. Ich bin so frei dieselben Ihrem, wie Ihrer Vereinsgenossen frommen Gebete zu empfehlen.

Genehmigen Sie, meine Herren, den Ausdruck meiner Hochachtung und Dankbarkeit.

P. Leboucq,. S. J.

Die Uebersichtstabelle über die Spendung der heiligen Sakramente im Vikariat des östlichen Petschely ergibt vom 1. Juli 1865 bis 1. Juli 1866 folgende Zahlen:

Taufen von Erwachsenen, 926; Taufen von Kindern christlicher Eltern 361; Beichten 19,467; Kommunionen 15,362; Firmungen 741.

Missionen von Afrika.

Apostolisches Vikariat von Tunis.

(Fortsetzung und Schluß.) [1])

II.

I. — Mit dem Aufhören des Seeräuberwesens im Jahre 1833 beginnt für das christliche Tunis eine neue Zeit. Es gibt keine Gefangene mehr, die losgekauft, wohl aber europäische Niedergelassene und Kaufleute, die im Glauben erhalten werden müssen; und wenn die Missionäre auch noch nicht unmittelber an der Bekehrung der Ungläubigen arbeiten können, so ist die Freiheit, welche sie sonst in der Ausübung ihres Berufes genießen, eine Art Vorbereitung für das Evangelium, welche später ihre Früchte tragen wird. Diese Freiheit scheint auch für die Zukunft vor den plötzlichen Wechselfällen gesichert zu sein, welchen sie früher durch die Launenhaftigkeit der Fürsten oder die politischen Verwicklungen ausgesetzt war. Weht ja die französische Fahne an der Grenze von Tunis, und schützt ihr Schatten, der auch auf die Regentschaft fällt, mehr als fünfzehn tausend daselbst lebende Christen.

Trotz einer Nachbarschaft, welche die Bewohner von Tunis der Seeräuberei zu entsagen nöthigte, und, durch einer Art heilsamer Ansteckung, in ihren Sitten und ihrem bürgerlichen Rechtsverfahren bemerkenswerthe Verbesserungen zur Folge hatte, ist die durch ihr Religionsgesetzbuch genährte heimliche und unvertilgbare Abneigung gegen die Christen

[1]) Siehe Heft 199; Seite 455.

so mächtig, daß sie ihnen immer noch die Thore mehrerer Städte, namentlich der nach Tunis bedeutendsten Stadt der Regentschaft, Kairouan, verschließen. Aber gerade die Zähigkeit des muselmännischen Fanatismus scheint den während der letzten vierzig Jahre gemachten Zugeständnissen eine größere Wichtigkeit zu geben, indem dieselben eine dem Einfluß der christlichen Gesittung dargebrachte Huldigung sind.

Der Vertrag vom 8. August 1830 enthielt einen geheimen Artikel, zufolge welchem der Bey Hussei einen Platz auf den Ruinen von Karthago für ewige Zeiten an Frankreich abtrat, damit daselbst dem Andenken des heil. Königs Ludwig ein frommes Denkmal errichtet werde![1]) Die Erlaubniß des Bey zur Erbauung einer christlichen Kapelle, sagt ein Schriftsteller, „ist um so bemerkenswerther, als sie in der auffallendsten Weise den Gebräuchen und Vorurtheilen entgegen ist, welche in diesen Gegenden seit so vielen Jahrhunderten durch die muhamedanischen Ueberlieferungen eingewurzelt sind. — Und in der That, wenn auch die Ausübung der christlichen Religion daselbst nicht untersagt, und der Fortbestand der Kapellen und anderer zum christlichen Gottesdienste bestimmten Orte gewährleistet ist, so ist doch

---

[1]) Folgendes ist der Wortlaut dieses Artikels, wie wir ihn in der Denkschrift des hochw. P. Anselm des Aris finden:

Preis dem einen Gott, zu dem Alles zurückkehrt! Wir treten für ewige Zeiten an S. Majestät, den König von Frankreich einen Platz in Malka ab, geräumig genug um ein frommes Denkmal zu Ehren Ludwigs IX. an dem Orte zu errichten, wo dieser Fürst gestorben ist. Wir verpflichten uns dieses Denkmal, welches der König von Frankreich dem Andenken eines seiner erlauchtesten Vorfahren gewidmet hat, selbst zu achten, wie auch ihm Achtung zu verschaffen.

Gruß vom Diener Gottes Hussein Bey. Möge der Allerhöchste ihm gnädig sein! Amen.

Den 17. Sefer des Jahres 1246.

Gegeben im Bardo, den 8. August 1830.

Der Generalkonsul und Geschäftsträger des Königs.
„M. Lesseps."

die Errichtung jedes neuen Gebäudes dieser Art dort strenge verboten, und bisanhin wurde eben nur die Erlaubniß zur Ausbesserung von schon bestehenden Gebäuden ertheilt. Mehr noch; Achmed Pascha Bey weigerte sich den für den Bau dieser neuen Kapelle bestimmten Platz zu verkaufen, und wollte Frankreich damit ein freiwilliges Geschenk machen."

Nach der Eroberung Algiers ließen sich viele Sizilianer und Malteser mit ihren Familien in Tunis nieder, wo sie aber keine andere Kirche fanden, als die, welche die Kapuziner im Jahre 1733 in einem gemietheten Hause eröffnet hatten. Da diese Räumlichkeit den Bedürfnissen der Kolonie nicht mehr genügte, wandte sich der apostolische Präfekt an den französischen Generalkonsul, Herrn Duval, um vom Bey das ehemalige Spital der Trinitarier, innerhalb des Seethores (Bab-el-Bahr) gelegen, zu erhalten, und Hussein Pascha Bey überließ das gewünschte Lokal gegen einen jährlichen Pachtzins von tausend Piastern (3. September 1833) [1]). In diesem Hospizium wohnen nun die hochw. V. V. Kapuziner. Die Kapelle der Trinitarier, welche der spanischen Nation einige Jahre als Pfarrkirche gedient hatte, war zu klein; da setzte uns die Freigebigkeit des Privatsekretärs des Bey, Ritter Raffo, in den Stand, eine geräumigere Kirche zu bauen, welche am 31. Dezember 1837 im Beisein der Konsuln der europäischen Mächte benedizirt wurde.

Die ehemalige Station von Goletta, welche seit der französischen Revolution aufgegeben worden war, erhielt im Jahre 1836 einen ständigen Missionär, und im gleichen Jahre wurde eine Station in Suza, und im Jahre 1841 eine andere in Sfax errichtet.

---

[1]) Es heißt im Bewilligungsschreiben: „Wir haben den jährlichen Pachtzins auf tausend Piaster festgesetzt, während wir früher einen weit höhern bezogen; da wir Euch aber in Euerm Vorhaben unterstützen wollen, so verzichten wir auf diesen Vortheil und haben bewilliget, daß Ihr besagte Räumlichkeit nach Gutbefinden benutzen möget." (Denkschrift des hochw. P. Anselm.)

II. — Diese erste Entwicklung der Mission von Tunis war gleichsam das Vorspiel zu einer noch weit wichtigern. Am 21. März 1843 erhob Papst Gregor XVI. die Präfektur von Tunis zum Range eines apostolischen Vikariats, und übergab die Leitung desselben dem hochw. P. Fidelis Sutter, gebürtig von Ferrara, und Provinzial der Kapuziner von Bologna.[1]) Der apostolische Vikar hatte vorerst die bischöfliche Weihe noch nicht, empfing dieselbe aber am 29. September folgenden Jahres durch S. Eminenz den Kardinal Franzoni, Präfekten der Propaganda. Einen Monat darauf kehrte der hochwst. Herr Sutter nach Tunis zurück, wo ihm die Bevölkerung eine begeisterte Aufnahme bereitete; Christen, Griechen, Juden, Mauren, Araber, alle bezeugten ihre Freude über die Ehre, welche der Mission in der Person ihres Oberhauptes zu Theil geworden war. Achmed Bey selbst, der sich geschmeichelt fühlte einen Würdeträger der katholischen Kirche in seinem Reiche zu sehen, ließ nicht lange auf den Beweis seiner Zufriedenheit warten.

Die Mission mußte, wie gesagt, der Regierung für das ehemalige Spital der Trinitarier, seit 1833 Wohnung der Kapuziner, einen jährlichen Pachtzins von tausend Piastern zahlen. Vier Monate nach der Ankunft des apostolischen Vikars hob nun der Bey diese Abgabe auf, und überließ überdieß unentgeltlich den ganzen Platz des ehemaligen spanischen Konsulats, der an die Kirche grenzte (17. März 1845); endlich schenkte er etwas später (Dezember 1850) noch ein großes Stück Boden für die Vergrößerung des Friedhofes.

Als der hochwst. Herr Sutter im Mai 1845 in seinem Bisthum die erste Visitation vornahm, sandte ihm der Bey einen seiner vierspännigen Wagen mit vier Hamba (Stallmeistern) zu Pferd und eben so vielen arabischen Dienern, um den Bischof und sein Gefolge zu geleiten. Die Statt-

[1]) Die apostolische Präfektur von Tunis, von Urban VIII. im Jahre 1624 errichtet, hatte 219 Jahre bestanden und 39 Präfekten gehabt.

halter der Städte, durch welche der hochwſt. Herr Sutter kommen ſollte, erhielten Befehl für Herberge und Unterhalt der ganzen aus vierzehn Perſonen und zwölf Pferden beſtehenden Karavane zu ſorgen. Dieſe Viſitation dauerte einen Monat, und umfaßte die ganze Südküſte, von Soliman, hinten im Golfe von Goletta, bis nach Gerbi, an der Grenze von Tripoli.

Kurz darauf, gegen Ende des Jahres 1846, wurde der hochwſt. Herr Sutter in Angelegenheiten ſeines Vikariats nach Rom berufen und fand Gelegenheit S. Heiligkeit Pius IX. die hochherzigen Schritte des Bey von Tunis zur Kenntniß zu bringen. Gerührt und getröſtet ſchrieb der Papſt an den Fürſten unterm 10. Februar 1847 ein Dankſchreiben, welches dem Bey am 20. März in Gegenwart der Angeſtellten des franzöſiſchen Konſulats vom apoſtoliſchen Vikar überreicht wurde. Der Bey nahm es unter Bezeugung großer Freude entgegen und machte es ſich zur Pflicht, dem Papſte zu antworten, um ihm zu danken und ihn ſeines aufrichtigen Wohlwollens gegen alle unter ſeiner Herrſchaft ſtehenden Chriſten zu verſichern (17. Juni 1847).

„Es hat uns gefreut, ſchrieb er, daß unſere Sorge für die in unſern Staaten lebenden Ordensmänner Ihnen angenehm geweſen und Ihre Beachtung erlangt hat. Wir erwarteten auch von Ihrem Charakter und Ihren hohen Geſinnungen nicht weniger. Um ſo mehr ſind wir daher geneigt alle unſere Bemühungen ſtetsfort dahin zu richten, das Beſte der chriſtlichen Bewohner unſers Landes, und namentlich der Ordensmänner und kirchlichen Obern zu ſichern.“

Das perſönliche Wohlwollen des Bey Achmed hörte nie auf, wie es auch von Seite ſeiner beiden Nachfolger, Muhamed Bey (1855—1858) und dem jetzt regierenden Muhamed Es Sedak immer fortgedauert hat. Ein ſchmerzlicher Zwiſchenfall, die Erſcheinung der Cholera zu Tunis im Jahr 1850 diente dazu, dieſe guten Beziehungen noch enger zu knüpfen. Während die erſchrockenen Muphtis die Stadt verließen, blie-

ben die Kapuziner auf ihren Posten, um den Cholerakranken Beistand zu leisten, und mehr als ein Mal sah man sie die Opfer der Geissel selbst zu ihrer letzten Ruhestätte tragen. Gerührt von solcher Hingebung verlieh der Bey dem apostolischen Vikar den Nichanorden.[1])

Neue christliche Stationen wurden auf verschiedenen Punkten der Regentschaft errichtet: zu Gerbi (1847), Medhia (1848), Biserta (1851), Porto-Farina (1853), und Monastir (1862).

III. — Um die Lage der katholischen Religion in Tunis vollständig darzulegen, wollen wir noch ein Wort über jede der neun Stationen oder Pfarreien sagen, welche gegenwärtig von der Grenze von Algier bis zu der von Tripoli bestehen. Wir werden sie nach der Zeit ihrer Gründung aufführen.

1. Tunis, das alte Tunes. — Die Mission besitzt in der Hauptstadt der Regentschaft eine Kirche und vier Kapellen. Die Kirche ist die nämliche, welche 1837 in aller Eile gebaut, erst neulich aber wieder ausgebessert, fester gemacht und vergrößert wurde, um der immer wachsenden Zahl der Christen zu genügen, welche bereits eine Pfarrei von 11,500 Seelen bilden. Diese Pfarrei wird von acht Missionären und vier einheimischen Priestern besorgt.

Seit dem Oktober 1855 befinden sich auch christliche Schulbrüder in Tunis, wo sie zwei Anstalten haben, die eine in dem ehemaligen dänischen Konsulate, woselbst sie arme Kinder unentgeldlich aufnehmen; die andere, für die Kindrr der europäischen Kaufleute und wohlhabenden Familien, in der ehemaligen Wohnung der Kapuziner (1735—1833), welche nunmehr die der Schulbrüder geworden ist. Im ver-

[1]) Der hochwst. H. Sutter erhielt einen Orden erster Klasse. Sein Generalsekretär (hochw. P. Anselm) und sein Privatsekretär erhielten jeder die Medaille eines Offiziers, und sein Kammerdiener, ein Laienbruder, bekam die Rittermedaille.

floſſenen Januar zählte man in den beiden Schulen 300 Schüler verſchiedener Abkunft und Religion; der Brüder ſind zehn an der Zahl mit zwei weltlichen Lehrern. — Die Erziehung der Mädchen iſt den Schweſtern des heiligen Joſeph von der Erſcheinung anvertraut, welche zu Tunis auch ein kleines Spital haben, wo ſie die Findelkinder aufnehmen.

Es wurden in Tunis auch einige proteſtantiſche Miſſionsverſuche gemacht, von denen aber keiner Erfolg hatte. Im Jahre 1829 ließen ſich unter dem Schutze der Bibelgeſellſchaft von London Prädikanten in der Stadt nieder, zogen aber ſchon 1846 wieder ab. Im folgenden Jahre wurden ſie durch ſchottiſche Prediger erſetzt, welche eine Kirche und zwei Schulen eröffneten, aber im Jahre 1850 wurde alles, Miſſion, Kirche, Schulen, ſchon wieder aufgegeben.

Der Bey reſidirt im Bardo, einem weitläufigen Palaſt mit Thürmen und Baſteien, zwanzig Minuten nordweſtlich von der Stadt. Es gibt dort auch zweihundert Katholiken, welche nach Tunis in die Kirche gehen müſſen, weil ſie kein geeignetes Lokal zur Abhaltung des Gottesdienſtes haben.

Gegen drei Stunden nördlich von Tunis, breiten ſich auf einem Küſtenvorſprunge, der noch heutzutage den Namen Kap Karthago trägt, die Trümmer der alten Nebenbuhlerin Roms aus. Hier, gerade in der Mitte dieſer Trümmer, auf der Spitze des Hügels, wo die Burg Byrſa geſtanden, wurde am 8. Auguſt 1830 ein Platz an Frankreich abgetreten, um daſelbſt das Andenken an die letzten Unternehmungen und den Tod des heiligen Ludwig zu verewigen.

Zehn Jahre ſpäter ließ König Ludwig Philipp dort auf eigene Koſten eine Gedenkkapelle erbauen, welche gegen Ende 1841 benedizirt, und am 25. Auguſt 1854 von dem hochwſt. H. Sutter feierlich eingeweiht wurde.

Das Denkmal iſt fern von jeder menſchlichen Wohnung, und gerade dieſe Einſamkeit erhöht noch den Glanz der Erinnerungen, denen es gewidmet iſt. Im Umkreis ſeiner be-

ſcheidenen Umfriedung ſieht man nur einige elende Zelte aus Kameelhaaren, unter denen herumſchweifende Hirten Schutz gegen die Gluth der afrikaniſchen Sonne ſuchen. — Der Baumeiſter wußte in der Bauart dieſes zugleich franzöſiſchen und barbareskiſchen Denkmals in den gothiſchen Styl glücklich einige Züge von arabiſcher Kunſt zu miſchen.

Der Hügel, auf dem ſich die Kapelle des heiligen Ludwig erhebt, iſt kaum eine Viertelſtunde vom Meere entfernt, ſo daß der chriſtliche Matroſe ſchon auf eine Entfernung von zehn Stunden auf offener See das vergoldete Kreuz grüßen kann, welches ſich über der Kuppel erhebt, und das ſo reine Licht der afrikaniſchen Sonne wiederſtrahlt. Von den Teraſſen aus, welche ſich rings um die Umfriedung der Kapelle befinden, erblickt das Auge in einem unermeßlichen Umkreis nichts als Trümmer, halbverſchüttete Marmorſäulen, Ueberreſte von Grabſteinen, von denen eine große Zahl Gräber von Martyrern enthalten haben mußten, wie dieß roh gemeiſſelte Palmen, die Namenszüge Chriſti, und Bruchſtücke von lateiniſchen Inſchriften beweiſen.[1])

2. Goletta. — Das iſt der Hafen von Tunis, der ſeinen Namen von dem kleinen Kanal (Goletta) hat, welcher die Rhede mit dem See verbindet, an deſſen Ende die Hauptſtadt der Regentſchaft liegt. Als die Regierung von Tunis im Jahr 1769 ihr Seearſenal von Porto-Farina nach Goletta verlegt hatte, errichtete der apoſtoliſche Präfekt an letztgenanntem Orte eine Station zur Sicherung des Gottesdienſtes. Dieſelbe beſtand bis zur franzöſiſchen Revolution, welche durch die Unterdrückung der religiöſen Orden alle katholiſchen Miſſionen erſchütterte. Im Jahre 1836 wieder hergeſtellt, hatte die Station von Goletta nach einigen Jahren

[1]) In den Gallerien der Kapelle ſieht man eine 1 Fuß 8 Zoll breite und 7½ Zoll hohe Marmortafel mit den drei einfachen Worten: Victoria in pace; links von der Inſchrift iſt der Namenszug Chriſti und rechts eine Palme eingegraben: ſichere Zeichen, an denen man ein Martyrergrab erkennt. (Denkſchrift von P. Anſelm.)

eine geräumigere Kapelle nöthig, welche die Stadtbevölkerung und die Matrosen der Handelsschiffe fassen konnte, und im Januar 1848 bat der apostolische Vikar durch die Vermittlung des französischen Konsuls um einen Platz zum Bau einer Kirche und eines Wohnhauses. Der Bey Achmed gewährte die Bitte sogleich, und den folgenden 19. März konnte der hochwst. H. Sutter den Grundstein der neuen Kirche, welche dem heiligen Fidelis von Sigmaringen geweiht wurde, einsegnen. Aus Mangel an Hülfsmitteln wurde vorerst nur ein Theil der Kirche gebaut; vollendet wurde sie erst im Juni 1866 und im Beisein des französischen Geschäftsträgers in Tunis, des Konsuls von Goletta und einer großen Zahl Einwohner benedizirt.

Noch fehlt den Katholiken von Goletta ein passender Friedhof; denn seit einem Jahrhundert haben sie nur einen Moorboden, außerhalb des nördlichen Thores, am Gestade des Sees, der sich zur Regenzeit fast ganz von Wasser umgeben findet. Der feuchte Grund gestattet keine Umfassungsmauer aufzuführen, und kein christliches Zeichen deutet an, daß hier die Kinder der Kirche ruhen. Ueberdieß ist dieser Friedhof der Entweihung sowohl von Seite der Muselmänner als sogar von Seite der Thiere ausgesetzt, und ein Platz für Kehricht. Die Bemannung der europäischen Schiffe wollte ihre Todten nie hier begraben, sondern trägt sie lieber auf den Hügel des heiligen Ludwig von Karthago. [1])

Man zählt in Goletta 1300 Katholiken, zwei Missionäre und einen einheimischen Priester. Die Schwestern von St. Joseph leiten zwei Schulen, und seit 1855 auch ein kleines Spital für die einheimischen Kranken.

3. Suza. — Gegen 1836 ließen sich einige aus Malta, Italien und Frankreich herstammende Familien, welche eben erst in Tunis angekommen waren, in Suza nieder, welches eine der bedeutendsten Städte der Regentschaft ist, und einen

[1]) Denkschrift von P. Anselm.

großen Oelhandel treibt. In wenigen Monaten gab es hier eine christliche Bevölkerung von mehreren hundert Seelen, und der apostolische Präfekt sandte Anfangs November einen Missionär dorthin, welcher in einem gemietheten maurischen Hause eine Kapelle errichtete. In der Folge gelang es dem französischen Konsul eine der Regierung gehöriges Haus für beständig zu miethen, und eine Unterstützung von 2000 Frkn. seitens des Werkes der Glaubensverbreitung machte es möglich, eine mit der Zahl der Katholiken mehr im Verhältniß stehende Kapelle herzurichten, welche am 28. Juli 1839 für den Gottesdienst eröffnet wurde. Da aber diese Kapelle nicht mehr ausreicht, wurde eben der Bau einer neuen begonnen, deren Arbeiten jedoch aus Mangel an Hülfsmitteln nur langsam vorrücken.

Die Pfarrei Suza zählt 700 Katholiken, einen Missionär und zwei Schulen unter der Leitung der Schwestern von St. Joseph.

4. Sfax, das alte Taphrura. — Es ist Seehafen und Handelsstadt, wo im Jahre 1841 eine katholische Pfarrei gegründet wurde. Anfangs wurde nur ein maurisches Haus gemiethet, welches zugleich als Kapelle und Wohnung für den Missionär dienen mußte; aber im Jahr 1846 schenkte der Bey der Mission ein Stück Land, auf welchem Kirche und Wohnhaus und später auch ein Haus für die Schwestern von St. Joseph und ihre zwei Schulen gebaut wurde. Die katholische Bevölkerung von Sfax beläuft sich auf 680 Seelen.

5. Gerbi oder Djerba. — Die Insel Gerbi bildet den östlichen Punkt der Regentschaft, liegt selbst an der Küste des Paschaliks von Tripoli, und war einst der Sitz eines zur Provinz Tripoli gehörigen Bisthums. Es gibt auf der Insel 250 Katholiken, einen Missionär und eine Kapelle; die Station wurde 1847 gegründet.

Alle Reisende, welche Gerbi besucht haben, sprechen von einem 12—15 Fuß hohen Thurme, der ganz aus mensch-

lichen Schädeln und Knochen besteht. Der Ursprung dieses Knochenthurmes ist folgender. Don Alvarez von Sande, der Statthalter des Herzogs von Medina-Cöli, Vizekönigs Philipps II. in Sizilien, wurde 1560 von den Türken in der kleinen Festung Gerbi eingeschlossen, und hatte nur eine Hand voll Leute bei sich. Nach mehrwöchentlichen grausamen Entbehrungen beschlossen die Spanier in der Verzweiflung auf die feindlichen Linien zu stürzen, um sich durchzuschlagen und das Ufer zu gewinnen. Aber sie wurden von der Uebermacht erdrückt und kamen sämmtlich um. Zum Andenken nun an ihren Sieg errichteten die Türken das grauenvolle Siegeszeichen, welches man vor zwanzig Jahren noch sah.

Bei seiner Rückkehr von der Visitation auf der Insel Gerbi im Jahre 1845 ersuchte der hochwst. H. Sutter den Herrn von Lagau, französischen Konsul in Tunis, und den Herrn Roffa, dem Bey vorzustellen, daß es der Würde seiner Regierung nicht angemessen sei, dieses Denkmal des Christenhasses noch fortbestehen zu lassen; der Befehl zur Zerstörung des Thurmes wurde aber erst drei Jahre später, 1848, ausgeführt. Der hochw. P. Cajetan von Ferrara sammelte diese glorreichen Ueberreste sorgfältig und begrub sie in dem kleinen katholischen Kirchhof am Ufer des Meeres. Bei den Gebeinen fand er auch ein kleines elfenbeinernes und sehr gut erhaltenes Kreuz, welches er vor der Hand in die Kapelle brachte; und als er sich im September des folgenden Jahres (1849) nach Rom begab, bot er dieses Kreuz dem Papste an, welcher dasselbe huldvoll anzunehmen geruhte.

6. Medhia. — Nördlich von Sfax ist die kleine Stadt Medhia, mit 215 Katholiken. Die Errichtung einer Kapelle daselbst mit einem Missionär datirt vom August 1848. Im Jahre 1862 überließ die Regierung von Tunis der Mission ein ursprünglich von einem französischen Kaufmann zu einem Magazin bestimmtes Gebäude, welches dann in eine Kapelle verwandelt wurde.

7. Biserta. Das alte Hippo-Zaritus. — Es gibt hier etwa hundert christliche Niedergelassene, außer denen, welche während der guten Jahreszeit wegen der Korallenfischerei hieher kommen. Dieser Punkt der Küste war, wie wir gesehen haben, schon seit langer Zeit ein Gegenstand der Sorge von Seite der Missionäre gewesen, aber gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts wieder aufgegeben worden. Im Jahre 1850 wurde nun dort ein Missionär stationirt, welcher ein Haus miethen mußte, um es dann in eine Kapelle zu verwandeln.

8. Porto-Farina. — Diese Mission, welche wie die vorangehende, gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts eingegangen war, konnte erst 1853 wieder aufgenommen werden. Auch hier ist die Kapelle noch in einem Privathause, welches man der Freigebigkeit des Bey zu verdanken hat. Die Katholiken, ungefähr 80 an Zahl, sind fast durchgehends Malteser oder Tabarkaner, und in dieser Zahl sind auch einige Familien von Resgibel, einer kleinen Stadt am Ufer des Meeres und in geringer Entfernung von Porto-Farina, miteinbegriffen.

9. Monastir. — Die Station Monastir, welche im Jahre 1862 eröffnet wurde, ist zwölf Meilen von Suza, und zählt 220 Christen.

Außer diesen neun Stationen gibt es noch auf mehrern Punkten von Tunis Gruppen von Katholiken, die aber nicht so zahlreich sind, daß man daran denken könnte, ihnen ständige Missionäre zu geben.

Die Statistik des Vikariats von Tunis war am 1. Januar 1867 folgende: 15,553 Katholiken; 325 Häretiker oder Schismatiker (300 Griechen, 25 Protestanten), 2,400,000 Ungläubige (2,000,000 Muselmänner, und 400,000 Juden) 22 Missionäre, wovon 5 einheimische; 9 Kirchen und 4 Kapellen.

Zur Zeit der Gründung des Vikariats von Tunis vor noch nicht einem Vierteljahrhundert, hatte die Regentschaft

nicht mehr als 3000 Katholiken, heute mehr als die fünffache Zahl. So faßt das Christenthum nach und nach Wurzel in einem Boden, über welchen der Halmond einst unumschränkt herrschte. Die muselmännischen Vorurtheile beginnen zu schwinden, der herkömmliche Haß hört auf, und damit fallen die bisher für unübersteiglich gehaltenen Schranken, und endlich sucht Tunis mehr als die andern Staaten an der Barbareskenküste sich mit dem christlichen Europa in Verbindung zu setzen. Haben. auch diese Zugeständnisse und Bestrebungen immerhin noch einen mehr politischen als religiösen Charakter, so bilden sie doch einen wirklichen Fortschritt, welcher die Wirksamkeit der Kirche erleichtert und zu der Hoffnung berechtigt, daß vielleicht die Zeit nahe ist, wo das Gebet des unter den Mauern von Tunis sterbenden hl. Ludwig seine volle Erhörung finden wird.

Missionen von Australien.

West-Oceanien.

Apostolisches Vikariat von Batavia.

Das Evangelium scheint auf Java und den andern Sunda-Inseln vor dem 16. Jahrhundert nicht bekannt gewesen zu sein, und es drang erst gegen das Jahr 1511 mit den Portugiesen dorthin. Seine Fortschritte müssen sehr rasch gewesen sein, weil es schon zur Zeit der holländischen Eroberung, 1596, nach dem Zeugnisse eines protestantischen Zeitgenossen 30 bis 35,000 Katholiken auf Java gegeben hatte. Diese Eroberung aber war für die religiösen Interessen ein Unglück; die Missionäre wurden geächtet, die eingebornen Katholiken massenhaft nach Ceylon, Malakka, Goa u. s. w. abgeführt, und der Kalvinismus nahm von diesen Inseln Besitz, auf denen er nun schon mehr als zwei Jahrhunderte unumschränkt herrscht.

Die Verfolgung dehnte sich auf alle holländischen Kolonien aus. Auf diese Weise sahen sich auch die Dominikaner aus Malakka vertrieben, und zogen sich, sieben an Zahl, und von vierzehn chinesischen Christen begleitet, auf die Insel Flores zurück. „Diese kleine Kolonie, an deren Spitze der Bischof Henrico stand, ließ sich auf den Küsten von Flores nieder, und begann da unter dem Schutze der portugiesischen Fahne in Timor das Evangelium zu verkünden. Es wurden Kirchen gebaut in Ende, Sikka, Mauwerie, Congay, Lacantoeka, Woerch, wo die Religion von den Eingebornen gut aufgenommen wurde und zur Befestigung des portugiesischen Einflußes beitrug. Der Rajah von Flores nahm die katho-

lische Religion an, und dieses Beispiel wurde von seinen Vasallen des Küstengebietes, welche mit den Portugiesen gut standen, nachgeahmt." [1]) Aber überall, wo die Holländer Fuß gefaßt hatten, zeigte sich die protestantische Intoleranz unerbittlich, und die katholischen Missionäre, welche sich auf den Küsten der Sunda-Inseln anderswo als in Timor oder Flores niederzulassen versuchten, wurden ohne Erbarmen fortgejagt.

Das war die Lage der katholischen Religion in den holländischen Besitzungen, als Ludwig Bonaparte, der eben erst auf den Thron von Holland berufen worden war, die Kultusfreiheit verkündigte (1807). Die königliche Verordnung wurde zu Java von dem Generalstatthalter des niederländischen Ostindien, Marschall Daendels öffentlich bekannt gemacht.

Alsbald gingen zwei Missionäre, die Herren J. Nelissen und L. Prinssen, der erstere mit dem Titel eines apostolischen Präfekten, nach Batavia unter Segel, und kamen am 4. April 1808 daselbst an. „Sie feierten Anfangs die hl. Geheimnisse im Hause eines Einwohners der Stadt; kurz darauf wurde indessen den Katholiken eine baufällige und dem hl. Ludwig geweihte Kirche überlassen, und endlich erwirkte die Verwendung eines Staathalters, der gut gesinnt und selbst Katholik war, den Gläubigen die Erlaubniß, eine anständigere Kirche bauen zu dürfen. Diese Kirche, zu deren Kosten der Statthalter durch seine Schenkungen beitrug, wurde den 6. November 1829 unter dem Titel von Maria Himmelfahrt geweiht." [2])

---

[1]) Denkschrift des hochwst. Herrn Branken. — Der Brand, welcher 1818 die portugiesischen Archive in Timor verzehrte, hat auch alle ächten Urkunden, die sich auf die Geschichte der katholischen Mission von Flores und Timor beziehen, vernichtet.

[2]) Bericht über den Zustand der Missionen auf den holländischen Inseln von Ozeanien, von M. Scholten, apostol. Präfekt in Batavia. —

Auch die beiden Städte Samarang und Soerabaya, nach der Hauptstadt die zwei wichtigsten der Insel, kamen auf diese Weise in den Besitz einer kleinen Kirche. Indessen machten die Missionen viele Jahre lang geringe Fortschritte, und eines der Haupthindernisse war der außerordentliche Priestermangel. So gab es bei der Ankunft des ersten apostolischen Vikars, im Jahre 1845, auf allen holländischen Besitzungen in Ostindien nur fünf Missionäre." [1])

Dieser apostolische Vikar war der hochwst. H. Grooff, ehemaliger apostolischer Präfekt von Surinam, ein Prälat ebenso achtungswürdig durch seine Tugenden, wie durch die Aufopferung, welche er unter den Aussätzigen des holländischen Guyana bewiesen hatte. Obwohl schon am 30. September 1842 erwählt, konnte er doch erst am 21. April 1845 in Begleitung von vier Missionären nach Batavia kommen. Aber er hatte mühevolle Kämpfe theils gegen die Regierung der Kolonie, theils gegen mehrere seiner einflußreichsten Untergebenen zu bestehen, und wir bemerken nur noch, daß sich der hochwst. H. Grooff vor einem Widerstand zurückziehen mußte, der seinen Eifer zu einer schmerzlichen Erfolglosigkeit verurtheilte. Durch einen Erlaß des Generalstatthalters am 19. Januar 1846 verbannt, schlug der apostolische Vikar mit seinen vier Gefährten am folgenden 3. Februar wieder den Weg nach seinem Vaterlande ein.

Der hochwst. H. F. M. Vrancken, welcher gegenwärtig das apostolische Vikariat von Batavia verwaltet, ist der unmittelbare Nachfolger des hochwst. H. Grooff, und hat im

---

[1]) Batavia hatte von 1808—1845 folgende apostol. Präfekten:

1. Nelissen (1808), gestorben in Batavia 1817, Gründer der Kirche in Batavia;
2. L. Prinssen (1817), ins Vaterland zurückgekehrt 1830, und gestorben in Holland, Grüder der Kirche in Samarang;
3. J. Scholten (1830), ins Vaterland heimgekehrt 1842, gestorben 1865.
4. J. Gastenstat, Vizepräfekt (1842), gestorben 1845.

Jahre 1847, aber Anfangs als einfacher Koadjutor, die Leitung des Vikariats übernommen.

Wir theilen den größten Theil eines Berichtes mit, den der hochwst. H. Vrancken über die Mission in Batavia an Seine Eminenz den Kardinalpräfekten der Propaganda gerichtet und auch uns gefälligst mitgetheilt hat. — Der hochwürdigste H. apostolische Vikar, der vor zwei Jahren wegen seines schlimmen Gesundheitszustandes nach Europa gekommen war, hofft nun nächstens wieder in seine Mission zurückkehren zu können.

Auszug aus einem Briefe des hochwst. H. Vrancken, apostol. Vikars von Batavia (niederländisches Ostindien) an S. Eminenz den Kardinal Barnabo, Präfekten der Propaganda in Rom.

Eminenz!

Wenn meine Blicke auf die Vergangenheit fallen, und wenn ich den gegenwärtigen Zustand meines Vikariats mit demjenigen vergleiche, in dem sich diese Mission vor achtzehn Jahren bei meiner Ankunft in Batavia befand, so kann ich Gott nicht genug preisen für die Segnungen, welche er über meine Arbeiten ausgegossen hat. [1])

Im Jahre 1847 hatte die Insel Java weder Bischof noch Priester, und die Regierung hatte die Kirchen geschlossen. Tiefbetrübt durch die Verbannung des hochwst. H. Groff, und jeden geistlichen Trostes beraubt, blieben die Katholiken mitten in einer Bevölkerung, die Christus und seine Diener lästerte, ohne Stütze.

---

[1]) Die verschiedenen Völkerschaften, welche mittelbar oder unmittelbar unter holländischer Herrschaft stehen, machen im Ganzen 20—22 Millionen Seelen aus, welche meistens dem Muhamedanismus oder dem Heidenthum angehören.

An ein solches Schauspiel wenig gewöhnt, wäre ich davor zurückgeschreckt, wenn ich mich nicht durch die Gnade Gottes und den Beistand von fünf eifrigen Missionären stark genug gefühlt hätte, entschlossen Hand ans Werk zu legen. Zwei von den drei erledigten Stationen wurden mit Priestern versehen, während ich selbst, von zwei Missionären unterstützt, in Batavia blieb. Der Anfang war nicht ermunternd; denn die Zahl der Gläubigen, welche im ersten Jahre die Kirchen besuchten, war sehr klein, und die Erziehung der Jugend war den Protestanten anheimgefallen. In der ganzen Mission hatte ich nur eine einzige Anstalt, es war ein Waisenhaus in Samarang, der Centralstation von Java.

Das war die Lage im Jahre 1847, fassen wir nun die gegenwärtige ins Auge.

Das apostolische Vikariat zerfällt in acht Stationen: Batavia, Samarang, Ambarava, Djocdjokarta und Soerabaya, Insel Java; — Paolang auf der Westküste der Insel Sumatra; — Soengyslan, auf der Insel Banka; — Larankoeka, auf der Insel Flores.

Diese verschiedenen Stationen werden von 15 Missionären besorgt.[1]) Im Jahre 1848 hatte die Mission drei Kirchen, 1865 besitzt sie 18 Kirchen und eben so viele öffentliche oder Privatbethäuser; dazu muß man noch 6 Kirchen rechnen, welche den Katholiken und Protestanten zugleich dienen. Am 1. Januar 1850 betrug die katholische Bevölkerung 5,670 Seelen, jetzt 23,553. In dieser Gesammtsumme ist allerdings auch die Station Larankoeka (Inseln Timor und Flores) mit 1200 Seelen mitgerechnet, eine Station, die früher zu Portugal gehörte, und erst seit 1859 einen Theil der holländischen Besitzungen ausmacht.

Wir geben nachfolgend einige Andeutungen über jede dieser acht Stationen.

---

[1]) Seit der Abfassung dieses Berichtes sind drei Jesuiten nach Batavia gegangen, wodurch die Zahl der Missionäre auf 18 gestiegen ist.

I. Station Batavia. — Der apostolische Vikar residirt in der Hauptstadt der Kolonie, und hat zwei Missionäre zur Unterstützung in seinen Amtsverrichtungen.

Es gibt in Batavia eine schöne Kirche und zwei Kapellen, und der Gottesdienst wird an den Sonntagen fleißig besucht. Trotz der großen Hitze, und trotz der großen Entfernung der Oertlichkeiten ist die Pfarrkirche während den beiden heiligen Messen und bei der Abendandacht voll; und es werden alle Sonntage zwei bis drei Predigten gehalten. Den Katechumenen-und Kindern wird der Religionsunterricht täglich zwei Mal, Morgens und Abends ertheilt, und diese Unterweisungen werden abwechselnd in malaischer und holländischer Sprache gehalten. Der Monat Mariä, der früher hier unbekannt war, wird jetzt feierlich begangen, und der Eifer des Volkes für diese fromme Uebung läßt uns für die Zukunft Gutes hoffen.

Batavia hat zwei Erziehungsanstalten für junge Mädchen, welche beide von den Ursulinerinnen geleitet werden. Die erste derselben wurde im Jahre 1856 errichtet und hat ein Pensionat für die Kinder reicher Familien. Es wird dort Holländisch, Französisch, Deutsch, Englisch, Geschichte, Arithmetik, Physik, Zeichnen, Malen, Musik, Gesang und weibliche Handarbeiten gelehrt, und diese Anstalt, die über 100 Schülerinnen zählt, kann in allen Beziehungen mit den berühmtesten europäischen Pensionaten wetteifern. Die andere, ebenfalls von den Ursulinerinnen geleitete Anstalt wurde 1859 für Kinder weniger bemittelter Eltern gegründet, und es wurde mit derselben eine Schule für arme junge Mädchen verbunden. Dieses Haus leistet wichtige Dienste und gedeiht von Tag zu Tag mehr. Im Mai 1865 betrug die Zahl der Schülerinnen, Interne und Externe zusammen 264, und die der Lehrerinen beider Anstalten 32.

Seit 1855 haben wir einen Verein des heiligen Vinzenz von Paul, welcher sich auch über andere Punkte der Mission verzweigt und uns eine schätzbare Beihilfe leistet. Im August 1862 hat er zu Batavia ein Zufluchtshaus für

verlassene Kinder eröffnet, deren Zahl leider so groß ist, und die Vorsteherschaft des Vereins hatte schon im Dezember des nämlichen Jahres 25 Kinder in diesem Hause untergebracht.

Die Station Batavia zählte im November 1864, 2,669 Katholiken, unter denen 956 Soldaten.

II. Station. Samarang. — Diese Station wird von zwei Missionären besorgt, welche in der Stadt Samarang, dem Hauptort des zweiten Militärbezirks von Java wohnen.[1]) Im Jahre 1808 gab es daselbst noch gar keine Kirche und der Gottesdienst wurde in einem kalvinischen Tempel gehalten. Später gelang es den Missionären und den Gläubigen im Mittelpunkte der Stadt ein Haus zu erwerben, welches in eine Kirche verwandelt wurde, aber diese, dem heiligen Joseph geweihte Kirche ist für die katholische Bevölkerung längst zu klein geworden. Nun denken wir auf Mittel, um eine neue zu bauen, und hoffen mit der Unterstützung der Regierung ans Ziel zu gelangen.

Samarang hat ein katholisches Waisenhaus, dessen Unterhalt die Regierung der Kolonie großen Theils bestreitet, unter der Bedingung jedoch, daß nicht mehr als 240 Waisen daselbst aufgenommen werden. Aber die vorgeschriebene Anzahl wird fast immer überschritten, wie denn gegenwärtig das Haus 255 Waisen zählt.

Ende 1864 hatte die Station Samarang 2,733 Katholiken, von denen 712 dem Militär angehören.

III. Station. Ambarawa. — Diese Station, 1859 errichtet, und von einem Jesuitenpater besorgt[2]), ist fast ausschließlich eine Militärstation. Auf 1787 Katholiken, aus denen die Bevölkerung im Dezember 1864 bestand, kamen 1,206 Soldaten. Die Armee des niederländischen Indien ergänzt sich größtentheils aus jungen Leuten von allen Na-

---

[1]) Alle holländischen Besitzungen in Indien sind in vier große Militärbezirke abgetheilt, von denen die Insel Java drei, die übrigen Holland unterworfenen Inseln den vierten bilden.

[2]) Die ersten Missionäre aus der Gesellschaft Jesu kamen im Juli 1859 im Vikariat an, und sind jetzt ihrer zehn.

tionen, und wir hören daher hier fast alle Sprachen Europas. Ein weites Feld der Wirksamkeit öffnet sich dem Priester in diesen aus so verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten Truppenkörpern, und besonders im Spital vergeht so zu sagen kein Tag, wo es dem Missionär nicht gelingt, irgend einen dieser verlornen Söhne, der seine Jugend auf fremder Erde thörichterweise verpraßt hat, zu Gott und bisweilen zu seiner Familie zurückzuführen.

Zu Ambarawa gibt es noch keine Kirche; der Gottesdienst wird nur am Sonntag in einem großen Saale der Festung gehalten, und für die übrige Woche verwandelt der Missionär ein Zimmer seines Hauses in eine Kapelle. Die Regierung hat sich wohl verpflichtet, in der Festung Ambarawa zwei Kirchen, die eine für die Katholiken, die andere für die Protestanten zu bauen, allein die Ausführung dieses Planes wird immer noch hinausgeschoben.[1])

IV. Station. Djocdjokarta. — Allerneuestens wurden die westlichen Provinzen der großen Station Samarang von dieser abgelöst, um eine neue Station zu bilden, zu deren Mittelpunkt die Stadt Djocdjokarta gemacht wurde, und diese Station, welche im November 1864 nach kirchlichem Brauch errichtet ward, ist von der Regierung der Kolonie am 8. März folgenden Jahres anerkannt worden.

Sie wird von einem jungen Jesuitenpater besorgt. Djocdjokarta hat noch keine Kirche, ihren Platz vertritt einstweilen ein Privathaus.

Zu Gombond hat die Regierung eine Schule für das Korps der Regimentsburschen, unter denen es ungefähr 200 Katholiken gibt.

V. Station. Soerabaya. — Die fünfte Station auf Java ist in Soerabaya, der Hauptstadt des dritten Militärbezirks der Insel, und Hauptort der Provinz gleichen Na-

---

[1]) Neulich hat ein Erdbeben die Festung Ambarawa beschädigt, was die vollständige Räumung dieses gänzlich vulkanischen Gebietes seitens der Truppen zur Folge haben könnte.

mens. Sie wird von zwei Missionären aus der Gesellschaft Jesu besorgt.

Die Stadt Soerabaya gewinnt durch die Entwicklung ihres Handels und ihrer Industrie mehr und mehr an Bedeutung, die Regierung hat dort ihre Hauptwerften und Werkstätten für den Bau und die Fabrikation von allem, was für die Land- und Seemacht erforderlich ist, errichtet, und es gibt da auch Hüttenwerke, welche einfachen Privaten gehören. Diese Gewerbthätigkeit beschäftigt viele Arme, und bildet in der Stadt eine Mittelklasse, wie man sie in den andern Städten des apostolischen Vikariats nicht antrifft.

Wir haben in Soerabaya noch ein Zufluchtshaus, wo diejenigen jungen Waisen aufgenommen werden, welche nicht mehr in das große Waisenhaus in Samarang eintreten können. — Auch ein Verein des hl. Vinzenz von Paul wurde nach dem Muster desjenigen in Batavia in dieser Stadt errichtet.

Im Juli 1864 habe ich in Soerabaya ein Haus zur Erziehung junger Leute eröffnet und dasselbe unter die Leitung der Brüder vom hl. Alois von Gonzaga gestellt. Der Erfolg hat unsere Erwartungen übertroffen, und wir mußten wegen unzureichendem Personal, das aus nur vier Brüdern bestand, Zöglinge abweisen.[1]) Im November desselben Jahres betrug die Zahl der Zöglinge 75.

Im Oktober übergab ich fünf Ursulinerinen die Leitung eines Externates, welches gegenwärtig von 70 Zöglingen besucht wird.

Die Entwicklung der Mission einerseits, und anderseits die rasche Ausdehnung der Stadt Soerabaya, besonders nach dem Meere hin, wo sich die Werften befinden, haben den Vorsteher dieser Staatsanstalten veranlaßt, selbst einen Mis-

---

[1]) Das Personal ist seither um zwei Brüder, die im Februar 1866 nach Java abreisten, vermehrt worden. Die ersten Mitglieder dieser Genossenschaft waren im April 1862 im Vikariat angekommen.

sionär für die katholischen Arbeiter des Seeviertels zu verlangen.

Die katholische Bevölkerung der Station Soerabaya betrug im Dezember 1864, 2,016, wovon 708 Militärs.

VI. Station Padang. — Die ganze Westküste von Sumatra, der Verwaltungsbezirk Benkoelen, die Insel Nias, und mehrere andere noch in den Finsternissen des Heidenthums versunkene Inseln gehören zur Station Padang, welche nicht blos durch die große Zahl Heiden, die sie in sich schließt, sondern auch durch die günstigen Gesinnungen, welche sie namentlich in Nias gegen das Christenthum bewiesen, von nicht minderer Wichtigkeit ist.

Ich gründete diese Station im Jahre 1848. Sie wird von einem einzigen Priester besorgt, während doch mindestens zwei nöthig wären, indem ein Theil des Jahres auf den Besuch der im Innern zerstreuten Katholiken verwendet werden muß, und Padang während dieser Zeit ohne religiöse Beihilfe bleibt.

Der Verein des heil. Vinzenz von Paul steht hier in Blüthe. Im Oktober 1864 war die Zahl der Katholiken in Padang 1,029, wovon 629 Soldaten.

VII. Station. — Soengyslan (Insel Banka). — Diese Station, welche im Jahre 1856 offiziell anerkannt wurde, umfaßt die Provinzen Banka, Palembang (Sumatra), und Riow mit den zu ihnen gehörigen Gebieten. Die Mehrzahl der katholischen Bevölkerung bilden hier die Chinesen, welche fast alle auf der Insel Banka wohnen, eine Insel, die 1849 zum ersten Mal von einem katholischen Priester besucht wurde. Gegenwärtig gibt es in Banka fünf katholische Kirchen, die nicht nur aus den Almosen der katholischen Chinesen, sondern auch aus denen ihrer noch heidnischen Landsleute erbaut wurden.

Die Schule in Soengyslan wird von 25 katholischen Kindern besucht, und wir haben in der nämlichen Stadt auch ein Zufluchtshaus für die verlassenen Kinder. Da die meisten Chinesen von Banka arme Arbeiter sind, welche in

den Zinnbergwerken des Staates verwendet werden, so ist dieses Haus für den Fall des Todes oder der Abreise der Eltern eine wirkliche Nothwendigkeit. Es zählte im Dezember 1864 neunzehn Kinder, und die Station Banka zur nämlichen Zeit 909 Katholiken.

VIII. Station. Larantoeka (Flores). — Die Station Larantoeka umfaßt den Regierungsbezirk von Timor, mit den dazu gehörigen Gebieten, eine unermeßliche Gruppe von Inseln und Inselchen, deren vorzüglichste sind: Timor, Flores, Adonara, Solor, Ombay, und der Bezirk Macassar (der westliche Theil von Celebes).

Diese Station wurde, in Folge eines am 20. April 1859 zwischen Portugal und Holland abgeschlossenen Vertrages über Gebietsaustausch, im Jahre 1860 gegründet, und besteht fast einzig aus eingebornen Christen, deren Zahl 11,200 beträgt. Aber vor ihrer Einverleibung in mein Vikariat hatten diese armen Christen seit langen Jahren keinen Priester mehr gesehen, und so waren sie denn auch nur mehr dem Namen nach Christen. Die Bevölkerung im Innern von Flores, und die der umliegenden Inseln sind Heiden oder Muhamedaner.

Diese Station, welche seit 1863 zwei Priester aus der Gesellschaft Jesu als Missionäre hat, besaß sechs Kirchen und etwa zehn Kapellen, aber die einen wie die andern in schlechtem Zustande und dem Einsturz nahe. Seit 1862 wurde in Larantoeka eine Kirche, und neben derselben zu gleicher Zeit ein Schulhaus gebaut. Unter den 25 Kindern, welche diese Schule besuchen, befinden sich Kinder von Fürsten oder einheimischen Häuptlingen, unter andern die Prinzessin Maria, einzige Tochter des Königs Don Gaspard Diaz Vera Godigno. Im Laufe des Jahres 1862 wurden zwei Kapellen, die eine in Mauwerie, die andere in Nangahala gebaut, und im Jahre 1863 wurden die Prozessionen der Bittwoche und des Frohnleichnamsfestes in der Station eingeführt.

Das von der Regierung anerkannte und unterstützte Missionspersonal besteht aus sechzehn Priestern. Alle unsere Missionäre, Ordens- wie Weltgeistliche, sind Niederländer von Geburt, und die meisten gehören Limburg und dem nördlichen Brabant an.

Ich besuche jedes Jahr einen Theil meines Vikariats, und diese Besuche gewähren mir vielen Trost; sie beleben von Neuem überall den Eifer der Katholiken, welche beim Anblick ihres Bischofs, der bisweilen hunderte von Meilen zurücklegen mußte, um ihnen das Wort Gottes zu verkünden und die heiligen Sakramente zu spenden, sich glücklich fühlen. Was den regelmäßigen Besuch der Christengemeinden durch die Missionäre betrifft, so erlitt derselbe bisher nur Ausnahmen bei der Insel Celebes, den Molukken, und der Südostküste von Borneo, und zwar wegen der zu geringen Zahl der Missionäre und in Folge der ganz unverhältnißmäßigen Entfernung dieser Inseln.

Ueber die Unterstützung, welche die Regierung der Kolonie uns bei jedem Anlaß zu Theil werden läßt, kann ich mich nur freuen.

Das ist im Allgemeinen das Bild des apostolischen Vikariats von Batavia. Schaut man auf das unzureichende Personal, und die Beschränktheit unserer materiellen Hilfsmittel, so kann man sagen, daß die Erfolge mit der Gnade Gottes so tröstlich als nur immer möglich gewesen sind ...

Mit dem Ausdruck tiefster Verehrung habe ich die Ehre zu sein,

Euer Eminenz ergebenster, gehorsamster Diener,

† P.-M. Vrancken,

Bischof von Colophon, apostolischer Vikar des niederländischen Ostindien, in Batavia.

Apostolische Präfektur von Neu-Nursia.[1])

Die Benediktinermission Neu-Nursia, die einzige, welche sich bis jetzt der Bekehrung der Wilden Australiens widmen konnte, wurde gegen alle Hoffnung gewissermassen durch ein Wunder der göttlichen Allmacht gegründet und weiter entwickelt.

Zwei Religiosen aus dem Orden des hl. Benedict, Joseph Serra und Rudesind Salvado, waren gegen Ende 1845 mit dem hochwst. Herrn Brady, ersten Bischof von Perth von Rom abgereist, und in Verbindung mit drei andern Priestern ganz besonders mit der Gründung dieser Mission beauftragt worden. Sie verließen am 16. Februar 1846 die Stadt Perth, wobei sie nur 75 Franken, und kleine Vorräthe von Mehl, Reis, Zucker und Thee bei sich hatten. Nach einem dreizehntägigen Marsch zu Fuß durch Wälder, zwang der Mangel an Wasser die Missionäre, Halt zu machen.

Hier, wie in dem ganzen bisher durchwanderten Lande, gab es weder Dorf, noch Stamm, noch irgend eine Gruppe zusammenlebender Eingebornen; die Einöden Australiens bieten in Wirklichkeit keine andere Hilfsquellen als die Jagdbeute, und da das Wild hier nicht in sehr großer Menge vorkommt, so sind die Familien der Wilden genöthigt, immer ihren Aufenthaltsort zu verändern. Dazu kommt noch, daß die Eingebornen Menschenfresser sind. Hinter Bäumen oder im Waldesdickicht verborgen lauern sie auf die Reisenden, beobachten ihre Bewegungen, und bevor der Europäer die ihm drohende Gefahr sozusagen nur merkt, kann er schon getödtet, gebraten und verzehrt sein. Doch die Missionäre setzten ihr Vertrauen auf Gott, machten aus Zweigen eine Hütte und errichteten in derselben einen Altar zur Darbringung des heiligen Opfers.

[1]) Der hier folgende Bericht ist aus verschiedenen Mittheilungen geschöpft, die wir der Gefälligkeit des hochwst. Hrn. Salvado verdanken.

Dann waren sie darauf bedacht, Sprache, Charakter, Gewohnheiten der Wilden zu studiren, und bald hatten sie begriffen, daß die große Schwierigkeit darin bestehe, diesen durchaus an ein Nomadenleben gewöhnten Völkerschaften einen geregelten Unterricht ertheilen zu können; denn nach einer ersten Unterredung hätte sich der Wilde auf Monate, Jahre, vielleicht auf immer wieder entfernt. Was also thun? Sollte der Missionär seinen Neubekehrten in die tiefen Wälder und unermeßlichen Ebenen folgen? Aber in dem Fall, wovon sich nähren? Wo während der Nacht ein Obdach finden? Wer würde ihm Kleider und Schuhe verschaffen, und wenn er krank würde, ihm zu Hilfe kommen?

Indessen wollte ein Missionär diesen Versuch doch machen, und reiste in Gesellschaft zweier Wilden ab. Des Tags aß man, was man eben antraf, Känguruh's, Schlangen, Eidechsen, Wurzeln; Nachts schlief man auf bloßer Erde, unter freiem Himmel, jeder Witterung ausgesetzt. Bald sah sich der Missionär genöthigt barfuß zu gehen, seine Kleider fielen in Fetzen herab, sein geschwächter Magen ertrug gar keine Nahrung mehr, und er hatte nur mehr den Tod in Aussicht. Anderseits hätte diese Art und Weise das Evangelium zu verkünden eben so viele Missionäre als Wilde waren, erfordert, und wurde daher als unausführbar wieder aufgegeben. In weniger als in einem Jahre starb ein Missionär, und zwei andere wurden so schwer krank, daß sie sich zurückziehen mußten.

Indessen war Dom Salvado nach Perth zurückgekehrt, um dort Hilfe zu suchen. Als er nach einem Marsche von mehr als 24 Stunden zuFuß in der Stadt anlangte, hatte er keine Schuhe mehr. Da gab ihm, von Mitleid gerührt, eine arme Frau ein Paar neue. Dom Salvado sprach auf alle Weise die Barmherzigkeit der Gläubigen an, und verstand sich selbst zum Betteln an der Kirchenthüre; dann schlug er, seinen Wagen mit Vorräthen selbst ziehend, den Weg nach Neu-Nursia wieder ein. Während seiner Abwesenheit war ein Missionär gestorben.

So viele Prüfungen schlugen indessen den Muth der Herren Serra und Salvado nicht nieder, vielmehr setzten sie das begonnene Werk entschlossen fort. Die Wilden besuchten sie oft, um den Religionsunterricht zu empfangen, da aber diese Eingebornen bald da bald dort ihrer Nahrung nachgehen mußten, verließen sie die Mission zu schnell. Die beiden Benediktiner selbst, wie eifrig sie auch den Landbau betrieben, sahen sich bald in einem Zustand solchen Mangels, daß sie nur mit Mühe ihr Leben davon bringen konnten. Obwohl sie des Tags nur ein Mal aßen, und obwohl diese einzige Mahlzeit nur in ein wenig Mehl, das mit einer Handvoll im Wasser gekochten Reis geknetet war und in einer Schale Thee bestand, gingen ihnen am Ende auch noch diese elenden Nahrungsmittel aus. „Es ist schwer zu sagen, in welche äußerste Noth wir uns damals versetzt sahen, lesen wir in der Denkschrift, die wir hier im Auszuge wiedergeben. Unsere Schuhe waren gänzlich abgenützt, und wir konnten weder laufen noch arbeiten, weil unsere Füße ganz mit Blut überronnen waren. So waren wir genöthigt, Holzschuhe zu machen, welche wir mit Känguruhhäuten überzogen. Als Nahrung hatten wir nichts mehr als Känguruh- und Emufleisch (eine Art Strauß), bisweilen Schlangen, Eidechsen, Wurzeln und selbst lebendige Würmer, welche die armen Wilden mit uns theilten. Unsere Kleider waren nichts als Fetzen, welche so gut es eben gehen wollte, mit den Häuten der auf der Jagd erlegten Thiere geflickt waren.

Die Wilden, welche die Noth der Missionäre nicht kannten, bestanden darauf, in deren Wohnung eingelassen zu werden. Es mußte ihnen eine abschlägige Antwort gegeben werden, worauf sie wieder zu ihrem Nomadenleben zurückkehrten, womit jede Hoffnung auf ihre Bekehrung verloren war.

Es handelte sich eigentlich, um die religiöse und sittliche Bildung der Australier möglich zu machen, darum, die Ursachen zu beseitigen, welche ihnen das Normadenleben zur gebieterischen Nothwendigkeit machten. Die Wilden demnach an einem bestimmten Orte festzuhalten, ihnen Obdach, Nahr-

ung, Kleidung, Geräthe für den Feldbau zu verschaffen, und das alles nicht nur während ihrer Heranbildung zum Christenthum und geselligen Leben, sondern bis zu ihrer vollständigen Einrichtung; das war die erste und nicht zu umgehende Schwierigkeit, die gehoben werden mußte. Um sie aber zu heben, brauchte es reiche Hilfsquellen, und die armen Missionäre hatten nichts als ihren Muth und ihre Arme. Aber bei der Erinnerung an die Wunder, durch welche ihre Väter einen großen Theil Europas urbar gemacht hatten, beschlossen sie mitten in den Wäldern von Australien eine Genossenschaft von Benediktinern zu errichten. Diese Ordensmänner sollten die Wilden durch das Beispiel ihrer Tugenden erbauen, durch den Unterricht in den Wahrheiten des Glaubens erleuchten, sie zur Gewohnheit und Liebe der Arbeit heranziehen, und endlich würde mit der Zeit an der Seite des Klosters ein christliches Dorf entstehen.

Nachdem dieser Plan ein Mal die Bewilligung des Diözesanbischofs von Perth erhalten hatte, reiste Herr Serra nach Europa, in der Absicht, die für ein so wichtiges Unternehmen nothwendigen Mittel aufzubringen (1849). Kaum aber war er in Rom angekommen, als er zum Bischof geweiht und zum Coadjutor des Bisthums Perth ernannt wurde. Dieser Zwischenfall nöthigte nun seinerseits Dom Salvado, Europa im Interesse seiner Mission zu durchreisen. Auch er empfing die bischöfliche Weihe (1850), und wurde dann nach Australien geschickt.

Noch hemmten verschiedene Hindernisse den Fortgang des für die Bekehrung der Wilden unternommenen Werkes, und erst 1859 konnte der hochwst. Herr Salvado ein Haus seines Ordens in Neu-Nursia gründen. Nach so vielen Jahren voll Mühen und Entbehrungen aller Art, so lesen wir in der schon angeführten Denkschrift, waren wir noch genöthigt unser Brod im Freien zu bereiten, und „unter dem Himmelsgewölbe zu essen," ob es dann regnete oder unerträglich heiß war. Wir wohnten in kleinen Hütten, deren Zahl aber noch so unzureichend war, daß mehrere von uns

ohne Obdach auf Thierhäuten oder auf Säcken von Segeltuch schliefen.

Wie groß auch immer der Nothstand der Missionäre sein mochte, sie beschäftigten sich doch eifrig mit dem eigentlichen Gegenstand ihres Werkes. Sie nährten und unterrichteten Wilde, deren Zahl in dem Maße sich vermehrte, als die Hilfsmittel des kleinen Klosters sich entwickelten. Doch waren die Fortschritte nur langsam, weil alles zu gleicher Zeit an die Hand genommen werden mußte; denn während die Gebäulichkeiten zur Unterbringung der Wilden hergestellt wurden, durfte, wollte man anders nicht Hungers sterben, der Landbau nicht vernachlässigt werden. Durch Beharrlichkeit brachte es die Kolonie dahin, einen Landstrich von 350 Morgen urbar zu machen, und mit Inbegriff der Kirche 18 Gebäude herzurichten. Um das Ganze läuft zum Schutze eine starke Palissadenumzäunung.

Der Reisende, welcher die Aufführung und Haltung der fünfzig dem Zustande der Wildheit entrissenen Australier in der Kirche, Schule und bei der Arbeit beobachtete, wurde bei all dieser mühevollen Armuth von Staunen ergriffen. Diese zu Christen gewordenen Wilden unterscheiden sich von ihren Brüdern in Europa nur durch die Hautfarbe. Nach einem ersten Besuch im Kloster schrieb ein protestantischer Prediger an seinen Bischof: „Was ich in der Benediktinermission Neu-Nursia gesehen, hat mich an die ersten Zeiten der Kirche erinnert." Miß Nigthingae, durch ihre Hingebung während dem Krimmkrieg so bekannt geworden, veröffentlicht zu London folgende Zeilen: „Die Nothwendigkeit, die Sitten der civilisirten Länder stufenweise mittelst der Erziehung bei den wilden Stämmen einzuführen, scheint nirgends erkannt worden zu sein außer in der Benediktinerschule in Neu-Nursia." Daraus sieht man, daß die Arbeibeiten der Benediktiner unter den Wilden Australiens bereits die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Hier ist auch die Bemerkung am Platze, daß seit 1788, wo der europäische Menschenstamm von australischen Fest-

land Besitz genommen, eine große Anzahl Versuche zur Besserung der Eingebornen gemacht worden. Der Kommodore Philipp, erster Statthalter der Kolonie, war auch der erste, der dieses gute Beispiel gegeben, indem er mehrere Australier in sein Haus, ja selbst an seinen Tisch zuließ. Hierauf entstanden protestantische Missionen einzig zu dem Zweck, die Wilden gesittet zu machen, aber sie verschwanden bald wieder oder erlitten eine Umgestaltung, und es gab nur noch einfache Privaten, welche auch fernerhin an der Erziehung der Wilden arbeiten wollten. Sechzig Jahre lang fortgesetzte Versuche ergaben überall dasselbe Resultat, und zwar ein klägliches. Nach einem kürzern oder längern Aufenthalt bei Privaten oder bei den protestantischen Missionären hatten die Wilden, sobald sie es konnten, nichts eiligeres zu thun, als ihre Wohlthäter zu verlassen, ihre europäischen Kleider zurückzulassen und in das Innere der Wälder zurückzukehren. Diese Unglücklichen hatten die natürliche Einfalt ihres Stammes verloren, und alle Fehler der Europäer angenommen, ohne auch nur eine ihrer guten Eigenschaften zu erwerben. So war ihnen diese Bildung mehr schädlich als nützlich, und die Ursache des Unglücks für mehrere von ihnen, welche ihre abscheulichen Unthaten mit ihrem Kopfe büßten. Eine so traurige und so allgemeine Erfahrung erweckte die ungünstigste Vorstellung von den Wilden Australiens; sie wurden für unfähig erklärt, irgend welche Art von Verstandes- oder sittlicher Bildung zu erwerben, und man gewöhnte sich daran, sie mehr wie wilde Thiere als vernünftige Wesen zu betrachten.

Man darf sich daher nicht wundern, wenn sich die öffentliche Meinung mit den in Neu-Nursia erzielten Erfolgen lebhaft beschäftigt hat, wenn man mit Staunen sieht, wie diese getauften Australier geläufig lesen und schreiben, sogar einige arithmetische Regeln verstehen, ihre Kleider nähen, ihre Schuhe verfertigen, ihr Land anbauen und Erndten einsammeln. Aus dem Ertrag ihrer Arbeit konnten sie Zugthiere, Ochsen und Pferde, so wie auch Arbeitsgeräthe kaufen.

Dieſelben bekehrten Wilden kommen jede Woche, Samſtag Abends und Sonntag Morgens in die Miſſionskirche, um da erſt den Roſenkranz zu beten, und dann die Litanei der heiligen Jungfrau mehrſtimmig zu ſingen. Ihre Kinder ſingen in der Schule auch Hymnen, und verſehen in Chorrock und Chorhemd an den Sonn- und Feſttagen das Amt von Kirchendienern. Morgens und Abends verrichten alle dieſe Auſtralier gewiſſenhaft ihre Gebete in der Kirche, ſie beichten und kommuniziren nicht nur an den vorgeſchriebenen Tagen, ſondern auch noch nach freier Wahl an andern Feſten. Sie verheirathen ſich nach dem Gebrauch der katholiſchen Kirche und bilden glückliche Haushaltungen. Die jungen Mädchen verſtehen das Nähen und die andern weiblichen Arbeiten. Die Frauen bereiten das Mahl für die Familie, und halten die ſchönſte Reinlichkeit in den zwei Zimmern, aus denen jede Wohnung beſteht. Nimmt ſich eine fremde Perſon heraus, ihren Glauben oder ihre frommen Uebungen zu tadeln oder lächerlich zu machen, ſo vertheidigen dieſe neuen Chriſten kräftig die Wahrheit ihres Glaubens. Mit Verachtung weiſen ſie diejenigen zurück, welche ſie zum Verlaſſen der Miſſion anreizen, und die ſchönſten Verſprechungen verlocken ſie durchaus nicht. Es iſt ein ſchöner Anblick, wie dieſe ehemaligen Wilden mit den erſten Strahlen der Morgendämmerung hurtig auf die Felder gehen, die ſie zu bebauen haben, wie ſie ſich mit freudigem Eifer an die Arbeit machen, und ſo jedem unparteiiſchen Beobachter den Beweis leiſten, daß ſie wahrhaft geſittet ſind.

Dieſe ſtaunenswerthen Erfolge, welche ohne Anmaßung, ohne Zeitungsgeſchrei, in ſo kurzer Zeit, von einigen in Mitte der Wälder ſich ſelbſt überlaſſenen Mönchen errungen wurden, dieſe ſo ſchnelle Verwandlung der Wilden, bildeten einen zu grellen Gegenſatz gegen die fehlgeſchlagenen Verſuche der Proteſtanten, und gegen die nun einmal angenommene Meinung, um nicht allgemeine Verwunderung hervorzurufen und alle tiefer denkenden Männer zu beſchäftigen. In der That ſtellte es ſich ja heraus, daß dieſe Miſſionäre,

welche demüthig in Stillschweigen und Verborgenheit ihr Werk der Liebe betrieben, die Frage der Bekehrung und der Civilisirung der Wilden praktisch gelöst hatten. Daher ließ dann auch die öffentliche Meinung, durch die unwiderstehliche Macht der Thatsachen überwunden, von ihrem Irrthum ab und gab den Mönchen Recht. Der Beweis dafür liegt in Folgendem.

Als der protestantische Bischof von Perth in öffentlichen Vorträgen seine Mitbürger und alle Kolonisten zur Gründung einer protestantischen Mission für die Wilden des Bisthums zu bewegen suchte, so wollten ihm weder die Bewohner von Perth noch die Kolonisten Gehör schenken. Und da er den Versuch erneuerte, wurde ihm durch die Tagesblätter geantwortet:

Es ist unsere tiefste Ueberzeugung, daß die Missionen für die Wilden, sowohl in West-Australien als anderorts, deßwegen erfolglos gewesen sind, weil der Hauptzweck der Gründer der war, aus diesen Australiern feine und wohlunterrichtete Leute zu machen. Wir glauben, daß, wenn die Missionäre von Neu-Nursia einen weit besseren Erfolg gehabt, dieß einzig dem Umstand zuzuschreiben ist, weil sie, ohne die Entwicklung des Verstandes bei diesen Wilden zu vernachläßigen, doch vor Allem darauf bedacht gewesen sind, mit der physischen auch die religiöse Erziehung zu vereinigen, um auf diese Weise aus dem Australier einen arbeitsamen und für die Gesellschaft nützlichen Menschen zu machen.[1])

Ein anderes gleichfalls protestantisches Blatt sagt: Die bloße Verkündigung des Evangeliums wird zur Civilisirung der wilden Australier nichts nützen: denn zuerst müssen sie arbeitsam und thätig gemacht werden, und das ist eine schwerere Aufgabe, als nur Namenchristen aus ihnen machen. Bis jetzt wurde der einzige und wirkliche Erfolg durch die römisch-katholische Anstalt von Vittoria-Plain (Neu-Nursia)

[1]) The Inquirer and commercial New Perth, Weste Australia Wenesday, nov. 15. 1865.

erreicht; denn in dieser Mission werden die Eingebornen mit viel Glück zur Arbeit angewöhnt, und kennen bereits die Vortheile derselben. [1])

Die gleiche Zeitung sagte ein ander Mal: „Die durch die Bemühungen der Benediktiner von Neu-Nursia erzielten Erfolge zeigen uns klar den einzigen Weg, auf welchen sich einiger Erfolg hoffen läßt. Aber, fährt das Blatt fort, die Schwierigkeit liegt für die Protestanten darin, eine ähnliche Anstalt zu gründen und zu erhalten, eine gleiche Zahl so sich selbst verleugnender, geduldiger, ausdauerder und diesem Werke der Civilisation sich gänzlich aufopfernder Männer zu finden."

Das sind Geständnisse von Zeugen, die durchaus keiner Parteilichkeit zu Gunsten der Mönche verdächtig sein können. Wunderbar ist doch Gottes Vorsehung, die sich der Philanthropie eines protestantischen Bischofs bedient, um der Welt zu enthüllen, daß von so vielen Missionen, welche in Australien für die Civilisirung der Wilden bestehen, nur eine einzige diesen Zweck erreicht hat, nur eine einzige allen andern zur Richtschnur gelten kann, nämlich die katholische Mission von Neu-Nursia.

Völlig befriedigt von den Arbeiten der Benediktiner-Missionäre hatte Seine Heiligkeit Papst Pius IX., welcher sie zur Fortsetzung ihrer Liebeswerke ermuntern wollte, die Missionäre und das Kloster von Neu-Nursia durch eine Bulle vom 12. März 1867 zu einer apostolischen Präfektur und unabhängigen Abtei erhoben, und den hochwst. Herrn Rudesind Salvado, Bischof von Porto-Viktoria und bereits schon Obern der Mission, zum ersten Abt und apostolischen Vikar ernannt.

---

[1]) Perth's Gazette and Western Australia's Times, nov. 17. 1865.

Missionen von Amerika.

Tod zwei bayerischer Missionäre.

Das gelbe Fieber, von welchem Neuorleans schon so oft heimgesucht war, und das im letzten Herbste daselbst besonders heftig auftrat, hat unter den zahlreichen Opfern, welche es forderte, auch zwei Missionären den Tod gebracht, welche durch ihre Geburt unserm eigenen Vaterlande Bayern angehörten und durch eine unermüdete Thätigkeit in ihrem Berufe sich die Verehrung und Hochachtung aller erworben, mit denen sie in Berührung gekommen. Es sind das die beiden Priester aus der Congregation vom allerheiligsten Erlöser, P. Carl Stießberger und P. Franz Xaver Seelos. Unsere Leser werden es ganz gerechtfertigt und angemessen finden, wenn wir diesen beiden verdienten Ordenspriestern in den „Annalen" einige Blätter der Erinnerung weihen, wozu wir durch gütige Mittheilung in den Stand gesetzt sind.

P. Carl Stießberger war geboren in München am 26. September 1821 als Sohn eines vermöglichen Kaufmanns und erhielt, wie er wiederholt dankbar gestand, eine sehr sorgfältige Erziehung. Wiewohl er in seiner Jugend stets zum geistlichen Stande sich hingezogen fühlte, so widmete er sich doch, dem Wunsche seines Vaters nachgebend, der Handlung und arbeitete 6 Jahre lang als Kaufmann in angestrengter Thätigkeit. „Kindliche Pflicht," schrieb er erst einige Wochen vor seinem Tode an einen Onkel, „hielt mich mehrere Jahre von meiner wirklichen Lebensaufgabe zurück." Nach Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche sich ihm bisher in den Weg gestellt hatten, trat er endlich 1846 zu Alt-

ötting in die Congregation vom allerheiligsten Erlöser, und wurde vier Jahre später 1850 zum Priester geweiht. Doch nicht lange sollte der neue Ordenspriester in seinem Vaterlande wirken. Schon einige Monate nach seiner Priesterweihe wurde er von seinen Obern in den Missionsdienst nach Amerika gesendet, wo er im März 1851 ankam, um es nicht mehr zu verlassen. Ein großer Theil der vereinigten Staaten Nordamerikas sah den jungen Ordenspriester thätig. Wir finden ihn nach einander in Marysland, Pennsylvanien, New-York, Virginien, New-Jersey, Illinois, Wisconsin und zuletzt noch in Neuorleans. Der Gehorsam machte ihm jedes auch das größte Opfer leicht, welches ihm die Trennung von einer liebgewonnenen Gemeinde verursachte. „Für den natürlichen Menschen," schrieb er aus Anlaß seiner Versetzung von Auburne nach Pittsburg vor einigen Jahren, „sind diese Versetzungen zwar etwas schwer — viel schwerer noch für die zurückgebliebenen geistlichen Kinder, von denen manche sich nicht trösten wollen — aber Gehorsam ist besser als Opfer." Seine Thätigkeit als Missionär zu schildern, ist uns nicht möglich, weil uns dieselbe zu wenig bekannt ist. Als eine besonders segensreiche aber wird sie bezeichnet in der in New-York erscheinenden „katholischen Kirchenzeitung," welche ihm einen warmen Nachruf widmete.

Seit dem 18. Oktober 1865 wirkte er in Neuorleans, wohin er auf seinen eigenen Wunsch versetzt worden war, und welches wegen des daselbst heimischen gelben Fiebers, eine gefährliche Station ist. Wie von einem Vorgefühle des nahen Todes ergriffen, schrieb er vor zwei Jahren: „Am 15. August (dem Jahrestag seiner Primiz) war ich voll wehmüthiger Freude. Vor fünfzehn Jahren reichte ich an diesem Tage Euch allen die hl. Kommunion — nun sind die edlen Eltern vorausgegangen, und wir folgen ihnen nach; wer wohl zuerst? Welch schöne Tage damals! Auch die heiligsten Freuden sind vorübergehend wie der Vogel in der Luft. Jenseits allein, — im neuen Himmel und in der neuen Erde, ist ewiger Frühling, ewiger Friede, ewige Freude. Der ein-

zige Weg dahin aber für den Meister und all seine Schüler und Schülerinnen ist der königliche Weg des Kreuzes. Laß das arme Herz nur klagen und jammern — es ist doch der rechte Weg.“ „Bald sind es volle fünfzehn Jahre, daß ich in New-York landete; in der neuen Welt lebt man zweimal so schnell, als in der alten. Hier wird man schnell alt — ich fange an, es zu fühlen.“

Obwohl P. Carl wußte, wie gefährlich der Aufenthalt in Neuorleans besonders für Fremde ist, so hatte er dennoch selbst seinen Obern den Wunsch ausgedrückt, dahin versetzt zu werden. Und als nun heuer im zweiten Jahre seiner Wirksamkeit daselbst der unheimliche Gast — das gelbe Fieber — sich wieder eingestellt und heftiger als je aufgetreten war, da verdoppelte sich auch sein Eifer. Er vergaß ganz und gar auf sich selbst und lebte nur mehr für die Kranken und Armen. Hören wir hierüber den Bericht, welcher seinen Verwandten die Todesnachricht brachte. „Als das schreckliche gelbe Fieber, welches in den letzten zwei Monaten täglich 50—100 Opfer weggerafft hat, ausbrach, war Niemand thätiger im Krankenbesuche, als unser lieber verstorbener Mitbruder. In unserer kleinen Klostergemeinde lagen nicht weniger als 8—9 am Fieber darnieder. Unser Verstorbener war einer von den Wenigen, welche Anfangs verschont blieben. Während von seinen zwei Mitarbeitern an unserer deutschen Kirche der eine gefährlich krank, der andere im Sterben lag, mußte er allein die ganze Sorge für die große Gemeinde übernehmen. An Sonntagen mußte er trotz seiner Ermüdung dreimal predigen. Alle Taufen, Beerdigungen, Beichten und andere Arbeiten fielen ihm zu. Fast immer, Tag und Nacht, wanderte er von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, um den armen Kranken und Sterbenden den Trost der letzten heiligen Sakramente zu spenden. An Schlaf oder Ruhe konnte er kaum denken. Oft war es ihm nicht gegönnt, nach Hause zurückzukehren, um seine dürftige Mahlzeit einzunehmen. Er sammelte sich gewiß bei solch

außerordentlicher Thätigkeit unzählige Verdienste für den Himmel, welchen er so bald schon gewinnen sollte.

Schon hätte die Seuche sechs von unsern Paters auf das langwierige und schmerzliche Krankenlager hingestreckt, schon waren zwei zum Opfer derselben geworden, und lag ein dritter in den letzten Zügen: als am Abende des 30. September auch P. Carl sich zu Bette legen mußte, und die Symptome des gelben Fiebers auch an ihm sich zeigten. Der Fieberanfall war ein sehr heftiger, und er kündigte den ihn pflegenden Mitbrüdern seinen baldigen Tod an, auf den er sich ernstlichst vorbereitete. Beinahe immer bewegten sich seine Lippen in stillem Gebete; sein Gebetseifer nahm zu, je näher die entscheidende letzte Stunde rückte. Täglich brachte man ihm nach Mitternacht auf sein Verlangen die heilige Kommunion, und er betete dabei das Confiteor und die übrigen Gebete mit so lauter und kräftiger Stimme, daß man ihn im nächsten Zimmer noch deutlich verstehen konnte. Selbst als man ihm die letzte Oelung ertheilte, ließ er sich das Rituale reichen, um mit dem Priester die Gebete zu sprechen. Am Abende des 5. Oktobers versammelte sich die ganze Klostergemeinde in seinem Zimmer, um die Sterbegebete für ihn zu verrichten. Am Tage darauf hatte endlich die Stunde geschlagen, in der es dem lieben Gott gefiel, seinen treuen Diener den Arbeiten und Mühsalen dieses armseligen Lebens zu entrücken. Das Cruzifix in seiner Linken, die brennende Kerze in seiner Rechten, vor sich die Bildnisse Jesu und Mariä und des hl. Alphonsus, um sein Bett herum die liebende Schaar seiner betenden Mitbrüder, entschlief er am 6. Oktober Mittags wie wir hoffen eines seligen Todes. Seine letzte Ruhestätte fand er in der schönen Marienkirche vor dem Altare des hl. Alphonsus.

Fast gleichzeitig mit P. Stießberger, nemlich am 4. Oktober, starb noch ein zweiter bayerischer Missionär und Mitglied der Congregation der Redemptoristen als Opfer des gelben Fiebers in Neuorleans, nemlich der hochwürdige Hr. P. Franz

Xaver Seelos. Dieser ausgezeichnete Missionär war geboren am 11. Januar 1819 zu Füßen als der Sohn des dortigen Stadtpfarrmeßners, welcher seinen vielen Kindern — es waren deren neun — eine ächt christliche Erziehung gab. Schon als Knabe war er der Folgsamste und Sanfteste von seinen Geschwisterten, und wenn er des Abends im Kreise seiner Eltern und Geschwiesterte die Legende vorlas — was alle Tage abwechselnd ein anderes Kind thun mußte — so kam er fast immer auf das Leben des Apostels der Missionen, nemlich des hl. Franz Xaver, und sagte dann oft mit gerührter Stimme: Mutter, ich werde auch ein Franz Xaver. Mit diesem Gedanken im Herzen begann er das Studiren; dieser Gedanken verließ ihn nicht mehr während seiner Studienlaufbahn, die er rühmlich zurücklegte, und war die Veranlassung auch, warum er in den Redemptoristen-Orden eintrat. Am 16. Mai 1844 legte er die Gelübde ab, und am 22. Dezember desselben Jahres wurde er zum Priester geweiht. Alsbald war er von seinen Obern für den Missionsdienst bestimmt und rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen in glänzender Weise. Er wirkte gegen 9 Jahre höchst segensreich in Pittsburg, war mehrere Jahre Rector zu St. Alphonsus in Baltimore, dann Novizenmeister und Rector in Cumberland. Auch war er zum Bischofe von Pittsburg ernannt, auf welch hohe Stelle jedoch seine große Bescheidenheit verzichtet. Er wurde dann Oberer der Missionen im Westen, in welcher Stellung er in Ohio, St. Louis u. s. w. höchst segensreich wirkte und Tausende zu Gott bekehrte. In der letzten Zeit wirkte er in Detroit, und wurde dann im letzten Herbste nach New-Orleans entsendet, wo er am 28. September 1866 ankam und in kurzer Zeit sich die Hochachtung, Liebe und Verehrung aller Katholiken ohne Unterschied der Nation erwarb. Der Orden der Redemptoristen hat in ihm eine seiner schönsten Zierden, die Katholiken haben einen ihrer eifrigsten Missionäre, die Kirche einen musterhaften Priester verloren, der Himmel aber hat einen Heiligen, einen Martyrer gewonnen. Liebe, Milde

und Frömmigkeit sprachen aus seinen Zügen, und seine Predigten und Ermahnungen im Beichtstuhle erzwangen sich Gehorsam gerade durch Liebe und Güte. Er war in der That ein Mann, der durch seine Herzensgüte, durch seine aufrichtige Theilnahme für alle Bedrängte, seine Einfachheit und Herablassung sich die Herzen Aller erwarb. Darum wird auch in dem Auge eines jeden eine Thräne glänzen, der ihn kennen zu lernen das Glück hatte. P. Seelos starb nach einer Krankheit von nur wenigen Tagen am gelben Fieber, ein Opfer seines himmlischen Berufes, ein Martyrer der Liebe für die leidende Menschheit.

Indem wir mit diesem aus der in Baltimore erscheinenden kath. Volkszeitung entnommenen Berichte über P. Seelos schließen, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, es möchten doch mehrere deutsche Priester dem Missionsdienste in Nordamerika sich widmen, da gerade an deutschen Missionären ein empfindlicher Mangel besteht, und Tausende unserer Landsleute über dem Meere ihres Glaubens verlustig gehen, weil sie keinen ihrer Sprache mächtigen Priester besitzen. Die beiden Patres Stießberger und Seelos können ihnen leuchtende Vorbilder sein.

Wie wir aus der „katholischen Kirchenzeitung" in New-York vom 7. November ersehen, ist in Neuorleans bereits der siebente Priester der Epidemie des gelben Fiebers erlegen und liegen mehrere andere noch krank darnieder; auch einer der christlichen Schulbrüder ward ein Opfer der Epidemie. — Möchten die entstandenen Lücken recht bald wieder sich ausfüllen!

Verschiedenes.

Den 6. Juni 1867 ist Herr Prosper Bernard Delpech, Priester aus dem Bisthum Montauban an die Stelle des verstorbenen Herrn Albrand zum Superior des Seminars der auswärtigen Missionen erwählt worden.

Herr Delpech, der vier Jahre lang das Generalkollegium in Pulo-Pinang geleitet, war 1855 nach Paris zurückberufen worden, um an der Leitung des Seminars theilzunehmen.

Albanien. Antivari und Skutari. — Durch zwei Breven vom 15. März 1867 hat der Papst die bischöfliche Kirche von Skutari zur Metropolitankirche erhoben und mit der erzbischöflichen Kirche von Antivari vereinigt. S. Heiligkeit hat diesen zwei so für immer vereinigten Kirchen den hochwst. Herrn Karl Pooten, bisher Erzbischof von Antivari zum Oberhirten gegeben. Zu gleicher Zeit wurde der hochw. P. Gabriel Kapuccio von Bracigliamo, Präfekt der Minoriten in Castrati, zum Bischof-Coadjutor des hochwst. Herrn Pooten ernannt.

Thibet. Ein Brief des hochwst. Herrn Chauveau aus Ta-Taen-Lou vom 3. Dezember 1866 meldet uns Neuigkeiten von Thibet. Wenn diese Neuigkeiten auch noch nicht die Wiederaufnahme der Mission ankünden, so geben sie uns doch wenigstens ein tröstliches Bild von der Treue der Gläubigen, die, nachdem sie den Missionären muthvoll gefolgt sind, jetzt geduldig die Entbehrungen und Leiden der Verbannung tragen.[1]) — Hier folgen einige Stellen aus dem Briefe des hochwst. Herrn Chauveau.

[1]) Die letzten Berichte aus Thibet in den Annalen gehen bis Ende 1865. — Siehe Annalen von 1866, Seite 563 flg.

Nach dem Tode des Herrn Durand (28. September 1865), dem Brande von Bonga, dem Verderben und der Zerstreuung aller unserer Christen, war der Triumph unserer Feinde vollständig. Die Heiden, welche uns bisher noch am meisten Zutrauen und Freundschaft geschenkt, vergaßen uns im Unglück und verbanden sich mit denen, deren Gewaltthaten sie im Innern des Herzens verabscheuten. Wir sahen uns mit einem Male unsere Hülfsquellen, unsere Anstalten, unsern Einfluß, und was noch schmerzlicher ist, unsere Neubekehrten und Freunde entrissen, und unsere Sache konnte als unwiederbringlich verloren betrachtet werden. Aber noch hatte die Vorsehung ihr letztes Wort nicht gesprochen.

Herr Alexander Biet und seine Christen von Kio-Na-Tong, die sich nach Qui-Si (Yun-Nan) geflüchtet, fanden sich anfangs in die hülfloseste Lage versetzt. Aber durch seine Beharrlichkeit wurde der Missionär über diese ersten Schwierigkeiten Meister, der Horizont hellte sich nach und nach auf, und wir konnten um 1,500 Franken das große und schöne Gefilde von Tse-Djru sammt dem Berge Tsam-Ba-kier, wo es beständig Schnee hat, käuflich an uns bringen. Fünfzehn bis zwanzig Familien haben sich schon auf diesem Boden niedergelassen und eine große Zahl heidnischer Familien verlangten gleichfalls Aufnahme. Die Bevölkerung dieser Gegenden gehört verschiedenen Stämmen an; es gibt hier Chinesen, Lou-Tse, Ly-Su, Lama-Jen, Thibetaner, besonders aber Mo-So, und diese letztern scheinen die ältesten Bewohner des Landes zu sein. Tse-Djru ist nur zwei bis drei Tagreisen von Bonga entfernt, und wenn wir einst wieder in den Besitz dieses Thales gelangen könnten, wäre die Verbindung zwischen den zwei Stationen eine leichte, indem wir durch Tse-Djru eine allzeit brauchbare Straße nach Ta-Ly haben.

Die Christen von Bonga haben sich unter Führung der HH. Desgodins und Felix Biet in Gunra (Su-Tschuen) niedergelassen. Das Dorf Gunra, am Kin-Cha-Kiang gelegen, ist klein, arm, unbequem und der ärgsten Hitze ausge-

setzt. Hier waren seit 15 Monaten dreißig, vierzig, bisweilen fünfzig Personen in einer elenden Hütte zusammengepfercht. Die gleiche Kammer diente für die ganze Kolonie als Schlafzimmer, Speisesaal und Kapelle. Die gewöhnlichsten Lebensmittel werden an unsere Christen nur um schweres Geld verkauft, und diese sind noch glücklich, wenn die Götzendiener sich nur dazu verstehen ihnen etwas zu verkaufen. Wohl gibt es in der Umgegend Felder, die sich zum Anbau eignen und seit lange brach daliegen; aber sie gehören dem Lamakloster von Kang-Da, und dieses hat es bis jetzt noch nicht für schicklich gehalten mit uns darüber in Unterhandlung zu treten. Man redet uns wohl von andern Grundstücken, wir können sie aber leider noch nicht übernehmen, weil wir alle unsere flüchtigen Christen nähren und kleiden müssen, was in einem Lande, wo die Lebensmittel so selten sind, eine schwere Last ist.

Wir glauben, daß uns die Thibetaner im Allgemeinen gerne aufnehmen würden, wenn nicht die Lama einen erbitterten Krieg gegen uns führten. Mehrere Familien haben dem Herrn Desgodins das Anerbieten gemacht, sein Schicksal zu theilen und seinem Gotte zu dienen, ja sie bieten ihm sogar ihre Kinder an, jedoch mit der Bedingung, daß er dann deren Ernährung und Unterhalt auf sich nehme. Das heißt aber etwas verlangen, was wir zu unserm größten Leidwesen gerade nicht thun können, und wir haben uns im Laufe dieses Jahres auf die Heranbildung einiger Katechumenen und die Taufe von nur etwa acht Personen beschränken müssen.

Indien. Pondichery. — Montag den 15. Juli 1867 ist der hochwst. Herr Isidor Godelle, Bischof von Thermopyle und apostolischer Vikar von Pondichery, Mitglied der Congregation der auswärtigen Missionen, zu Chambery gestorben. Der ehrwürdige Bischof kam von Rom, wo er dem hundertjährigen Jubelfeste beigewohnt hatte, und war auf der Reise nach Paris begriffen, als ihn der Tod ereilte.

Er war im Januar 1840 aus dem Seminar der auswärtigen Missionen genommen, 1857 zum Coadjutor des hochwst. Herrn Bonnand erwählt und eigens mit der Verwaltung von Coimbatur beauftragt worden. Der Tod des hochwst. Herrn Bonnand, am 21. März 1861, rief den hochwst. Herrn Godelle als apostolischen Vikar nach Pondichery zurück. Den Titel und die Verrichtungen eines Administrators von Coimbatur behielt er jedoch bis zur Zeit bei, wo dieses letztgenannte Vikariat in der Person des hochwst. H. Depommier (1864) eine eigene Titular erhielt.

Das Vikariat Pondichery verdankt dem hochwst. Herrn Godelle die Gründung des Werkes der Missionen und der geistlichen Exerzitien, die erste Anstalt der christlichen Schulbrüder, und die Gründung einer großen Zahl Katechumenate. Die Mission Pondichery zählt gegenwärtig 51 Missionäre, 19 eingeborne Priester und 107,000 Christen.

Der hochwst. Herr Godelle war aus dem Bisthum Rheims gebürtig.

Vereinigte Staaten. St. Paul von Minesota. Nachfolgende Zeilen sind einem Briefe eines zweiundachtzigjährigen Missionärs an den Bischof von Minesota, vom 27. März 1867, entnommen. Dieser Veteran des Apostolats vergißt in der Hitze seines Eifers für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen die Last der Jahre und unternimmt Arbeiten, welche kräftigere und an Jahren noch nicht so vorgerückte Männer schrecken könnten.

Nach einer langen und beschwerlichen Reise, schreibt Herr Franz Pierz, bin ich vorgestern in der Mission Sandy-Lake angekommen, und gestern hat mir der hochw. P. Buch die mir von Ihro Gnaden zugesandte Hülfe gebracht. Diese kam gerade recht; denn ich war krank, ohne Geld, und hatte fast nichts mehr zu essen. Die Hälfte der mir gesandten Geldsumme diente zur Tilgung meiner Schulden, die andere zum Ankauf von Vorräthen.

Vernehmen Sie in wenig Worten den Erfolg meiner Reise. Der Sohn des großen Häuptlings war in Begleit-

ung von vier Wilden zu mir gekommen, mit der Einladung, ich möge zu seinem Stamme kommen, um dort die Religion zu predigen. Ich spannte das Pferd an meinen Schlitten und reiste mit P. Tomasin ab.

Die Reise dauerte zehn Tage, und während derselben mußten wir hundert Meilen auf einem mit drei Fuß hohen Schnee bedeckten Wege machen, und das bei einem wüthenden Windsturm; die Kälte war dazu äußerst empfindlich. Vier Nächte mußten wir in den Wäldern und in den Hütten der mit Holzfällen beschäftigten Amerikaner schlafen. In der letzten Nacht war ich dem Tode nahe, ich fühlte im ganzen Körper grausame Schmerzen und unerträgliche Krämpfe.

Endlich vermochte ich doch mit meinem Gefährten nach Sandy-Lake zu gelangen, und wir begannen ohne Zögern den Unterricht der Wilden. Die Mission dauerte zwei Wochen, während welcher unsere Hütte nie leer wurde. Jetzt verrichten fast Alle die Gebete, kennen die Hauptwahrheiten des Glaubens, singen fromme Lieder, einige können selbst den Katechismus, und wir haben zwei Häuptlinge und mehrere andere Wilde getauft. Wir hätten den ganzen Stamm unterrichtet und getauft, wenn uns nicht der Mangel an Lebensmitteln zur Abkürzung unseres Besuches gezwungen hätte. Aber bei der Abreise ließen wir unsern theuren Wilden das Versprechen, bald wieder zurückzukommen, um alsdann unsere Unterweisungen fortzusetzen und alle zur Taufgnade vorzubereiten.

Diese so beschwerliche Reise ist demnach nicht ohne geistige Tröstungen gewesen, und unter diesen kann ich diejenige nicht vergessen, die ich bei der Taufe einer alten 90jährigen im Sterben begriffenen Frau, und des gleichfalls schwer kranken Häuptlings des Stammes, empfunden habe. Ich traf sie eben noch an der Pforte der Ewigkeit, und jetzt sind beide im Himmel. Nun fühle auch ich mich zum Tode besser vorbereitet, nachdem ich noch einige Seelen gewonnen, welche unsern Erlöser im Orte seiner Herrlichkeit preisen.

Abreise von Missionären.

Abgereist sind folgende Missionäre mit folgenden Bestimmungsorten:

Den 25. Januar 1867 von Bordeaux für die Missionen von Afrika zwei Patres und ein Bruder aus der Gesellschaft des heiligen Geistes und heiligen Herzens Mariä:

Für Senegambien: der hochw. Pater Guerin, aus dem Bisthum Vannes;

Für St. Maria von Gambia: der hochw. Pater Stoll, aus dem Bisthum Straßburg; der Laienbruder Alban Creane, aus dem Bisthum Tuam (Irland).

Den 19. März 1867 auf dem Kauffahrer Peter Friedrich von Havre nach der Mission Gabon und zwei Schwestern aus der Congregation der unbefleckten Empfängniß (von Castres): die Schwestern St. Louis (Sophie Bes), aus dem Bisthum Albi, und Odile (Magdalena Gommenginger) aus dem Bisthum Straßburg.

Den 25. desselben Monats von Bordeaux nach der Mission Dakar (Senegambien), vier Schwestern aus derselben Kongregation: Karolina (Margaretha Meier), aus dem Bisthum Metz; Maria Xaveria (Margaretha Burke), aus dem Bisthum Dublin (Irland); St. Germania (Emilie Veaute), aus dem Bisthum Albi; Aloysia (Adela Bruge), aus dem Bisthum Arras.

Den gleichen Tag gleichfalls von Bordeaux nach der Mission Sierra Leone zwei Schwestern aus der Congregation von St. Joseph (von Cluny): St. Edgard (Scheridam), aus dem Bisthum Waterford und Lismore (Irland); St. Opportuna (Squiban), aus dem Bisthum Quimper.

Ein Priester und ein Laienbruder am 29. April 1867 aus dem Seminar der Afrikanischen Missionen (Lyon) von Marseille nach Dahomey: Herr Georg Sequer, aus dem Bisthum Metz; Bruder Isidor Mas, aus dem Bisthum Vich (Spanien).

Aus dem Seminar der auswärtigen Missionen von Carlow (Irland) vier Missionäre.

Nach Birmingham (England); der hochw. Pater Patrizius Holden;

Nach St. Louis (Vereinigte Staaten): die hochwst. PP. Heinrich Kelly und O'Reilly.

Nach Terre-Neuve (Neu-Bretagne): der hochw. Pater Nikolaus Roche.

Herr Lamy, Bischof von Santa-Fe (Neu-Mexiko), hat sich den 9. Mai 1867 zu Havre auf der Europa eingeschifft. Er nahm folgende Missionäre mit sich:

Herr Coubert, Sekretär des Bischofs und seit 11 Jahren beim Vikariat in Santa-Fe angestellt.

Die hochw. PP. Raphael Bianchi, aus dem Bisthum Aquila (Mittelitalien); Donat Maria Gaspari, aus dem Bisthum Troya (Mittelitalien).

Die Brüder Caso Prisco, aus dem Bisthum Nocera (Mittelitalien); Raphael Vezza, aus dem Bisthum Neapel.

Diese vier Missionäre gehören der Gesellschaft Jesu an.

Die hochw. Herren Franz Michael Stratigo aus dem Bisthum Alife (Mittelitalien); Franz Maria Paoli und Johann Paoli, aus dem Bisthum Ajaccio (Korsika); Johann August Brun, Kleriker; Anton Fourchegu, Kleriker; Johann Eugen Novert, Kleriker; Franz Felix Lestra, Seminarist, aus dem Bisthum Lyon; Joseph Luzian Remuzon, Kleriker; Ludwig Chabrier, Seminarist; Anton Lamy, Seminarist, und Joseph Lamy, aus dem Bisthum Clermont-Ferrand.

Diese fünfzehn evangelischen Arbeiter werden unterwegs folgende neue Gefährten finden: zu New-York einen Pater aus der Gesellschaft Jesu und zwei Schulbrüder; zu Loretto (Kentuky), drei Schwestern von Loretto; zu Cincinnati (Ohio), zwei barmherzige Schwestern.

Den 19. Oktober 1866 sechs belgische Religiosen aus der Gesellschaft Jesu nach Kalkutta (Indien), und vier andere, die hoch. PP. Foukault und Babouin, und die Laienbrüder Winsback und Jenusse, nach den chinesischen Missionen.

Die hochw. PP. Firmin Barbe und Sylvan Faure, beide Franzosen aus der Gesellschaft Jesu, den 19. März 1867 nach Madagaskar.

Sieben spanische Jesuiten, die hochw. PP. Alexander Saux, Carmelo Polino, Johann Quintiana, Joseph Fitella, und die Brüder Paul Bose, Ignaz Betrui und Petrus Felles den 19. April 1867 nach Manilla.

Im gleichen Monat zwei preußische Jesuiten, die hochw. PP. Braun und Haza-Radlitz nach Missouri (Vereinigte Staaten).

Den 24. Juni 1867, zwei Priester aus dem Seminar der afrikanischen Missionen (Lyon), von Liverpool nach Dahomey; es sind die Herren Philibert Emilie Courdioux von Lyon, der schon fünf Jahre in der Mission gewesen, und Johann Eugen Bouche, von Toulouse.

Das amerikaniſche Miſſionsſeminar, zur unbefleckten Empfängniß, in Löwen hat während des letzten Sommers folgende Miſſionäre in die verſchiedenen Diözeſen Nordamerikas angeſandt:

Hrn.	F. O'Flanagan	aus	der	Diözöſe	Kilmore.
„	J. Pulcher	„	„	„	Newyork.
„	J. Cooney	„	„	„	Arnagh.
„	P. Mulholland	„	„	„	Arnagh.
„	D. Crane S. P. B.	„	„		Louisville.
„	J. Flanning S. P. B.	„	„		Clogher.
„	A. Glorieux	„	„	„	Brügge.
„	J. Hauber	„	„	„	Brixen.
„	J. J. Jonckau	„	„	„	Mecheln.
„	M. Halledl	„	„	„	Brünn.
„	H. Hüſer D. D.	„	„	„	Paderborn.
„	A. Prinėm	„	„	„	Ruremonde.

Löwen 13. November 1867.

J. D. Neve, Gen.-Vic.,
Rector des Amer. Seminars.

Inhalt der Lieferung 200.

Missionen Asiens.

	Seite
China. Missionen der Gesellschaft Jesu . . .	513
Apostolisches Vikariat von Kiang-Nan . . .	516
Auszug aus einem Briefe des hochw. P. Navary, aus der Gesellschaft Jesu, an die HH. Mitglieder der Centralräthe der Glaubensverbreitung . . .	521
Apostolisches Vikariat des östlichen Petschely . . .	523
Auszug aus einem Briefe des hochw. P. Leboucq, aus der Gesellschaft Jesu, an die Herrn Centralräthe der Glaubensverbreitung	517

Missionen Afrikas.

Tunis. Apostolisches Vikariat von Tunis . . .	542

Missionen Australiens.

Seite

Westozeanien. Apostolisches Vikariat von Batavia 553

Auszug aus einem Briefe des hochwst. Herrn Vrancken, apostolischen Vikars von Batavia (Niederländisches Ostindien) an Se. Eminenz den Kardinal Barnabo, Präfekten der Propaganda in Rom 553

Apostolische Präfektur von Neu-Nursia. Geschichte der Gründung und Entwicklung einer Benediktiner-Mission unter den Wilden Australiens 567

Missionen Amerikas.

Nordamerika. Tod zwei bayr. Missionäre, des P. Carl Stießberger und P. Franz Xaver Seelos in Neu-Orleans 576

Vermischtes 582

Abreisen von Missionären 587

Inhalts-Verzeichniß des 35. Bandes.

Seite

Rechnungs-Ablage des Ludwig-Missions-Vereines in Bayern für das Jahr 1866 305

Rechnungsausweis des Werkes der Glaubensverbreitung in Lyon für das Jahr 1866 311

Abreisen von Missionären . . 202. 301. 506. 587

Missionen Asiens.

China.

Apostolisches Vikariat von Thibet. Auszug aus einem Briefe des hochwst. Hrn. Chauveau, apostolischen Vikars von Thibet, an Hrn. Rousseille, Direktor im Seminar der auswärtigen Missionen in Paris . . . 118

Brief des hochwst. Herrn Novarro, apostol. Vikars von Hou-Nan, an die HH. Centralräthe des Werkes der Glaubensverbreitung 226

Mission der spanischen Dominikaner (Fortsetzung) . . 358

Apostolisches Vikariat der Mandschurei. Brief des hochw. Herrn Verolles, apostol. Vikars, an die HH. Mitglieder der Centralräthe des Werkes der Glaubensverbreitung 417

Korea.

Brief des hochw. Herrn J. E. Ridel, apostol. Missionärs in Korea, an Herrn Libois, Generalprokurator der auswärtigen Missionen in Hong-Kong . . 68

Ausführlicher Bericht über Korea 105

Seite

Bericht über das Martyrthum des Paul O Pan-Tsi, Hyacinth Hong und Thomas Song, ausgezogen aus einem Briefe des hochw. Herrn Feron, Stellvertreter des apostolischen Vikars von Korea 373

Briefe des hochw. Herrn Feron an die Herren Direktoren des Seminars der auswärtigen Missionen in Paris 379

Missionen der Gesellschaft Jesu 513

Apostolisches Vikariat von Kiang-Nan 516

Apostolisches Vikariat des östlichen Petschely . . 523

Anam.

Ausführlicher Bericht über den Stand der Mission in Anam überhaupt (Fortsetzung) 9

Schreiben des hochw. Herrn Gauthier, apostol. Vikars des südlichen Tong-King 429

Indien.

Apostolisches Vikariat des westlichen Bengalen . . 44

Ceylan 57

Apostolisches Vikariat von Jaffna. Brief des hochw. P. Bonjean, Oblaten der unbefleckten Empfängniß an die HH. Präsidenten und Mitglieder der Centralräthe des Werkes der Glaubensverbreitung 121

Bericht der Oberin der engl. Fräulein in Allahabad in Indien, Frau M. Angela Hoffmann, an Se. Excellenz den hochwst. Herrn Erzbischof Gregor von München-Freising 136

Missionen Afrikas.

Kabylien.

Religiöse Bewegung unter den Kabylen 91

Apostolische Präfektur von Zanguebar 146

Auszug aus Briefen mehrerer Missionäre an den hochw. P. Schwindenhammer, Generaloberen der Gesellschaft des heil. Geistes und Unbefleckten Herzens Mariä 158

Dahomey.

Apostolisches Vikariat von Dahomey 234

Seite

Brief des hochw. Herrn J. Borghero, Vorstehers der Mission von Dahomey, an Herrn A. Planque, Generalvorsteher des Seminars der afrikanischen Missionen 235. 385

Apostolisches Vikariat von Tunis 435

Kongo 456

Madagaskar 459

Osterinseln 463

Algier 464

Missionen Amerikas.

Apostolisches Vikariat von Leavenworth-City (Kansas). . 167

Schreiben des Hrn. Defouri, General-Vikars von Kansas, an die HH. Mitglieder der Centralräthe des Werkes der Glaubensverbreitung 169

Jahresbericht des hochw. Hrn. Missionärs P. Franz Xaver Wenninger, S J., erstattet an die Central-Direktion des Ludwig-Missions-Vereins in München über die von ihm im Jahre 1866 in den vereinigten Staaten Nordamerikas abgehaltenen Missionen 179

Gründung eines Carmelitenklosters in Nordamerika . 294

Ein Schreiben des II. Provincialconcils in Baltimore an die Herren Direktoren des Werkes der Glaubensverbreitung in Lyon 294

Missionsbericht aus Oregon an den hochw. Herrn Rector des amerikanischen Seminars in Löwen De Neve 297. 488

Brief des hochw. Herrn Missionärs S. Busche in Lapeer, an den hochw. Herrn De Neve, Rektor des amerik. Seminars in Löwen 410

Englische und dänische Antillen. Bisthum Roseau . . 465

Auszüge aus einem Briefe des hochw. Herrn Poirier, Bischof von Roseau, an die Mitglieder des Centralrathes des Werkes der Glaubensverbreitung . . . 466

Bisthum Santa-Fe. Brief des hochwst. Herrn J. B. Lomy, Bischof von Santa-Fe an den Centralrath des Werkes der Glaubensverbreitung 479

Tod zwei bayr. Missionäre, des P. Carl Stießberger und P. Franz Xaver Seelos in Neu-Orleans . . . 576

Seite

Missionen Australiens.

Apostolisches Vikariat von Mangareva, Tahiti und Pomotu. Brief des hochw. Herrn Pachomius Olivier, Vice-Provinzial der Congregation der heiligen Herzen Jesu und Mariä in Valparaiso (Chili), an den hochw. Herrn P. Euthymus Rouchouze, Generalvorsteher derselben Congregation in Paris 402

Apostolisches Vikariat von Central-Oceanien . . . 251

Westozeanien.

Apostolisches Vikariat von Batavia 553

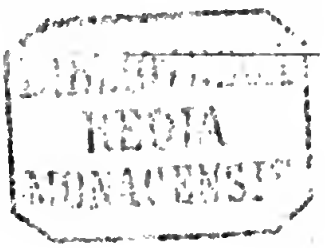
Apostolische Präfektur von Neu-Nursia. Geschichte der Gründung und Entwicklung einer Benediktiner-Mission unter den Wilden Australiens 567

Brief des hochw. P. Elloy, Coadjutor des hochwst. Herrn Bataillon, an den hochwst. P. Favre, Generalobern der Gesellschaft Mariä 252

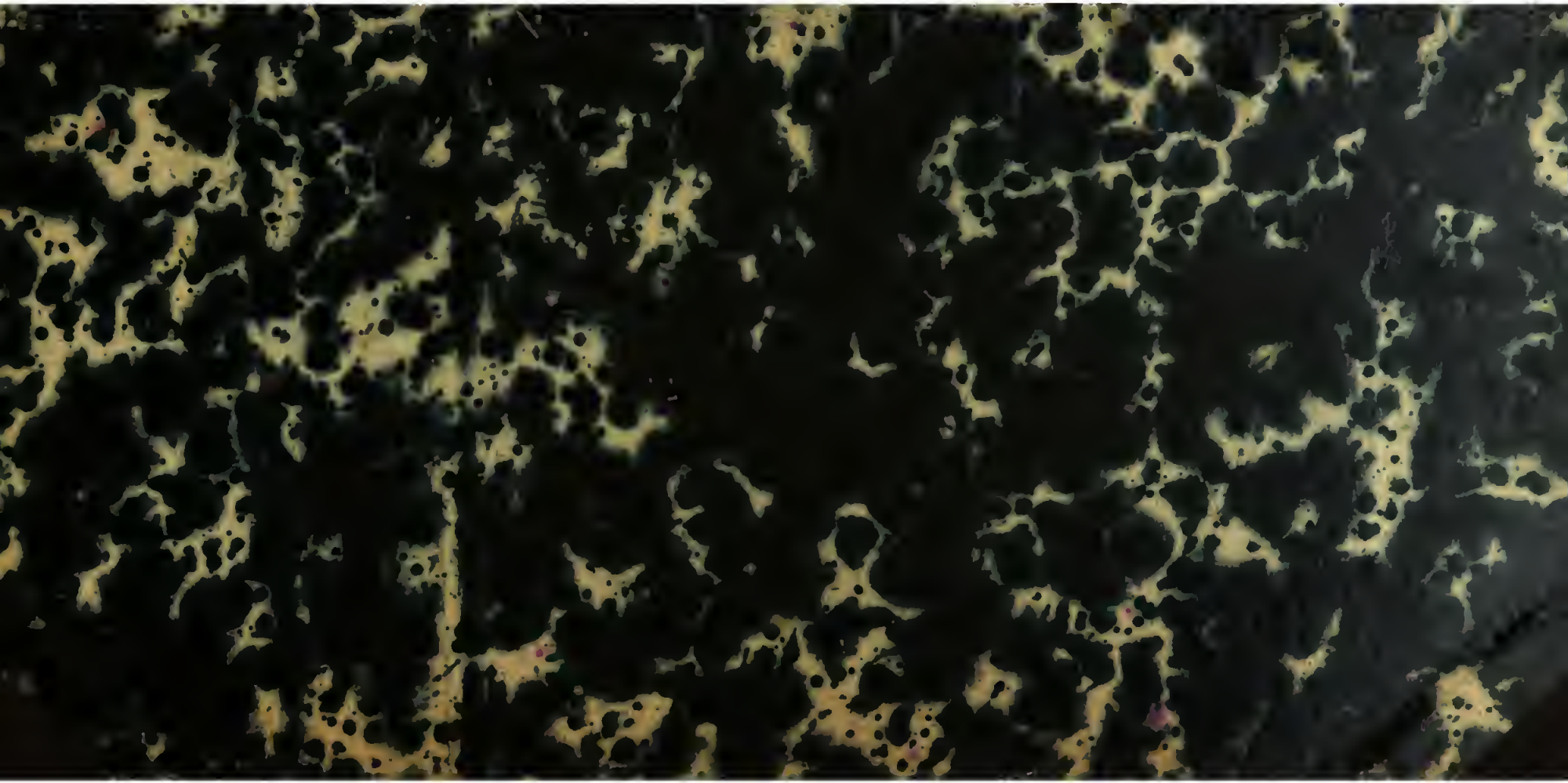
Ergänzungen zu diesem Bericht aus den letzten Jahresberichten der Gesellschaft Mariä und aus Briefen einzelner Missionäre 267

Schreiben des hochw. Herrn P. Joh. Nep. Hinteröcker aus der Gesellschaft Jesu, apostol. Missionärs in Sevenhill in Südaustralien, an die Central-Direktion des Ludwig-Missions-Vereines in München . . . 272

Verschiedenes 506. 582



alle Ablässe gewinnen

BUCHBINDEREI
MÜNCHEN

Digitized by Google